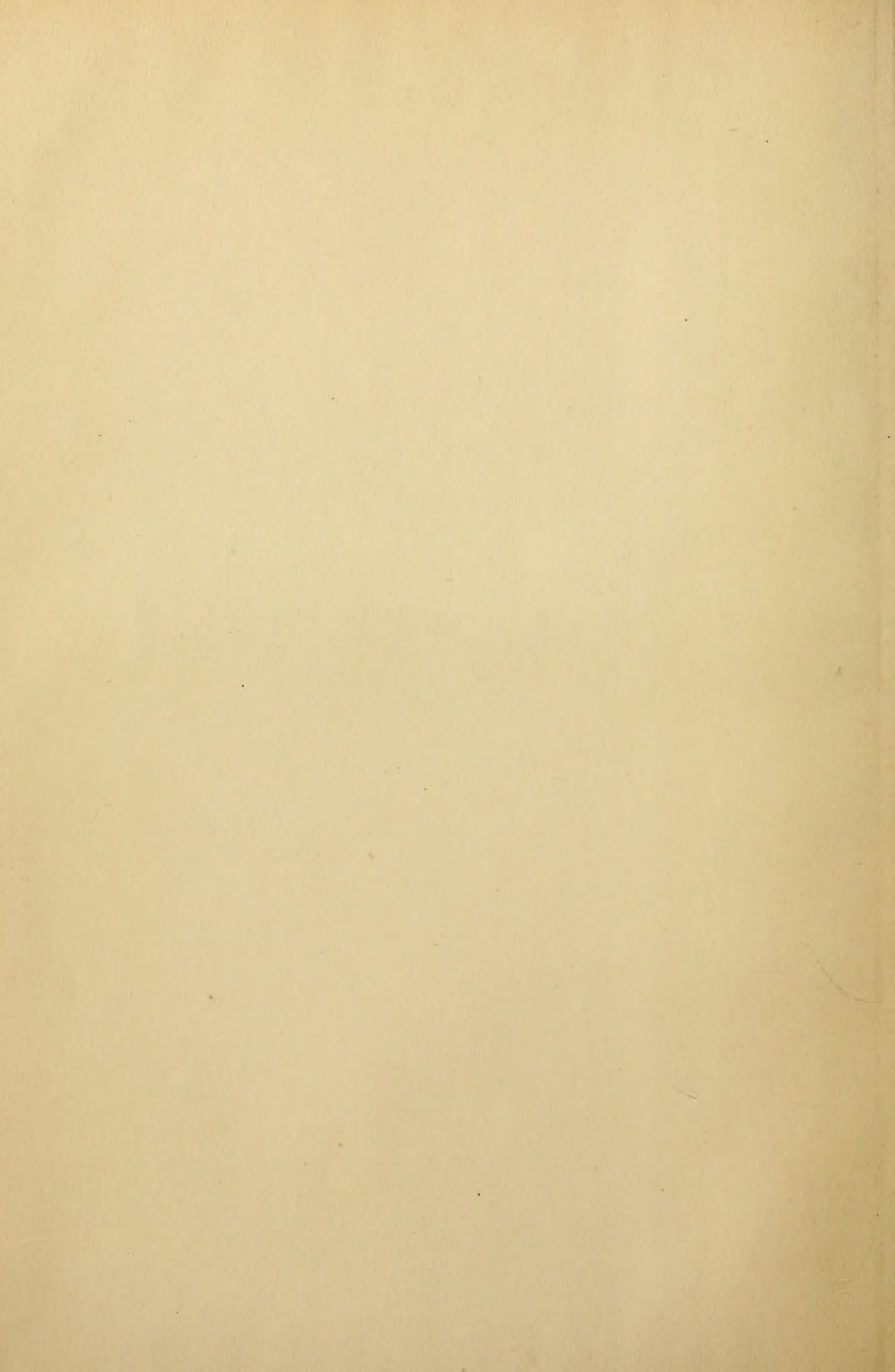












# Zeitschrift

für

# französische Sprache und Litteratur

begründet von

**Dr. G. Kœrting**
Professor a. d. Universität z. Kiel

und

**Dr. E. Koschwitz**
weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

**Dr. D. Behrens,**
Professor an der Universität zu Giessen.

**Band XXXVII.**



**Chemnitz und Leipzig.**
Verlag von Wilhelm Gronau.



# Zeitschrift

für

# französische Sprache und Litteratur

begründet von

**Dr. G. Kœrting** und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

**Dr. D. Behrens,**
Professor an der Universität zu Giessen.

**Band XXXVII.**
**Abhandlungen.**

**Chemnitz und Leipzig.**
Verlag von Wilhelm Gronau.



# INHALT.

## Abhandlungen.







# Die vornehme französische Frau des XVIII. Jahrhunderts nach den „Proverbes dramatiques“ Carmontelle's.

## Vorbemerkung.

### Ursprung und Wesen der Proverbes dramatiques.

Der Name *Proverbe dramatique* ist wohl jedem bekannt, der sich auch nur einigermaßen mit der französischen Literatur beschäftigt hat; man denkt dabei unwillkürlich an die reizenden Einakter Alfred de Musset's, der diese Dichtungsgattung weit über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt und berühmt gemacht hat. In den Jahren 1830 bis 1851 ließ er in der *Revue des Deux Mondes* die besten seiner *Proverbes dramatiques* erscheinen und manche dieser kleinen Konversationsstücke sind vollendete Muster französischer Salonunterhaltung. In Musset hat diese Literaturgattung ihren bedeutendsten, aber auch letzten großen Vertreter gefunden; was manche seiner Schöpfungen so wertvoll macht, fehlt bei manchen seiner Vorgänger fast vollständig und die ersten Erzeugnisse dieser Art haben mit den Werken des Meisters nicht viel mehr gemeinsam als den Namen.

Über die Entstehung der *Proverbes dramatiques* ist man bis heute zu keinem abschließenden Urteil gelangt. Der erste in Deutschland, der diese Frage wissenschaftlich erörterte, ist meines Wissens Richard Werner in Berlin. Die Ergebnisse seiner Untersuchung habe ich, soweit es mir tunlich schien, im folgenden benützt.

Was zunächst die Entstehungszeit der dramatischen Sprichwörter anlangt, so läßt der Artikel im „*Nouveau Larousse*“ diese Dichtungsart bis in die Zeit Ludwigs XIII. hinaufgehen und erwähnt auch die Stücke, welche Frau von Maintenon für die Damen von Saint-Cyr schrieb, als hierher gehörig. Für die letztere Annahme konnte Werner keine Belege finden und er glaubt, daß es sich dabei um eine Verwechslung mit den „*Loisirs*“ der genannten Dame handle, die ebenfalls in dialogischer Form abgefaßt sind.[1])

[1]) Werner p. 5, Anm. 1.

In der Vorrede zur Ausgabe der „*Proverbes et Comédies posthumes*“ vom Jahre 1825 sagt die Gräfin Genlis, daß schon „*très longtemps avant Carmontelle*“ eine gewisse Frau Durand eine kleine Sammlung von *Proverbes dramatiques* habe drucken lassen, die aber bald wieder in Vergessenheit kamen, da sie sehr abgeschmackt waren.[2]) Werner führt diese Stelle auch an; für ihn ist das „*très longtemps*“ ebenso unklar wie belanglos. Allein mit Hilfe der „*Bibliographie Universelle*“ können wir diesen Zeitpunkt genau feststellen; es heißt dort nämlich, daß die Werke der Madame Durand im Jahre 1737 in Paris in 6 Bänden veröffentlicht worden seien; das ebendort aufgeführte Verzeichnis gibt unter No. 7 an: „*Mélanges de poésies et onze comédies proverbes.*“ Diese letzteren elf *comédies proverbes* dürfte wohl Frau von Genlis im Auge gehabt haben. Auf dem Britischen Museum in London sind die „*Oeuvres de Madame Durand*“ in 6 Bänden (Paris 1737) unter der Signatur „12238 e“ vorhanden. Es wäre mir interessant gewesen, den Inhalt dieser Stücke kennen zu lernen, um zu sehen, ob sie nicht doch irgend welche Ähnlichkeit mit den *Proverbes* Carmontelle's hätten; allein trotz der eifrigsten Nachforschungen konnte ich das Werk auf keiner der deutschen Bibliotheken finden. Einen Auszug davon, betitelt „*Oeuvres mêlées de Madame Durand*“ (Paris 1737), der sich auf der Kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden befindet, hatte ich in Händen; allein derselbe enthält nicht eines von den elf *Proverbes* und so mußte ich es aufgeben, dieser Frage näher zu treten.

Gleich diesen Stücken der Frau Durand rechnet Werner auch alle anderen Erscheinungen gleichen Namens vor Carmontelle nicht unter die eigentlichen *Proverbes dramatiques.* Der Name *Proverbe dramatique* war schon vorher sehr verbreitet; es gab schon früher Stücke, deren Titel ein Sprichwort bildete, aber das waren nach Werner nur zufällige Erscheinungen, die mit den eigentlichen dramatischen Sprichwörtern nichts gemeinsam hatten.[3]) Er weist dies nach an den „*Oeuvres dramatiques*“ eines M. de Moissy, die 1773 in Berlin erschienen. Dieser Dichter gehört nicht unter die dramatischen, sondern unter die didaktischen Schriftsteller, denn der Hauptzweck seiner Stücke ist die Moral. Dasselbe gilt von einer anderen Sammlung „*Nouveaux proverbes dramatiques par Monsieur G...*“ (Paris 1784), wo der Verfasser selbst von seinem Werke sagt, es sei „*un ouvrage dont le principal but est de porter la jeunesse à la vertu et de l'instruire en l'amusant*“.[4])

Aus diesen Beispielen mag man ersehen, was damals alles unter dem Namen *Proverbe dramatique* ging und wie schwierig

[2]) *Prov. et Com.* tome I, p. III, note.
[3]) Werner, p. 4, Anm. 1.
[4]) Werner, p. 6 und 7.

es ist, die Entstehungszeit dieser interessanten Literaturgattung genau festzustellen Dies ist auch gar nicht so wichtig; sicher ist, daß Carmontelle der erste war, der als Verfasser von dramatischen Sprichwörtern einen großen Ruf erlangte und dieselben so in die Mode brachte, daß es bald kaum mehr eine Salonbühne gab, auf der man nicht das eine oder andere seiner Stücke aufführte. Sainte-Beuve nennt ihn „*le grand créateur du genre*“[5]) und in dem Artikel über Carmontelle im „*Nouveau Larousse*“ heißt es: „*Carmontelle fut, à proprement parler, le créateur de ce genre.*“ An einer Stelle seiner „*Correspondance littéraire*“, wo er sich mit den Werken Carmontelle's befaßt, sagt Baron Grimm: „*Il était le premier qui publiât des Proverbes dramatiques.*“[6]) Lindau erwähnt in seiner Biographie Alfred de Musset's Carmontelle als dessen einzigen Vorläufer,[7]) was allerdings nicht ganz richtig ist.[8])

Auch bezüglich der Herkunft der dramatischen Sprichwörter gehen die Ansichten auseinander. Früher war man geneigt, ihre Vorbilder in den Adagia der Römer zu erblicken und so bringt auch der Herausgeber der zweiten Auflage der *Proverbes dramatiques* Carmontelle's, in einem Anhang eine Abhandlung „*Table explicative de l'origine et du sens des Proverbes contenus dans l'ouvrage, de leur concordance avec les adages latins, espagnols et italiens, qui présentent le même sens moral*“, in welchem er den erwähnten Zusammenhang herzustellen versucht. Da aber der Hauptzweck dieser Adagia, wie schon das Wort sagt, ein moralischer ist, so müßten auch die *Proverbes dramatiques* in erster Linie eine didaktische Tendenz haben. Dies ist aber, soweit wenigstens die Stücke Carmontelle's in Betracht kommen, nicht der Fall. Die gleichfalls versuchte Zurückführung dieser Dichtungsart auf die εἰδύλλια der Griechen und die Atellanen der Römer glaubt Werner mit dem früher so großen Bestreben der Franzosen, sich als die echten und alleinigen Nachkommen der klassischen Nationen zu betrachten, erklären zu können.[9])

Wir dürfen also wohl annehmen, daß Frankreich die Heimat dieser Literaturgattung ist, wie diese ja auch fast ausschließlich hier ihre Pflege fand. Ob und inwieweit ein Zusammenhang zwischen den dramatischen Sprichwörtern und der italienischen *Commedia dell'arte* besteht, werde ich später zu untersuchen haben. Im folgenden seien zwei Zeugnisse angeführt, die sich speziell auf die Dichtungen Carmontelle's beziehen und Frankreich

[5]) *Caus. du Lundi*, III, 536.
[6]) Werner, p. 8.
[7]) ibid.
[8]) Zum mindesten müßte noch Théodore Leclecrq (1777—1851) erwähnt werden.
[9]) Werner, p. 4.

als Entstehungsort der *Proverbes dramatiques* angeben; wir erfahren aus ihnen zugleich die Gründe für deren Entstehen.

In der Vorrede zu den „*Proverbes et Comédies posthumes*" sagt Frau von Genlis, daß der Herzog von Orléans, bei welchem Carmontelle die Stelle eines Vorlesers bekleidete, diesen eines Tages aufgefordert habe, eine Rolle in einem Stücke zu übernehmen, das man demnächst aufführen wollte. Carmontelle lehnte dies ab mit der Begründung, daß er eine auswendig gelernte Rolle nicht mit der notwendigen Natürlichkeit spielen könnte; dagegen erbot er sich, kleine improvisierte Stücke zu schreiben, bei denen nur der Gang der Handlung skizziert und der Erfindungsgabe der darstellenden Personen der größte Spielraum gelassen war. Carmontelle trat selbst häufig in diesen kleinen Stücken auf und spielte gewisse Rollen sehr gut, „was um so schwieriger war, als das französische Theater dafür keine Vorbilder bot". „Auf diese Weise, fügt sie hinzu, brachte er die *Proverbes dramatiques* in die Mode und schließlich ließ er die seinigen drucken."[10])

Dem französischen Theater waren derartige improvisierte Stücke fremd, nicht aber dem französischen Publikum. Heinrich III. hatte die Truppe der Gelosi nach Frankreich kommen lassen und schon zur Zeit, da Molière noch ein Knabe war, erfreuten sich die Vorstellungen der italienischen Commedia a soggetto einer großen Beliebtheit. Die Stücke, welche die Italiener in Paris aufführten, waren lustige Harlekinaden, in denen nur der Gang der Handlung fixiert war. Die Schauspieler erfanden den Dialog. „Es war dies, sagt Schneegans, nicht so schwer, wie es auf den ersten Blick erscheint, denn die in jeder Komödie auftretenden Personen waren stehende Typen. Jede Provinz, jede Stadt Italiens hatte ihren Typus geliefert. So stammte aus dem gelehrten Bologna der pedantische, eitle, in lateinischen Phrasen sich ergehende Dottore, das handeltreibende Venedig lieferte den alten, großartig tuenden, bald knauserig sparsamen, bald galanten, aber stets hintergangenen Pantalone. Spanien lieferte den Capitano usw. Doch diese Schauspieler waren nicht bloß Improvisatoren von Witz; sie waren auch Mimen und Gymnasten ersten Ranges. Sprünge, Purzelbäume, Pirouetten aller Art, Schläge, Prügel, Ohrfeigen, Fußtritte machten bei diesen Aufführungen häufig den Hauptspaß aus".[11]) Diese improvisierten Possen, — Gaspary nennt sie Commedia dell'arte,[12]) — mögen ja, was die Improvisation anlangt, Carmontelle als Vorbilder gedient haben, allein bezüglich des Inhalts dürften

[10]) *Prov. et Com.*, tome I, p. III et IV.
[11]) H. Schneegans, *Molière* S. 29.
[12]) Gaspary, *Geschichte der italienischen Literatur*, Band II, S. 633 ff.

die *Proverbes* Carmontelle's hoch über jenen Schöpfungen des italienischen Theaters gestanden haben.

Die beste und jedenfalls auch zutreffendste Erklärung für die Entstehung der dramatischen Sprichwörter gibt das Vorwort des unbekannten[13]) Herausgebers der „*Nouveaux Proverbes dramatiques*" vom Jahre 1811. Bei der Wiedergabe dieser Stelle muß ich etwas weiter ausholen und einiges über das Gesellschaftstheater selbst sagen; um aber einen Vergleich mit den folgenden Ausführungen zu ermöglichen, lasse ich den Wortlaut des Originals unten folgen.[14])

[13]) Jn dem Avertissement zur Ausgabe der „*Nouveaux Proverbes dramatiques*" vom Jahre 1811 heißt es u. a.:

„*Le fond de ces petites pièces est en général très léger: tantôt c'est une anecdote, une historiette plaisante, mise en action; tantôt c'est une situation imaginée qui met en jeu quelque innocent ridicule de caractère, et plus souvent de manière, de langage, de profession ou de circonstance. Il n'y faut point chercher un noeud bien formé, ni en conséquence un dénoûment d'effet. Ce n'est point une combinaison dramatique, que Carmontelle étale sous vos yeux, c'est un coin de la société qu'il vous fait remarquer, c'est une aventure, une conversation de salon, de boudoir, de boutique, de spectacle, de promenade ou de tout autre lieu public, à laquelle il vous fait assister. Ce qu'il a vu et entendu, il le répète avec la fidélité d'un miroir et d'un écho.*"

Die gesperrt gedruckten Partien der angeführten Stelle finden sich wörtlich auch in dem Artikel über Carmontelle in der *Bibliographie Universelle*, und es heißt hier, daß diese Worte von Auger herrühren. Unter den verschiedenen Trägern dieses Namens kann hier nur Louis-Simon Auger in Betracht kommen, über den es im Larousse heißt:

*Auger (Louis-Simon), critique et littérateur, né à Paris en 1772, mort en 1829. Il collabora à un grand nombre de recueils et de journaux, et publia divers écrits, dont les principaux ont paru sous le titre de „Mélanges philosophiques et littéraires" (1828). Sous la Restauration, il entra à l'Académie française par ordonnance royale, et en devint secrétaire perpétuel. Atteint d'une maladie nerveuse, il disparut un jour de son domicile et se noya dans la Seine.*

Es sind nun zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder ist Auger selbst der Herausgeber der „*Nouveaux Proverbes dramatiques*", oder der uns unbekannte Herausgeber hat diese Kritik von Auger in seiner Vorrede verwertet. Welcher dieser beiden Fälle hier vorliegt, vermag ich nicht zu sagen.

[14]) „*Les premiers Proverbes de Carmontelle parurent, il y a plus de quarante ans, à une époque où la comédie était, comme aujourd'hui, le plaisir à la mode, et où les théâtres de société s'élevaient de toute part. On n'avait pas été longtemps à s'apercevoir que ces petits théâtres ne pouvaient s'accommoder des pièces de la Comédie française; que, pour bien jouer ces grands ouvrages, il ne suffisait pas d'avoir retenu quelques inflexions et quelques gestes des acteurs en réputation, et qu'aux yeux d'un parterre, plus poli que l'autre, mais plus malin et plus disposé encore à punir les prétentions ridicules, on était nécessairement écrasé par le souvenir sans cesse renouvelé du jeu des comédiens de profession. Pour échapper à ces comparaisons mortifiantes, il n'y avait qu'un seul moyen, c'était de se composer un répertoire particulier de petites pièces*

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein eine Geschichte des Gesellschaftstheaters in Frankreich zu geben; ich verweise hierfür auf das Werk von Du Bled „*La Comédie de Société au XVIII*$^{e}$ *siècle*", dem ich auch einige Angaben entnehme.

Die Anfänge des Gesellschaftstheaters reichen zurück bis in die Zeit Ludwigs XIII., wo der Kardinal Richelieu und die Marquise von Rambouillet sich schon schauspielerisch betätigten.[15]) Als dem Adel durch Richelieu jeglicher Einfluß auf die Regierung entzogen wurde, blieben ihm doch alle hohen und einträglichen Stellen in Staat und Kirche vorbehalten. Die vornehme Gesellschaft des 18. Jahrhunderts bestand in ihrem überwiegenden Teile aus einem glänzenden Schwarm von Männern und Frauen, die kein anderes Interesse als das Vergnügen kannten und die von Genuß zu Genuß taumelten. Diese Gesellschaft, in der die Kunst des „*savoir-vivre*" höchstes Lebensprinzip war, suchte sich gegenseitig an Prunk und Luxus zu überbieten, und Lotheissen sagt von dem Leben dieser Aristokraten, daß es „eine einzige große Komödie" gewesen sei.[16])

In einer derartigen Gesellschaft erfreute sich begreiflicherweise das Theater einer ganz besonderen Beliebtheit; neben den großen Pariser Theatern kam das Gesellschaftstheater immer mehr in Blüte. Die heißen Sommermonate verbrachte die vornehme Gesellschaft auf ihren Landsitzen; neben anderen Entbehrungen, die der verwöhnte Pariser auf dem Lande schmerzlich empfand, machte sich vor allem der Mangel einer Bühne geltend. Was lag da näher als sich für diesen Mangel dadurch zu entschädigen, daß man selbst zum Schauspieler wurde und die Stücke, die man so oft auf den Bühnen der Hauptstadt hatte darstellen sehen, mit seinen Freunden und Bekannten aufführte? Verschiedene Prinzen und hohe Herren, wie die Herzöge von Clermont und von Orléans, welche das ganze Jahr über auf ihren Schlössern lebten, hatten ihre ständige Bühne. Saint-Simon erzählt in seinen Memoiren (année 1705 chap. 17), daß die Herzogin von Maine eine wahre Leidenschaft für das Theater gehabt habe. In Chatenay, Clagny und Sceaux sei sie aufgetreten und habe großen Beifall geerntet. Voltaire schreibt 1752 von

*faciles à apprendre et à jouer, où le talent naturel des acteurs de société pût se developper librement; où les torts de la mémoire, les fautes de l'inexpérience, l'inégalité des moyens, et le défaut d'ensemble nuisissent moins à l'agrément de la représentation; enfin où il fût permis, sans trop s'exposer au ridicule, de montrer autant et aussi peu de dispositions naturelles et acquises qu'on pourrait avoir. Comme ces pièces de peu d'étendue ne devaient pas comporter un puissant intérêt dramatique, il fallait encore qu'elles fussent en assez grand nombre pour que chacune d'elles ne reparût pas avant d'avoir été presque oubliée.*"
(Avertissement zu „Nouveaux Proverbes dramatiques", p. V et VI.)

[15]) Du Bled, *Soc. franç.* p. 32.

[16]) Lotheissen, *Zur Sittengeschichte Frankreichs.*

der damals 76jährigen Herzogin: „Wenn sie einmal krank ist, so soll man, anstatt ihr die letzte Ölung zu geben, ein schönes Theaterstück vor ihr aufführen".[17])

Auch am Hofe in Versailles spielte man Theater: „*Il y a aussi à Versailles, les lundis, la comédie du Roi, où le roi joue, Mesdames de France, des dames de la Cour, les princes et des seigneurs, et madame la marquise de Pompadour pour qui elle se fait, parce qu'elle joue et déclame parfaitement bien*".[18]) An einer anderen Stelle sagt Barbier: „Die Marquise Pompadour spielt sehr gut; deshalb führen auch zu Versailles der König, die Prinzessinnen, Frau von Pompadour, Damen und Herren des Hofstaates Lustspiele auf." „Dieses Vergnügen, fügt er hinzu, ist auch sonst in Paris sehr in der Mode."[19]) Bekannt sind auch wegen ihrer Pracht die „*fêtes de costume*", welche Marie Antoinette, die Gemahlin Ludwigs XVI., in Trianon veranstaltete.

Wie schon die obige Bemerkung Barbiers ersehen läßt, blieb das Gesellschaftstheater nicht lange auf die höchsten Kreise beschränkt. Bald gab es keinen Salon mehr, in dem man nicht schauspielerte und zu einer Zeit zählte man in Paris 160 „*théâtres particuliers.*"[20]) Lenient sagt: „*Il était alors de la fureur des comédies ce qu'il en était de celle des portraits au temps de Mademoiselle de Montpensier ou de Mademoiselle de Scudéry.*"[21]) „*C'est une fureur, une folie que le théâtre de société dans la seconde moitié du XVIII^e^ siècle. Le goût de jouer la comédie gagne toutes les classes.*"[22]) Auch Du Bled bestätigt diese rasche Verbreitung des Gesellschaftstheaters: „*Le goût de la comédie de salon devint insensiblement une passion, une fureur universelle, pénétrant tous les ordres de la nation, à tel point que ce talent fait en quelque sorte partie intégrante de l'éducation*"[23]) Man war damals wirklich so weit gekommen im Gesellschaftstheater ein Bildungsmittel für die Jugend zu erblicken; so schrieb auch die Gräfin von Genlis eine Anzahl Stücke für Kinder. Wie allgemein verbreitet die Sucht des Theaterspielens damals war, mag folgende Tatsache zeigen: ein Mönch schreibt dem Dichter Collé, daß er und einige seiner Mitbrüder die Absicht hätten, die „*Partie de chasse de Henri IV*" aufzuführen, „ohne Vorwissen der Heuchler und beschränkten Köpfe."[24])

Was nun die Stücke betrifft, die auf den Gesellschaftsbühnen aufgeführt wurden, so ist es natürlich, daß man zuerst Stücke

[17]) *Caus. du Lundi*, III, 219.
[18]) Barbier, IV, 231.
[19]) Barbier, IV, 279.
[20]) Du Bled, *Com. Soc.* p. 2.
[21]) Lenient, Band II, S. 2.
[22]) Gonc., p. 13.
[23]) Du Bled, *Com. Soc.* p. 1 und 2.
[24]) Lotheissen, p. 2.

hernahm, die in der Comédie und den sonstigen großen Theatern gegeben wurden. Dabei hatte man ja den großen Vorteil, daß man Schauspieler von Beruf zu Vorbildern hatte. Diese möglichst getreu nachzuahmen war das Bestreben der adligen Dilettanten und manche Dame, die ihren Ehrgeiz darein setzte auf der Bühne wirklich etwas Gutes zu leisten, studierte ihre Rollen mit Berufsschauspielerinnen ein. Es läßt sich wohl denken, daß man bei der vielen Mühe, die man sich oft gab, einer guten Theateraufführung bisweilen ziemlich nahe kam; allein in der Regel mußte der Vergleich zwischen einer Vorstellung im Theater und einer solchen im Salon naturgemäß zum Nachteile der letzteren ausfallen, denn nur selten dürften sich diese Dilettanten so in ihre Rollen hineingelebt haben wie ein Schauspieler auch nur zweiter oder dritter Güte. Das Publikum dieser Salonaufführungen war zwar weniger zahlreich als in einem öffentlichen Theater, dafür aber gewählter und viel mehr zur Kritik geneigt. Dazu mochten persönliche Momente kommen, die an der einen oder andern der auftretenden Personen kleine Fehler und Lächerlichkeiten um so stärker hervortreten ließen. Der Vergleich mit dem Theater lag jeden Augenblick nahe und es mußte komisch wirken, wenn ein Darsteller diese oder jene Geste eines gefeierten Schauspielers vortrefflich nachahmte, im übrigen aber seiner Rolle nicht gewachsen war.

Noch ein weiterer wichtiger Faktor kam hinzu um die Aufführung größerer Stücke im Salon zu erschweren. Ohne ein gutes Auswendiglernen war eine auch nur leidliche Wiedergabe der oft sehr umfangreichen Rollen schlechterdings unmöglich. Nun war aber, wie wir später sehen werden, der Tag der vornehmen Damen und Herren mit gesellschaftlichen Verpflichtungen so ausgefüllt, daß ihnen nicht die Zeit zu einer täglichen mehrstündigen Geistesarbeit verblieb, wie sie das Auswendiglernen der Rollen erheischt hätte.

Diese verschiedenen Umstände verleideten der Gesellschaft nach und nach den Geschmack an der Aufführung umfangreicher Stücke und legten den Gedanken nahe, sich ein eigenes Repertoir für die Salonbühnen zu schaffen. Diese neuen Theaterstücke mußten verschiedene Eigenschaften haben: sie mußten kurz und infolgedessen leicht zu lernen sein, ihre Aufführung durfte keine großen Anforderungen an die Bühnentechnik stellen; sie mußten so angelegt sein, daß kleinere Mängel und Ungenauigkeiten, wie sie sich aus der Ungeübtheit der Darsteller vielfach ergaben, den Gesamteindruck nicht allzu sehr gefährden konnten; dazu war vor allem nötig, daß man sich nicht sklavisch an den Text zu halten brauchte, daß vielmehr dem Talent der einzelnen Darsteller ein ziemlicher Spielraum gelassen war.

Soweit es nun möglich war, all diesen Anforderungen zugleich gerecht zu werden, geschah dies in den Proverbes dramatiques. Betrachten wir zunächst die Definition, welche Sainte-Beuve von dieser Dichtungsart gibt:

„*Le Proverbe dramatique à l'origine et dans le véritable esprit du genre, c'était une scène ou plusieurs scènes qu'on écrivait ou que souvent on improvisait entre soi et sur un simple canevas, et qui renfermait un petit secret. Ce secret était le mot même du Proverbe, mot qui etait enveloppé dans l'action et qu'il s'agissait de deviner.*“[25])

Verschiedene für das Wesen der dramatischen Sprichwörter charakteristische Ausdrücke dieser Definition erfordern eine nähere Betrachtung. Der Umfang der Stücke ist nicht bedeutend: einige, oft nur eine einzige Szene. Bei dieser Kürze ist es möglich, daß z. B. die vier Bände der *Proverbes dramatiques* nicht weniger als 103 Stücke enthalten.

Sodann ist das „*improviser*“ wichtig; der Darsteller ist nicht an den Text seiner Vorlage gebunden — oft ist ein solcher gar nicht vorhanden —, sondern er kann nach Belieben hinzufügen oder weglassen, hier ein geistreiches Wort einflechten und dort durch einen witzigen Einfall glänzen. Wie Carmontelle die Improvisation auffaßt, sagt er selbst in einer „*Lettre de l'Auteur à Madame de * * **“, welche in der Ausgabe der „*Proverbes dramatiques*“ enthalten ist; es heißt dort: „*Quand le proverbe est composé d'un certain nombre de scènes, il n'y a pas de mal de faire un canevas dans sa tête ou par écrit; c'est ce que les Italiens appellent „scennario“. On le divise par scènes, et l'on y explique ce qui fait le fond de chaque scène. C'était de ces espèces de canevas, madame, que j'avais projeté de vous envoyer, j'en avais ramassé beaucoup, et je me promettais d'en faire aussi d'après plusieurs idées qui me sont venues. Après avoir fait un certain nombre de ces canevas, je les ai trouvés froids et peu propres à vous amuser. J'ai essayé de les dialoguer, pour vous donner des idées plus complètes de la manière dont il faut jouer les proverbes.*“

Dafür, wie aus einem und demselben Grundgedanken zwei verschiedene Stücke werden, bieten uns die *Proverbes* Carmontelle's ein Beispiel. „*La marchande de cerises*“[26]) und „*La foire Saint-Germain*“[27]) behandeln beide den nämlichen Stoff: ein Offizier sucht einem Bürgersmädchen einen Liebesbrief zuzustecken und lenkt mit Hilfe einer Kirschenverkäuferin die Aufmerksamkeit der Mutter von seinem heimlichen Tun ab. Während nun das erste Stück diesen Vorgang ziemlich kurz darstellt, ist in das zweite eine sehr anschauliche Schilderung eines Jahrmarktes verflochten, wodurch sich der Umfang mehr als verdoppelt.

[25]) *Caus. du Lundi*, III, 536.
[26]) *Prov.* No. 73.
[27]) *Nouv. Prov.* tome I, No. 12.

Die Unterhaltung — von einer Handlung kann man in vielen Fällen nicht reden, — dreht sich meist um etwas recht Unbedeutendes; irgend eine Lächerlichkeit in dem Charakter einer Person, Gespräche im Theater oder im Salon, ein harmloses Abenteuer oder irgend eine Tagesneuigkeit geben den Stoff zu diesen kleinen Konversationsstücken.

Was endlich das *proverbe* oder, wie Saint-Beuve es nennt, das *secret* anlangt, das dem Stück zugrunde liegt, so sagt Carmontelle hierüber in der schon erwähnten „*Lettre de l'Auteur*": „*Le mot du proverbe doit être enveloppé dans l'action, de manière que si les spectateurs ne le devinent pas, il faut, lorsqu'on le leur dit, qu'ils s'écrient: ah! c'est vrai: comme lorsqu'on dit le mot d'une énigme que l'on n'a pu trouver.*" Das in dem Stücke verborgene Sprichwort hatte wohl hauptsächlich den Zweck, das Interesse zu erhöhen; später bekam davon die ganze Dichtungsgattung ihren Namen.

Dies sind in Kürze die wesentlichen Eigenschaften der *Proverbes dramatiques*; bei dem Mangel an passenden Stücken mußte sich diese Dichtungsart bald großer Beliebtheit erfreuen. Dies war bei dem Werke Carmontelle's auch tatsächlich der Fall und die Beurteilung, welche dasselbe bei der Mit- und Nachwelt fand, ist für den Verfasser ungemein schmeichelhaft. Baron Grimm urteilt darüber in seiner „*Correspondance littéraire*": „*Il a de la vérité dans ses caractères et du naturel dans son dialogue; il saisit bien les ridicules et il a assez de causticité dans l'esprit pour les bien rendre.*" Das „*Dictionnaire biographique*" von Chaudon und Delandine ist voll des Lobes: „*Ce sont de petits drames remplis d'intérêt, de finesse, d'esprit d'observation et d'aperçus moraux.*" Robert Falk sagt in seinem Buche „*Zur Geschichte des Liebhabertheaters*" in bezug auf Carmontelle: „Mehr als hundert kleine Stücke hat er uns hinterlassen, alle voller Esprit und Witz.[28])

Werner bedauert, diesem allgemeinen Lobe nicht beipflichten zu können. Er glaubt, daß Carmontelle's dramatische Sprichwörter auch recht mäßigen Anforderungen nicht gerecht zu werden vermögen; besonders die Hauptsammlung „*Proverbes dramatiques*" bezeichnet er als ganz wertlos: „Die meisten der gewöhnlich nur wenige Seiten umfassenden Stücke sind bis zur Albernheit trivial; das Sprichwort ist oft in seiner wörtlichen Bedeutung genommen, und eine ganz kurze „Handlung" dient zur Erläuterung; der Dialog ist uninteressant, eine Charakteristik meist kaum versucht."[29])

Auf alle Einzelheiten einzugehen, durch welche Werner sein abfälliges Urteil zu begründen sucht, würde zu weit führen. Es

[28]) Alle diese Angaben sind Werner's Abhandlung (S. 8) entnommen.

[29]) Werner, S. 9.

ist dies auch gar nicht nötig, denn wie er dazu kommt, dem Werke Carmontelle's jeden Wert abzusprechen, wird uns klar, wenn wir gegen den Schluß seiner Abhandlung die Worte lesen: „Carmontelle schildert die Situationen, wie er sie gesehen, er weiß die Wahrheit nicht gefällig, noch viel weniger schön zu gestalten — er ist kein Künstler.“[30])

Für Werner kommt also — das geht aus seinen Worten klar hervor, — einzig und allein der literarische Wert der dramatischen Sprichwörter in Betracht und von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich sein hartes Urteil begreifen. Gewiß, ein Künstler ist Carmontelle nicht; aber wollte er denn überhaupt einer sein? Die folgenden Worte der „*Lettre de l'Auteur*“ sprechen für das Gegenteil: „*Dans ces dialogues, je n'ai cherché à mettre que le ton de la conversation, et je ne me suis point appliqué à faire de belles phrases, parce qu'il n'en faut point faire en jouant les proverbes: ce qu'il y a d'essentiel, c'est que chaque acteur parle suivant le genre de son rôle; ainsi ce n'est pas du style que vous trouverez ici, mais un grand désir d'avoir le ton de la vérité.*“

Carmontelle kommt es also weniger darauf an, wie er das oder jenes möglichst gefällig darstellen könnte, als vielmehr darauf, daß das Dargestellte naturwahr sei. Was somit seine Werke an literarischem Wert verlieren, gewinnen sie an kulturhistorischer Bedeutung. Je weniger in ihnen die schöpferische Kraft des Dichters zutage tritt, je getreuer sie Gesehenes und Gehörtes darstellen, desto größer wird ihr Wert für denjenigen, der in ihnen Zeugnisse für die Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit erblickt. Daraus, daß zuweilen Trivialitäten mit unterlaufen, wollen wir ihm keinen besonderen Vorwurf machen; für uns handelt es sich in erster Linie darum, was dargestellt wird; wie es dargestellt wird, tritt dabei in den Hintergrund.

Carmontelle[31]) hatte als Vorleser und Festordner des Herzogs von Orléans überreiche Gelegenheit, das Leben und Treiben der vornehmen Kreise zu beobachten. Da sein Herr ihn mehr als Freund denn als Untergebenen behandelte, durfte er regelmäßig an den Abendgesellschaften teilnehmen und sich an der Unterhaltung beteiligen. Man unterhielt sich gerne mit ihm und fragte ihn nicht selten um sein Urteil über dies oder jenes.[32]) Außerdem war er ein vortrefflicher Zeichner: er verfertigte Transparente, die vielfach Szenen aus seinen *Proverbes* darstellten, und führte sie mit Hilfe einer Laterna magica den Gästen des Herzogs vor.[33]) Als Porträtmaler zeichnete er sich besonders aus: von allen bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit hat er

[30]) Werner, p. 24.

[31]) Carmontelle (Louis Carrogis dit) wurde am 25. August 1717 in Paris geboren und starb dort am 26. November 1806.

[32]) *Prov. et Com.* I, p. V.

[33]) *Prov. et Com.* I, p. VI.

Porträts gemalt und nach diesen wurden die Bilder gestochen, welche die „*Correspondances*“ der Madame du Deffand und des Barons Grimm zieren.[34])

Als Schriftsteller war Carmontelle äußerst fruchtbar. Außer den Werken, die er drucken ließ (acht an der Zahl), schrieb er noch eine Unmenge von Skizzen und Entwürfen, aus denen manche der späteren Schriftsteller die Stoffe zu ihren Stücken entlehnten. Seine Manuskripte, so wird versichert, hätten hundert Bände füllen können.[35])

Die letzten Lebensjahre Carmontelle's waren unglücklich; er geriet in die größte Not und er sah sich gezwungen, wollte er nicht Hungers sterben, seine Werke im Mont-de-Pitié zu versetzen.[36])

Daß ein so vielseitiger Mann durchaus geeignet war, das Leben der vornehmen Kreise wahrheitsgetreu darzustellen, unterliegt keinem Zweifel. Eine eingehende Beschäftigung mit seinen Werken führt zu der Überzeugung, daß ihm dies vorzüglich gelungen ist, und das Urteil, das Sainte-Beuve über die *Proverbes dramatiques* Théodore Leclercq's fällt: „. . . . *surtout ils seront un commentaire vivant et une explication animée des prétentions et des travers d'une époque : c'est là ce que j'appelle les vignettes amusantes et vraies de l'histoire*“[37]) läßt sich auch auf die dramatischen Sprichwörter Carmontelle's anwenden. All die scheinbar großen Nachteile, die Werner ihm vorwirft, erscheinen unter diesem Gesichtspunkte gar nicht so groß; ja man kann sogar mit der Gräfin Genlis der Ansicht sein, daß eine gesuchtere Ausdrucksweise den Stücken hätte schaden können.

Was endlich den Charakter Carmontelle's anlangt, so spendet ihm Frau von Genlis, die fünfzehn Jahre hindurch fast täglich mit ihm verkehrte, das schönste Lob: „. . . . . *peindre son caractère, parler de sa conduite, de son esprit, de ses talents, ce sera le louer.*“[38])

Zum Schlusse noch eine kurze Bemerkung über die Wahl des Themas.

Man hat das 18. Jahrhundert nach seinen charakteristischen Merkmalen das Jahrhundert der Aufklärung genannt; man könnte es fast ebenso richtig das Jahrhundert der Frauen nennen. In Frankreich stieg um diese Zeit die Macht der Frauen, nicht allein in der Gesellschaft, sondern auch auf geistigem Gebiete, ja selbst im Staatsleben zu einer Höhe, wie sie weder vorher noch nachher je wieder erreicht wurde. Julia Kavanagh schildert den unge-

[34]) *Bibliographie universelle.*
[35]) *ibid.*
[36]) *Bibliographie universelle.*
[37]) *Caus. du Lundi,* III, 526.
[38]) *Prov. et Com.* I, p. I.

heuren Einfluß der Frauen des 18. Jahrhunderts sehr treffend: „*They ruled society, as women of the world; the empire of letters, as patronesses of the fine arts; the state as favourites and advisers of kings. They gave the tone to feeling, philosophy, and thought. Their caprice made wars and signed treaties of peace. They hastened the fall of a Monarchy and the outbreak of the greatest revolution of modern times.*“[39])

Diesen tatsächlichen Verhältnissen entsprechend nimmt auch in dem ungemein abwechslungsreichen Bilde, das Carmontelle von der Gesellschaft seiner Zeit entwirft, die Schilderung der Frau den breitesten Raum ein. In einer schier endlosen Fülle von Gestalten tritt sie uns entgegen und weiß immer wieder unser Interesse zu erwecken. Die charakteristischen Züge all dieser mannigfaltigen Erscheinungsweisen zu einem Bilde zu vereinigen, ist der Zweck der nachfolgenden Abhandlung.

## I. Das Mädchen.

Das junge Mädchen wird in den *Proverbes dramatiques* nur nebenbei erwähnt und aus den gelegentlichen Äußerungen der Mütter gewinnen wir fast immer den Eindruck, als ob diese in ihren Kindern eine mehr oder minder große Last erblickten, durch welche sie sich in ihrer Bewegungsfreiheit behindert fühlen.

Im allgemeinen kümmert sich die vornehme Frau nicht allzu viel um die Erziehung ihres Töchterchens. Gleich nach der Geburt wird dieses einer Amme übergeben, der auch die ganze Sorge für das kleine Wesen obliegt. Daß die vornehme Mutter ihr Kind selbst stillt, ist eine Seltenheit und wird, wenn es einmal vorkommt, als etwas Ungewöhnliches, fast Unerhörtes angestaunt.[40]) Der Beweggrund dazu ist wohl weniger in dem edlen Verlangen zu suchen, dem Kinde die Segnungen der Muttermilch angedeihen zu lassen, als vielmehr in der Anwandlung einer bloßen Laune; das geht schon daraus hervor, daß sie sich dadurch nicht abhalten läßt, an allen Vergnügungen teilzunehmen. Obwohl ihre Milch schlecht ist, widersteht sie hartnäckig dem Drängen ihrer Verwandten, eine Amme zu nehmen; dagegen hält sie für die Kleine zwei Wiegefrauen.[41])

Später erhält das Mädchen eine Gouvernante und dieser fällt die Aufgabe zu, aus ihrer Pflegebefohlenen eine kleine Dame zu machen. Bis zum neunten oder zehnten Jahre hat sie die Erziehung und Ausbildung des Mädchens zu leiten. Auch über

[39]) Kavanagh, I, p. 1.
[40]) *Prov. et Com.* II, 206.
[41]) *Prov. et Com.* II, 206/07.

diese Zeit erfahren wir bei Carmontelle recht wenig. Daß der Unterricht im Tanzen schon ziemlich früh begann, zeigt die Erwähnung, daß die erst zehnjährige Nichte eines Abbé schon verschiedene Bälle mitgemacht habe. Damit sie auch noch zu anderen eingeladen werde, will ihre Mutter nun ebenfalls einen Ball geben.[42])

Seine Mutter sieht das junge Mädchen nur selten. Die Frau, die den Tag über unzählige Besuche empfängt, die zu ihrer Unterhaltung Papageien und Schoßhündchen hält, hat kaum einige Minuten für ihre Tochter übrig. Befaßt sie sich ja einmal mehr mit der Erziehung ihres Kindes, so geschieht dies einzig zu dem Zwecke, ihm ihre eigenen Grundsätze einzupflanzen. Ist die Frau eine „*savante*“, so will sie auch aus ihrer Tochter eine Gelehrte machen. Wenn nun die Fortschritte des Mädchens den Wünschen der Mutter nicht entsprechen, so wird diese ungeduldig und ruft ärgerlich aus: „Wie albern du heute wieder bist! Gehe auf dein Zimmer und mache Verse!“ Die schnippische Antwort der Kleinen: „*Voilà bien de quoi m'inspirer!*“ wirft ein eigentümliches Licht auf das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter.[43])

Mit dem zehnten Jahre ist die häusliche Erziehung des adeligen Mädchens in der Regel beendet und nur selten finden wir, daß es auch nach diesem Zeitpunkte seine weitere Ausbildung im Elternhause erhält. Die zahlreichen Lehrer, die man halten muß, kosten viel Geld und nicht jede Familie will sich so große Ausgaben für diesen Zweck aufbürden.[44]) Auch ist die Meinung, die man damals vielfach von den Lehrern hatte, für die letzteren nicht gerade schmeichelhaft: „Nur eine Sorge beschäftigt sie, nämlich wie sie die Stunde herumbringen sollen; ihr Unterricht ist trocken, ohne Zusammenhang und eher langweilig als nutzbringend.“[45])

Da ist es doch viel bequemer und sicherer, das junge Mädchen in eines der zahlreichen Klöster zu schicken, die sich mit der Erziehung der vornehmen weiblichen Jugend befassen. Wer etwa die Erziehungshäuser, in welche der französische Adel des 18. Jahrhunderts seine Töchter gab, mit den klösterlichen Instituten unserer Tage vergleichen wollte, würde ein ganz falsches Bild bekommen. Hier strenge Regeln, die den Verkehr mit der Außenwelt so weit als möglich ausschließen, dort eine Vorschule für das Leben in der Gesellschaft, ein Zwischending zwischen Weltleben und klösterlicher Zurückgezogenheit. In den besuchtesten Straßen von Paris gelegen, hallen sie beständig wieder vom Lärm der Großstadt und stehen in lebhafter Verbindung mit der

---

[42]) *Prov. et Com.* II, 152.
[43]) *Prov. et Com.* II, 124.
[44]) *Nouv. Prov.* I, 206.
[45]) *Nouv. Prov.* I, 267.

Außenwelt. Die Ausbildung, welche die jungen Mädchen hier erhalten, entspricht vollkommen dem Charakter dieser Häuser; sie ist halb weltlich und halb religiös. Bei Goncourt findet sich eine sehr treffende Schilderung dieser Doppelerziehung: „*Partout c'est une éducation flottant entre la mondanité et le renoncement, entre la retraite et les talents du siècle, une éducation qui va de Dieu à un maitre d'agrément, de la méditation à une leçon de révérence.*“[46])

In dem Proverb „Le malentendu“ führt uns Carmontelle in eines dieser Erziehungshäuser. Die Klosterfrauen sind zwar ein wenig plauderhaft und selbstgefällig — so fühlt sich z. B. eine von ihnen sehr geschmeichelt durch das Lob des Doktors Februgin, daß sie den besten *café à la crème* zu machen verstehe, — aber sie sind nachsichtig und liebevoll gegen ihre Schutzbefohlenen. Die Äbtissin ist eine gute alte Dame, welche die ihrer Fürsorge anvertrauten Mädchen wie eine Mutter liebt und ihnen Kosenamen gibt. Die Zöglinge haben ihrerseits hohe Achtung vor ihr und benehmen sich in ihrer Gegenwart sehr artig. Eine kleine Schülerin, namens Julia, hat eine schwere Krankheit durchgemacht und wird in ein Zimmer gerufen, wo die Äbtissin und der Hausarzt sie erwarten. Die Anwesenheit der ersteren macht sie fast furchtsam; kaum aber hat sie das Zimmer verlassen, so kehrt ihr jugendlicher Mutwille wieder, zu dessen Zielscheibe sie den Arzt macht. Die Schwestern lächeln über den kindlichen Scherz und die ganze Strafe, die man ihr auferlegt, besteht darin, daß sie dem Doktor Abbitte leisten muß.[47])

Für viele Mädchen hat dieses Leben im Kloster etwas ungemein Anziehendes und bleibt für sie oft bestimmend für ihr späteres Leben. Hier sind sie der Tadelsucht einer launischen Mutter entrückt und erkennen die kleinen Vergnügungen dankbar an, die wohlwollende Lehrerinnen ihnen gewähren. Häufige Spaziergänge und Erholungen wechseln mit ernsten Unterrichtsstunden ab; die Veilchen und Reseden des Klostergartens wecken in den Mädchen den Sinn für die Natur;[48]) es bereitet ihnen großes Vergnügen, wenn sie den Hühnern Brot vorwerfen dürfen.[49]) Noch in späteren Jahren denkt die Frau gerne an die im Kloster verbrachten Jahre zurück und diese Zeit muß für sie viel des Angenehmen gehabt haben, da sie dieselbe „die Morgenröte des Lebens“ nennt, die Zeit, „in der man sich seines Daseins bewußt wird.“[50])

Wie wenig die Mädchen vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen sind, beweist der Umstand, daß sie zuweilen von

[46]) Goncourt, p. 19.
[47]) *Prov.* I, No. 95.
[48]) *Prov. et Com.* I, 284.
[49]) *Prov. et Com.* III, 100.
[50]) *Prov. et Com.* I, 284.

jungen Männern besucht werden, die ihnen Veilchen und andere Blumen bringen.[51])

Die Früchte dieser klösterlichen Erziehung sind oft sehr gute. So manches Mädchen lernt hier wahre Herzensgüte kennen, Teilnahme für die Notleidenden aus den unteren Volksschichten, Dankbarkeit gegen seine Lehrer, mit denen es sich ohne Rücksicht auf die in der Gesellschaft geltenden Gesetze, die einen solchen Verkehr als nicht standesgemäß verbieten, gern unterhält. Auch sein Wissen ist ein umfassendes und gründliches und das Mädchen benutzt jede Gelegenheit, um dasselbe im Verkehr mit gebildeten Männern zu erweitern.[52]) Wenn dann ein solches Mädchen das Kloster verlassen soll, kommt es ihm schwer an und tagelang verraten seine vom Weinen geröteten Augen, wie schwer es ihm wird, von dem bisherigen Leben zu scheiden.[53])

Nicht alle freilich verlassen das Kloster so ungern. Viele bringen keinen besonders großen Lerneifer mit; sie wollen in nichts gründlich eindringen, sondern es genügt ihnen, von allem nur eine oberflächliche Kenntnis zu haben. Das Bildungsideal mancher vornehmen Dame ist ausgedrückt in den Worten: „*Il faut tout effleurer.*“[54]) Für so veranlagte Mädchen sind die Unterrichtsstunden langweilig und die Zeit, die sie zum Lernen verwenden sollten, füllen sie mit Romanlesen aus.[55]) Da sie die hier geschilderten Begebenheiten für reine Wahrheit nehmen,[56]) haben sie bald den Kopf voll romantischer Ideen und so kommt es, daß ihnen trotz der großen Freiheiten, die man ihnen gewährt, die Klostermauern zu eng werden und sie sich nach ihrer vollen Freiheit, nach einem Leben sehnen, das sie in den Büchern so rosig dargestellt finden.[57]) Ein solches Mädchen betrachtet natürlich den Austritt aus dem Kloster als eine Erlösung und hat auf die Lobeserhebungen, welche eine Freundin der im Kloster verlebten Zeit spendet, nur die verwunderte Antwort: „*Ah! ce temps-là peut-il se regretter?*“[58])

Noch härter klingt das Urteil einer Dame über das Kloster: „*C'est un terrible inconvénient que le couvent, et je vous assure qu'il nuit beaucoup aux progrès de l'éducation.*“[59]) Allein die Gründe, auf welche sich diese Behauptung stützt, sind eher ein Beweis für die Blasiertheit dieser Dame als für die Schädlichkeit

[51]) *Prov. et Com.* I, 304.
[52]) *Prov. et Com.* II, 160—164.
[53]) *Prov. et Com.* II, 63.
[54]) *Prov. et Com.* II, 163.
[55]) *Prov. et Com.* I, 284/85.
[56]) *Prov. et Com.* I, 284/85.
[57]) *Prov. et Com.* I, 285.
[58]) *Prov. et Com.* I, 284.
[59]) *Prov.* III, 342.

der Klöster: ihre Tochter ist aus dem Kloster zurückgekehrt, veredelt an Herz und Geist, empfänglich für alles Gute und Schöne; was ihr fehlt, ist „*l'usage du monde*", die feine Lebensart, und diesen Mangel können in den Augen der Mutter alle Vorzüge des Mädchens nicht aufwiegen.[60])

Fast unmittelbar auf den Austritt aus dem Kloster folgt die Verlobung und nicht lange nachher die Heirat des Mädchens. Dies mag uns vielleicht sonderbar erscheinen; wo hat denn das Mädchen Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft junger Männer zu machen? Wie ist es in so kurzer Zeit möglich, daß ein Mann seine Zuneigung gewinnen und in seinem Herzen tiefere Gefühle wachrufen kann? Wie kann es so rasch erkennen, ob derjenige, dem es seine Neigung geschenkt hat, auch wirklich imstande ist, es glücklich zu machen?

All diese Fragen, die uns so natürlich erscheinen, kommen für das vornehme Mädchen des 18. Jahrhunderts gar nicht in Betracht. Ihm steht es nicht zu, sich einen Gatten zu wählen; dies besorgen seine Eltern und es hat sich dieser Entscheidung einfach zu fügen. Worauf es bei dieser Wahl vor allem ankommt, sagt uns Goncourt: „*Le mariage était avant tout une affaire de famille, un arrangement au gré des parents, que décidaient des considérations de position et d'argent, des convenances de rang et de fortune*,"[61]) und bei Carmontelle sagt so ein Musterjüngling der damaligen Zeit: „Die Heirat ist weiter nichts als eine Geldangelegenheit."[62])

Man könnte vielleicht denken, daß unter solchen Umständen die Ehe für das Mädchen etwas Abschreckendes habe. Das ist durchaus nicht immer der Fall. Die Ehe bedeutet für das junge Mädchen den Eintritt in die Welt; die Türen der Salons öffnen sich ihm, ein großer Name, Reichtum und Ansehen, womöglich sogar die Ehre, am Hofe vorgestellt zu werden, warten seiner. Besonders das letztere, die *présentation à la cour*[63]) ist für die vornehme Dame die höchste Auszeichnung.

[60]) *Prov.* III, 433.
[61]) Goncourt, p. 22.
[62]) *Prov. et Com.* II, 72.
[63]) Die nachstehende Schilderung der „*présentation à la cour*" entnehme ich dem Werke von du Bled „*La comédie de société au XVIIIe siècle*", p. 202—204:

*Voici la grande solennité, l'épreuve d'initiation, la présentation à la cour. Redoutable et désirée cérémonie qui achèvera de tirer des limbes Madame de Genlis, en la distinguant des femmes qui n'ont point en ce rayon de Versailles .... Les femmes sont présentées en cérémonie, le dimanche, en grand habit de cour, par une femme déjà présentée: elles ont un énorme panier, une queue démesurément longue, et il faut vingt à vingt-deux aunes pour faire un grand habit sans garniture.*

*Première révérence à la porte; quelques pas et seconde révérence; troisième révérence en face de la reine; alors la présentée ôtait le gant*

Ist es deshalb verwunderlich, wenn das Mädchen einem Manne, der ihm das alles zu bieten vermag, ohne Zögern seine Hand reicht, auch wenn es ihn vorher gar nicht gekannt hat? Dieser Gedankengang des jungen Mädchens von damals spiegelt sich wieder in dem offenherzigen Bekenntnisse, das eine Frau von Houdetot Diderot gegenüber ausspricht: „*Je me mariai pour aller dans le monde, et voir le bal, la promenade, l'opéra et la comédie* . . .“[64]) Einige Freundinnen halten einem Fräulein von Bourbonne vor, daß der ihr zugedachte Bräutigam sehr häßlich sei und daß sie ihn nicht zum Manne möchten. „Ach was, erwidert das Mädchen, ich werde ihn heiraten, denn mein Vater will es; aber ich werde ihn nicht lieben.“[65]) Dies ist bei vielen Ehen der damaligen Zeit der Fall: man heiratet sich, obwohl man im voraus weiß, daß man sich nicht lieben wird. Mit Recht sagt Goncourt von den Mädchen des 18 Jahrhunderts: „*C'est le mariage, et non le mari, qui fait leur désir et leur rêve* “[66])

Nicht immer ist es der ehrliche Wille, ihre Tochter gut zu versorgen, der für die Eltern bei der Wahl eines Schwiegersohnes ausschlaggebend ist. Zuweilen wird die Mutter, die selbst noch jung erscheinen möchte und jedem, der es hören will, versichert, daß sie noch nicht dreißig Jahre alt sei,[67]) durch ihre erwachsene Tochter daran erinnert, daß ihre Jugend doch schon etwas verblüht ist. Manchmal ist sie auch eifersüchtig auf die Huldigungen, die man ihrer hübschen Tochter darbringt.[68]) Welcher Gedanke liegt da näher, als sich einer so gefährlichen Rivalin zu entledigen, und wie könnte dies auf bequemere Weise geschehen, als dadurch, daß man sie verheiratet? Carmontelle sagt von diesem Bestreben der Eltern, ihre Töchter los zu werden: „*On marie ses enfants, comme on vend son cheval; on dit toujours*

*de la main droite, s'inclinant profondément et saisissant le bas de jupe de la reine pour le baiser: la reine l'en empêchait en retirant sa jupe, disait quelques mots aimables, faisait une révérence, signal de la retraite qu'on opérait à reculons, malgré la grande queue qu'on manoeuvrait adroitement, tout en exécutant les trois révérences d'adieu.*

*La présentation donnait aux femmes le droit de monter dans les carrosses du roi et de la reine, de souper dans les petits appartements. Si la présentée est duchesse ou si elle a le tabouret, l'étiquette la dispense du baisement du bas de robe, alors elle est „saluée“ par la reine et les princesses: on appelait ainsi l'honneur de présenter sa joue droite à la reine, qui sur cette joue appliquait légèrement la sienne. Le roi, ses frères, accordaient cet honneur à toutes les présentées, titrées, duchesses ou non. La veille et le lendemain de la présentation, la présentée allait faire des visites „aux honneurs“: dames d'honneur, dames d'atour de la reine, de Mesdames et des princesses ses belles-soeurs.*

[64]) Goncourt, p. 26, note 1.

[65]) Du Bled, *Les femmes au XVIIIe siècle.*

[66]) Goncourt, p. 26.

[67]) *Prov. et Com.* II, 177.

[68]) *Prov.* II, 487.

*que c'est la meilleure partie qu'on puisse proposer et l'on ne cherche qu'à s'en défaire et à se tromper l'un l'autre* "[69])

Gewöhnlich ist es das Urteil der Mutter, das bei der Wahl eines Schwiegersohnes bestimmend ist. Der Einwand ihres Gatten, der betreffende junge Mann sei ein unfähiger Mensch und ein Verschwender, der seine Frau unglücklich machen werde, kann die Dame nicht von ihrem Plane abbringen. Für sie kommen andere Gesichtspunkte in Betracht: der Betreffende ist der Sohn einer Marquise, die ihm durch ihren Einfluß am Hofe die höchsten Stellen verschaffen kann; ihre Tochter wird durch diese Heirat hoffähig, was für ihre Kinder später von großem Nutzen sein kann, und erlangt Beziehungen zu den höchsten Kreisen. Mehr Vorteile, meint sie, kann eine Heirat doch wohl überhaupt nicht bieten. Ob die Partie ihrer Tochter auch paßt, darum kümmert sich die Mutter gar nicht. Sie teilt ihr kurz mit, daß sie heute abend ihren Bräutigam kennen lernen werde. „Aber ich werde ihm nicht ins Gesicht zu sehen wagen." „Du brauchst ja gar nichts mit ihm zu reden und kannst ihn heimlich beobachten." „Und ich werde ihn heiraten müssen?" „Gewiß."[70]) Die Heirat ist zwischen den beiden Müttern abgekartet; ihrem Gatten, der sich für seine Tochter einen honnête homme wünschte, entgegnet die Dame: „*Eh! qui ne l'est pas, honnête homme?*"[71]) Der Umstand, daß der junge Mann eine Tänzerin an der Oper aushält, ist in ihren Augen kein großer Fehler.[72]) Im übrigen bedeutet sie ihrem Gatten ganz kurz, daß er in dieser Angelegenheit gar nicht mitzureden habe;[73]) sie hat schon den Notar bestellt und am Abend wird der Ehevertrag unterzeichnet werden.

Ein anderes Mädchen soll einen Marquis heiraten. Zwar ist dieser leichtsinnig, verschwenderisch, und steckt bis über die Ohren in Schulden; aber er steht bei Hofe nicht schlecht und die Eltern des Mädchens setzen unbegrenzte Hoffnungen auf ihn. Ihre Tochter „*a de l'esprit, des talents, et le plus grand désir de plaire*;"[74]) da sie außer diesen persönlichen Vorzügen noch 30000 Franken Rente hat, besteht für die Eltern kein Zweifel, daß ihre Tochter eine sehr gute Partie machen wird.[75])

Der Bräutigam, den ein glücklicher Vater für seine Tochter gefunden hat, hat zwar noch kein Regiment, aber „*il en a la promesse*"; er ist nicht reich, aber er „hat die besten Aussichten". Wenn seine Tochter ihn heiratet, wird sie am Hofe vorgestellt

[69]) *Prov.* I, 34.
[70]) *Prov. et Com.* II, 64/65.
[71]) *Prov. et Com.* II, 90.
[72]) *Prov. et Com.* II, 85.
[73]) *Prov. et Com.* II, 90.
[74]) *Prov. et Com.* II, 102.
[75]) *Prov. et Com.* II, 101/02.

werden, und falls einige ihrer Verwandten sterben, so ist es sogar möglich, daß sie das „*tabouret*"[76]) bekommt.[77])

Das Zustandebringen von Heiraten nimmt die vornehme Frau des 18. Jahrhunderts sehr in Anspruch.[78]) Dabei ist sie oft recht wählerisch; mit ihrer eigenen Tochter will sie sehr hoch hinaus, während sie für ihren Neffen aus der Provinz in der Nichte eines Abbé eine genügend gute Partie findet.[79])

„Mit zwanzig Jahren muß ein Mädchen verheiratet sein oder es wird nie dazu kommen."[80]) Deshalb hat es auch eine Mutter sehr eilig, für ihre beiden heiratsfähigen Töchter Männer zu finden. Das macht ihr keine großen Schwierigkeiten; zwei junge Herren verkehren öfters in der Familie und diese beiden hat sie zu Schwiegersöhnen ausersehen. Sie glaubt bemerkt zu haben, daß einer derselben ihrer Tochter Honorine Aufmerksamkeiten erweise, und das veranlaßt sie, ohne Vorwissen des jungen Mannes, dessen Onkel ihre Wahrnehmung mitzuteilen und ihm zu bedeuten, daß ihr diese Heirat angenehm sein würde. Als ihr Gatte sich bei seiner Tochter über diese Eigenmächtigkeit ihrer Mutter beklagt und diese beschuldigt, daß sie ihre Kinder verheirate, ohne sie nur zu befragen, nimmt das Mädchen seine Mutter in Schutz: „Sind die Kinder nicht zu glücklich, wenn die Eltern für ihr Glück Sorge tragen?"[81])

Etwas bedenklicher Art sind die Beweggründe eines Grafen, der seine Tochter durchaus einem verschuldeten Herzog geben will. Der Chevalier, den das Mädchen liebt und der auch der Gräfin als Schwiegersohn recht wäre, ist ein offener, liebenswürdiger Charakter; der Graf zieht ihm den homme titré vor, an dessen Seite seine Tochter eine große Dame wird und das höchste Ansehen genießt. Er wirft seiner Gemahlin sogar vor, daß sie ihre Tochter nicht liebe, da sie nicht bestrebt sei, dieselbe gut zu verheiraten. Allein auch bei ihm ist weniger die Liebe zu seinem Kinde maßgebend, als vielmehr das Versprechen des Herzogs, ihm seine Maitresse, eine Tänzerin an der Oper, abzutreten.[82])

Ein Edelmann wünscht sehnlichst, einen reichen venetianischen Bankier mit 50000 Franken Rente zum Schwiegersohn zu bekommen. Seine Tochter, ein ebenso folgsames wie praktisch veranlagtes Mädchen, findet die 50000 Franken sehr begehrenswert und ist mit Freuden zu dieser Heirat bereit, voraus-

[76]) „*Avoir le tabouret*" ist der Ausdruck für das Recht, sich in Gegenwart des Königs oder der Königin auf einen Schemel zu setzen.
[77]) *Prov.* I, 225/26.
[78]) *Prov. et Com.* II, 143.
[79]) *Prov. et Com.* II, 160—164.
[80]) *Prov. et Com.* I, 209.
[81]) *Prov. et Com.* I, 233.
[82]) *Nouv. Prov.* I, 114.

gesetzt natürlich, daß ihr Zukünftiger wirklich eine so hohe Rente hat.[83])

Nicht immer jedoch finden die Eltern ihre Tochter so gehorsam und gefügig wie in den angeführten Beispielen. Trotz der kurzen Zeit, die in der Regel zwischen dem Austritt aus dem Kloster und der Verlobung der jungen Mädchen liegt, ist doch das Herz so mancher nicht mehr frei. „In unserem Alter, sagt bei Carmontelle ein Mädchen, ist es ganz natürlich, daß man ans Heiraten denkt; man beschäftigt sich unwillkürlich damit und ist nur über den Gegenstand seiner Wahl im Zweifel; oft wird uns auch diese Wahl nicht schwer: wir folgen der Neigung unseres Herzens und lieben."[84]) Auf einem Spaziergange oder bei einem Ball hat das Mädchen einen Herrn kennen gelernt, zu dem es sich hingezogen fühlt. Seinen Eltern sagt es wohlweislich nichts; eine verschwiegene Zofe ist ihre vertraute Beraterin und vermittelt den Verkehr der Liebenden. Zuweilen macht sie auch eine heimliche Zusammenkunft der Beiden möglich, die sich bei dieser Gelegenheit ihrer unwandelbaren Liebe versichern. Diese Heimlichkeiten üben auf das empfängliche Gemüt des Mädchens einen eigenartigen Reiz aus, und was anfangs vielleicht nur eine flüchtige Neigung war, wird mit der Zeit eine starke, leidenschaftliche Liebe.

Was wird ein solches Mädchen tun, wenn man von ihm verlangt, einen Mann zu heiraten, für den es nicht das Geringste fühlt? Wird es den Mut haben zu gestehen, daß sein Herz schon gewählt habe und daß nichts auf der Welt es bestimmen könne, den Geliebten zu verlassen? Oft versucht es gar nicht, dem Verlangen der Eltern sich zu widersetzen. Wenn der Vater seiner Tochter eine Verbindung vorschlägt, die sie auf ewig von ihrem Geliebten trennen muß, so erschrickt sie und weiß zunächst gar nicht, was sie tun soll. Es drängt sie, dem Vater zu gestehen, daß sie einen andern liebt; aber wie wird ihr Vater dieses Geständnis aufnehmen? Hat er nicht die Macht, seinen Willen trotzdem durchzusetzen? Ist es da nicht besser, einem heftigen und aussichtslosen Streit aus dem Wege zu gehen? Die Furcht vor dem Zorn des Vaters ist in den meisten Fällen stärker als die Liebe zu ihrem Verehrer und so erklärt sie sich mit der vorgeschlagenen Partie einverstanden.

Ein Mädchen liebt einen Chevalier und wird von ihm wieder geliebt. Der Vater will, daß es den Sohn eines seiner Freunde heirate; diese Zumutung setzt es in Verwirrung, aber es wagt seine Liebe nicht zu gestehen. Als eine Dienerin ihm meldet, daß der Chevalier gekommen sei und es zu sprechen wünsche, erschrickt es heftig und ruft aus: „*Ah, qu'il s'en garde bien!*

[83]) *Prov.* II, 160.
[84]) *Prov. et Com.* I, 234.

*mon père va rentrer!*" Der Geliebte verlangt, daß es den Vorschlag seines Vaters entschieden zurückweise; ,,aber, erwidert es, wenn er mich durchaus zwingen will ...!"[85])

Daß die Fälle, wo das Mädchen ohne Widerspruch dem Willen seiner Eltern gehorcht, ziemlich häufig sind, beweisen die Worte eines Chevalier: ,,*J'ai vu tant de fois des demoiselles avec beaucoup d'amour ne pouvoir pas résister à leurs parents, et prendre le parti d'éloigner d'elles, sous quelque prétexte, leur amant, pour éviter leurs reproches et se rendre plus capables d'obéir à ce qu'on exigeait d'elles....*"[86])

Manchmal ist das Mädchen so von seiner Liebe durchdrungen, daß es dieselbe offen zu gestehen wagt. Welches ist der Erfolg dieses freimütigen Bekenntnisses? Carmontelle gibt die Antwort auf diese Frage in dem Stücke ,,*L'habit neuf*". Ein Chevalier erfährt durch die Kammerfrau seiner Geliebten, daß auch deren Vormund Absichten auf sie habe. ,,Nun, entgegnet er, sie braucht ja nur ihre Einwilligung nicht zu geben." Die Frau kennt aber das Mädchenherz ihrer Zeit besser und gibt ihm zur Antwort: ,,Ich zweifle gar nicht daran, daß sie einwilligen wird; zuerst wird sie verzweifelt tun; aber er wird immer wieder in sie dringen und Sie wissen ja selbst, wie die jungen Mädchen sind: zuerst weinen sie und schließlich willigen sie in die Heirat «*pour avoir la liberté*»."[87])

Der Umstand, daß ihre Tochter schon eine Neigung gefaßt hat, ist für die Eltern kein Grund, von ihrem Plan abzustehen. Der Vater macht ihr begreiflich, daß es gar nicht nötig sei, daß man sich vor der Heirat kennt; ja es sei sogar besser, fügt er hinzu, wenn dies nicht der Fall ist, denn sonst ,,findet man tausend Fehler aneinander."[88]) Da das Mädchen trotzdem keine Vernunft annehmen will, erklärt er: ,,Ich tue alles, was du willst — und diese Heirat findet in acht Tagen statt."[89]) Die Mutter weist ihre Tochter, die es für schrecklich hält einen Mann zu heiraten, den sie nicht liebt, auf ihr eigenes Beispiel hin. Als sie heiratete, liebte sie auch einen andern. Ihr jetziger Gatte wußte dies und nahm daran keinen Anstoß. ,,Ein Mädchen liebt; an Stelle des Geliebten gibt man ihm einen Gatten und dieser hat es bald über den Verlust des Geliebten getröstet."[90]) Auch die Kammerfrauen unterstützen ihre Herrschaft in dem Bestreben, die Sinnesart des Mädchens zu ändern; sie sind viel um dasselbe herum, lachen und weinen in demselben Augenblick und versichern immer wieder, daß der ihm zugedachte Bräutigam es herzlich

[85]) *Prov.* I, 34.
[86]) *Prov.* II, 489.
[87]) *Prov.* III, 429.
[88]) *Nouv. Prov.* I, 294.
[89]) *Nouv. Prov.* I, 295.
[90]) *Prov. et Com.* I, 245.

lieben werde.[91]) So kommt es, daß das junge Mädchen schließlich nachgibt und sich einen Gatten aufnötigen läßt. Im Grunde genommen ist das ja immer noch das kleinere Übel, denn „*toute réflexion faite, on aime mieux le mariage que son amant*".[92])

Bei Carmontelle überwiegen die Fälle, wo der Widerstand des Mädchens gegen den Willen eines despotischen Vaters von Erfolg begleitet ist. Dies erklärt sich aus der Tendenz der *Proverbes*; ein Unterliegen des Mädchens in diesem Kampfe würde immer einen unangenehmen Eindruck hervorbringen. In der Wirklichkeit mag es wohl umgekehrt gewesen sein. Wenn auch Dejob Recht haben mag mit seiner Behauptung, daß der Mißbrauch der väterlichen Gewalt im 18. Jahrhundert nicht größer gewesen sei als zur Zeit Molière's,[93]) so dürfen wir doch nicht glauben, daß dieser Mißbrauch im 18. Jahrhundert zu den Seltenheiten gehört. Manche Eltern sind ja so vernünftig, daß sie ihren Plan aufgeben, wenn sie sehen, daß ihre Tochter eine wirkliche Herzensneigung gefaßt hat. Die Liebe zu ihrem Kinde ist doch noch größer als die Überzeugung von den großen Vorteilen, welche die von ihnen vorgeschlagene Verbindung bringen würde. Wenn sie die Tränen des Mädchens sehen, wenn dieses erklärt, daß es gar nicht heiraten wolle[94]) und die Rückkehr ins Kloster dem Leben mit einem ungeliebten Manne vorziehe,[95]) so kommen sie wohl zu der Einsicht, daß die Ehe denn doch kein bloßer Kaufvertrag ist und lassen dem Mädchen seinen freien Willen.

Verschiedene andere Erscheinungen der Liebe, die sich bei Carmontelle finden, mögen hier kurz erwähnt werden. Das seit Molière's „*Ecole des Femmes*" im französischen Lustspiel sehr beliebte Motiv des Vormunds, der sein Mündel liebt, hat auch Carmontelle in zweien seiner Stücke verwertet. In beiden Fällen muß der Vormund trotz aller angewandten Schlauheit einem jüngeren, glücklicheren Nebenbuhler den Platz räumen und, so schwer es ihm auch fällt, in die Heirat des jungen Paares willigen.[96])

Die kühl berechnende, verstandesmäßige Liebe findet bei Carmontelle ihre Vertreterin in einem Mädchen, das seinem Liebhaber die folgende Standrede hält: „Denke darüber nach, wie du deine Mutter dazu bewegen willst, daß sie mit meinem Vater spricht; denn ich wiederhole dir, ich bin überzeugt, daß er ernstlich daran denkt, mich zu verheiraten. Gegenwärtig wird er nichts dagegen haben, mich dir zu geben. Vor acht Tagen wäre das anders gewesen; damals war dein Prozeß noch nicht ge-

[91]) *Prov. et Com.* II, 72.
[92]) *Nouv. Prov.* II, 34.
[93]) Dejob, p. 91.
[94]) *Nouv. Prov.* I, 294. — *Prov. et Com.* I, 209.
[95]) *Prov.* III, 456. — *Nouv. Prov.* I, 294.
[96]) *Prov.* II, 206—217. — *Prov.* III, 219 ff.

wonnen und dein Vermögen noch nicht so sicher gestellt wie heute."[97])

Recht anspruchsvoll in der Liebe ist ein Mädchen, daß seine ganze Menschenkenntnis aus Romanen geschöpft hat und keinen Mann finden kann, der seiner Liebe würdig wäre. Endlich scheint es das so lange vergebens Gesuchte finden zu sollen. Ein Herr ist von der Dame seines Herzens schnöde verlassen worden und ist über den Verlust untröstlich. Trübsinnig und in sich gekehrt geht er umher und seine Umgebung fürchtet, daß er sich ein Leid antun werde. Das Mädchen sieht in dieser übermäßigen Trauer die schöne Verwirklichung seiner romantischen Ansichten über die Liebe und sucht sich den Besitz dieses seltenen Mannes zu sichern. Inzwischen hat der Trübsinn des verschmähten Liebhabers immer mehr zugenommen; er glaubt die Geliebte tot und will auch sterben. Ein teilnehmender Freund will ihm dabei scheinbar behilflich sein; er schüttet ein Pulver in ein Glas Wasser und versichert ihm, daß das Gift in Kürze seine Wirkung tun werde.

Als das Fräulein von dieser heroischen Tat ihres Ideals Kenntnis erhält, eilt sie sofort zu ihm, um ihn womöglich noch zu retten. Das leere Glas, das neben ihm steht, versetzt sie in ungeheure Angst. Sie vergißt jede Zurückhaltung und bietet ihm ihre Liebe direkt an: .... „*la pureté de vos sentiments, votre constance, votre fidélité, tout en vous semble fait pour m'annoncer un bonheur dont j'ose me flatter d'être digne....*"[98]) Sie reicht ihm ein Elixier, das der Wirkung des Giftes Einhalt tun soll. Allein ihre Sorge ist unnötig: die Furcht vor dem Tode war in dem Unglücklichen doch größer gewesen als seine Verzweiflung, und er hatte das harmlose Zuckerwasser weggeschüttet. Dieses Geständnis versetzt das verzückte Mädchen wieder in die prosaische Wirklichkeit. Voll Verachtung wendet es sich von dem „Feigling" ab; „*oui, âme faible! je vous crois un homme comme un autre et je suis trop heureuse d'être désabusée, puisque j'aurais été trompée en liant mon sort au vôtre.*"[99])

Aus dem Gesagten können wir uns ein Urteil über die Liebe des damaligen vornehmen Mädchens bilden. Manchmal ist eine wirkliche Neigung vorhanden, aber dieses Gefühl ist nicht stark genug, um das Mädchen zum Ankämpfen gegen die Vorurteile der Zeit zu befähigen. Wenn der Verehrer des Mädchens verlangt, daß es seinem Vater seine wahren Gefühle kund tun solle, ist es über diese Zumutung betroffen: „*Comment! que je n'épouserai que vous? Vous plaisantez?*"[100]) Wir gehen wohl nicht zu

[97]) *Prov.* III, 84.
[98]) *Nouv. Prov.* II, 56.
[99]) *Nouv. Prov.* II, 57.
[100]) *Prov.* IV, 114.

weit, wenn wir diese Worte als charakteristisch für das Mädchen des 18. Jahrhunderts bezeichnen. Eine solche Liebe gleicht einem schwanken Rohre, das jedem Windhauch nachgibt und, wenn der Druck zu groß wird, bricht.

Und doch hat auch dieses vielgeschmähte 18. Jahrhundert die wahre Liebe gekannt. Dieser nämliche Zeitraum hat auch die „*Nouvelle Héloïse*“ und „*Paul et Virginie*“ hervorgebracht. Dürfen wir annehmen, daß die unschuldsvolle Liebe dieser beiden Kinder eine bloße poetische Erfindung sei und daß die leidenschaftliche Liebe Julia's und Saint-Preux's nur ein Hirngespinst Rousseau's war? Mit dieser Annahme würden wir dem 18. Jahrhundert sicherlich unrecht tun. Es ist ja wahr, daß die Liebe, wie sie Rousseau predigte, in jener Zeit wenig gekannt und vielfach noch weniger geschätzt war; für viele seiner Zeitgenossen mag sein Mahnruf: „*Oh! homme, resserre ton existence en dedans toi!*“ wie eine Offenbarung aus einer höheren Welt geklungen haben, aber deswegen war Julia noch lange nicht das einzige Mädchen, das den Mann seiner Wahl mit völliger Hingebung liebte. Ihr liebliches Bild begegnet uns da und dort im 18. Jahrhundert, so auch bei Carmontelle. Ein Mädchen weist alle Einwände gegen die Treue seines Geliebten zurück: „Wenn es auch Treulose gibt, so möchte ich doch darauf schwören, daß der Chevalier nicht zu ihnen gehört. Ich möchte lieber sterben, als einen solchen Verdacht über seine Liebe zu mir hegen.“[101])

Eine so zarte Liebe fühlt sich auch durch Kleinigkeiten schon beunruhigt. Da sein Verehrer fortgeht, ohne ihm lange Erklärungen zu geben, wähnt das Mädchen gleich, daß es von ihm nicht mehr geliebt werde und sagt ihm traurig auf immer Lebewohl.[102]) Aber die Zofe hat keine große Mühe, um ihre Herrin wieder aufzuheitern. Sie braucht nur von ihrem Geliebten zu reden und seine vortrefflichen Eigenschaften zu rühmen, so hat das Mädchen seinen Kummer vergessen und stimmt begeistert in die Lobeserhebungen der Dienerin ein. Es hält seinen Geliebten für unvergleichlich und alle anderen Männer verschwinden neben ihm; er ist in den Augen seiner Geliebten vollkommen.[103]) Wenn man das Mädchen so sprechen hört, denkt man unwillkürlich an die Worte des Verfassers der „*Neuen Heloise*“: „*Quand la passion est à son comble, elle voit son objet parfait; elle en fait son idole, elle le place dans le ciel.*“

Bevor ich dieses Kapitel schließe, will ich noch einen Beweis dafür anführen, daß die Liebe im 18. Jahrhundert nicht unbekannt war; ich lasse deshalb einen jungen Infanteriehauptmann seine Liebesgeschichte selbst erzählen:

---

[101]) *Prov.* I, 266.
[102]) *Prov.* III, 342.
[103]) *Prob.* III, 433.

„*En arrivant à Arras où nous sommes en garnison, j'y devins amoureux d'une demoiselle qui est réellement charmante; n'ayant point de bien, je ne pouvais espérer de l'obtenir; mais cela ne put diminuer notre amour. Des moyens que nous avions pris pour nous voir, nous ont plongés dans un abîme affreux. Elle est devenue grosse; la crainte d'être exposée à la fureur de ses parents, et son désespoir si je ne voulais l'en sauver en l'enlevant, m'ont déterminé à m'enfuir avec elle à Paris, où nous sommes depuis huit jours et tout prêts à mourir de misère*".[104])

Wer erkennt nicht in der hingebenden Liebe dieses reichen, vornehmen Mädchens, das dem vermögenslosen Geliebten alles, selbst seine Ehre hingibt, ein Seitenstück zu der innigen Liebe, welche die adelige Heldin Rousseau's zu dem armen bürgerlichen Saint-Preux beseelte?

## II. Das Leben in der Ehe.

„L'amour .... l'amour ....! Ce mot ne signifie plus rien. Apprends donc les usages de ce pays-ci: on épouse une femme, on vit avec une autre, et l'on n'aime que soi."

(Saurin, *Les mœurs du temps.* Sc. VIII.)

Das Familienleben der höheren Stände bietet im allgemeinen einen recht traurigen Anblick. Man betrachtet die Ehe nicht mehr als eine göttliche Einrichtung, als ein heiliges Band, das zwei Herzen unauflöslich vereinigen soll; man erblickt in ihr vielmehr einen bloßen Vertrag, geschlossen zu dem Zwecke der Fortpflanzung und der Vererbung eines großen Namens. Dadurch wird die Ehe zu einer bloßen Interessengemeinschaft herabgewürdigt; die Grundbedingungen für ein glückliches Familienleben, wahre Herzensneigung und gegenseitige Achtung, fehlen in derartigen Verbindungen gänzlich und die natürliche Folge davon ist, daß in solchen Familien trotz alles äußeren Glanzes das Glück unbekannt ist. Carmontelle schildert uns das Schicksal vieler dieser Modeehen: „Souvent on se marie sans se connaître à présent, et le cœur n'a point de part à ces unions. Il y a des femmes qui n'ont même connu l'amour que trois ou quatre ans après avoir été mariées. Nuls soins, nuls égards; on ne s'est jamais désiré; on finit par s'éviter."[105])

Nachdem die Zeremonien der Trauung vorüber sind, begibt sich das junge Paar aufs Land um hier die Flitterwochen zu verleben. Entwickelt sich hier ja eine etwas tiefere Neigung zwischen den Neuvermählten, so muß diese nach der Rückkehr nach Paris bald wieder einer kalten Höflichkeit weichen. Der

[104]) *Prov.* III, 301/02.
[105]) Prov. III, 262.

gute Ton gestattet den beiden Gatten nicht, zusammen zu leben und fortwährend miteinander zu verkehren. „Um die Mitte des 18. Jahrhunderts," sagt Taine,[106]) „wohnen Mann und Frau in dem nämlichen Hause; das ist aber auch alles." Die Ehegatten leben ganz unabhängig nebeneinander; jedes hat seine eigene Dienerschaft, seine eigenen Pferde und Wagen. Wenn der Mann seine Frau sprechen will, läßt er sich anmelden wie jeder andere Besucher; er redet sie als „Madame" an, sie ihn als „Monsieur".[107]) So selten diese Besuche sind, so sind sie der Frau doch nicht immer angenehm; ist sie schlechter Laune, so muß sich ihr Gatte schon gefallen lassen, daß sie sich über den „furchtbaren Lärm" beklagt, den er beim Betreten des Zimmers mache. Nun er aber einmal da ist, will die Frau die Gelegenheit benutzen, um von ihrem Gatten das Geld zu vier neuen Frühjahrskleidern zu erhalten und bittet ihn um 50 Louisdor. Allein — ist es die Verstimmung über den schlechten Empfang oder erscheint ihm die geforderte Summe etwas hoch — er bleibt taub gegen ihre Bitten und gibt ihr nichts.[108])

Wenn umgekehrt die Frau ihren Gatten in seinen Zimmern aufsucht, so weiß der letztere in der Regel schon den Grund ihres Kommens: wenn sie nicht für das oder jenes Geld nötig hätte, so würde ihm diese Ehre wohl kaum widerfahren. Und er täuscht sich selten. Die Bedürfnisse der vornehmen Dame sind groß und die Summen, die ihr Gatte ihr bewilligt, reichen zu deren Befriedigung lange nicht aus. Auch kleine Kunstgriffe helfen nicht viel: um den Kassierer ihres Mannes zu veranlassen, ihr die Raten ihres Nadelgeldes vorauszubezahlen, hat sie ihm ihre Loge in der Comédie überlassen.[109]) Trotzdem ist ihre Kasse gegenwärtig wieder leer und das gerade in einem Augenblicke, wo sie ein kostbares Schmuckstück „fast geschenkt" bekommen könnte. Ein Juwelenhändler hat ihr einen prachtvollen Diamanten um 6000 Franken angeboten; diese schöne Gelegenheit, um billiges Geld ein solches Kleinod zu erwerben, kann sie sich unmöglich entgehen lassen. Ihr Gatte will die Notwendigkeit dieses Ankaufs nicht einsehen und verweigert ihr die gewünschte Summe. Was tun? Ihre Kammerfrau weiß einen Ausweg: sie braucht ihre Verlegenheit nur dem reichen Grafen zu gestehen, der sich schon lange um ihre Gunst bemüht; dieser wird ihr mit Freuden das benötigte Geld zur Verfügung stellen. Die Frau kann ihn zwar nicht recht leiden, aber da sie zurzeit keinen anderen Verehrer hat, den sie „lieber hätte als ihn", entschließt sie sich, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.[110])

[106]) Taine, L'ancien régime.
[107]) ibid.
[108]) Prov. I, 60 ff.
[109]) Prov. I, 220.
[110]) Prov. I, 229 ff.

Manchmal hält der Mann die Hand so fest auf seine Tasche, daß er seiner Frau auch für notwendige Ausgaben kein Geld gibt: sie und ihre Töchter brauchen Kleider, die Lehrer des Mädchens müssen bezahlt werden, aber er erklärt ihr, daß er kein Geld habe.[111]) Sie hat sicherlich Grund dazu, wenn sie seufzt: „J'ai peu de crédit auprès de mon mari."[112]) Was ist vielfach die Folge dieser übertriebenen Sparsamkeit der Männer? Die Frau läßt sich vor ihren Besuchern, besonders von den galanten Abbés das nötige Geld „leihen";[113]) wie es mit dem Zurückgeben bestellt sein mag, läßt sich bei der fortwährenden Ebbe, die in ihrer Kasse herrscht, leicht denken.[114])

So schwer der Mann seiner Frau gegenüber mit Geld herausrückt, so bereitwillig stellt er seine Kasse Hofdamen zur Verfügung, die Geld brauchen, um mit ihrer Herrin zu spielen. Natürlich denken sie gar nicht daran, es ihm zurückzugeben und machen sich obendrein über seine Gutmütigkeit lustig.[115]) Auch seiner Geliebten gegenüber ist er sehr freigebig: während er seiner Frau eine kleine Summe versagt, scheinen ihm tausend Franken nicht zu viel, um sich die Liebe einer Tänzerin zu sichern.[116])

Daß unter solchen Umständen die Frau von dem Benehmen ihres Gatten nicht sehr erbaut ist, leuchtet ein; sobald die Rede auf die Männer kommt, gibt sie ihrem Unmut Ausdruck: „Surtout les maris m'impatientent; ils se croient en droit de vous contrarier sans cesse et sur tout. Si du moins ils cherchaient à nous amuser."[117]) „Si les hommes, surtout les maris, nous parlent à nous, ce n'est que pour critiquer nos modes et nos ajustements."[118]) „Die Männer achten und lieben nur sich selbst"[119]) klagt die eine, und eine andere ruft entrüstet aus: „Es ist doch schrecklich, wie wir immer von den Männern behandelt werden! In allem sind wir ihre Sklaven!"[120])

Aber sie rächt sich auch bei Gelegenheit für diese unwürdige Behandlung, indem sie sich um die Anordnungen ihres Mannes nicht kümmert. Sie bestellt den Architekten und bespricht mit ihm die Einrichtung eines Hauses, das sie in der Vorstadt Saint-Honoré erbauen lassen will.[121]) Sie beklagt sich über ihren Mann, der fortwährend „in fürchterlicher Laune" sei; aber auf dem Lande wird i h r Wille maßgebend sein und er soll dann alles

[111]) Nouv. Prov. I, 207.
[112]) Nouv. Prov. I, 212.
[113]) Prov. et Com. II, 247.
[114]) Nouv. Prov. I, 252.
[115]) ibid.
[116]) Nouv. Prov. I, 205.
[117]) Prov. IV, 181.
[118]) Prov. et Com. II, 199.
[119]) Nouv. Prov. I, 213.
[120]) Prov. et Com. II, 339.
[121]) Prov. et Com. II, 208/09.

ausführen, was ihr in den Sinn kommt.[122]) „Es ist ja gar nicht so schwer, bei den Männern seinen Willen durchzusetzen; sie sind ja so spaßig: sie wollen immer ihre Frauen leiten und dabei tun sie nie etwas anderes als was diese wollen.“[123])

So bildet sich zwischen den Ehegatten ein Verhältnis heraus, in dem die eheliche Liebe eine recht bescheidene Rolle spielt; an die Stelle des Vertrauens und Entgegenkommens treten Zurückhaltung und kühle Höflichkeitsformeln. Diese gegenseitige Kälte ist übrigens noch lange nicht das größte der Übel, die das Familienglück untergraben. Das 18. Jahrhundert liebt in dieser Hinsicht keine Halbheiten; es zieht vielmehr die Konsequenzen und stellt bezüglich des Verkehrs zwischen den Gatten den Satz auf: „Il n'est pas de bon ton d'aimer sa femme.“[124]) Bei Carmontelle sagt ein Bedienter: „Die vornehmen Herren brauchen ihre Frauen nicht zu lieben;“[125]) wir können für das Wort „brauchen“ ruhig „dürfen“ setzen, denn Taine sagt: „Un sentiment profond eût semblé bizarre et même ridicule, en tout cas inconvénient.“[126])

Daß bei dieser großen Freiheit, die man sich gegenseitig gewährt, besonders an die Frau zahlreiche Versuchungen herantreten, liegt auf der Hand. Zu jeder Tageszeit sieht sie sich von einer Schar von Verehrern umgeben, die ihr alle möglichen Aufmerksamkeiten erweisen und um ihre Gunst buhlen. Die Repräsentationspflichten, welche ihr als Hausfrau obliegen, zwingen sie, Soupers und Bälle zu geben, und hier ist sie der Mittelpunkt der Höflichkeiten und Zudringlichkeiten einer Menge Schmeichler.[127]) Darf es uns Wunder nehmen, daß sie sich vor einer so glänzenden Gesellschaft ihres Gatten schämt? Vielen ihrer Besucher ist ja gänzlich unbekannt, daß der bescheidene Mann in einem Winkel des Salons, der sich nur selten an der Unterhaltung beteiligt, der Herr des Hauses ist. Wie wenig der Gatte bei den festlichen Veranstaltungen, welche die vornehme Frau gibt, in Betracht kommt, zeigen die Worte eines deutschen Bankiers: „J'ai été plus que trois semaines que je croyais qu'il n'y avait à Paris que de veuves.... Parce qu'on soupe toujours chez la dame, et le mari il n'est point de parole pour lui dans le prie à souper.“[128]) Die Frau fühlt sich durch die Anwesenheit ihres Gatten belästigt und bedeutet ihm mit den Augen, daß er den Salon verlassen möge. Aber er will sie nicht verstehen und bleibt. Als man sich zu Tische setzt, weiß sie es so ein-

[122]) Prov. et Com. II, 317—319.
[123]) Prov. et Com. II, 351.
[124]) Bader, p. 112.
[125]) Prov. et Com. I, 83.
[126]) Taine, L'ancien régime.
[127]) Nouv. Prov. I, 252.
[128]) Prov. III, 399.

zurichten, daß für ihn kein Platz bleibt; sie sagt zu ihm, er solle mit dem Erzieher seiner Kinder speisen.[129])

Der Verkehr mit weltgewandten Männern läßt die Frau die Schwächen ihres Gatten noch mehr herausfinden. Dieser hat ihr zu wenig esprit; er besucht sie wohl zwanzigmal im Tage, ohne ihr etwas zu sagen; ja, er gibt sich sogar mit tapisserie ab.[130]) Ein Vergleich zwischen einem solchen Manne und dem eleganten Marquis fällt natürlich zum Vorteil des letzteren aus. Um nun ungestört mit ihrem Liebhaber leben zu können und ihren Mann los zu werden, will sie aus dessen Leidenschaft für die Pferde Nutzen ziehen. Sie heuchelt große Lust, das Reiten zu lernen. Ihr Gatte ist entzückt und überhäuft sie mit Aufmerksamkeiten; er schenkt ihr ein hochmodernes Reitkleid und kann vor Freude kaum den Tag erwarten, an dem sie mit ihm ins Bois de Boulogne reiten wird. Allein sein Entzücken dauert nicht lange: die Dame gibt dem Pferde die Sporen und saust in rasendem Galopp davon. Als sie endlich zurückkommt und lächelnd das schweißtriefende Tier vor ihm anhält, ist ihr Mann vor Zorn über eine solche Tierquälerei außer sich. Er macht ihr bittere Vorwürfe, aber sie hat ihren Zweck voll und ganz erreicht: seit dieser Zeit kommt er nur noch zu ihr, wenn sie Gesellschaft bei sich hat. Eine Baronin, welcher diese Geschichte erzählt wird, findet, daß die Frau es sehr geistreich angestellt hat, um ihren Gatten los zu werden.“[131])

Infolge der vielen Verpflichtungen, welche das Hofleben in Versailles mit sich bringt, muß der Mann sich oft lange von seiner Frau trennen und diese lebt ganz nach ihrem Belieben. Wenn er als Gesandter an einen fremden Hof gehen muß, so denkt sie gar nicht daran, ihn zu begleiten. „Das fehlte mir gerade noch!“ sagt eine Frau auf die Bemerkung ihrer Kammerfrau, daß ihr Gatte sie vielleicht auffordern könne, zu ihm nach Straßburg zu kommen. Da bleibt sie schon lieber in Paris und läßt sich von einem Chevalier den Hof machen. Der letzte Brief ihres Mannes enthielt viele Liebenswürdigkeiten; „er ist vielleicht gar in Sie verliebt“ meint ihr Verehrer und sie erwidert, sie glaube es fast selbst. Doch die Treue ihres Mannes hindert sie in keiner Weise, Beziehungen zu dem Chevalier zu unterhalten. Leider wird das schöne Verhältnis bald gestört. Man meldet der Dame plötzlich, daß ihr Mann zurückgekehrt sei; sie will ihren Liebhaber sogleich davon benachrichtigen, aber noch während sie an dem Briefchen schreibt, kommt dieser zurück und trifft mit dem Gatten seiner Angebeteten zusammen. Da er diesen nicht kennt, wittert er in ihm einen Nebenbuhler und fordert

[129]) Prov. III, 401.
[130]) Prov. et Com. I, 325.
[131]) Prov. et Com. II, 47/48.

ihn auf, das Haus zu verlassen. Die treulose Frau erscheint auf der Schwelle und sieht sich verraten. Was tut der betrogene Gatte? Er erklärt seiner Frau, daß er aus der Sache nichts machen werde, daß sie aber den anderen nicht wiedersehen solle. „Wie, mein Herr, Sie denken vielleicht....“ erwidert sie im Tone der gekränkten Unschuld. Aber ihr Mann weiß, woran er ist und verläßt stillschweigend das Zimmer.[132])

Es ist klug von dem Manne, wenn er wegen der Untreue seiner Frau keinen Lärm schlägt, sondern sich mit der vollendeten Tatsache abfindet. Der Grundsatz, daß die Ehre des Mannes zum großen Teil von der Treue seiner Frau abhänge, hat damals schon keine Gültigkeit mehr.[133]) Im 18. Jahrhundert ist die Eifersucht „de mauvais ton“[134]) und wenn die Gesellschaft erfährt, daß ein Herr seiner Frau den Verkehr mit einem anderen verboten, so ist er ob seiner Eifersucht dem allgemeinen Gespötte ausgesetzt.[135]) „Wenn im 18. Jahrhundert ein Mann seine Frau allein besitzen wollte, so würde er als ein „perturbateur de la joie publique“ betrachtet werden, als ein Verrückter, «der die Segnungen des Sonnenlichtes allein genießen wollte.»“[136])

Und doch gibt es auch im 18. Jahrhundert noch Überbleibsel aus der Zeit, wo man es mit den ehelichen Pflichten noch genauer nahm. Ein Herr überrascht eines Tages seine Frau, wie sie ein Briefchen schreibt; er wünscht es sehen zu dürfen, sie verweigert es. Das bestärkt seinen Verdacht, daß sie Beziehungen zu einem Chevalier habe, der sie häufig besucht. Er verlangt von ihr, daß sie den Verkehr mit dem Herrn abbreche. Kaum ist er fort, so kommt der Liebhaber der Dame; sie teilt ihm das Ansinnen ihres Gatten mit und knüpft daran die Betrachtung: „Voilà à quoi nous exposent nos maris avec leurs façons!“ Plötzlich kommt der Herr zurück; der Chevalier flüchtet sich in ein anstoßendes Zimmer, vergißt aber in der Eile, seinen Hut mitzunehmen. Die Unterhaltung der beiden Gatten ist sehr gezwungen und die Frau versucht alles, um ihren Mann zum Fortgehen zu bewegen. Endlich gelingt ihr dies; aber schon nach einigen Sekunden kommt er zurück, denn er hat gemerkt, daß er einen falschen Hut hat. Er fragt seine Frau, ob der Chevalier nicht dagewesen sei; sie verneint es. Da er dies nicht glauben will, wird sie zornig: „Si vous allez vous mettre à me tourmenter comme cela, je n'y tiendrai pas; je vous en avertis.“ Da hält er ihr den Hut des Chevalier hin; sie nimmt ihn, betrachtet ihn und sagt kaltblütig: „Nun ja, wenn er besser ist, als der Ihrige, so haben Sie bei dem Tausch ja nur gewonnen.“ Aber der Gatte

[132]) Prov. I, 108 ff.
[133]) Dejob.
[134]) Bader, p. 118.
[135]) Prov. I, 249.
[136]) Bader, p. 118.

nimmt die Sache nicht so leicht. Entrüstet über diese Unverfrorenheit entgegnet er: „Ich werde Ihren Eltern über Ihr Betragen berichten und wir werden uns scheiden lassen.“[137])

Passen zwei Ehegatten gar nicht zueinander, so nimmt der eine oder der andere Teil seine Zuflucht zur Scheidung. Wenn die Eltern sehen, daß ihr Schwiegersohn das Vermögen seiner Frau verschwendet, so klagen sie auf „séparation des biens;“[138]) dadurch wird wenigstens verhindert, daß er auch seine Kinder zu Bettlern macht.[139]) Der Prozeß wird am Châtelet anhängig gemacht; ist ein Teil mit der Entscheidung dieses Gerichtshofes nicht zufrieden, so kann er an das Parlement appellieren; ist auch das Urteil des letzteren nicht nach seinem Wunsche, so steht ihm noch die Berufung an den Conseil offen.[140]) Der Ausgang der Scheidungsklage ist für die Frau in den meisten Fällen nicht sehr verlockend: auf Grund des Ehevertrags werden ihr 2000 Taler Pension zugesprochen und sie muß sich in ein Kloster zurückziehen.[141]) Die letztere Bestimmung wird gegen Ende des Jahrhunderts nicht mehr so streng gehandhabt. Eine Frau hat es sehr arg getrieben, so daß sich ihr Gatte von ihr scheiden ließ; auch die Gesellschaft steht auf der Seite des Mannes und tadelt das Benehmen der Frau. Das hindert diese nicht, ins Theater zu gehen und sich noch mehr in der Öffentlichkeit zu zeigen als vorher.[142]) Manchmal ist es dem Manne auch nur darum zu tun, seine Frau los zu werden und er gibt ihr ihr ganzes eingebrachtes Vermögen zurück. Eine so vornehme Handlungsweise findet den Beifall der Gesellschaft: „C'est se conduire on ne peut pas plus noblement.“[143]) Barbier sagt bezüglich der Scheidung in seinem „Journal“: „C'est tout commun à présent que ces séparations de mari à femme par transaction.“[144])

Daneben gibt es auch Männer, denen es gar nicht einfällt, sich scheiden zu lassen, die vielmehr aus dem Verkehr ihrer Frau mit hochstehenden Personen Nutzen zu ziehen wissen. Sie sind so nobel, gar keine Eifersucht zu zeigen, aber sie lassen sich für diese Noblesse durch hohe Ämter und einträgliche Stellen entschädigen: „Mademoiselle votre fille est fort jolie, elle sera une femme charmante; c'est par les femmes qu'on fait fortune: tous les gens de la cour viendront chez eux; son mari ne sera pas jaloux, il sait comment il faut se conduire avec ces genslà, et que les femmes à Paris ont toute liberté.“[145])

[137]) Prov. I, 258 ff.
[138]) Nouv. Prov. I, 249.
[139]) Prov. et Com. III, 10.
[140]) Prov. et Com. II, 341.
[141]) Prov. et Com. II, 339.
[142]) Prov. et Com. II, 362.
[143]) ibid.
[144]) Barbier, IV, 328.
[145]) Prov. III, 468.

Freilich hat der Verführer nicht immer so leichtes Spiel wie bei den oben geschilderten Frauen. Gar manche empfinden für ihren Gatten, wenn auch nicht Liebe, so doch Achtung und Dankbarkeit, und schrecken deshalb vor der ehelichen Untreue zurück. Die Frau hat sich in keiner Weise über ihren Gatten zu beklagen,[146]) er ist aufmerksam gegen sie[147]) und läßt ihr in allem vollkommene Freiheit;[148]) wie sollte sie es über das Herz bringen, einen solchen Mann zu betrügen? Und doch kann auch diese Frau dem Zeitgeiste, der die häuslichen Freuden nicht zu kennen scheint und das Glück unter fremdem Dache sucht, auf die Dauer meist nicht widerstehen und unterliegt schließlich den süßen Lockungen des Verführers. Das 18. Jahrhundert hat in allem recht weitherzige Ansichten; so erlaubt es auch der Frau, die in der Ehe nicht das gefunden hat, was sie zu finden hoffte, „de se recrier sur le choix qu'elle a fait."[149]) Anfangs erschaudert die Frau vor einer solch leichtfertigen Moral; wohl kennt sie die Anschauungen der Gesellschaft über die eheliche Liebe, aber die Achtung vor ihrem Gatten und das Pflichtbewußtsein sind in ihr doch noch stärker, als die Neigung zu dem jungen Manne, der sie fort und fort seiner Liebe versichert. Vor diesem Worte Liebe erschrickt sie; sie verbietet ihm je wieder von seiner Liebe zu sprechen, denn was sie für ihn fühle, sei eine bloße Freundschaft.[150]) Sie kämpft lange mit sich, aber sie findet nicht die moralische Kraft, den Verehrer abzuweisen. „Er liebt mich ja aufrichtig," meint sie, „und wird mir treu sein."[151]) So übt das süße Gift mehr und mehr seine Wirkung aus, aber ihre Gewissensbisse vermag es nicht zu betäuben: immer kehrt ihr der Gedanke wieder, ihr Liebhaber könne sie betrügen und sie habe für einen Undankbaren all diese schweren inneren Kämpfe ausgestanden.[152])

Wenn wir sehen, wie viele Frauen ihre Männer hintergehen, die einen kaltlächelnd und ohne das geringste Schuldbewußtsein, die anderen nach langen seelischen Kämpfen, könnten wir vielleicht geneigt sein, die Frau allein für die Zerrüttung des Familienlebens verantwortlich zu machen. Damit würden wir ihr bitter unrecht tun und gleichzeitig ihren Gatten in ein unverdient günstiges Licht setzen. Der junge Mann des 18. Jahrhunderts ist, ebenso wie das junge Mädchen, infolge seiner ganzen Erziehung zum Mustergatten wenig geeignet. Er hat selten etwas Ordentliches gelernt, ist aber fast immer ein guter Spieler und ein gewiegter Sportsmann; frühmorgens reitet er aus oder ver-

[146]) Prov. I, 352; II, 276; Prov. et Com. I, 343.
[147]) Prov. et Com. I, 375.
[148]) Prov. et Com. I, 22.
[149]) Prov. II, 479.
[150]) Prov. et Com. I, 330.
[151]) Prov. II, 475.
[152]) Prov. II, 476.

bringt seinen Vormittag im Boudoir einer Tänzerin;[153]) am Abend geht er ins Theater, besucht die Salons und schneidet den Damen, jungen wie alten, die Cour.

Tritt nun ein solcher junger Herr in die Ehe, so müßte er eigentlich auf manche der gewohnten Vergnügen verzichten. Im Anfang geht dies ja auch leidlich, aber bald wird ihm das ewige Einerlei des Familienlebens langweilig; er sehnt sich nach Abwechslung und kommt so nach und nach zu seinen früheren Lebensgewohnheiten zurück. Er besucht wieder die Salons und sagt anderen Frauen Liebenswürdigkeiten, während er die seinige stillen Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Liebe überläßt. „Ach!" ruft eine junge Frau aus, „warum kann man sich doch nicht immer lieben wie vor der Heirat! Ist es denn eine Schande, seine eigene Frau ebenso gut zu behandeln wie die eines andern?"[154]) Die Gesellschaft findet dieses Benehmen des Mannes ganz selbstverständlich: „L'opinion n'imposait pas la vertu aux femmes, mais pas davantage l'amour à leurs maris; elle stipulait seulement, pour elles comme pour eux, une complète liberté."[155])

Der Mann macht von dieser Freiheit zuweilen einen recht ausgiebigen Gebrauch. Daß er die Frauen seiner Bekannten den Hof macht, wäre am Ende noch nicht so schlimm; aber in den Liebesaffären mit Damen der Gesellschaft findet er nur eine Zeitlang seine Befriedigung. Bald können ihn derartige Verhältnisse nicht mehr fesseln und er nimmt seine Zuflucht zum letzten Mittel, um seine abgestumpften Sinne zu erregen, zur Dirne[156]): „Je suis plus d'âge à rechercher les femmes de la société et je veux avoir une fille de l'Opéra."[157]) Die Tänzerinnen und Figurantinnen der Oper werden von alten und jungen Theaterhabitués viel begehrt; „die Oper, d. h. die Tänzerinnen, verdreht allen Männern den Kopf."[158])

Diese für das 18. Jahrhundert charakteristische Tatsache mag uns, die wir unsere modernen Theaterverhältnisse gewöhnt sind, auf den ersten Blick befremden, allein wir werden sie vollauf begreifen, wenn wir uns die Herkunft und die Zusammensetzung des Bühnenpersonals genauer betrachten. Die Dirne, die an den Straßenecken und in den Gassen der Vorstädte ihre Opfer an sich zu locken suchte, wurde von der Polizei scharf verfolgt: sie wurde ins Hôpital geschickt und, wenn sie rückfällig wurde, mit schweren körperlichen Strafen belegt. Auf die Mitglieder der Pariser Bühnen jedoch wurden diese strengen gesetzlichen

[153]) Nouv. Prov. II, 100 ff.; 148; 266. — Prov. et Com. II, 148.
[154]) Prov. III, 203/04.
[155]) Dejob, p. 90.
[156]) Nouv. Prov. I, 253.
[157]) Nouv. Prov. II, 103.
[158]) Prov. et Com. II, 147.

Bestimmungen fast gar nicht angewandt. Wenn ein Mädchen in die Mitgliederlisten der Oper, der Comédie Française oder eines der übrigen großen Pariser Theater eingetragen war, so war es damit der Polizeigewalt entrückt und genoß gewissermaßen eine Art Unverletzlichkeit. Ja sogar die Eltern des Mädchens, die mit dessen Betragen unzufrieden waren, hatten von nun an keine Macht mehr über ihre Tochter. Wie begehrenswert mußte also eine solche Stelle an einem Theater, wo die letzte der Figurantinnen eine vollkommene Freiheit genoß, für so manches leichtfertige junge Mädchen sein! Und wie drängten sie sich dazu, unter das Bühnenpersonal aufgenommen zu werden! Baudouin führt uns in einem Bilde, das den bezeichnenden Titel „Le chemin à la fortune?" trägt, in eines dieser Theaterbureaus; daß es bei der Aufnahme weniger auf wirkliches Können als auf körperliche Reize ankommt, ist leicht erklärlich.[159])

Nach dem Gesagten wird es uns nicht mehr wundern, daß im 18. Jahrhundert das Theater ein so großes Kontingent zur Prostitution stellt. Das Bekanntwerden mit den Tänzerinnen bietet dem Manne keine großen Schwierigkeiten. Die Proben ermöglichen ihm eine leichte Annäherung; in den Zwischenpausen der Vorstellung unterhält er sich mit ihr hinter den Kulissen oder er läßt sie, wie ein Gemälde Moreaus[160]) ersehen läßt, in seine Loge kommen. Am Morgen besucht er sie in ihrer Wohnung und verbringt den ganzen Vormittag bei ihr.[161]) Natürlich glaubt er bald, daß das Mädchen ihn wirklich liebe; da er weiß, daß er bei der Schönen noch Nebenbuhler hat, macht er ihr wertvolle Geschenke und sucht sich ihre Liebe durch das Versprechen einer Jahresrente zu sichern.[162]) Das Mädchen geht recht schlau zu Werke und weiß aus seinem Liebhaber hohe Summen herauszupressen. Selbst aus ihrer Treulosigkeit weiß die Dirne Kapital zu schlagen; wenn ihr Verehrer sich darüber beklagt, daß sie ihm einen reichen Engländer vorziehe, so beteuert sie ihm, daß sie diesen fortjagen werde[163]) und ihn allein liebe; die vielversprechenden Worte ihres Briefes: „Adieu, mon cher Marquis, je te souhaite le bonsoir. Quand nous réveillerons-nous ensemble dans les bras l'un de l'autre, pour nous donner le bonjour?"[164]) verscheuchen in ihm den letzten Zweifel an ihrer Liebe und gerne macht er ihr das gewünschte Geschenk.

Die Bildung dieser Mädchen ist oft nicht groß;[165]) darauf kommt es aber auch gar nicht an; wenn sie nur immer lustig

[159]) Vgl. auch Augustin de Saint-Aubin, „La Promenade des remparts de Paris" und Debucourt, „La Promenade au Palais-Royal."
[160]) Vgl. Moreau, La petite loge.
[161]) Prov. et Com. II, 148.
[162]) Nouv. Prov. II, 110.
[163]) Prov. et Com. III, 10.
[164]) Prov. et Com. III, 11/12.
[165]) Nouv. Prov. II, 108/09.

sind, so ist das schon genug, um zu gefallen: „Amélie est bête à manger du foin; elle dit des choses impayables! elle ne sait ni la valeur des mots ni la valeur des choses; mais elle rit toujours; je la trouve très amusante.“[166]) Auch mit der Schönheit ist es bei vielen nicht weit her: „Elle n'est pas trop jolie; elle est un peu brune, mais elle est fort piquante;“[167]) eine andere hat „une bouche pincée“ und ist geradezu häßlich;[168]) eine dritte ist durchaus nicht hübsch, aber sie hat „de ces physionomies que les hommes aiment toujours beaucoup“.[169]) Ein Marquis hat eine Tänzerin zur Geliebten, die er schon als Nähmädchen kannte, und die damals viel frischer und schöner war.[170])

Eine besondere Genugtuung bereitet es dem Manne, wenn er einem Bekannten seine Geliebte wegschnappen kann;[171]) auch der Onkel ist vor der Rivalität seines Neffen nicht sicher und vielfach hat der letztere mehr Glück.[172]) Die Dirne wird als eine Art „bien public“ angesehen, auf das jedermann ein Anrecht hat: „. . . . et puis tout le monde l'a eue, il faut que j'aie mon tour.“[173]) Viele Ehemänner vernachlässigen ihre Frau vollständig und laufen nur den Dirnen nach;[174]) sie unterhalten eine „petite maison“, wo sie regelmäßig mit ihrer Geliebten zusammenkommen.[175]) Wenn die Beiden sich auf der Straße begegnen, verrät das Mädchen mit keinem Blick, daß es den Herrn kennt.[176])

Barbier bezeugt uns die weite Verbreitung des Dirnenwesens in der damaligen Zeit: „. . . . si c'est parce que le Roi a une maîtresse, mais qui n'en a pas? Hors M. le duc d'Orléans, qui est retiré à Sainte Geneviève et qui est très méprisé avec raison.“[177]) Wir können unser Urteil über den Ehemann des 18. Jahrhunderts in den Satz zusammenfassen: „Pour faire un bon mari, le jeune homme du dix-huitième siècle aime trop les femmes.“

Dieser Verkehr ihres Gatten mit Dirnen kann der Frau auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Wenn sie ihm nun deshalb Vorhalt macht, so weiß er die Sache als „enfance“ oder als harmlosen Spaß hinzustellen.[178]) Allein die Frau weiß, daß hinter einem solchen Verhältnis mehr steckt: „Les goûts pour les filles sont ce qu'il y a de plus redoutable pour nous“;[179]) sie

[166]) Prov. et Com. II, 74.
[167]) Prov. et Com. II, 75.
[168]) Prov. I, 126.
[169]) Prov. et Com. II, 121.
[170]) Prov. et Com. I, 80.
[171]) Nouv. Prov. I, 202.
[172]) Prov. et Com. II, 121.
[173]) Prov. et Com. II, 75.
[174]) Prov. et Com. I, 30.
[175]) Nouv. Prov. II, 97.
[176]) Prov. et Com. II, 378.
[177]) Barbier, IV, 496.
[178]) Prov. et Com. I, 286.
[179]) ibid.

sieht nur zu gut voraus, wohin ihr Mann kommt mit diesen „goûts passagers qu'il faut renouveler sans cesse".[180]) Liebt sie ihren Gatten, so muß sein Benehmen sie tief betrüben. Ein Baron macht seine Gemahlin unglücklich „par une conduite épouvantable".[181]) Eine Dame, die schon lange in der Gesellschaft ist, findet es ganz begreiflich, daß viele junge Frauen ihre Männer nicht dauernd an sich fesseln können, „comme elles n'ont pas le ton des danseuses."[182])

Wie findet sich die so vernachlässigte Frau mit der Untreue ihres Gatten ab? Manchmal sieht sie es sogar ganz gerne, wenn ihr Mann anderen Frauen den Hof macht; das gibt auch ihr das Recht, ihre eigenen Wege zu gehen: „Les maris ont des amusements particuliers; et pour que nous ne les leur reprochions pas, ils nous laissent décider de ce qui nous plaît."[183]) Nun ihr Gatte fast völlig taub geworden ist und seine Rolle in den Salons ausgespielt hat, klagt sie: „Eh bien, tout cela est fini, et il m'est retombé sur les bras."[184]) Eine andere nimmt ein Dienstmädchen, das ihr Gatte „aime beaucoup" und von dem er immer behauptet, daß es noch eine Tänzerin werden könne.[185])

Zuweilen ist die Frau edelmütig genug, um dem Treulosen nicht mit Gleichem zu vergelten. Sie hat ihren Gatten aus Liebe geheiratet und fest darauf gebaut, daß er ihr treu bleiben werde. Nun sieht sie ihr Vertrauen getäuscht: soll sie bei anderen Männern suchen, was sie bei dem einen nicht fand? Wenn er ihr die Treue nicht zu halten vermochte, was hat sie da von den anderen zu erwarten? Diese Erwägungen geben ihr die Kraft, ihr Unglück standhaft und ohne Murren zu ertragen.[186])

Aber nicht jede Frau ist so willensstark, daß sie ihre getäuschten Hoffnungen still und ohne Klage zu Grabe tragen kann: sieht sie sich von ihrem Gatten betrogen, so besteht auch für sie kein Anlaß mehr, die eheliche Treue zu bewahren. Lange kann sie an die Schuld ihres Mannes nicht glauben und weist die Liebeswerbungen eines Chevalier ab. „Si mon mari me trompait! ... Mais cela n'est pas possible."[187]) Der Chevalier erbietet sich, den Beweis für seine Behauptung zu erbringen, falls sie ihn dann erhören will. Nach langem Zögern willigt sie ein. In einem Domino, welcher dem einer Frau von Orville aufs Haar gleicht, begibt sie sich auf einen Maskenball, den diese Dame gibt. Bald hat ihr Gatte sie erspäht und in der Meinung, seine Angebetete vor sich zu haben, beteuert er ihr seine leidenschaft-

[180]) Prov. et Com. III, 8.
[181]) Prov. et Com. III, 14.
[182]) Prov. et Com. II, 148.
[183]) Prov. et Com. II, 146.
[184]) Prov. et Com. II, 175.
[185]) Prov. et Com. II, 121.
[186]) Prov. et Com. II, 286/87.
[187]) Prov. I, 352.

liche Liebe. Da sie als Beweis für die Aufrichtigkeit seiner Worte das Porträt seiner Frau verlangt, gibt er es ihr mit den Worten: „Ah, que ne me demandez-vous quelque chose de plus difficile ?“[188]) Die Frau ist nun von der Untreue ihres Gatten überzeugt und hält das Versprechen, das sie dem Chevalier gegeben hat.

So mögen es wohl die meisten der betrogenen Frauen gemacht haben und sie haben dabei die öffentliche Meinung auf ihrer Seite: „Une femme que son mari abandonne, est un effet qui doit rentrer dans la société“.[189])

Carmontelle durfte natürlich die betrogene Gattin, die nun ihrerseits ihren Gatten hintergeht, nicht in ihrer ganzen Verworfenheit auf die Bühne bringen. Vieles deutet er nur leise an und in den betreffenden Stücken ist viel zwischen den Zeilen zu lesen. Wenn einmal die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts einer Frau nachsagt, sie sei „un peu légère“,[190]) so läßt dieses Wort eine recht weite Auffassung zu. Ein Herr erzählt von seiner Gattin, daß sie es mit einem Chevalier sehr gut könne; der letztere erfährt diese Äußerung von einem Freunde und ruft entrüstet aus: „Il pense aussi mal de sa femme!“ Der andere erwidert ihm gelassen: „Aussi mal, aussi mal: voilà de grands mots.“[191]) Er findet es also ganz in der Ordnung, daß die Frau dem Beispiele ihres Gatten folgend, außerhalb der Ehe Genüsse sucht.

Die rein platonische Liebe bildet wohl nur in den seltensten Fällen den Gegenstand dieser Liebschaften. Aus einer Stelle bei Carmontelle geht dies klar hervor: Eine Frau möchte aufs Land gehen, fürchtet aber, daß ihr Gatte ihr Schwierigkeiten machen könnte. Sie will sich deshalb von ihrem Hausarzt einen längeren Landaufenthalt, verbunden mit einer Milchkur verordnen lassen; dagegen wird ihr Gatte nichts sagen können. Der Arzt kommt; er fragt die Dame nicht erst lange was ihr fehle; er weiß es ja schon im voraus: „C’est votre mari qui vous embarrasse ?“

Madame de Bréville: „Oui, comment savez-vous cela ?“

Le docteur: „Parce qu’il n’y a rien de si commun; mais il est encore temps de vous tirer d’affaire vis-à-vis de lui. Vous n’êtes pas brouillés ensemble ?“

Madame de B.: „Non; pourquoi ?“

Le docteur: „Tant mieux, parce que les rapprochements seront plus faciles“.

Madame de B.: „Les rapprochements ?“

Le docteur: „Oui, pour ce que vous désiriez: vous l’amènerez là aisément; quand une femme est jolie, cela lui est facile.“

[188]) Prov. I, 359.
[189]) Prov. I, 355.
[190]) Prov. et Com. II, 171.
[191]) Nouv. Prov. I, 224.

Madame de B.: „Je ne vous comprends pas".

Le docteur: „Il n'a pu se douter de rien encore?"

Madame de B.: „De ce que j'ai à vous dire?"

Le docteur: „Oui; vous n'avez pas eu de maux de cœur devant lui?"

Madame de B.: „Quoi! imagineriez-vous que je suis grosse?"

Le docteur: „Sûrement. Est-ce que ce n'est pas cela?"

Madame de B.: „Vous pourriez penser . . . . . ? En vérité, docteur, il est bien vilain à vous de croire cela de moi!"

Le docteur: „C'est de votre mari dont je pensais mal."

Madame de B.: „De mon mari?"

Le docteur: „Oui; quand les maris négligent leurs femmes, il n'est pas surprenant . . . ."[192])

Der gute Doktor scheint auf diesem Gebiete eine reiche Erfahrung zu besitzen und wir dürfen wohl annehmen, daß seine Diagnose nicht immer so falsch war wie in dem obigen Falle.

Wir wollen unsere Untersuchung in dieser Richtung nicht weiter fortsetzen. Daß eine Frau, die sich einmal auf die schlüpfrige Bahn des Ehebruchs begeben hat, immer tiefer fallen muß, sagt Boileau in den bekannten Versen seiner zehnten Satire:

„Dans le crime il suffit qu'une fois on débute;
Une chute toujours attire une autre chute.
L'honneur est comme une île escarpée et sans bords:
On n'y peut plus rentrer dès qu'on en est dehors,"

und um zu erkennen, um wie viel das Laster bei der Frau häßlicher ist als beim Manne, lassen wir eine Frau selbst reden: „When women fall, they fall deeper than men, because the only sense of honour allowed them by society departs, if once the purity of their lives is tainted".[193])

„La nature mêle dans ses créations, sans pourtant les confondre, l'ombre à la lumière, le grotesque au sublime."[194]) Diese Worte Victor Hugos gelten auch vom 18. Jahrhundert; wenn hier auch die Schatten überwiegen, so fehlt doch auch das Licht keineswegs. Inmitten so vieler pflichtvergessener Frauen gibt es auch manche tugendhafte Gattin, die in der innigen Liebe zu ihrem Manne und ihren Kindern ihre volle Befriedigung findet; je allgemeiner die Zersetzung des Familienlebens ist, desto erhabener erscheinen diese Beispiele ehelichen Glückes.

Auch Carmontelle zeigt uns in einigen Stücken ein schönes, harmonisches Familienleben. Welche Zufriedenheit spricht nicht aus den Worten einer Frau: „Wie sollte ich nicht bestrebt sein, einem Manne zu gefallen, den ich liebe und achte? Unser Glück hängt von uns selbst ab; mein Gatte flieht den Umgang mit

[192]) Prov. et Com. II, 331/32.
[193]) Kavanagh, vol. I, p. 12.
[194]) Victor Hugo, Préface de Cromwell.

frivolen, leichtsinnigen und hinterlistigen Menschen; wie sollte nicht auch ich sie hassen und wie könnte ich sie fürchten? Liebe und Achtung sind nicht immer beisammen, aber wo sie es sind, kann nichts in der Welt ein solches Verhältnis stören."[195])

Die wollustgetränkte Luft von Paris, „où l'on ne connaît les gens avec qui l'on vit le plus, et sa femme encore moins que les autres",[196]) ist einem guten Familienleben nicht zuträglich. Deshalb flüchtet sich das liebende Herz, das inmitten der glänzenden Gesellschaft zu erstarren droht, auf das Land und findet hier in dem friedlichen Rauschen der Bäume und in dem Anblick des „Grünen", dessen ganze poetische Kraft Rousseau seinen Zeitgenossen enthüllt hat, seine Ruhe und seinen Frieden wieder. Hier geht der Frau das Herz auf für die Annehmlichkeiten des Familienlebens und für die Freuden des häuslichen Herdes. Sie, die bis vor kurzem „ne voyait que Paris dans le monde",[197]) fühlt sich unsagbar wohl in der ländlichen Stille; hier ist sie geschützt vor den Wogen des gesellschaftlichen Lebens und kann sich ganz ihrer Familie widmen. Eine liebevolle Gattin zu sein und sich der Liebe ihres Gatten wert zu zeigen, das soll von nun an ihr ganzes Bestreben sein.[198])

Die wahre Liebe zeigt sich im Unglück. Da finden sich Herzen, welche das Schwelgen in Glück und Wohlstand gleichgültig gemacht hat, wieder zusammen; da zeigt sich auch am schönsten die große, unbegrenzte Liebe, deren das Frauenherz fähig ist. Weit davon entfernt ihrem Gatten, der durch seine edelmütige Hilfsbereitschaft sein ganzes Vermögen verloren hat, Vorwürfe zu machen, sucht die Frau ihn über seinen schweren Verlust zu trösten. Alle Entbehrungen will sie redlich mit ihm teilen und der Verlust ihres Ansehens in der Gesellschaft hat nichts Schreckliches für sie. „Sachons nous restreindre au seul nécessaire; dans cette solitude, nous ne craindrons pas les regards de ceux qui veulent qu'on rougisse de n'avoir plus que la vertu."[199]) Solange sie ihren Gatten hat, ist sie nicht unglücklich: „Bist du denn nicht mein ganzes Glück? Was brauche ich denn mehr?"[200]) Um die verzweifelte Lage ihres Mannes zu bessern, läßt sie sogar die demütigenden Äußerungen einer vermeintlichen Freundin über sich ergehen. Als das letzte Mittel, eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen, fehlschlägt, ruft sie: „Nun, dann laß uns sterben, nichts soll uns trennen, selbst nicht der Tod."[201]) Als endlich Rettung kommt, denkt sie in ihrer Freude zuerst an ihren

[195]) Prov. III, 27.
[196]) Prov. III, 450.
[197]) Prov. III, 449.
[198]) Prov. III, 448 ff.
[199]) Prov. II, 328.
[200]) Prov. II, 332.
[201]) Prov. II, 340.

Gatten: „Il m'est bien doux de n'avoir plus rien à craindre pour vous."[202])

Diese Beispiele wahrer Liebe werden unser Urteil über das Familienleben des 18. Jahrhunderts sicherlich etwas mildern und uns zeigen, daß Du Bled recht hat mit seiner Behauptung: „Le dix-huitième siècle a eu, lui aussi, ses parfaits exemples de tendresse conjugale; en ce temps aussi on mourait d'amour, on était fidèle."[203])

Dürfen wir von einer Frau, die es mit ihren ehelichen Pflichten so leicht nimmt, erwarten, daß sie eine gute Mutter sei? Gewiß nicht. Von der Sorge, die sie für die Erziehung ihrer Töchter trägt, war schon die Rede. Die Söhne kommen in der Regel etwas besser weg und scheinen ihrem Herzen durchweg näher zu stehen. So hat eine Frau mit ihrem Sohne, der in der Leibgarde dient und bei jedem Wetter ausrücken und exerzieren muß, großes Bedauern.[204]) Wenn es nicht schon zu spät wäre, würde sie ihm raten, sich der Jurisprudenz zu widmen; da sie unter den Angehörigen dieses Standes viele Bekannte hat, wäre ihr Sohn sicherlich emporgekommen und eine Stelle im Staatsrate wäre ihm sicher gewesen.[205]) Aber bei seiner ausgesprochenen Leidenschaft für die Pferde, wagte sie ihm diesen Vorschlag gar nicht zu machen. „Man ist sehr unglücklich", seufzt sie, „wenn man Mutter ist und seine Kinder lieb hat."[206])

Dem Vater gegenüber, der an dem Benehmen seines Sohnes viel zu tadeln findet, spielt sie die Rolle der Vermittlerin. Sie nimmt ihren Sohn stets in Schutz und weiß auf alle Vorwürfe ihres Gatten eine Entschuldigung. Sein vieles Fernsein von zu Hause erklärt sie damit, daß man überall von ihm entzückt sei und daß alle Welt ihn haben wolle. Er ist sehr wißbegierig und nimmt an allen möglichen Vorlesungen in verschiedenen Teilen von Paris teil; da er auf Wunsch seines Vaters seinen Wagen und seine Pferde verkauft hat, muß er den ganzen Weg zu Fuß machen, und da ist es doch gar nicht zu verwundern, daß er mittags zu spät heimkommt. Gegen seine Braut zeigt er seit einiger Zeit eine auffallende Zurückhaltung; sein Vater schließt daraus, daß er irgendwo ein Verhältnis habe, das ihn die Verlobte vergessen lasse. Aber die Mutter erblickt darin nur ein gewisses Zartgefühl, von dem die Männer nichts verstehen; sie liebt ihren Sohn leidenschaftlich und ist überzeugt, daß er nichts Unehrenhaftes tut: „Si les garçons n'avaient pas le cœur d'une mère pour se réfugier, pour se mettre quelquefois à

[202]) Prov. II, 341.
[203]) Du Bled, Com. Soc. p. 194.
[204]) Prov. et Com. II, 145.
[205]) Prov. et Com. II, 146.
[206]) ibid.

l'abri de la sévérité de leur père, ils seraient aussi trop à plaindre."[207])

In ihrer Affenliebe geht die Mutter so weit, daß sie auch in den Schwächen und Lastern ihres Sohnes noch Anlaß zur Eitelkeit findet. Sie weiß, daß ihr Sohn seine Frau auf jede Weise vernachlässigt und seine Zeit bei Tänzerinnen verbringt; anstatt ihm wegen seines ungeziemenden Benehmens Vorhalt zu machen, bildet sie sich noch etwas darauf ein, daß diese Geschöpfe für ihren Sohn schwärmen und an seiner Unterhaltung Gefallen finden.[208]) Sie findet es ganz begreiflich, daß eine Frau, die nicht das Gebahren der Dirnen hat, ihrem Manne nicht lange gefallen kann. Aber sie ist sich ihrer Mutterpflichten bewußt: den lockeren Vogel behindert sie in seinem Tun und Treiben in keiner Weise; dafür schleppt sie ihre Schwiegertochter, die über das Verhalten ihres Gatten tief unglücklich ist, auf alle Bälle und sonstigen Vergnügen. Da die junge Frau, statt an dem abwechslungsreichen Leben Gefallen zu finden, immer trauriger und teilnahmsloser wird, wird sie der Dame eine Last und diese ist froh, als sie sich endlich an einige andere junge Frauen anschließt.[209])

Die Liebe der vornehmen Frau zu ihrer Tochter äußert sich vor allem darin, daß sie dieselbe von früher Jugend an auf die Bälle führt.[210]) Die jungen Mädchen lernen — ob zu ihrem Vorteil ist eine andere Frage — frühzeitig den Ton der Gesellschaft kennen und legen oft ein recht freies Benehmen an den Tag; in ihren Ausdrücken ahmen sie die jungen Herren so geschickt nach, daß sie von diesen wie ihresgleichen behandelt und von ihnen betrachtet werden, „comme de jeunes polissons regardent leurs camarades."[211]) Den Grund für diese bedenkliche Erscheinung erblickt Carmontelle in der verkehrten Erziehung der Mädchen durch ihre Mütter: „.... elles ne leur prescrivent pas une conduite assez réservée. Dans les bals elles les abandonnent aux libertés des jeunes gens, que leur présence ne retient pas, puisqu'elles applaudissent à tout celà."[212])

Die Sehnsucht der verheirateten Frau nach dem Witwenstande ist ziemlich verbreitet[213]) und manchmal spricht sie diesen Wunsch ganz unumwunden aus.[214]) Oft war ihre Ehe eine recht trübe: ihre Eltern hatten sie an einen Mann verheiratet, den sie nicht liebte; er war ein „libertin",[215]) der seine Frau in

[207]) Nouv. Prov. II, 101.
[208]) Prov. et Com. II, 148.
[209]) Prov. et Com. II, 148/49.
[210]) Prov. et Com. II, 152.
[211]) Nouv. Prov. I, 247.
[212]) Nouv. Prov. I, 247.
[213]) Prov. III, 401.
[214]) Prov. I, 61.
[215]) Prov. et Com. I, 30.

jeder Weise vernachlässigte; nun er gestorben ist, kann sie ihrer Neigung folgen und ihren früheren Geliebten heiraten.[216] Manche Witwe kann gar nicht begreifen, wie eine Frau ein zweites Mal heiraten kann;[217] wenn man reich ist, gibt es gar nichts Schöneres, als Witwe zu sein, denn man kann da tun und lassen was man will.[218] Wenn freilich die Frau durch ihren Gatten in ihrer Freiheit nicht im geringsten behindert wurde, hat sie durch dessen Tod nichts gewonnen und auch nichts verloren; sie ist immer „au même point".[219] Eine andere aber hatte viel unter der Eifersucht ihres Mannes zu leiden und ist froh, ihre Freiheit wieder erlangt zu haben.[220] Sie will nicht wieder heiraten, denn „elle aime sa liberté". Das ist jedoch in den Augen ihres Onkels kein Grund: „Les femmes sont-elles gênées à Paris? Au contraire, elles y règnent en souveraines."[221] Es wäre auch wirklich schade, wenn sie mit ihren zwanzig Jahren sich nicht wieder verheiraten wollte, denn sie hat „tous les caprices, toutes les fantaisies, et même les nerfs des femmes de Paris".[222]

## III. Das Leben in der Gesellschaft.

„Ce n'est guère connaître la vie des femmes du monde que de la croire aisée; elle est plus austère que la vie retirée."
(„La Mode", Comédie de Mme de Staal-Delaunay).

Die Sorge für ihre Familie spielt in dem Leben der vornehmen Frau nur eine untergeordnete Rolle; sie muß zurücktreten vor den weitaus wichtigeren und ungleich mannigfaltigeren Verpflichtungen, die sie der Gesellschaft gegenüber hat. Für die Gesellschaft ist sie erzogen und für die Gesellschaft lebt sie. Ihr Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, wie sie den Platz, den die Welt ihr eingeräumt hat, behaupten und ihren Machtbereich womöglich noch erweitern kann. Wir müssen deshalb auch die vornehme Frau in ihrem gesellschaftlichen Leben studieren, wenn wir ein vollständiges und lebenswahres Bild von ihr gewinnen wollen.

Eine Frühaufsteherin ist die Dame in der Regel nicht: Eine Frau möchte gerne einmal das interessante Treibhaus des Abbé besichtigen, gibt dieses Vorhaben aber auf, da sie hört, daß der

[216] Prov. et Com. I, 316 ff.
[217] Prov. et Com. I, 22.
[218] Prov. et Com. II, 261.
[219] Prov. et Com. I, 22.
[220] Nouv. Prov. II, 35.
[221] Nouv. Prov. II, 255.
[222] Nouv. Prov. II, 253.

Abbé täglich schon um 7 Uhr hingeht.[223]) Der Gärtner eines Kommandeurs soll am nächsten Morgen in die Blumenbeete frische Topfblumen einsetzen und damit fertig sein, bis die Damen in den Garten kommen. „Da brauche ich mich nicht sehr zu beeilen," meint er, „dans ce temps-là j'aurons déjà mangé la soupe."[224]) Wenn die Dame ja einmal sich früher erhebt, so geschieht dies, weil sie „tausend Sachen zu besorgen hat,"[225]) oder weil sie mit einigen Freundinnen einen Spazierritt verabredet hat.[226])

Für gewöhnlich beginnt der Tag der vornehmen Dame erst gegen elf Uhr. Der „petit jour" einer Dame, sagt Mercier, beginnt um elf Uhr;[227]) Besucher, die vor dieser Zeit kommen, werden abgewiesen, „parce qu'il n'est pas encore jour."[228]) Die erste Toilette macht die Dame in der Abgeschlossenheit; auch ihr bevorzugtester Liebhaber dürfte es nicht wagen, sie dabei zu überraschen.[229]) Im Bette sitzend, trinkt sie die ihr von einer Zofe dargebotene Schokolade; dann läßt sie sich von ihrer Kammerfrau einen Rock überwerfen und die eleganten Pantoffeln anziehen. Sodann nimmt sie in einem bequemen Fauteuil vor ihrem Toilettentisch Platz, über dem ein großer, von Spitzen und Musselin umrahmter Spiegel angebracht ist. Nun legt ihr eine Zofe das Korsett an, das hinten zugeschnürt wird. Ist dies geschehen, so ist die Zeit des grand lever gekommen und die Besucher haben Zutritt. In einem feinen, durchscheinenden Peignoir empfängt sie die ersten Besucher.[230])

Wir haben zwei Stiche, die uns die Dame bei der zweiten Toilette zeigen. In dem ersten gewährt uns Baudouin, der Schwiegersohn Bouchers, einen Einblick in das Toilettenzimmer einer Dame, die sich in Gegenwart ihres Anbeters ankleiden läßt.[231]) Das Zimmer erinnert noch an die Rokokozeit, verrät aber bereits die Anfänge der Antike. Im Kostüm, in der Frisur und der Körperhaltung zeigt sich das gleiche Streben zum Schlanken und Niedlichen. Das Haar ist ganz aus dem Nacken nach oben gekämmt, damit der Hals desto schlanker erscheint. Die Taille wird durch ein hohes Leibchen zusammengepreßt, mit dessen Schnürung die Zofe beschäftigt ist. Bei dieser Arbeit hat sich der Saum des kurzen Unterrocks in das Band verwickelt und wird kokett in die Höhe gezogen, damit das schlanke, mit einem weißen Strumpf bekleidete Bein noch besser sichtbar

[223]) Prov. et Com. II, 155.
[224]) Prov. et Com. II, 278.
[225]) Prov. et Com. I, 333.
[226]) Prov. et Com. II, 49/50.
[227]) Mercier I, 62.
[228]) Goncourt p. 106.
[229]) Mercier III, 5.
[230]) Goncourt p. 108.
[231]) Vergl. die Reproduktion bei Racinet, Band IV, „Ein Toilettenzimmer von 1760."

wird. Zu der schlanken Taille bildet der korbartig aufgebauschte Rock einen seltsamen Kontrast. Auf dem Sessel liegt ein Kleid, welches jenen Négligé-artigen Charakter hat, der mit den ersten Jahren der Regierung Ludwigs XV. beliebt wurde.

Während bei diesem Bilde verschiedene Umstände darauf schließen lassen, daß die Dame vielleicht eher der Halbwelt als den vornehmen Ständen angehört, führt uns ein zweites, von Lawrence gezeichnetes und von Delaunay gestochenes Bild in ein Toilettenzimmer, das für die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts typisch ist. Das Bild ist unter dem Namen „Qu'en dit l'abbé?“ bekannt und ist auch bei Racinet (Band IV) unter dem Abschnitt „Zweite Toilette einer Dame von Stand, 1788 bis 1789“ reproduziert; es liegt der Schilderung zugrunde, die Goncourt von der Toilette der Dame gibt.[232])

Die Dame sitzt seitwärts an ihrem Toilettentisch; sie hat bereits Korsett und Unterrock angelegt und trägt noch das Peignoir. Sie hält den Blick gegen die Mitte des Zimmers gerichtet, wo auf einem Sessel eine Modistin einen neuen Stoff vorlegt. Das Haar ist leicht gepudert, und es bedarf nur noch eines leichten Durchkämmens, um die Frisur zu vollenden. Links, etwas hinter ihr, sitzt der Arzt und untersucht ihren Puls; seine Aufmerksamkeit scheint aber weniger dem Pulsschlag als vielmehr den schönen Schultern der Dame zu gelten. Ihm gegenüber spielt ein Herr Guitarre. Der Abbé scheint schon länger da zu sein und der Dame seine Aufwartung schon gemacht zu haben, denn er steht jetzt im Hintergrunde des Zimmers und unterhält sich mit einer Zofe. Der Abbé ist, wie Goncourt sagt,[233]) „de fondation à la toilette“ und genießt das besondere Vertrauen der Dame.[234]) Er hält sie über alles, was sich in Paris ereignet, auf dem Laufenden[235]) und weiß ihr stets die neuesten Skandalgeschichten zu erzählen, denn er ist „répandu également dans la bonne compagnie et dans la mauvaise“.[236])

Ist die Toilette so weit beendet und sind die Besucher wieder fort, so greift die Dame zu einem Roman[237]) oder einer sonstigen leichten Lektüre. Für Romane, besonders wenn sie recht rührselig sind, hat sie eine besondere Vorliebe. Die „touching novels“ von Richardson, „Pamela“ und „Clarissa Harlowe“, wurden, wie wir später sehen werden, um diese Zeit ins Französische übersetzt[238]) und 1760 war auch Rousseaus „Neue Heloise“ erschienen. Die vornehme Dame bringt den Leiden der Liebenden die regste Teil-

---

[232]) Goncourt, p. 108—110.
[233]) Goncourt, p. 109.
[234]) Prov. et Com. I, 15; II, 370.
[235]) Prov. et Com. II, 7.
[236]) Nouv. Prov. I, 201.
[237]) Prov. et Com. I, 285, 324; III, 58 etc.
[238]) Heiss, p. 65.

nahme entgegen und möchte den jungen Leuten gerne helfen; zum wenigsten möchte sie imstande sein, ihre Leiden zu teilen. Diese Rührung über fremden Schmerz ist ihr ein Herzensbedürfnis, „ein hoher Genuß."[239] Auch ihre Zofe, welcher sie die Romane zum Aufschneiden gibt, soll dieselben lesen, kommt diesem Wunsche aber nur selten nach.[240]

Hernach kommt die eigentliche Toilette, der wichtigste Teil der täglichen Beschäftigung der vornehmen Dame. Zahlreiche Hände sind Stunden hindurch tätig, um ihr ein möglichst vorteilhaftes Aussehen zu geben. Ihren Teint schont die Frau auf jede Weise und legt sich deshalb die größten Opfer auf: sie geht im Sommer nicht spazieren und schließt in ihrer Wohnung die Jalousien, so daß weder Licht noch Luft eindringen können.[241] Wenn sie bei einer Freundin Besuch macht, setzt sie sich so, daß ihre Augen weder vom Tageslicht noch vom Feuer des Kamins getroffen werden.[242] Sie ist sehr stolz auf ihre schlanke Taille und erzählt mit der größten Genugtuung, daß sie in der letzten Zeit „zusehends abgenommen habe".[243]

Der Toilettentisch der Dame enthält eine reiche Sammlung von Schminken, Puder, Odeurs, Essenzen und wie die tausend Mittel und Mittelchen der Kosmetik alle heißen mögen. Es ist nicht nötig, daß die Dame Sommersprossen oder einen anderen kleinen Schönheitsfehler vor den Augen guter Freundinnen zu verbergen hat;[244] ungeschminkt würde die vornehme Frau des 18. Jahrhunderts nie und nimmer unter die Leute gehen.[245] Sie hat stets die verschiedensten Arten von rouge vorrätig und ihr parfumeur bringt ihr fast jede Woche eine neue; zwar kostet davon der Topf drei Louisdor, aber was ist das für ein so unentbehrliches und wirksames Schönheitsmittel ?[246] Um die Farbe ihres Haares nach Belieben zu ändern, stehen der Frau zahlreiche Mittel zur Verfügung, und so ist es gar nichts besonderes, wenn sie eines Tages als Blondine erscheint, während sie tags zuvor noch brünett war.[247] Für die verschiedenen Arten von Eaux und Essenzen hat sie eine große Vorliebe und zieht deren Gerüche dem Dufte natürlicher Blumen vor.[248]

Und nun beginnt der Aufbau jener wunderlichen Haargebilde, die unserem modernen Geschmack geradezu unverständ-

[239] Prov. III, 25.
[240] Prov. et Com. II, 15.
[241] Prov. et Com. II, 181.
[242] Prov. et Com. II, 173.
[243] Prov. et Com. II, 174.
[244] Prov. et Com. I, 13.
[245] Prov. et Com. II, 14.
[246] Nouv. Prov. II, 274.
[247] Nouv. Prov. II, 265.
[248] Prov. et Com. I, 284.

lich erscheinen, die aber der Stolz und die Zierde der vornehmen Frau des 18. Jahrhunderts waren. Während die Dame, vor dem Spiegel sitzend, sich mit einem ihrer Verehrer unterhält oder sich von einem Abbé eine interessante Geschichte erzählen läßt, kämmt ihr eine Kammerfrau die Haare zunächst gleichmäßig über den Kopf herab, legt ihr dann ein mit Federn gefülltes Kissen, den Pouf, auf den Scheitel, kämmt die Haare darüber wieder empor und befestigt sie. Daran werden dann im Nacken der Chignon und an den beiden Seiten je zwei bis vier falsche Locken angeheftet. Es läßt sich wohl begreifen, daß durch diese Prozedur eine Coiffüre entsteht, welche die Höhe des Kopfes manchmal um das Dreifache übersteigt und oben der Schulterbreite gleichkommt.[249]) Wenn also bei Carmontelle der Erfinder eines solchen Kunstwerkes behauptet, dasselbe sei 22 Zoll hoch,[250]) so brauchen wir diese Coiffüre noch lange nicht zu den höchsten zu rechnen.

Mit der Herstellung dieser Frisur, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Igel den Namen Hérisson[251]) trägt, ist jedoch erst die Grundlage geschaffen für die mancherlei Zutaten und Verzierungen, die daran noch anzubringen sind; es ist noch eine Menge Florettseide, Gaze, Linon, Bänder und Perlenschnüre in den Hérisson zu verarbeiten, bis daraus eine „geschmackvolle" Coiffüre entsteht. Dies geht über das Können einer Kammerfrau hinaus und es gehört dazu ein Haarkünstler von Beruf. Paris zählt deren eine Menge, aber unter ihnen allen ist bei weitem der erste der berühmte Léonard, der Günstling Marie-Antoinettens. Wie ein Arzt fährt er bei seiner Kundschaft vor und wird überall schon sehnsüchtig erwartet. Noch hat sich nicht die Türe hinter ihm geschlossen, so fragt ihn die Dame schon, ob er nichts neues erfunden habe.[252]) Und nur selten muß er auf diese Frage mit Nein anworten, denn der geniale Haarkünstler hat fast stets etwas neues ausgedacht. Wer kennt nicht aus den Bildern eines Moreau l. J.,[253]) Saint-Aubin,[254]) Debucourt[255]) und Fragonard[256]) diese eigenartigen Wunderkinder der Phantasie Léonards und seiner Kollegen, wie Legros und Depain?[257]) Unzählig sind die Namen, die für die einzelnen Coiffüren erfunden werden. Fast

[249]) Prov. et Com. II, 28. — Vergl. auch von Heyden, Blatt 218 Fig. 1—4 und Blatt 235 Fig. 1, 2 und 4.
[250]) Nouv. Prov. II, 265.
[251]) Vergl. Racinet D No. 43 etc.
[252]) Nouv. Prov. II, 265.
[253]) Vgl. Moreau, Décoration du Sacre de Louis XVI à Reims. — Les Adieux. — La Dame du Palais de la Reine. — Le Festin Royal à l'Hôtel de Ville etc.
[254]) Vgl. Augustin de Saint-Aubin, Portraits à la mode.
[255]) Vgl. Debucourt, La Promenade de la Galerie du Palais-Royal.
[256]) Vgl. Fragonard, La Lecture.
[257]) Vgl. Racinet A No. 5.

jeder Tag bringt neue Namen, die von politischen Ereignissen, aus der Mythologie, von Begebenheiten des täglichen Lebens oder von sonstigen, oft recht unbedeutenden Geschehnissen hergenommen werden. Ich will aus der endlosen Reihe nur die am häufigsten vorkommenden anführen: die grandes coiffures en plumes,[258]) die coiffures à la Montgolfier,[259]) à la Cérès,[260]) à l'Asiatique,[261]) die casque anglaise ornée de perles,[262]) die calèche,[263]) der pouf à sentiment,[264]) au Colisée,[265]) coiffure à la candeur,[266]) à la zodiacale.[267]) Bei der Frisur à la Flore[268]) trägt man auf dem Haar einen Blumenkorb, bei der Coiffüre à la Pomone[269]) einen Korb mit aus Linon gebildeten Früchten Da es immer schwieriger wird, neue Namen zu erfinden, greift man schließlich zu dem einfachsten Mittel und bezeichnet, wie es ja auch heute noch geschieht, die neue Erfindung als „neueste Mode".[270]) Selbstverständlich glaubt jede Dame, daß ihre eigene Coiffüre die modernste sei; auf die Äußerung einer Freundin, sie habe noch niemand mit einer solchen Frisur gesehen, erwidert die Dame: „Das glaube ich gerne, denn das ist „une coiffure nouvelle d'aujourd'hui".[271])

Ein solcher Luxus kostet natürlich sehr viel Geld und bei Carmontelle gibt eine Modedame zu, „qu'on ferait le bonheur de bien des hommes, si on leur donnait une partie de l'argent qu'on emploie à se coiffer."[272]) Wir begreifen dies, wenn wir ihre Rechnung vom Friseur betrachten, die als ersten Posten aufweist: „Quatre nouvelles coiffures avec des plumes . . . . 50 Louis."[273])

Nächst den hohen Coiffüren ist für die Modetorheiten des 18. Jahrhunderts wohl nichts bezeichnender als der Reifrock oder Panier. Wir können in den französischen Moden während der Regierung Ludwigs XVI. drei Perioden unterscheiden. Die erste derselben wird beherrscht von den hohen Coiffüren und dem Reifrock. Um 1760 etwa kam der letztere wieder in Blüte und sollte bald alle seine Vorgänger an Größe übertreffen.[274]) Er schwoll über den Hüften dergestalt an, daß man hier die Arme

[258]) Vgl. Hefner-Alteneck, Blatt 714, mittlere Figur.
[259]) Vgl. Racinet B No. 8; C No, 2.
[260]) Vgl. von Heyden, Band IV, S. 3.
[261]) Vgl. von Heyden, Blatt 218, Fig. 2.
[262]) Vgl. von Heyden, Blatt 218, Fig. 3.
[263]) Vgl. Gabriel de Saint-Aubin, La Fête du Colisée.
[264]) Vgl. Racinet B, Text.
[265]) Vgl. Racinet C No. 21.
[266]) Vgl. Racinet C No. 5.
[267]) Vgl. Racinet C No. 6.
[268]) Vgl. von Heyden, Blatt 218, Fig. 1.
[269]) Vgl. von Heyden, Band IV, S. 3.
[270]) Vgl. Racinet C No. 18.
[271]) Prov. et Com. II, 41.
[272]) Prov. et Com. III, 86.
[273]) Nouv. Prov. II, 267.
[274]) Vgl. Hottenroth, Band II, Tafel 116 No. 12; Tafel 117 No. 2. Racinet B No. 6 und 9.

darauflegen konnte. Nicht mehr kreisrund, sondern oval, dreht er seine Breitseiten nach vorne und hinten,[275]) so daß seine Trägerin sich auf die Seite drehen mußte, wenn sie durch eine Türe gehen wollte. Der Umfang dieser Paniers stieg bis zu 5 Meter. Neben diesem Reifrock kam später auch noch ein Sattelrock oder „Cul de Paris" in die Mode, der nur das Gesäß vergrößerte und das Kleid hinten emporhob.[276]) Wir begegnen diesen beiden Arten von Röcken auf den Bildern Moreaus[277]) und anderer zeitgenössischer Maler, wo immer sie Damen in großer Toilette darstellen.

Um 1780 machte sich bereits eine Reaktion gegen die hohen Frisuren und den Reifrock geltend. Marie-Antoinette hatte einen großen Teil ihres Haares verloren und trug deshalb eine niedrige Frisur. Der Aufenthalt in ihrem geliebten Trianon hatte ihr den Gedanken nahegelegt, die Toilette mehr in Einklang mit der umgebenden Natur zu bringen und zur Einfachheit zurückzukehren. Der Reifrock wurde beseitigt, aber dafür polsterte man die Hüften, trug den Postiche, und von wirklicher Einfachheit waren diese eleganten Déshabillés noch himmelweit entfernt. Unter Déshabillé verstand man zu jener Zeit das Straßenkostüm, d. h. alles, was nicht zur Gesellschafts- oder Hoftoilette gehörte. Es war dies die Zeit des Caraco, der Polonaise, der Circassienne und der Lévite.

Im November 1785 erschien in Paris, von Esnault und Rapilly herausgegeben, als erste in regelmäßigen Zeiträumen veröffentlichte Modezeitung, das „Cabinet des modes ou les Modes nouvelles". Leclerc, Moreau d. J., Saint-Aubin, Watteau d. J. u. a. lieferten dazu Beiträge. Es ist unmöglich, alle diese Darstellungen der damaligen, äußerst mannigfachen Moden hier zu berücksichtigen; ich will mich darauf beschränken, ein Bild Watteaus, das bei von Heyden reproduziert ist,[278]) anzuführen.

Das Wetter muß etwas kühl sein, denn die Dame trägt eine mit Wolle gefütterte und mit Pelz verbrämte Redingote von rotem Atlas, die, ohne Taille, nur die Höhe des Knies erreicht; sie hat einen breiten Überschlagkragen, über welchen sich die Krausen des Fichu legen. Das Kleid, die robe ronde, von hellblauem Seidenstoff, ist in Falten gelegt und à la lévite mit einer Schleppe versehen. Die Taille, reichlich mit Fischbein gesteift, hat eine Schnebbe, ist vorne geschnürt und an ihrem unteren Ende mit Plissés versehen. Eine Schürze von weißer Gaze,

[275]) Vgl. Babeau, Fig. 104: Intérieur de Notre-Dame.

[276]) Vgl. Hottenroth, Band II, Tafel 117 No. 12. — Hefner-Alteneck, Blatt 713, Fig. E.

[277]) Vgl. Moreau, La Sortie de l'Opéra. — Les Adieux. — Décoration du Sacre de Louis XVI. — La Revue du Roi à la plaine de Sablon. — Le Festin Royal etc.

[278]) Watteau, Französische Modedame um 1786. Vgl. von Heyden, Band III, Blatt 191.

unten mit einer gefältelten Rüsche versehen, deckt den vorderen Teil des Kleides. Der Schuh, der mit Bandstreifen geschmückt ist, hat noch, genau wie in der vorigen Periode, sehr hohe Hacken[279]) und läuft vorne spitz zu.

Ein anderer kolorierter Kupferstich, der eine Dame in ähnlicher Tracht zeigt, ist bei Hefner-Alteneck[280]) wiedergegeben. Auf anderen Modebildern ist die Polonaise vorherrschend; dies ist ein kurzer Überrock mit weitausgeschnittenem Leibchen, welcher ringsum so gerafft ist, daß er drei Flügel, die Volants, bildet.[281]) Das Korsett hat meistens dem bequemeren Mieder[282]) weichen müssen, das den Hals und vielfach auch die Schultern entblößt; dies ist hauptsächlich bei dem Kostüm à la Circassienne der Fall.[283]) Darüber trägt man meist ein Fichu aus Musselin oder Gaze.[284]) In der wärmeren Jahreszeit tritt an die Stelle der Redingote der Caraco,[285]) der aus Seide oder Taffet gefertigt ist. Sehr wertvoll sind auch die Schuhe; meist sind sie von weißem, gelbem oder rosa Satin,[286]) zuweilen auch aus rosa Saffian[287]) oder fleischrotem Maroquin.[288]) Der Absatz ist bei allen diesen Arten sehr hoch und manchmal fast bis in die Mitte des Fußes gerückt. Verziert sind die Schuhe teils mit bunten Schleifen oder auch mit großen silbernen Schnallen.

In diese zweite Periode gehören auch noch die Négligés, hemdartige Röcke, die man Pierrot[289]) nannte, sowie die Toiletten, die dem reizenden Kostüm nachgebildet waren, welches die Contat bei der Aufführung von Beaumarchais' ,,Mariage de Figaro" als Kammermädchen Susanne getragen hatte.[290]) Außer in der Zeichnung ,,La belle Suzon" hat Watteau d. J. dieses Kostüm auch seinem Bilde ,,Pariserin um 1785"[291]) zugrunde gelegt. Das Wesentlichste daran ist das justaucorps à la Suzanne, eigentlich ein Caraco von blauem Seidenstoff mit doppeltem Faltenschoß. Der Hals ist in kleidsamer Weise entblößt. Der faltige Rock ist von lichtblauem Stoff und mit einem Falbala von weißem Musselin garniert; von demselben Stoff ist auch die Schürze, die zum Susannenkostüm untrennbar gehört. Die Haartracht

---

[279]) Vgl. Hefner-Alteneck, Blatt 713, Fig. A.

[280]) Vgl. Hefner-Alteneck, Blatt 713, Fig. E.

[281]) Vgl. Hefner-Alteneck, Blatt 714, rechte Figur, sowie Racinet B No. 3 und 4. Vgl. Moreau, Le Rendez-vous pour Marly.

[282]) Vgl. Racinet C No. 11.

[283]) Vgl. Racinet B No. 6.

[284]) Vgl. Racinet B No. 4; D No. 21 und 43.

[285]) Vgl. Racinet D No. 35 und 40.

[286]) Vgl. Racinet D No. 19, 22, 25, 41, 43 und 49.

[287]) Vgl. von Heyden, Band III, Blatt 192.

[288]) Vgl. von Heyden, Band III, Blatt 185.

[289]) Vgl. Racinet D No. 35.

[290]) Vgl. Racinet A No. 3:. La belle Suzon, gezeichnet von Watteau d. J.

[291]) Vgl. von Heyden, Band IV, Blatt 236.

besteht in einer niederen Lockenfrisur, mit einem Chignon im Nacken, wie sie von Marie-Antoinette eingeführt wurde unter dem Namen „à l'enfant".

Während der dritten Periode ist für die Mode fast ausschließlich der englische Geschmack maßgebend. Das Charakteristische an dieser Mode ist die wirkliche Einfachheit, die alles Überladene haßt und sich mehr den Körperformen anzupassen sucht. Watteau hat uns auch von diesem Kostüm ein Bild hinterlassen, an dem wir die robe anglaise studieren wollen.[292]) Charakteristisch für diese Toilette ist ein schwarzer Spitzenüberwurf, — dem Schnitte nach eine Art Caraco — das die ganze Brust verdeckt und vorne geschlossen ist. Das Kleid ist schleppend und mit einem weißen Devant von durchsichtigem Leinenstoff auf rosa Unterlage versehen, der mit Volants und schmalen Faltenrüschen besetzt ist — ebenfalls ein charakteristisches Kennzeichen der robe anglaise. Das durch einen Taillengürtel gehaltene, durch eine Tournüre (cul postiche genannt) stark gebauschte Kleid zeigt hinten eine große Schleife von gelber Seide mit langen Enden und weißen Quasten. Ein großes Fichu mit krausem Besatz legt sich wulstig über den Busen und deckt auf den Schultern den Spitzenschal. Das Fichu auf diesem Bilde bauscht schon ziemlich stark und nähert sich schon sehr dem später aus England herübergenommenen Fichu menteur,[293]) welches durch ein Drahtgeflecht über dem Busen gebauscht wurde.[294]) Die Haarfrisur nähert sich mehr der männlichen; man trägt das Haar en catogan, à la conseillère[295]) oder à l'ingénue.[296]) Auch auf die Schuhe erstreckt sich das Streben nach Einfachheit: sie erhalten eine mehr dem Fuße angepaßte Form und verlieren die hohen Absätze, wie wir dies z. B. beim soulier à la Jeannette[297]) sehen.

Im Winter kommt zu all diesen Toiletten noch ein Pelz[298]) und ein mächtiger Muff aus Angorakatzenfell,[299]) aus Marderfell[300]) oder auch aus weißem Schwanenflaum, mit weißen Bandschleifen besetzt.[301])

[292]) Watteau d. J., Pariserin um 1786; vgl. bei von Heyden, Band III, Blatt 192.

[293]) Vgl. Racinet D No. 7 und Debucourt, La Promenade de la Galerie du Palais-Royal. — Vgl. auch Babeau, S. 159 Fig. 2 und 4.

[294]) Über die robe anglaise vgl. noch: Hefner-Alteneck, Blatt 716 Fig. B und Racinet B No. 9; D No. 41 etc.

[295]) Vgl. Racinet D No. 7, 21, 41 und 52.

[296]) Vgl. Racinet D No. 4.

[297]) Vgl. Racinet D No. 35.

[298]) Prov. et Com. II, 17. — Vgl. auch Debucourt, La Promenade de la Galerie du Palais-Royal und Racinet C No. 4.

[299]) Vgl. Racinet D No. 19 und 21, sowie Babeau, Fig. 67 S. 157.

[300]) Vgl. Racinet C No. 4.

[301]) Vgl. von Heyden, Blatt 192.

Die Stoffe, aus denen diese Roben angefertigt werden, sind, wie wir gesehen haben, vor allem Seide, Taffet,[302] Musselin und Gaze. Die besten und teuersten Stoffe sind der Dame gerade gut genug.[303] Leinene Kleider „halten nicht aus",[304] — als ob für sie die Haltbarkeit in Betracht käme. Hat sie ein Kleid ein paarmal getragen, so legt sie es für immer ab, denn sie kann sich doch unmöglich mehr mit diesen „alten Sachen" sehen lassen.[305] Ihre Garderobe repräsentiert ein Vermögen und die Instandhaltung derselben erfordert große Summen. In ihren Ansprüchen an die Kasse ihres Mannes ist die Dame gar nicht sehr bescheiden; so verlangt eine Frau das Geld gleich zu vier neuen Kleidern mit der einfachen Begründung, daß sie nur „vieilleries" habe.[306] Eine andere meint, nachdem ihr Gatte eine Kleiderrechnung mit 50 Louisdor für sie bezahlt hat, das sei gar nicht viel; ihr Mann scheint aber anderer Ansicht zu sein, denn er erwidert ärgerlich: „Non, ce n'est rien; et pour des chiffons encore!"[307]

Um ihre natürliche Anmut noch zu erhöhen, nimmt die Dame zu den verschiedenartigsten Schmuckgegenständen ihre Zuflucht. Der Hérisson ist mit Perlenschnüren durchflochten und mit Diamanten[308] besät. Außerdem trägt sie Diamantenkolliers,[309] Diamantringe, mit Edelsteinen besetzte Armbänder, Ohrringe und eine Menge der eigenartigsten Breloques.[310] Ihre Vorliebe für Juwelen ist ungemein groß; sie ist in Schmucksachen Kennerin und ruft beim Anblick eines Paares Ohrringe entzückt aus: „Ah! c'est la plus belle eau du monde."[311] Der enorme Preis von 12 000 Franken ist ihr nicht zu hoch für solche Prachtstücke; auf die Bemerkung eines Herrn, sie habe doch schon genug Diamanten, entgegnet sie: „Davon verstehen Sie nichts; Diamanten kann man gar nicht genug haben."[312]

Hier wäre auch der Platz, einiges über die Hüte zu sagen. Ich will es nicht versuchen, unter den unzähligen Arten und Namen eine Klassifizierung zu treffen, sondern will nur die am meisten vorkommenden anführen. Was die Größe der Hüte anlangt, so hat das 18. Jahrhundert hierin Erstaunliches geleistet. Wenn bei Carmontelle eine Dame ausruft: „Elle avait un chapeau cet été, oh! un chapeau!"[313] so muß es sich hier schon um ein

[302] Prov. I, 61 etc.
[303] Nouv. Prov. II, 263.
[304] Prov. I, 61.
[305] ibid.
[306] ibid.
[307] Prov. et Com. II, 336.
[308] Vgl. Moreau, Le Festin Royal à l'Hôtel de ville.
[309] Vgl. Moreau, La Dame du Palais de la Reine.
[310] Vgl. Hefner-Alteneck, Blatt 714, rechte Figur.
[311] Nouv. Prov. II, 283.
[312] Nouv. Prov. II, 284.
[313] Prov. et Com. II, 29.

wahres Ungetüm handeln, denn sonst würde eine Frau der damaligen Zeit daran nichts Besonderes finden. Denjenigen, die aus dem Staunen über den stets wachsenden Umfang unserer modernen Damenhüte nicht herauskommen, wäre eine nur einigermaßen gründliche Beschäftigung mit den Hutmoden des 18. Jahrhunderts zu empfehlen; sie würden dann zu der Überzeugung gelangen, daß auch von dem heutigen Glockenhut, wenigstens was seine Größe anlangt, das Nil novi sub sole gilt. Wenn im 18. Jahrhundert eine Frau sich ihrer Nichte nur sehr vorsichtig nähert, aus Furcht, diese könnte ihr mit ihrem Hute die Augen ausstoßen, und wenn das Mädchen meint: „Il n'est pourtant pas bien grand,"[314]) so geht daraus hervor, daß damals schon die Ansichten in diesem Punkte auseinandergingen.

Die Hüte zeigen in den drei Perioden, die wir oben unterschieden haben, die gleichen übertriebenen Dimensionen. Verhältnismäßig geringen Umfang haben noch die Strohhüte,[315]) obwohl wir auch hier, wie z. B. beim Hute à la Derozier,[316]) schon ganz ungeheuren Formen begegnen. Einen viel bedeutenderen Umfang zeigen dagegen die Filzhüte,[317]) die Hüte aus Taffet,[318]) Satin[319]) oder Gaze.[320]) Hierher gehören die Hüte à la Henri IV,[321]) au Palais-Royal,[322]) à la Duchesse,[323]) à l'Espagnole,[324]) à la Tartare,[325]) à l'Anglomane[326]) usw. Garniert sind diese Hüte mit Federn,[327]) Blumen,[328]) Rosengirlanden, italienischer Gaze, Krepp- und Bandschleifen. Später trug man vielfach auch Bonnets, so besonders die Haube à la Figaro,[329]) die Baigneuse[330]) oder auch die Chapeau-bonnette.[331]) Die größte Auswahl in den modernsten Fassons hat man bei der Mademoiselle Bertin,[332]) die geradezu den Namen „ministre des modes"[333]) trägt.

[314]) Prov. et Com. II, 36.
[315]) Vgl. Racinet D No. 1, 2, 4, 40 und 43.
[316]) Vgl. von Heyden, Band IV, Blatt 236.
[317]) Vgl. Debucourt, La Promenade de la Galerie du Palais-Royal.
[318]) ibid. und Racinet C No. 19.
[319]) Vgl. Racinet C No. 4.
[320]) Vgl. Racinet D No. 49.
[321]) Vgl. Moreau, Le Rendez-vous pour Marly.
[322]) Vgl. Racinet C No. 15.
[323]) Vgl. Racinet C No. 19.
[324]) Vgl. Babeau S. 159 Fig. 2.
[325]) Vgl. Babeau S. 159 Fig. 1 und Racinet C No. 8 und 10.
[326]) Vgl. Babeau S. 159 Fig. 4.
[327]) Prov. et Com. III, 192.
[328]) Prov. et Com. II, 28.
[329]) Vgl. Racinet D No. 19. und 51.
[330]) Vgl. Racinet D No. 3 und 5.
[331]) Vgl. Babeau S. 159 Fig. 3 und Racinet D No. 52 und 53.
[332]) Prov. et Com. II, 28.
[333]) Goncourt p. 346.

Nach Beendigung ihrer Toilette bleiben der Dame bis zum Mittagessen, das gewöhnlich um 3 Uhr eingenommen wird, noch immer einige Stunden, die sie in den meisten Fällen zu Hause verbringt. Hat sie Anlagen für Gesang und Musik, so singt sie eine der neuesten Arien und begleitet sich selbst auf dem Klavier,[334]) oder sie greift zur Harfe, dem Lieblingsinstrument der damaligen Zeit;[335]) manchmal nimmt sie auch bei einem Abbé Unterricht im Harfenspiel.[336])

Auch die literarischen Neuerscheinungen interessieren sie. Manuskripte neuer Theaterstücke, englische und deutsche Übersetzungen, Broschüren aller Art bedecken den Tisch in ihrem Boudoir. Wir haben schon bei der Besprechung der Moden gesehen, daß England um diese Zeit einen großen Einfluß auf Frankreich ausübt. Dieser erstreckt sich nicht nur auf die Kleidung, sondern hauptsächlich auch auf die Literatur. Nach dem Tode Richardson's, 1761, dessen rührselige Romane Pamela und Clarissa Harlowe alsbald ins Französische übersetzt wurden, erreicht die Anglomanie ihren Höhepunkt. Paris hat den ersten Schritt zum Kosmopolitismus getan und bald wird es von Übersetzungen aus den alten Sprachen und auch aus dem Deutschen überschwemmt.[337]) Zwischen 1750 und 1760 werden Haller und Gellert ins Französische übertragen, 1760 auch Geßner.[338]) Die großen Zeitschriften befassen sich mit den Literaturen von ganz Europa; in der Gesellschaft spricht man von den englischen und deutschen Neuerscheinungen ebensogut wie von den französischen. Die Dame, die auf ihren Ruf als gebildete Frau etwas hält, muß alle diese Sachen lesen, denn man fragt sie nach ihrer Ansicht, verlangt ihr Urteil über dieses oder jenes, und es wäre für sie eine große Demütigung, wenn sie gestehen müßte, daß sie das betreffende Werk nicht kenne. Um der Gefahr einer solchen Demütigung zu entgehen, sucht sie sich immer auf dem Laufenden zu erhalten und liest deshalb, oft ohne wirkliches Interesse, all die Sachen, die ihr Buchhändler ihr zuschickt oder die ein gefälliger Abbé ihr bringt.[339])

Freilich wird ihr auch diese Beschäftigung oft recht lästig. Wie wir bald sehen werden, sind diese wenigen Stunden vor dem Mittagessen die einzigen während des ganzen Tages, über die sie frei verfügen kann. Wenn sie nun einen großen Bekanntenkreis oder gar eine vertraute Freundin hat, der sie, obwohl diese nur ein paar Straßen entfernt wohnt, täglich wenigstens einige Briefe

[334]) Prov. et Com. II, 107.
[335]) Vgl. Moreau, L'Accord parfait.
[336]) Nouv. Prov. I, 201.
[337]) Heiss, S. 65.
[338]) Heiss, S. 52.
[339]) Prov. III, 29 ff.

schreiben muß,[340]) so begreifen wir leicht, daß ihr nur wenig Zeit zum Lesen übrigbleibt.

Hin und wieder geht die Dame auch schon am Vormittag aus, um an einem der beliebten déjeuners anglais teilzunehmen[341]) oder um mit einer Freundin einen Spazierritt ins Bois de Boulogne[342]) zu machen, wobei sie ihr elegantes Reitkostüm[343]) bewundern lassen kann.

Den Nachmittag verbringt die Dame außer dem Hause; lieber würde sie zu Fuß ausgehen als daß sie den ganzen Tag daheim verbringen würde.[344]) Nur wenn sie Besuchstag hat, bleibt sie zuhause. An den übrigen Tagen macht sie sich gleich nach dem Mittagessen zum Ausgehen fertig, steigt in die elegante Kutsche, und nun beginnt eine Rundfahrt von einem Modengeschäft zum andern. Eine Freundin hat ihr gesagt, daß in diesem Geschäfte schöne neue Muster in Seidenstoffen eingetroffen seien. Diese will sie sich zuerst ansehen und so erhält der Kutscher die Weisung nach diesem Geschäftshause zu fahren. Sie läßt sich eine Anzahl Stoffe vorlegen, findet aber nicht einen einzigen wirklich schönen darunter;[345]) sie sind heuer „toutes affreuses."[346]) Unbefriedigt verläßt sie das Geschäft um ein anderes aufzusuchen. Hier zeigt man ihr neue Winterstoffe und sie ist von deren Schönheit entzückt; sie sind von denen des vorigen Jahres sehr verschieden und haben Namen, die sie noch nie gehört hat.[347]) Da sie gar nicht teuer sind, sucht sie sich auch gleich einige von den schönsten aus; man braucht ja nicht sofort zu bezahlen, die Kaufleute „sont très raisonnables là-dessus."[348]) Von da fährt sie zum Juwelier, wo sie sich über die Pracht eines diamantenbesetzten Armbandes nicht genug wundern kann. Ihr Friseur hat ihr heute Morgen von einer neuen Coiffüre gesagt, von der er sich einen großen Erfolg verspricht; sie fährt hin um sich dieses Wunderwerk anzusehen.[349]) Wieder im Wagen ruft sie dem Kutscher die Adresse eines Hutgeschäfts zu, wo nun die neuesten Muster von Winterhüten eingetroffen sein müssen.[350]) Doch unterwegs fällt ihr ein, daß sie einem Porträtmaler schon lange eine Sitzung versprochen hat; die vielen Besorgungen ließen ihr immer keine Zeit; heute

[340]) Prov. III, 29 ff.
[341]) Prov. et Com. II, 210.
[342]) Vgl. Moreau, La Rencontre au Bois de Boulogne.
[343]) ibid.
[344]) Prov. et Com. II, 134.
[345]) Prov. et Com. II, 39.
[346]) Prov. I, 86.
[347]) Prov. et Com. III, 207.
[348]) ibid.
[349]) Nouv. Prov. II, 267.
[350]) Prov. et Com. II, 328.

könnte sie wohl zu dem Maler gehen, zumal an dem Bilde nur noch einige Kleinigkeiten fehlen. Zwar muß sie dann die Besichtigung der neuen Hüte sowie anderer Neuheiten, die sie sehr interessieren,[351]) verschieben, aber vielleicht kann sie dies morgen schon nachholen. Ein Zuruf an den Kutscher, der Wagen wendet und hält bald darauf vor der Wohnung des Malers.

Hier wird die Dame schon vom Abbé, einem begeisterten Verehrer ihrer Schönheit, erwartet. Sie setzt sich auf den Sessel, den der Maler ihr zurechtrückt, und dieser beginnt seine Arbeit. Es dauert nicht lange, so kommt auch der Chevalier, der glückliche Rivale des Abbé; natürlich wendet sie sofort den Kopf nach der Türe, um den Eintretenden zu begrüßen. Bald unterhält sie sich sehr lebhaft mit dem Chevalier; der Abbé, wohl ein wenig eifersüchtig auf die offenkundige Bevorzugung des andern, macht sie darauf aufmerksam, daß bei der Haltung, die sie gegenwärtig einnehme, der Maler nicht arbeiten könne. Nun sucht sie sich gerade zu halten und damit sie keine Langweile hat, erzählt ihr der Abbé eine pikante Geschichte; es gelingt ihr aber auch jetzt nur schlecht, still zu sitzen und der Maler hat seine liebe Not, mit seiner Arbeit vorwärts zu kommen. Endlich ist der letzte Pinselstrich getan und die Dame darf ihren Platz verlassen.[352])

Es wäre interessant, etwas über die Stellung der Frau zur Kirche zu erfahren. Leider findet sich bei Carmontelle nur eine einzige Stelle, die auf dieses Verhältnis schließen läßt. Eine Frau hat sich vorgenommen, in die Predigt zu gehen; dies geschieht nicht etwa aus Frömmigkeit, — diese Unterstellung weist sie entrüstet zurück — sondern weil der betreffende Prediger „fort à la mode“ ist. Seinen Namen weiß sie nicht mehr, aber er hat viel esprit und „tout le monde y sera“.[353]) Es kostet jedoch wenig Mühe, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie findet es schließlich doch viel unterhaltender, mit ein paar Freundinnen auf eine der Foires zu gehen.

Diese Foires mit ihren menschlichen Abnormitäten,[354]) ihren seltsamen Tieren, ihren Maschinen und sonstigen Sehenswürdigkeiten besucht die vornehme Frau sehr gerne.[355]) An den halsbrecherischen Künsten der Seiltänzer findet sie besonderen Gefallen;[356]) auch die ausgestellten Tiere, vor allem dressierte Hunde, erregen ihr Interesse in hohem Grade. Sie geht in eine Bude, um die Kunststücke eines solchen Tieres zu sehen; im Innern ist es schon ziemlich dunkel und der Geruch, der ihr entgegen-

[351]) Prov. et Com. II, 6; 39.
[352]) Prov. I, 85 ff.
[353]) Prov. et Com. II, 210.
[354]) Vgl. Gabriel de Saint-Aubin, Le Nain de la Foire.
[355]) Prov. et Com. II, 211.
[356]) Prov. II, 83.

dringt, ist nicht besonders einladend. Aber in Erwartung des bevorstehenden Genusses nimmt die sonst so anspruchsvolle Dame diese kleinen Unannehmlichkeiten gerne mit in Kauf. Doch ihre hohen Erwartungen erfüllen sich nicht: der Hund, ein häßliches altes Tier, macht alles falsch, und ärgerlich verläßt die Dame die Bude wieder.[357])

Aber auch ernstere Beschäftigungen nehmen die Frau am Nachmittag in Anspruch. Hätte Molière hundert Jahre später gelebt, so hätte er noch mehr Vorbilder für seine „Femmes savantes" gefunden als zu seiner Zeit. Die Sucht, für hochgebildet zu gelten, ist bei den vornehmen Frauen des 18. Jahrhunderts allgemein. Sie verstehen sich nicht nur auf die Beurteilung von Gemälden und Skulpturen,[358]) sondern befassen sich mit allen Zweigen der Wissenschaft. „Une manie des sciences s'est emparée depuis quelque temps de la plupart des femmes. Elles savent tout actuellement, excepté le quantième du mois, le jour de la semaine et l'heure qu'il est."[359])

Die Dame besucht Vorlesungen über Physik und Chemie,[360]) liest die Histoire romaine und begeistert sich für die großen Männer aus der Glanzperiode des römischen Reiches.[361]) Sie bedauert lebhaft, nicht Griechisch zu können;[362]) dafür treibt sie aber Italienisch und ist darin schon so weit, daß sie zur Not den Ariost lesen kann und in den opéras bouffons jedes Wort versteht.[363]) Auch der Sternenhimmel erregt ihr Interesse; sie kennt die Namen der Planeten und „aller Sterne"[364]) und bedauert, daß es keine Kurse für Astrologie gibt. Da könnte man aus den Sternen die Tage lesen, an denen man Unglück im Spiel hat, und sich so vor manchem empfindlichen Verlust bewahren.[365]) Für die Naturwissenschaften hat sie ein besonders reges Interesse; nicht nur, daß sie Kurse darüber besucht; wo sie etwas Absonderliches findet, kauft sie es, um es ihrer Sammlung einzuverleiben. Stolz zeigt sie dann ihren Gästen die Schätze, die sie erworben hat: einen Seeigel, eine Mumie oder eine „scalata".[366])

Nach dem Gesagten könnten wir vielleicht meinen, die Frau besitze infolge dieser vielseitigen Beschäftigung mit der Wissenschaft ein ziemliches Maß von Kenntnissen. Allein bei vielen Damen ist dies nicht der Fall; sie betreiben die Studien nach dem

[357]) Prov. II, 82 ff.
[358]) Prov. I, 298.
[359]) Prov. et Com. II, 103.
[360]) Prov. et Com. II, 28; 103.
[361]) Prov. et Com. II, 36.
[362]) ibid.
[363]) Prov. et Com. C. II, 37.
[364]) Prov. et Com. III, 205.
[365]) Prov. et Com. II, 132.
[366]) Prov. I, 301.

bereits früher angeführten Grundsatz: „Il faut tout effleurer.“[367]) Mit dem Besuche der Kurse nehmen sie es nicht sehr genau; die eine ist schon vierzehn Tage der Naturgeschichte fern geblieben und eine andere hat überhaupt erst drei Physikstunden besucht.[368]) Man hat aber auch zu viele Abhaltungsgründe: das eine Mal muß man zu einem englischen Frühstück gehen, das andere Mal hat man mit einer Freundin einen Spazierritt verabredet oder man muß der Aufnahme eines neuen Akademiemitgliedes anwohnen.[369]) Das letztere tut die vornehme Frau jedoch nur dann, wenn der Aufzunehmende ein „homme de la cour“[370]) ist; mit den Gelehrten aus dem Volke will sie nichts zu schaffen haben, denn diese sind gefährlich: „sie haben bereits eine Abhandlung über die Gleichheit aller Stände geschrieben und sie wünschen diese Gleichstellung nur deshalb, weil sie dann den Adeligen bald über sein werden.“[371])

Die Bildung der Dame würde unvollständig sein, wenn sie nicht auch von der Dichtkunst etwas verstünde; deshalb bemüht sie sich, selbst Verse zu machen und lädt auch „Dichter“ ein, ihre neuesten Schöpfungen vorzulesen.[372]) Wie lästig sie ihren Besuchern dadurch zuweilen werden kann, lassen folgende Worte eines Marquis ersehen: „Je ne puis souffrir Madame de Plantemère; elle a envie d'être savante. Il faudrait lire avec elle tous les ouvrages nouveaux.“[373])

Die meiste Zeit der vornehmen Frau beanspruchen die vielen Besuche, die sie zu machen hat. Wir können diese Besuche in zwei Gruppen teilen: in solche, die einen bestimmten Zweck verfolgen, und in solche, die bloße Höflichkeitsbezeugungen sind.

Der ersteren Art liegt meist der Gedanke zugrunde „La protection et l'intrigue font toujours plus que le mérite.“[374]) Um für ihren kaum 23jährigen Sohn ein Oberstenpatent zu erlangen, geht die Frau nicht zum Minister, denn bei diesem hätte sie mit ihrer Bitte wenig Aussicht auf Erfolg; sie sucht ihren Zweck vielmehr durch eine Marquise zu erreichen, die bei dem Minister persona grata ist und der er keinen Wunsch abzuschlagen wagt.[375]) Diese versteht es auch vorzüglich, ihre Wünsche durchzusetzen: „Il faut toujours demander, obtenir et se plaindre; il n'y a que ceux qui savent se plaindre qui ob-

[367]) Prov. et Com. II, 163.
[368]) Prov. et Com. II, 44.
[369]) ibid.
[370]) Prov. et Com. II, 162.
[371]) ibid.
[372]) Prov. et Com. II, 216; 385.
[373]) Prov. III, 510.
[374]) Prov. et Com. II, 56.
[375]) Prov. et Com. II, 26.

tiennent; quand on remercie, il faut se faire promettre encore."[376]) Ihr Salon ist auch fortwährend von Damen besucht, welche durch sie das oder jenes zu erlangen hoffen. Wünscht eine Frau einem Abbé eine einträgliche Pfründe zu verschaffen, so sucht sie dies durch die Vermittelung einer Freundin zu erreichen, die bei dem zuständigen Bischof großen Einfluß hat.[377])

Doch geht sie oft auch selbst zu dem betreffenden Beamten, und wenn dieser ihrer Bitte, einem jungen Manne, für den sie sich interessiert, diese oder jene freie Stelle zu geben, nicht willfahren zu können erklärt, droht sie, ihm ihre Freundschaft zu entziehen und hat damit in den meisten Fällen den gewünschten Erfolg.[378]) Aber nicht immer läßt sie sich die Fürsprache für ihren Schützling so sehr angelegen sein. Da sie gerade an der Wohnung eines Staatsrates vorüberfährt, spricht eine Dame bei diesem vor, um ihm die Bitte ihres Schutzbefohlenen zu unterbreiten. Die Art und Weise, wie sie das tut, läßt ersehen, wie wenig ihr an der ganzen Sache eigentlich gelegen ist. Sie belästigt den Beamten ja nur, weil ihr Onkel großes Interesse an dem Fortkommen des jungen Mannes hat. Die Bittschrift des letzteren hat sie zuhause liegen lassen. Doch das macht nichts; es wird ja genügen, wenn sie ihm sagen kann, daß sie mit dem Staatsrate über die Angelegenheit gesprochen habe, daß aber die Erfüllung seiner Bitte nicht möglich sei.[379])

Natürlich spielen bei derartigen Besuchen auch Heiratsangelegenheiten eine große Rolle; wenn die Frau für ihren Sohn eine passende Partie gefunden hat, die Eltern des betreffenden Mädchens aber nicht näher kennt, so sucht sie deren Einwilligung durch die Vermittlung einer Bekannten der Familie zu erhalten; wenn nötig, soll diese die Eltern des Mädchens daran hindern, ihre Tochter einem andern zu geben.[380])

Bei der anderen Art von Besuchen ist die Hauptsache die Unterhaltung, das Bedürfnis, Neuigkeiten zu hören und zu berichten. „Les visites ne sont qu'une forme de politesse, ou plutôt d'usage; ce ne sont pas là des preuves d'amitie."[381]) Wenn auch die Dame des Hauses ihre Besucherin mit den freundlichsten Ausdrücken begrüßt und ihr den Vorwurf macht, sie habe sich „mille ans" nicht mehr sehen lassen,[382]) so dürfen wir doch in diesen Worten nichts weiter als eine Höflichkeitsformel erblicken.

Ihre eigenen Verwandten besucht die Dame nur ungern; sie ist schon vierzehn Tage nicht mehr bei ihrer Großmutter gewesen

[376]) Prov. et Com. II, 81.
[377]) Prov. et Com. III, 97.
[378]) Prov., Les bons.
[379]) Prov. III, 30/31.
[380]) Prov. et Com. II, 160—164.
[381]) Prov. et Com. II, 223.
[382]) Prov. et Com. II, 27.

und um von ihr nicht gescholten zu werden, bittet sie eine Freundin, mit ihr hinzugehen; aber diese geht nicht mit, denn „chacun a ses grands-parents, c'est bien assez."[383] Eine Dame lädt ihre Nichten ein, sie am nächsten Tag zu besuchen; sie versprechen dies hoch und teuer und wenn sie ja am Kommen verhindert sein sollten, wollen sie ihr ein Briefchen schreiben. „Jawohl", erwidert die Dame, „ihr werdet keines von beiden tun."[384]

Bei diesen Besuchen treten die kleinlichen, oft recht unschönen Eigenschaften der Frau so recht zutage. Plauderhaftigkeit und unersättliche Neugierde haften ihnen allen an. Die nichtssagendsten Vorkommnisse sowie die Skandalgeschichten schlimmster Sorte finden an ihnen aufmerksame Zuhörerinnen. Ein von ungefähr dazukommender Herr braucht nur eine etwas geheimnisvolle Miene zu machen und er darf sicher sein, daß sofort alle anwesenden Frauen ihn mit Fragen bestürmen und daß er nicht eher Ruhe hat, als bis er die neueste Begebenheit haarklein erzählt hat.[385]

Den Hauptgesprächsstoff bilden die üble Nachrede und abfällige Bemerkungen über andere Damen. Besonders ungehalten ist man über jene adeligen Frauen, welche den Vergnügungen der Gesellschaft die stillen, bescheidenen Freuden eines glücklichen Familienlebens vorziehen. Nur im wegwerfendsten Tone spricht die Weltdame von diesen „espèces"[386] oder „espèces de prudes".[387] Auch die Bezeichnung „vertu"[388] hat sie für diese Frauen; sie will mit ihnen nicht das geringste zu tun haben: „C'est donc une vertu? Cette femme-là me déplaît à mourir."[389]

Doch der Umstand, nicht zu diesen verächtlichen „espèces" zu gehören, bietet noch lange keine Gewähr, gegen jede Art von Verleumdungen und Verdächtigungen. Selbst ihre Bekannten, mit denen sie täglich verkehrt, ja sogar ihre Jugendfreundinnen, sind nicht sicher vor dem abfälligen Urteil der vornehmen Dame. Meistens beziehen sich diese lieblosen Reden auf die äußere Erscheinung der Frau. Vielleicht fühlt sich die Dame dadurch verletzt, daß man in ihrer Gegenwart andere Frauen rühmt, vielleicht auch sieht sie in dem Lobe der Schönheit anderer Damen eine Geringschätzung ihrer eigenen Reize. Welcher Art ihre Beweggründe auch sein mögen, sie läßt keine der Lobeserhebungen gelten, welche ihr Gast der Schönheit einer Frau spendet. Lobt man deren schöne Augen, so entgegnet sie, dieselben seien ausdruckslos. Die Gräfin, für deren Schönheit ein

[383]) Prov. et Com. II, 169—170.
[384]) Prov. et Com. II, 125.
[385]) Prov. I, 340 ff.
[386]) Prov. III, 389; Prov. et Com. II, 352.
[387]) Prov. III, 400.
[388]) Prov. et Com. II, 143.
[389]) Prov. I, 90.

Abbé so sehr schwärmt, ist „une petite sotte qui a des dents qui ne finissent pas".[390] Die Begeisterung der Herren für eine andere erklärt sie folgendermaßen: „Oui, c'est une petite horreur qui ne sait pas danser, et l'on trouve cela charmant."[391] Eine andere Frau nennt sie „une sotte créature".[392] Als man einer Dame die Schönheit einer Frau von Rouvière rühmt, erwidert sie: „Sie hat eine furchtbar dunkle Haut; zudem ist sie schlecht gebaut."[393] Da die beiden zusammen im Kloster waren, ist an der Wahrheit ihrer Worte nicht zu zweifeln. Wenn die Rede auf eine Dame kommt, die allgemein als die erste Pariser Schönheit gilt, hat man trotzdem noch einige „aber" und findet an ihr noch manches auszusetzen, so vor allem, daß sie keine Physiognomie habe.[394]

Bietet aber die Schönheit einer Frau allen Verdächtigungen keinen Angriffspunkt, so entdeckt man wenigstens in ihrem Charakter den einen oder andern Fehler: der einen fehlt es an esprit und Charakterfestigkeit,[395] die andere ist ein „verzogenes Kind",[396] wieder eine andere nennt man eine „femmelette"[397] oder eine „imbécille".[398] Diese weiß nicht, wie einfältig sie ist,[399] jene hat eine allzu große Vorliebe für festliche Veranstaltungen[400] und in dem Benehmen einer Dritten sieht man ein „etwas dirnenmäßiges Gebahren".[401] Und doch ist das Benehmen der Frauen, die über andere so hart urteilen, um kein Haar besser; man tadelt eben an anderen, was man selbst täglich tut.[402] Hochmütig sieht man herab auf die Fehler des Nebenmenschen und spricht selbstgefällig: „Je serais bien fâchée d'être comme telle ou telle personne."[403]

So abfällig die Weltdame über ihr nicht genehme Frauen urteilt, so sehr ist sie auf der anderen Seite bemüht, die Vorzüge ihrer Freundinnen in ein möglichst günstiges Licht zu stellen. Die nämliche Dame, die an allen Frauen etwas auszusetzen findet, sagt von einer Freundin: „Frau von Mirevault ist liebenswürdig! Das nenne ich eine Frau."[404] Dabei ist diese schon über vierzig Jahre alt und, wenigstens nach dem Urteil des Abbé, gar nicht

[390] Prov. I, 65.
[391] Prov. I, 68.
[392] Prov. III, 401.
[393] Prov. I, 64.
[394] Prov. et Com. II, 358.
[395] Prov. et Com. II, 247.
[396] Prov. et Com. II, 214.
[397] Nouv. Prov. I, 104.
[398] Nouv. Prov. I, 105.
[399] Prov. et Com. II, 116.
[400] Prov. III, 394.
[401] Prov. I, 68.
[402] Prov. et Com. III, 213.
[403] Prov. et Com. III, 214.
[404] Prov. I, 65.

schön. Ja selbst die kleinen Schwächen der Freundin weiß sie in vorteilhafte Eigenschaften umzuwandeln: die üble Angewohnheit einer Frau, bei jedem Wort, das sie spricht, zu lachen, schreibt sie deren heiterem, lebensfrohem Wesen zu.[405])

Die üble Nachrede erstreckt sich nicht nur auf abwesende Personen; auch die Anwesenden, ja die Frau des Hauses selbst, sind zuweilen die Zielscheibe versteckter Böswilligkeiten. Eine Frau meint einer Bekannten gegenüber, es gebe Mittel, Sommersprossen zu beseitigen, „natürlich," fügt sie mit einem Blick in das Gesicht ihrer Besucherin hinzu, „wenn man welche hat."[406]) Da einige Damen wissen, daß ein Herr von Mondoux eine reine Null in seinem Hause ist, suchen sie ihn auf jede Weise ins Gespräch zu ziehen, fragen ihn nach seiner Ansicht über ein neues Trauerspiel und freuen sich höchlich, da sie sehen, wie sehr sich Frau von Mondoux über diese Auszeichnung ihres Gatten ärgert.[407]) Noch unhöflicher, zuweilen sogar verletzend, wird das Benehmen der vornehmen Dame gegen die Frau, deren Vermögensverhältnisse — ob durch eigenes Verschulden oder nicht, ist gleichgültig — in Unordnung geraten sind. Mit jedem Worte, mit jeder Miene, läßt sie dieselbe den Unterschied merken, der nach ihrer Meinung nunmehr zwischen ihnen besteht. Hinter geheucheltem Mitgefühl zeigt sich verhaltene Schadenfreude. Ihre Besuche werden immer kürzer und seltener, um endlich ganz aufzuhören.[408])

Bedauernswert ist die Frau, die unverschuldet ins Unglück geraten ist und nun bei ihren vermeintlichen Freundinnen Hilfe sucht. Wo sie ein mitfühlendes Herz und eine hilfreiche Hand zu finden hoffte, empfängt man sie kalt und teilnahmslos. Man lädt sie kaum zum Setzen ein; gleichgültig hört man ihre Erzählung an, ein Achselzucken ist die einzige Antwort. Entrüstet über eine solche Undankbarkeit erhebt sich die Unglückliche; die einstige Freundin hält ihr, wie einer Bettlerin, einige Geldstücke hin, welche die Hilfesuchende empört zurückweist.[409])

Diese letzteren Beispiele mögen zeigen, wie es manchmal mit der Freundschaft und dem Edelmut in diesen Kreisen bestellt ist: Freundlichkeit und Zuvorkommenheit im Glück, Rücksichtslosigkeit und Verachtung im Unglück. Das sind die Schattenseiten dieser vornehmen Gesellschaft, von der Carmontelle sagt, daß sie sich zusammensetze aus „gens contraires au bonheur de ceux qui les connaissent".[410])

[405]) Prov. IV, 325.
[406]) Prov. et Com. I, 13.
[407]) Prov. III, 394 ff.
[408]) Prov. III, 451.
[409]) Prov. II, 327/28.
[410]) Prov. III, 451.

Die Besuchszeit fällt, nach einigen Stellen bei unserem Dichter zu schließen, zwischen den Schluß des Theaters und das Souper;[411]) so heißt es einmal: „.... les visites depuis quelque temps ne commencent qu'après le spectacle."[412]) Doch dürfen wir wohl annehmen, daß dies erst für die spätere Zeit zutrifft, daß man dagegen früher meist schon vor Beginn des Theaters seine Besuche macht; zahlreiche Belegstellen sprechen für diese Annahme. Jedenfalls ist man während des Theaters sicher, niemand zu Hause anzutreffen; diese Zeit wählt man hauptsächlich dann zu Besuchen, wenn einem daran gelegen ist, die betreffenden Personen nicht zu treffen. Diese bequeme Art, seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, scheint damals sehr beliebt gewesen zu sein.[413])

Wenn die Dame endlich gegen Abend ihre vielen Besuche beendet hat, fährt sie nach dem Palais-Royal oder nach den Tuilerien. Diese Promenade im Palais-Royal sehen wir in zwei Bildern Debucourts;[414]) bei Carmontelle spielen die Tuilerien eine größere Rolle. Gegen Abend findet sich hier die ganze vornehme Welt ein. In der großen Allee flutet ein Strom von fröhlichen Menschen; die Damen zeigen sich in ihren prächtigsten Toiletten und tragen ihre wertvollsten Diamanten. Dieser Abendspaziergang bildet ein Hauptvergnügen der Weltdame.[415]) Deshalb ist sie auch sehr ärgerlich, wenn sie infolge schlechten Wetters auf dieses Vergnügen verzichten muß: „Je suis bien fâchée; car il ne peut pas y avoir de Tuileries aujourd'hui, et je les aime beaucoup,"[416]) oder wenn ein plötzlich einsetzender Regenschauer in einem Augenblick das farbenprächtige Bild zerstört und sie sich gezwungen sieht, in Eile in ihren Wagen zu flüchten.[417])

In der späteren Zeit zieht man dieser Promenade in den Tuilerien eine Spazierfahrt auf den Boulevards vor.[418]) Langsam folgt ein Wagen dem andern; elegante junge Herren kommen an den Wagenschlag der ihnen bekannten Damen, um ihnen Schmeicheleien zu sagen; Blumenverkäuferinnen steigen auf das Trittbrett und bieten den Damen frische Blumen an.[419])

Werfen wir hier einen kurzen Rückblick auf das Gesagte, so sehen wir, daß der Nachmittag der vornehmen Frau ganz den

---

411) Prov. et Com. II, 180; 230; 389.
412) Prov. et Com. II, 106.
413) Prov. et Com. I, 299; II, 115; 207.
414) Vgl. Debucourt, La Promenade publique au Palais-Royal und Debucourt, La Promenade de la Galerie du Palais-Royal.
415) Prov. et Com. II, 262; 359 ff.
416) Prov. II, 116.
417) Prov. II, 7.
418) Prov. et Com. II, 361; 395.
419) Prov. III, 508. Vgl. auch Augustin de Saint-Pierre, La Promenade des remparts de Paris.

gesellschaftlichen Verpflichtungen und dem Vergnügen gewidmet ist. Immer ist sie in Bewegung, keinen Augenblick hat sie Ruhe. Wäre übrigens der Frau eine Stunde Alleinsein, eine Stunde, in der sie sich mit sich selbst beschäftigen könnte, erwünscht? Wir dürfen dies kaum annehmen, denn wir sehen, daß sie fast eine gewisse Angst davor hat, allein zu sein.

Und doch gibt es auch im Leben der Weltdame Stunden, wo sie keine Gesellschaft hat, wo sie nicht ausgehen mag oder wegen einer kleinen Unpäßlichkeit nicht ausgehen kann. Diese langen Stunden sind ihr eine Qual; die Mittel, auf die sie verfällt, um die Langeweile fernzuhalten, sind recht bezeichnend. Die Stille des Zimmers ist ihr unheimlich; sie muß etwas Lebendes um sich haben und hält deshalb kleine Hunde, Angorakatzen und Papageien.[420]) Auch weniger schöne Tiere, wie Affen (magots), gehören zu ihren Lieblingen.[421]) Dagegen kann sie größere Hunde, besonders Jagdhunde, nicht ausstehen: „Cette vilaine bête-là venait toujours s'étendre devant le feu et elle nous infectait."[422])

Auch Handarbeiten fertigt sie in solch einsamen Stunden. Sie macht Liebesknoten,[423]) beschäftigt sich mit parfilage[424]) oder stickt für einen Verehrer eine Weste.[425]) Einen etwas eigentümlichen Geschmack verrät es, wenn eine Dame einen Lehnstuhl anfertigt, in dessen Sitz Musikinstrumente, umgeben von Mohnblüten und Lilien, eingestickt sind.[426])

Am Abend stehen der Frau die verschiedenartigsten Vergnügungen zu Gebote. Da sind vor allem die zahlreichen Theater; an den Spieltagen der Oper darf sie natürlich hier nicht fehlen; „ganz Paris ist dort,"[427]) denn die Oper ist „le spectacle des gens de goût".[428]) An den übrigen Tagen geht sie in die Comédie française oder ins Théâtre des Italiens. Auch kleinere Theater besucht sie hin und wieder, so die petits spectacles du boulevard[429]) oder die Variétés amusantes.[430])

Wenigstens in einem der drei großen Theater, manchmal sogar in allen drei,[431]) hat die Dame ihre eigene Loge. Die grandes loges der früheren Zeit[432]) haben den viel angenehmeren petites

[420]) Prov. et Com. II, 318.
[421]) Prov. I, 298.
[422]) Prov. IV, 183.
[423]) Prov. II, 144; Prov. et Com. I, 345.
[424]) Prov. et Com. II, 6.
[425]) Prov. II, 10; Prov. et Com. II, 199.
[426]) Prov. III, 29 ff.
[427]) Prov. et Com. III, 208.
[428]) Prov. et Com. II, 93.
[429]) Prov. et Com. II, 203.
[430]) Prov. et Com. I, 4.
[431]) Nouv. Prov. II, 257.
[432]) Prov. et Com. II, 135.

loges[433]) weichen müssen. Betrachten wir die Schilderung der letzteren bei Goncourt, so werden wir deren Beliebtheit leicht begreifen: „C'est une loge masquée de stores. On y arrive en déshabillé, on y apporte son épagneul, son coussin et sa chaufferette. On y reçoit le monde qu'on veut, et on y tient tout haut une conversation dont on n'interrompt le babil et les éclats que pour regarder par le morceau de verre de son éventail les entrants et les sortants sans qu'ils vous voient.“[434]) Überall in der Gesellschaft ist das Bestreben bemerkbar, sich in der Öffentlichkeit zu verbergen;[435]) deshalb nimmt man eine petite loge „pour y arriver à l'heure qu'on veut, pour y recevoir ses amis, ses connaissances, et pour n'être pas en représentation“.[436])

Es gehört zum guten Ton, nicht gleich bei Beginn der Aufführung anwesend zu sein; deshalb erscheint die vornehme Dame erst im Verlauf des ersten Aktes oder nachdem schon der zweite begonnen hat. Dabei macht sie möglichst viel Geräusch, um die Augen der Zuschauer auf sich zu lenken; wie sollte man denn sonst auf ihr Kommen aufmerksam werden?[437]) Die Frau geht ins Theater, um sich zu unterhalten;[438]) wenn sie keine Bekannten um sich hat, mit denen sie plaudern kann, langweilt sie sich.[439]) Deshalb lädt sie Herren in ihre Loge, um sich mit ihnen zu unterhalten;[440]) Herren, die ihr gerade einen Besuch abstatten wollen, nimmt sie mit ins Theater „pour compléter sa loge“.[441]) Die Gesellschaft, die sie hier findet, ist nicht so langweilig, wie diejenige, welche ihr zu Hause ihre Aufwartung macht.[442]) In der Oper erfährt man nicht nur die Tagesneuigkeiten, sondern auch die Skandalgeschichten der Gesellschaft: „Où voulez-vous qu'on puisse mieux s'instruire des nouvelles liaisons, des ruptures, et de tout ce qu'il est important de savoir quand on vit dans la bonne compagnie, pour ne pas faire, à chaque pas, des bévues à renverser?[443]) Sowie man jemand kommen sieht, erfährt man auch schon seine Geschichte „dans les foyers, dans les corridors, comme dans les loges“.[444])

Natürlich unterhält man sich ganz laut, denn in den petites loges kann jeder tun was ihm beliebt.[445]) Theaterbesucher, die den Vorgängen auf der Bühne folgen und von dem Gesprochenen

433) Vgl. Moreau l. j., La petite loge.
434) Goncourt, p. 130.
435) Prov. et Com. II, 135.
436) ibid.
437) Prov. et Com. II, 351/52.
438) Prov. et Com. III, 207.
439) Nouv. Prov. I, 100.
440) Prov. I, 69.
441) Prov. et Com. II, 167.
442) Prov. et Com. II, 134/35.
443) Prov. et Com. III, 209.
444) ibid.
445) Prov. et Com. II, 135.

auch etwas verstehen möchten, kommen infolge dieser laut geführten Gespräche zumeist nicht auf ihre Rechnung; es hilft ihnen auch nicht viel, wenn sie eine andere Loge nehmen, denn sie kommen dabei oft vom Regen in die Traufe.[446])

Wozu ist es denn auch nötig, daß man, besonders bei Schauspielen, immer nach der Bühne blickt? Man sieht die Stücke ja oft genug, da man jeden Tag ins Theater geht. Es ist auch leicht, ein Urteil über die Stücke abzugeben, denn diejenigen, die man an der Oper gibt, sind alle gut.[447]) Etwas anderes ist es freilich, wenn die Guimard tanzt. Da richten sich die Blicke aller Damen nach der Bühne, um die Kunst dieser unvergleichlichen Tänzerin zu bewundern und ihre geschmackvolle Toilette einer eingehenden Prüfung zu unterziehen;[448]) da entringen sich manchem schönen Munde die entzückten Worte: „Ah! comme elle est mise, comme elle danse!"[449]) Alle anderen Tänzerinnen verschwinden neben dieser gefeierten Schönheit, von der es in einem Polizeibericht heißt, sie habe „la plus belle gorge du monde",[450]) und der zu Ehren man „robes à la Guimard" trägt.[451])

Bezüglich der Musik gehen die Ansichten der Gesellschaft auseinander; es bestehen zwei Parteien, von denen die eine für die französische Musik eintritt, während die andere der italienischen den Vorzug gibt.[452]) Die letztere Partei ist die stärkere; die große Mehrzahl der Damen kennt nichts Schöneres als die neue, d. h. italienische Musik.[453]) Gluck erfreut sich noch großer Beliebtheit, aber man zieht ihm vielfach die Italiener Sacchini und Piccini vor.[454]) Eine Dame kann nicht verstehen, wie man demnächst Glucks „Iphigenie in Aulis"[455]) geben kann, während man doch so viele reizende Sachen von Piccini hat.[456]) Ein Abbé geht in der abfälligen Beurteilung der Anhänger der französischen Musik so weit, daß er hofft, daß diese „génération barbare tire à sa fin".[457])

Hier dürfte der Platz sein, einiges über das Gesellschaftstheater zu sagen. In den Sommermonaten, sowie während der Quinzaine de Pâques sind die Pariser Theater geschlossen;[458])

[446]) ibid.
[447]) Prov. et Com. II, 136.
[448]) Prov. et Com. II, 203.
[449]) Prov. et Com. II, 137.
[450]) Fragonard, p. 171.
[451]) Fragonard, p. 176.
[452]) Prov. et Com. I, 295.
[453]) Prov. et Com. II, 107.
[454]) Prov. et Com. I, 295.
[455]) Erstaufführung an der Oper 1774.
[456]) Prov. et Com. II, 205.
[457]) Prov. et Com. II, 38.
[458]) Prov. et Com. II, 192.

man nimmt deshalb zum Gesellschaftstheater seine Zuflucht. Den Sommer verbringt man auf dem Lande, weniger, weil man die Annehmlichkeiten des Landlebens genießen will, sondern weil es zum guten Ton gehört. Der Sinn für die Natur ist bei vielen Damen nicht sehr stark entwickelt; der Geruch des Veilchens ist ihr zu gemein,[459]) und sie findet, daß die natürlichen Blumen „fast ebenso gut riechen“ wie die künstlichen, die man gegenwärtig macht.[460]) Es muß schon gar niemand mehr in Paris sein, wenn die Dame sich entschließt, aufs Land zu gehen.[461]) Man lädt sich gegenseitig ein und vertreibt sich die Zeit mit Theaterspielen, denn „ohne Theater und Bälle wäre das Leben in der Provinz unerträglich“.[462]) Das Einstudieren der Rollen und die häufigen Proben bilden den Damen eine willkommene Abwechslung, und manchmal sind sie mit ihren Gedanken so ganz bei der bevorstehenden Aufführung, daß sie beim Lotto oder Triktrak ganz unbegreifliche Fehler machen.[463])

Die Bühne wird in der Orangerie oder einem größeren Saale errichtet.[464]) Das Bestreben der vornehmen Dilettantin geht vor allem dahin, sich als möglichst gute Schauspielerin zu zeigen.[465]) Daß man einer Präsidentin nachrühmt, sie spiele sehr natürlich,[466]) kann ihr gar nicht imponieren; „zum natürlich spielen gehört nichts,“ meint sie, „das kann die Tochter meines Gärtners auch. Il faut savoir toutes les positions dans les différentes scènes, combiner tous ses mouvements, avoir des oppositions dans ses gestes, et savoir dire, surtout, ses „à parté“ de manière que tout le monde les entende.“[467]) Wo sollte die Präsidentin denn das alles gelernt haben? Sie ist ja noch gar nicht lange in der Gesellschaft und hat noch nicht oft genug ins Theater gehen können, um sich das alles anzueignen. Von sich selbst dagegen erklärt die Dame mit Stolz, daß sie „contrefait toutes les actrices à s'y méprendre“.[468]) Sie begnügt sich auch gar nicht damit, den Schauspielerinnen im Theater ihre Künste abzusehen, sondern sie übt auch, so sehr sie dies auch in Abrede stellt, ihre Rolle mit der Mademoiselle Contat ein;[469]) trotzdem behauptet ein Herr, er habe sie einmal „à contresens“ spielen sehen.[470]) Zuweilen treibt die Frau die Nachahmung bekannter Schauspiele-

[459]) Prov. et Com. I, 284.
[460]) Prov. et Com. II, 150.
[461]) Prov. et Com. I, 21.
[462]) Prov. et Com. II, 109.
[463]) Prov. et Com. III, 41.
[464]) Prov. et Com. III, 45.
[465]) Prov. et Com. III, 51.
[466]) ibid.
[467]) ibid.
[468]) Prov. et Com. III, 50.
[469]) Prov. et Com. II, 204.
[470]) Prov. et Com. II, 205.

rinnen so weit, daß sie unausstehlich wird: „elle est ridicule avec ses prétentions.“[471])

Bei der Verteilung der Rollen ist die Dame natürlich darauf bedacht, für sich die dankbarste Rolle zu erhalten. In „L'Oracle“ spielt sie die Lucinde,[472]) in „Le Philosophe marié“ die Céliante;[473]) die Titelrolle in „Nanine“[474]) und die Rolle der Marquise in „La Surprise de l'Amour“[475]) gehören zu ihren besten Leistungen. Einer Frau, deren Rivalität sie besonders fürchten zu müssen glaubt, weist sie möglichst kurze und undankbare Rollen zu.[476])

Die Salonbühne bietet der Dame die beste Gelegenheit, ihre Schönheit sowie ihre geistigen Vorzüge zur Geltung zu bringen: „Sa figure est charmante! Sa taille, son maintien, tout en elle a de la grâce, de la noblesse; elle a de la sensibilité dans la voix, de l'esprit, et un ton excellent.“[477]) Kleine körperliche Mängel weiß sie geschickt zu verdecken: „elle grossit sa taille par des fleurs, des gazes.“[478]) Die Toilettenfrage spielt bei dergleichen Veranstaltungen selbstverständlich eine bedeutende Rolle. Man braucht „de belles étoffes“, Taffet ist zu den hier benötigten Kostümen zu gering.[479]) Nicht immer ist bei der Wahl der Toilette der gute Geschmack ausschlaggebend. Obwohl die in einem Stücke vorgeschriebene Tracht die französische ist, will eine Dame einen hohen spanischen Kragen anlegen; da der Diamantenschmuck ihrer Freundin schöner ist als der ihrige, bittet sie diese, ihr denselben zu leihen.[480]) Die Wahl eines möglichst eleganten Kleides nimmt viel Zeit in Anspruch; schließlich entscheidet sich die Frau für ein grüngestreiftes, das „im Lichte rosa und grün schillert“.[481])

Wenn die Dame am Schlusse der Vorstellung das Theater verläßt,[482]) schickt sie einen der sie begleitenden Herren fort, um nach ihrem Bedienten zu suchen; er muß am Ausgang des Theaters warten, bis ihr Wagen vorgefahren ist und sie dann benachrichtigen.[483]) Hierauf fährt sie zum Souper bei einer Freundin; sie lädt auch einen Herrn, für den sie sich interessiert,

[471]) Prov. et Com. III, 43.
[472]) Prov. et Com. III, 64.
[473]) Prov. et Com. III, 61.
[474]) Prov. et Com. III, 56.
[475]) Prov. et Com. III, 65.
[476]) Prov. et Com. III, 56; 61.
[477]) Prov. et Com. III, 49.
[478]) Prov. et Com. III, 43.
[479]) Nouv. Prov. II, 263.
[480]) Prov. IV, 188.
[481]) ibid.
[482]) Vgl. Moreau, La Sortie de l'Opéra.
[483]) Prov. et Com. II, 167.

ein, sie zu begleiten; aber dieser bedauert, dies nicht tun zu können, da er schon wo anders zugesagt habe. In Wirklichkeit aber fürchtet er den zweifelhaften Genuß, den ein Versmacher den Eingeladenen bereiten wird.[484]) Zwar weiß die betreffende Dame recht gut, wie unbeliebt das Vorlesen einer langweiligen Tragödie bei ihren Gästen ist und sie hat diesen gesagt, daß sie einige neue italienische Lieder zu hören bekämen;[485]) allein man weiß schon, daß dies nur eine Finte ist, und um die langweilige Rezitation nicht mit anhören zu müssen, geht man erst später hin, denn „à présent on vient aussi tard que l'on peut".[486])

Nicht selten findet vor dem Souper ein kleines Konzert[487]) statt, bei dem manchmal auch der Sohn oder die Tochter des Hauses ein Klavierstück vortragen;[488]) zuweilen tritt auch die Hausfrau selbst mit einer Arie aus einer neuen Oper vor ihre Gäste.[489])

Im Winter und besonders im Fasching ist das Leben der Dame besonders abwechslungsreich; zu den sonstigen Vergnügungen kommen noch die zahlreichen Bälle. Manche Frau hat eine wahre Leidenschaft für das Tanzen; sie geht während des Karnevals auf alle Bälle[490]) und „est de toutes les loges où l'on danse".[491]) Eine Dame ist kränklich; der Arzt hat ihr viel Bewegung verordnet und sie geht deshalb auf alle Bälle; in diesem Fasching hat sie erst zehnmal getanzt, sie weiß aber nicht, ob sie es nicht noch öfter tut.[492]) Eine andere hat sich in den Kopf gesetzt, ihr Kind selbst zu stillen; trotzdem nimmt sie an allen Vergnügungen teil und das „macht ihr gar nichts".[493]) Eine Vicomtesse hatte ein Brustleiden; kaum hat sie sich davon etwas erholt, so geht sie wieder auf den Ball und tanzt sechs Kontretänze nacheinander. Fürchterlich erhitzt verlangt sie Eis; man verweigert es ihr; aber einer von jenen jungen Männern, die das Wohlwollen der Damen dadurch zu gewinnen suchen, daß sie auch ihren tollsten Launen entgegenkommen, holt ihr welches und sie ißt es, ohne daß es jemand bemerkt. Eine schwere Lungenentzündung ist die Folge ihrer Torheit.[494])

Es ist leicht einzusehen, daß ein Leben, wie es im vorhergehenden geschildert wurde, auf die Gesundheit der Frau äußerst

[484]) Prov. et Com. II, 385.
[485]) Prov. et Com. II, 389/90.
[486]) Prov. et. Com. II, 181.
[487]) Vgl. Augustin de Saint-Aubin, Le Concert.
[488]) Prov. et Com. III, 129; 148.
[489]) Prov. et Com. II, 37.
[490]) Prov. et Com. II, 217.
[491]) Prov. et Com. II, 182.
[492]) Prov. et Com. II, 180/81.
[493]) Prov. et Com. II, 206.
[494]) Prov. et Com. II, 118.

nachteilig wirken muß; so sagt denn auch ein alter Arzt: „Les bals, le mauvais air qu'on respire dans les petites loges des spectacles, et le froid qui vous saisit en en sortant, produisent les trois quarts des maladies.“[495]) Die Modekrankheit unserer Tage, die Nervosität, ist auch bei den Frauen des 18. Jahrhunderts eine ganz gewöhnliche Erscheinung.[496]) Daneben werden auch Katarrhe,[497]) Husten,[498]) Brustschmerzen,[499]) Magenbeschwerden,[500]) Verdauungsstörungen[501]) und obstructions[502]) als gewöhnliche Krankheitserscheinungen erwähnt. Die Frau wendet dagegen Wasserkuren an,[503]) trinkt Milch[504]) und geht eine Zeitlang aufs Land;[401]) da sie aber ihre gewohnte Lebensweise nicht aufgeben will, hilft das alles nicht viel.[506])

Einer besonderen Beliebtheit erfreuen sich die Maskenbälle.[507]) Ein bequemer Domino sowie eine Gesichtsmaske aus Pappe schützen die Frau vor dem Erkanntwerden und gewähren ihr große Freiheiten. „Ce sont des libertés prises et des pardons demandés, des hardiesses suivies d'excuses, et des excuses accompagnées d'audaces, des éloges de la beauté appuyées par le geste.“[508]) Die treulose Gattin kann dort ungestört mit ihrem Liebhaber verkehren, der leichtsinnige Ehemann findet hier die beste Gelegenheit, seiner Angebeteten seine heiße Liebe zu beteuern.[509])

Das Hauptvergnügen auf den Bällen bildet die Unterhaltung und das Spiel. Während die junge Welt sich zu den Klängen der Musik im Tanze dreht, ziehen sich die übrigen in die anstoßenden Gemächer zurück, um zu plaudern oder zu spielen. Hier und dort sieht man zwei Frauen, Arm in Arm, in lebhafter Unterhaltung sich inmitten der glänzenden Gesellschaft bewegen.[510]) Die Dame legt großen Wert darauf, eine vertraute Freundin zu haben, der sie alle ihre Herzensangelegenheiten offenbaren kann. Sie läßt keine Gelegenheit vorübergehen, der Gesellschaft zu zeigen, daß diese Frau ihre „grande

[495]) ibid.
[496]) Prov. II, 436. — Prov. et Com. II, 144; III, 127 etc.
[497]) Prov. et Com. II, 248.
[498]) Prov. et Com. II, 334.
[499]) Prov. et Com. II, 239; III, 334.
[500]) Prov. et Com. II, 240.
[501]) ibid.
[502]) Prov. et Com. III, 127.
[503]) Prov. et Com. II, 119; III, 216.
[504]) Prov. et Com. II, 318.
[505]) Prov. et Com. II, 318.
[506]) Prov. II, 436/37.
[507]) Vgl. Moreau, Le Bal masqué à l'Hôtel de ville.
[508]) Goncourt, p. 138.
[509]) Prov. I, 357 ff.
[510]) Prov. III, 373.

amie"[511]) ist, und wenn sie zu einem Souper oder einem Ball eingeladen wird, erkundigt sie sich erst, ob ihre Freundin auch dort sein wird.[512])

Auch ungeladene Gäste, wie Taschendiebe und andere Schurken, wissen sich in die Ballsäle einzuschleichen und machen sich die Sorglosigkeit und Unachtsamkeit mancher Damen zu Nutzen. Sie scheinen auch ganz gute Geschäfte zu machen: eine Frau fürchtet im Gedränge ihre Uhr zu verlieren und gibt sie dem hinter ihr stehenden elegant gekleideten Gauner zum Aufbewahren. Dieser verschwindet damit sofort und sucht am andern Ende des Saales nach einer neuen Beute. Es dauert nicht lange, so nimmt eine Dame ihre Ohrringe, die sie schmerzen, heraus und gibt sie dem Schurken zum Einwickeln. Dieser läßt den einen in seine Tasche gleiten und gibt ihr den anderen eingewickelt zurück; die Dame steckt ihn ein, ohne den Betrug zu merken.[513])

In einem anderen Saale wird gespielt; hier sitzen einige Herren bei einer Partie Whist,[514]) an einem anderen Tische spielen mehrere Damen mit einem Abbé Lotto.[515]) Da eine der Frauen mit ihren Gedanken offenbar nicht beim Spiel ist, gewinnt der Abbé;[516]) aber es gibt auch Frauen, die gut spielen;[517]) diese sind von den Herren weniger gesucht, da die letzteren befürchten, ihr Geld an sie zu verlieren.[518]) Vor Leuten, die im Spiel betrügen, hat man den größten Abscheu; solche Kreaturen würdigt man keines Blickes.[519]) Die beliebtesten Spiele außer Whist und Lotto sind trictrac,[520]) billard[521]) und cavagnole.[522])

Die Bälle dauern in der Regel bis Tagesanbruch. Die in der Oper beginnen gewöhnlich um 11 Uhr und enden um 6 Uhr morgens.[523]) Um diese Zeit begibt sich die vornehme Dame endlich zur Ruhe, denn ihr Tag schließt, wie Mercier sagt, „à l'apparition de l'aurore."

[511]) Prov. et Com. II, 116.
[512]) Prov. III, 394.
[513]) Prov. III, 374.
[514]) Prov. et Com. III, 42. Vgl. auch Moreau, La Partie de Whist.
[515]) Prov. et Com. II, 166; III, 15/16.
[516]) Prov. et Com. III, 145.
[517]) Prov. et Com. III, 42.
[518]) Prov. et Com. III, 15/16.
[519]) Prov. et Com. II, 132.
[520]) Prov. et Com. II, 189; III, 42.
[521]) ibid.
[522]) Prov. et Com. III, 15/16.
[523]) Goncourt, p. 137 Anm. 2.

## IV. Galanterie und Liebe.

„On profane le nom de l'amitié dans le monde; l'amour et l'amitié n'y sont guère qu'en peintures et en sculptures; ils sont là comme ces portraits d'ancêtres qui n'ont jamais été connus de leurs petits-fils."

(Carmontelle, La rentrée de l'Opéra. Prov. et Com. I, 315.)

Es wäre ohne Zweifel eine dankbare Aufgabe, an der Hand der dramatischen Erzeugnisse des 17. und 18. Jahrhunderts darzutun, wie man in diesen beiden Jahrhunderten die Liebe darzustellen pflegte. Das Ergebnis dieser Untersuchung würde uns im ersten Augenblick sicherlich überraschen. Wir würden sehen, daß die Auffassung der Liebe im 18. Jahrhundert grundverschieden ist von derjenigen, die wir bei den großen Klassikern finden.

Das 17. Jahrhundert sieht in der Liebe eine alles bezwingende Leidenschaft, ein Gefühl, das den ganzen Menschen durchdringt, ihn veredelt und zu den größten Opfern befähigt. Die Heldinnen eines Corneille oder Racine sind hehre Gestalten, und selbst die sündige Liebe einer Phädra kann uns nur Mitgefühl, nicht aber Abscheu einflößen. Die dramatische Literatur des 17. Jahrhundert hat die Verherrlichung des Weibes zum Ziele. Sie verdeckt die materiellen Seiten der Liebe; die sinnliche, begehrende Liebe hat darin keinen Platz. Sie zeigt uns dieses edelste der menschlichen Gefühle in seiner ganzen Größe und Erhabenheit, mit einem Wort: sie idealisiert die Liebe.

Anders im 18. Jahrhundert. Mit frevler Hand hat man den Nimbus, der die Liebe früher umgab, wie einen unbequemen Schleier hinweggerissen: aller edleren Regungen entkleidet, steht sie da als sinnliches Begehren, als Wollust. „L'idéal de l'amour au temps de Louis XV n'est plus rien que le désir, et l'amour est la volupté."[524]) Die Liebe ist also durchaus realistisch geworden, man ist, wie Goncourt sich ausdrückt, „arrivé au vrai des choses."[525])

Bei Carmontelle trägt die Liebe zwar nicht jenen stark sinnlichen Zug, den Goncourt volupté nennt; seine Eigenschaft als Theaterdichter der „bonne compagnie"[526]) mag ihn davon abgehalten haben, dieses frevle Spiel mit der Liebe in seinem ganzen Umfange und in seiner ganzen abstoßenden Häßlichkeit darzustellen. Wo er uns galante Frauen zeigt, kommen meist harmlosere Eigenschaften in Betracht; allein zahlreiche An-

[524]) Goncourt, p. 151.
[525]) Goncourt, p. 164.
[526]) Prov. et Com. III, 211.

deutungen lassen recht gut auf den wahren Charakter vieler dieser liaisons schießen.

Weibliche Scheu und Zurückhaltung sind der vornehmen Frau des 18. Jahrhunderts vielfach unbekannt. Nicht nur, daß sie sich willig dem Verkehr mit den Männern überläßt, sie sucht deren Aufmerksamkeit durch Zudringlichkeiten aller Art geradezu auf sich zu lenken. Vorübergehende Herren, die sie kennt, spricht sie an und beklagt sich bitter darüber, daß sie von ihnen so sehr vernachlässigt werde.[527]) Um einen Mann, den sie zu ihren Verehrern zählen möchte, an sich zu fesseln, scheut sie kein Mittel. Sie erschöpft ihre ganze Unterhaltungsgabe um ihm zu gefallen; sie lädt ihn zu Tische und weist ihm den Platz ihr gegenüber an; sie führt ihn mit sich ins Theater und verfällt schließlich auf die Aufführung eines Theaterstückes, dessen „scènes bien tendres“[528]) ihr gestatten, ihren Gefühlen in der auffallendsten Weise Ausdruck zu verleihen. Da all diese Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg haben, schlägt sie ihm vor, mit ihr Paris, „dessen Verbindungen nur oberflächlich sind und schon deshalb nicht von Bestand sein können“, zu verlassen und sie auf eines ihrer Landgüter zu begleiten, wo sie „ihrer Liebe ungestört leben können.“[529]) Kann eine Frau kühner reden und ihre wahre Absicht in durchsichtigerer und aufdringlicherer Klarheit äußern? Es ist übrigens gar nichts so Ungewöhnliches, daß eine Frau sich mit ihrem Liebhaber auf das Land zurückzieht;[530]) daß die Dame dabei alles aufbietet um ihrem Gaste das Leben so angenehm wie möglich zu machen, ersehen wir aus den sehr befriedigten Worten eines Chevalier: „Nous avons chassé, joué au billard, au trictrac, et fait la meilleure chère du monde.“[531])

Vergegenwärtigen wir uns zunächst das Milieu, in dem sich die vornehme Dame bewegt. Die Gesellschaft setzt sich zusammen aus „gens agréables et amusants“; „il faut que la société soit guirlandée de fleurs, qu'elle fourmille de talents agréables, et qu'on ne se recherche que pour s'amuser.“[532]) Die Begriffe vertu und décence sind in diesen Kreisen unbekannt; man hat kein Wort des Tadels oder Abscheus für das Laster in seinen verschiedenen Gestalten.[533]) Man will sich amüsieren und wäre es auch auf Kosten des guten Rufes anderer.[534]) Der gute Ruf spielt übrigens keine große Rolle mehr: „Eh! qu'est-ce

[527]) Prov. I, 23.
[528]) Prov. et Com. II, 201.
[529]) Prov. II, 254.
[530]) Prov. III, 510.
[531]) Prov. et Com. II, 189.
[532]) Prov. et Com. III, 210.
[533]) Prov. et Com. III, 213.
[534]) Prov. et Com. III, 209.

qui parle de réputation à présent? Il n'y en a plus ni bonne, ni mauvaise; chacun fait ce qu'il veut; c'est le règne de la liberté."[535]) Ebenso abgeschmackt ist es, von den guten Sitten zu reden: „Les mœurs, quel vieux mot! En a qui veut; mais on n'en parle plus."[536]) Das Festhalten an solchen veralteten Begriffen überläßt man den „gens respectables";[537]) die Gesellschaft hat in dieser Beziehung andere Anschauungen und bildet sich ihre sittlichen Begriffe nach anderen Gesichtspunkten. Für sie ist gut, was angenehm ist, und ihre ganze Lebensweisheit baut sich auf auf das Wort plaisir.

In dieser giftgeschwängerten Atmosphäre kann begreiflicherweise die wahre Liebe nicht gedeihen. In dem „tumulte du monde où l'ennui empoisonne toujours les plaisirs et où l'espoir d'en trouver devient l'unique jouissance"[538]) herrscht vor allem der esprit. Man sucht zu glänzen mit seiner Bildung und seinen oft mehr eingebildeten als wirklichen Fähigkeiten; man sagt sich Schmeicheleien, die nichts anderes sind als ein „jargon d'usage"[539]) und nur dazu dienen, sich gegenseitig auf liebenswürdige Weise und mit lächelnder Miene zu betrügen. Die Koketterie feiert hier ihre schönsten Triumphe. Die Frauen, diese „jolies femmes à la mode",[540]) betrachten die Huldigungen, welche blasierte Lebemänner ihrer Schönheit darbringen, als etwas ganz Selbstverständliches; eines tieferen Gefühls, einer wahren Herzensneigung sind sie unfähig und der Idealist, der beim Eintritt in die Gesellschaft wähnte, eine „femme aimable, uniquement occupée de lui" finden zu können, sieht bald ein, daß er hier nach etwas suchen würde, was gar nicht vorhanden ist.[541]) Diese „belles dames"[542]) geben sich so viel Mühe, ihn von ihrer Liebe zu überzeugen, daß er nur zu bald merkt, daß dies nur Redensarten sind, von denen das Herz nichts weiß. Man schmeichelt ihm nur deshalb so, weil man ihn zum besten hat und sich nachher über seine Leichtgläubigkeit lustig machen will. „La patte de velours cache toujours des griffes."[543])

Um einen Verehrer, der sie wirklich liebt, kümmert sich die Dame nicht viel. Ein Mann, der nur sie auf der Welt sieht, mit der er leben möchte, der eifersüchtig wird, wenn sie sich mit flatterhaften Stutzern in eine sehr rege, nicht ganz harmlose Unterhaltung einläßt, der froh darüber ist, daß sie durch schlechtes Wetter verhindert ist, nach den Tuilerien zu gehen und daß er

[535]) Prov. et Com. III, 210.
[536]) ibid.
[537]) ibid.
[538]) Prov. et Com. I, 123.
[539]) Prov. et Com. I, 315.
[540]) Prov. et Com. III, 55.
[541]) Prov. et Com. I, 125.
[542]) Prov. et Com. I, 80.
[543]) Prov. et Com. I, 308.

so eine Stunde mit ihr allein sein kann[544]) — ein solcher Mann „commence à l'ennuyer".[545]) Wenn sie auch noch so fest von der Aufrichtigkeit seiner Liebe überzeugt ist, so kann sie doch seinetwegen den Genüssen des gesellschaftlichen Lebens nicht entsagen: „Quoi, parce que vous dites que vous m'aimez, il faut que je renonce à causer avec les gens que je rencontre; que je ne parle qu'à vous; que j'annonce qu'il n'y a que vous que je trouve digne de moi?"[546]) Ihre Auffassung von der Liebe weicht allerdings auch merklich von der ihres Verehrers ab und sie stellt an ihn keine geringen Zumutungen: „Tout ce que je fais qui m'amuse, doit vous faire plaisir: voilà comme on pense, comme on sent, quand on aime réellement, avec délicatesse."[547]) Der Heiratsantrag, den ein bis über die Ohren in sie verliebter Herr einer Gräfin macht, kommt dieser so unbegreiflich vor, daß sie eine Weile gar nichts zu erwidern vermag und schließlich ihrem Gegenüber ins Gesicht lacht; der unglückliche Verliebte ist dadurch für immer von seiner Leidenschaft geheilt.[548]) Auf ein recht zärtliches Verhältnis lassen auch die Worte schließen, mit welchen eine Dame die Liebesbeteuerungen ihres Verlobten erwidert: „Vous voulez me parler de votre amour? J'ai bien d'autres affaires dans ce moment-ci."[549])

Der Mann dagegen, der in der Liebe unbeständig ist, der allen Frauen den Hof macht, der heute diese und morgen jene mit den Versicherungen seiner Liebe überhäuft, ist sehr gesucht und ihm laufen die Frauen förmlich nach. Von einer gegenseitigen Achtung, dieser Grundbedingung der echten Liebe, ist bei diesen Verhältnissen natürlich keine Rede; die Liebe, die aus der Achtung entspringt, „commence à devenir rare."[550]) Wie kann man auch eine Frau achten, wenn man von ihr verlangt, daß sie die Pflichten, die sie gegen sich und ihre Familie hat, gröblich verletze! Und doch darf man ihrer Einwilligung schon im voraus versichert sein.[551]) Um ihre Gunst zu erringen, braucht man keine übermäßigen Anstrengungen zu machen: der eingebildete Abbé, der ihr einige plumpe Schmeicheleien zu sagen weiß, gewinnt mit leichter Mühe ihr volles Vertrauen;[552]) der Chevalier ist wegen seiner Geckenhaftigkeit von den Frauen viel umworben und man findet dies ganz natürlich, denn „c'est l'usage".[553]) Manche Herren haben bei den Damen solches Glück,

[544]) Prov. II, 8.
[545]) Prov. et Com. II. 149.
[546]) Prov. II, 8.
[547]) Prov. II, 9.
[548]) Prov. et Com. II, 377.
[549]) Nouv. Prov. II, 257.
[550]) Prov. et Com. III, 55.
[551]) ibid.
[552]) Prov. et Com. I, 15.
[553]) Prov. et Com. III, 29.

daß sie auch von solchen gerne gesehen werden, „qui ont le plus de prétentions;“[554]) voll Selbstbewußtsein rühmt sich so ein Unwiderstehlicher, daß die Frauen ihn reizend finden[555]) und stolz erzählt er von seiner neuesten Eroberung, einer Dame „qui lui convient très fort et avec qui il s'est arrangé depuis peu“.[556])

Für diese Art von Verbindungen — „fantaisies d'amour-propre“ nennt sie Carmontelle sehr treffend[557]) —, gebraucht die vornehme Frau gerne die Bezeichnung amitié; nach dem Zeugnisse eines Präsidenten ist diese „Freundschaft“ zuweilen etwas sehr Angenehmes und Nützliches und würde besser einen anderen Namen tragen; er wenigstens hat von einer Dame Freundschaftsbeweise empfangen, die er sein Leben lang nicht vergessen wird.[558]) Allein die Welt liebt prägnantere Bezeichnungen und macht aus dem ami oder ami intime einen amant.[559]) Wir dürfen versichert sein, daß sie damit den betreffenden Frauen nicht unrecht tut; denn je bekannter ein Herr in der Gesellschaft ist, je mehr Liebesabenteuer er schon gehabt hat, desto größer ist das Verlangen der Dame, die Neigung dieses Don Juan, wenn auch nur für kurze Zeit, zu gewinnen. Sie ist befriedigt, wenn sie mit einem solchen Löwen des Tages ins Gerede kommt und wenn sie sich rühmen kann, ihn „gehabt zu haben“. „Avoir“ ist die Bezeichnung, die man bei solchen vorübergehenden Verbindungen hat, und wir können diesen Ausdruck unzählige Male aus dem Munde der vornehmen Dame hören.[560]) „Enlever“ gebraucht sie, wenn es ihr gelungen ist, einer Nebenbuhlerin einen Verehrer wegzufangen.[561])

Wie aber, werden wir uns fragen, kommt die vornehme Frau denn dazu, sich Männern hinzugeben, von denen sie im voraus weiß, daß sie in kurzer Zeit sie wieder verlassen werden, während sie die aufrichtige Liebe eines ehrenwerten Mannes schnöde von sich weist? Ein erfahrener Lebemann erklärt seinem Freunde diesen scheinbaren Widerspruch: „Quand vous n'êtes occupé que d'une seule, la société vous regarde comme nul pendant ce temps-là: cette femme voyant qu'on n'est pas tenté de vous, ne s'en soucie plus elle-même.“[562])

Wird die Dame eines Verehrers überdrüssig, so findet sie leicht einen Vorwand, um mit ihm zu brechen. Sie wirft ihm

[554]) Prov. et Com. I, 65.
[555]) Nouv. Prov. I, 284.
[556]) Prov. et Com. II, 191.
[557]) Prov. et Com. III, 55.
[558]) Prov. et Com. II, 377.
[559]) Prov. et Com. III, 34.
[560]) Prov. I, 68, 123. — Prov. et Com. III, 29; 200 etc.
[561]) Prov. II, 471.
[562]) Prov. II, 135.

vor, daß er „est plein d'attention pour toutes les femmes",[563]) oder daß er „est occupé à plaire à mille autres femmes".[564]) Wenn man keine weiteren Absichten hat, sagt sie, schaut man eine Frau nicht so an, wie Sie es getan haben und wartet nicht nach dem Abendessen auf sie, um ihr die Hand zu drücken."[565]) Oder sie beklagt sich darüber, daß er ihr eine andere Frau vorziehe und erklärt ihm, daß sie ihn nicht mehr sehen wolle. Der abgedankte Liebhaber hätte ihr ja zuvorkommen können; er hätte sie nur in den letzten Tagen nicht mehr zu besuchen brauchen und alle Welt würde glauben, daß er seine Beziehungen zu der Dame abgebrochen habe. Allein als Kavalier überläßt er es der Dame, in dieser Angelegenheit den ersten Schritt zu tun, „parce qu'on ne tire plus vanité de cela."[566])

Für gewöhnlich stellt die Dame an die Treue ihres Verehrers keine zu hohen Anforderungen; sie ist gerecht genug, um diesem die nämliche Freiheit zu gewähren, die sie für sich selbst beansprucht. Er darf sich ziemlich viel erlauben, ohne Vorwürfe von ihrer Seite befürchten zu müssen. Wenn er sie beim Austritt aus der Oper plötzlich verläßt, um mit einer Tänzerin zu plaudern, so sieht sie darin nichts Besonderes; sie wartet geduldig, bis er zurückkommt und fragt ihn nach dem Namen der Dirne.[567]) Zwei Damen schwärmen für einen Präsidenten, der im Verkehr mit den Frauen eine solche Gewandtheit besitzt, daß er „donnerait la main droite à une femme de qualité, et l'autre à une danseuse en même temps".[568]) Die Frau verzeiht ihrem Liebhaber einige „légèretés" und ist nicht so engherzig, daß sie ihm nicht auch den Verkehr mit anderen Frauen gestatten würde.[569]) Oft weiß sie auch, daß er Dirnen aushält und seine meiste Zeit bei diesen verbringt, ohne daß sie ihm deshalb den geringsten Vorwurf macht: „On a vu des femmes excuser leurs amants d'avoir des filles, même tirer parti de cette infidélité, en faisant croire à leur vertu."[570])

Das Gesagte mag genügen, um zu zeigen, zu welchem Zerrbilde die Liebe in diesen Kreisen vielfach verunstaltet wird. Die Auffassung, welche das 18. Jahrhundert von der Liebe hat, spricht sich klar aus in den Worten Carmontelles: „Un amour trop fort anéantit la gaieté; il fait perdre toutes les grâces de l'esprit. Les autres passions, plus légères, ressemblent à l'eau d'une fontaine qui prend naissance entre les fleurs d'un prairie

[563]) Prov. et Com. II, 295.
[564]) Nouv. Prov. I, 283.
[565]) Prov. I, 212.
[566]) Prov. et Com. II, 188.
[567]) Prov. et Com. II, 168.
[568]) Prov. I, 126.
[569]) Prov. et Com. II, 149.
[570]) Prov. II, 137.

agréable, qui les caresse, se répand à droite et à gauche....“[571]) Es wäre gewiß unrecht, die ganze Schuld an dieser Mißachtung der Liebe den Frauen zuschieben zu wollen; sicher ist aber, daß sie viel, wenn nicht das meiste, dazu beigetragen haben: „c'est à elles, à leur inconséquence et à leur facilité, qu'on doit la liberté, la légèreté et l'inconstance de la plupart des hommes.“[572]) Die Worte einer Dame: „Ce sont plus les femmes qui perdent les femmes que les hommes.“[573]) enthalten eine schwere, aber nicht grundlose Anklage gegen den Leichtsinn und die Frivolität vieler Frauen des 18. Jahrhunderts.

Und doch ist auch in diesen Kreisen die wahre Liebe nicht unbekannt. Es gibt auch unter den vornehmen Frauen des 18. Jahrhunderts reine, edle Naturen, die begreifen was es heißt, das Herz eines charakterfesten Mannes sein eigen zu nennen. Welch großes Vertrauen spricht aus den Worten einer Dame: „Quand on est sûr l'un de l'autre, quand rien ne s'oppose à notre bonheur, l'âme jouit paisiblement et sans éclat d'une volupté douce et pure.“[574]) Die wahre Liebe schaut nicht auf Äußerlichkeiten; so liebt die edelgesinnte Frau von Mouson den buckeligen und einäugigen Präsidenten von Rouvigny, trotz all der Neckereien und boshaften Bemerkungen ihrer Freundinnen, und wir gönnen ihr die Freude, die sie empfindet, da ihr Geliebter als schöner junger Mann vor sie hintritt und erklärt, er habe diese Verkleidung nur deshalb so lange getragen, um ihre Liebe auf die Probe zu stellen. Wie edel erscheint uns diese Frau, die dem geliebten Manne antwortet: „Je n'avais pas besoin de vous voir mieux que vous n'étiez pour vous aimer toujours.“[575])

Die große, selbstlose Liebe der Frau wird von ihrem Verehrer nicht immer in gebührender Weise gewürdigt. Eine Dame liebt einen Herzog so innig, daß sie sich nichts weiter wünscht, als ihm ihre Liebe zu gestehen und dann zu seinen Füßen zu sterben;[576]) da sie sieht, daß ihr Geliebter in Geldverlegenheit ist, läßt sie sich von einem befreundeten Herrn tausend Louisdor leihen und gibt sie ihrem Verehrer. Sie freut sich herzlich darüber, daß sie ihm hat helfen können; was aber tut der Herzog mit dem Gelde? Er trägt es einer Dirne hin, um diese für sich allein zu gewinnen.[577])

Rasende Eifersucht erfaßt die Dame, wenn sie erfährt, daß ihr Geliebter auch noch anderen Frauen Aufmerksamkeiten erweist. Die Angst, ihn zu verlieren, läßt sie zuweilen ganz

[571]) Prov. II, 138.
[572]) Prov. et Com. III, 8.
[573]) Prov. et Com. II, 364.
[574]) Prov. et Com. I, 99.
[575]) Prov. III, 148.
[576]) Nouv. Prov. I, 303.
[577]) Nouv. Prov. I, 212—227.

eigenartige Mittel anwenden, um sich von seiner Liebe zu überzeugen. Totenblässe bedeckt das Antlitz des Mannes, dem seine Geliebte erklärt, daß die Schokolade, die sie soeben tranken, Gift enthalten habe und sie beide sterben müßten. Er denkt nicht an sich und beschwört den rasch herbeigerufenen Arzt, alles aufzubieten, um die geliebte Frau dem Tode zu entreißen. Durch so viel Liebe und Treue gerührt, erklärt sie ihm, daß alles nur von ihr erdichtet worden sei, um sich von seiner Treue zu überzeugen.[578]) Einer anderen genügen die bloße Anwesenheit eines Dritten und die verzweifelten Anstrengungen, die ihr Liebhaber macht, um den unbequemen Gast los zu werden, um ihr jeden Zweifel an der Treue des Geliebten zu benehmen.[579])

Auch die Liebe in ihrer schönsten Gestalt, die verzeihende Liebe, hat bei Carmontelle ihren Ausdruck gefunden. Ein Baron ist mit einer Marquise verlobt. Wenige Tage, bevor die Hochzeit stattfinden soll, verläßt er seine Braut. Diese ergreift ein tiefer Schmerz über die Treulosigkeit des Mannes, den sie so aufrichtig geliebt hat. Schlaflose Nächte sowie die heißen Tränen, die sie ihrem verschwundenen Glücke nachweint, zerrütten ihre Gesundheit; ihr Kummer drückt sich in ihrem ganzen Wesen aus.

Inzwischen hat der Baron sein Unrecht eingesehen und tief bereut. Voll Zerknirschung will er die Beleidigte kniefällig um Verzeihung bitten, doch er findet ihre Türe verschlossen. Die Marquise hat dem Schweizer vor dem Tore ihrer Wohnung das Bild des Barons gegeben und ihm eingeschärft, denselben unter keinen Umständen einzulassen. Endlich gelingt es einem Grafen, der Mitleid hat mit dem Schmerze der Marquise und der die beiden aussöhnen will, den Baron bei ihr einzuführen. Im ersten Augenblick ist die Dame sehr erzürnt über die Anwesenheit des Treulosen und will sich voll Verachtung von ihm abwenden. Doch als sie näher in dieses Antlitz schaut, in das Kummer und Reue so tiefe Furchen gegraben haben, als ihr Blick dem seinen begegnet, der sie so flehend um Verzeihung bittet, kann sie den edlen Regungen, die ihr Herz bestürmen, nicht länger widerstehen. Freundlich lächelnd reicht sie ihm die Hand mit den Worten: „L'image du bonheur m'avait trompée. Puisse celle du repentir que je vois dans cet instant, ne m'abuser jamais.“[580])

Ich wäre hiermit am Schlusse meiner Untersuchung angelangt. Werfen wir nochmals einen kurzen Rückblick auf das im vorhergehenden Gesagte, so sehen wir, daß die vornehme Frau des 18. Jahrhunderts himmelweit davon entfernt ist, das zu sein, was sie ihrer natürlichen Bestimmung nach eigentlich sein

[578]) Prov. III, 48 ff.
[579]) Prov. III, 77.
[580]) Prov. II, 384.

sollte: Gattin und Mutter. Die Sorgen für ihre Familie treten bei ihr ganz in den Hintergrund gegenüber den Annehmlichkeiten und Verpflichtungen des gesellschaftlichen Lebens. Kleinigkeiten füllen den größten Teil ihres Lebens aus; gehässige Bemerkungen über andere Frauen, Skandalgeschichten und besonders Gespräche über Toiletten und Moden bilden die Hauptgegenstände ihrer Unterhaltung. Alles Ernste und Pflichtmäßige ist ihr verhaßt, mit einem Lächeln geht sie an all den ernsten Seiten des Lebens vorüber und stürzt sich leichtsinnig in die Freuden und Genüsse, welche die blasierte Gesellschaft ihr bietet. Nicht nur durch ihre Schönheit will sie den Mann beherrschen, sondern auf allen Gebieten des täglichen und wissenschaftlichen Lebens sucht sie ihm gleichzustehen oder gar ihn zu übertreffen. Daher auch diese Herabwürdigung der Liebe; da sie dem Manne auch in geistiger Beziehung keinerlei Vorrang zuerkennt, kann sie ihm auch keine Achtung entgegenbringen. Nicht das edle Verlangen, geliebt zu werden, führt sie zum Manne, sondern leichtfertige Koketterie und das Bedürfnis, über andere zu triumphieren. Sie nimmt einen Liebhaber wie ein schönes Kleid, „parce que c'est l'usage."[581]) Das Herz bleibt bei allen derartigen Verbindungen leer und kalt.

Und fragen wir uns nach dem Grunde dieser eigenartigen Erscheinung, so müssen wir denselben in dem Geiste des Jahrhunderts selbst suchen. Wenn der Satz, daß der Mensch das Produkt seiner Zeit sei, überhaupt jemals Geltung hat, so trifft er bei der französischen Frau des 18. Jahrhunderts zu. Dieser Zeitraum ist einzig und allein vom esprit beherrscht. Dieses Ideal des Jahrhunderts, das in den Werken Voltaires und der Encyklopädisten seinen beredtesten Ausdruck findet, färbt auch auf alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens ab. Und da die Frau im Mittelpunkte der Gesellschaft steht, machen sich bei ihr die schlimmen Folgen dieser unumschränkten Herrschaft des esprit am deutlichsten bemerkbar. Die Frau kennt kein höheres Gefühl, keine edlere Regung, an die sie sich anklammern kann, und fühlt deshalb in ihrem Herzen beständig eine Leere, die sie im bewegten Treiben der Gesellschaft am wenigsten empfindet. Sie braucht immer Leute um sich, die sie die Öde in ihrem Innern vergessen lassen, und so „elle prend la passion de la multitude".[582]) Und will sie in der Welt eine Rolle spielen, so muß sie sich deren Anschauungen und Gesetzen anpassen, „denn," sagt Bader, „c'est le monde qui fait alors l'opinion, et, par elle, il pousse aux mœurs dont il a besoin."[583])

[581]) Goncourt, p. 407.
[582]) Goncourt, p. 412.
[583]) Bader, p. 115.

Der Stoff zur vorliegenden Arbeit ist folgenden Werken Carmontelle's entnommen:

1. Proverbes dramatiques, précédés de la vie de Carmontelle, d'une Dissertation historique et morale sur les Proverbes, et suivis d'une Table explicative de l'origine et du sens des Proverbes contenus dans l'ouvrage; de leur concordance avec les adages latins, espagnols et italiens qui présentent le même sens moral, de réflexions et anecdotes analogues au sujet, par M. C. de Méry. Nouvelle édition. Paris, Delongchamps, 1822. 4 vol. in -8.

2. Nouveaux Proverbes dramatiques. Paris, Le Normant, 1811. 2 vol. in -8.

3. Proverbes et Comédies posthumes, précédés d'une Notice par Madame la Comtesse de Genlis. Paris, Chez Ladvocat, 1825. 3 vol. in -8.

Um bei dem häufigen Zitieren dieser Werke nicht immer den ganzen Titel anführen zu müssen, habe ich für dieselben in obiger Reihenfolge die Abkürzungen ***Prov.***, ***Nouv. Prov.*** und ***Prov. et Com.*** gewählt.

## Bibliographie.

*Goncourt.* — Edmond et Jules de Goncourt, La Femme au dix-huitième siècle. Paris, Charpentier, 1905.

***Werner.*** — Richard Werner, Zur Geschichte der ,,Proverbes dramatiques". I. Teil: Programm des Sophien-Realgymnasiums zu Berlin, 1887.

***Du Bled, Soc. franç.*** — Victor du Bled, La Société française au XVIe au XXe siècle. 5e série: Le dix-huitième siècle. Paris, Perrin et Cie., 1905.

***Du Bled, Com. Soc.*** — Victor du Bled, La Comédie de Société au XVIIIe siècle. Paris, Calmann-Lévy. 1 vol. in -12.

***Du Bled, Les Femmes.*** — Victor du Bled, Les Femmes au XVIIe siècle. Dans ,,Bulletin de la Société des Amis de l'Université de Lyon". XIIIe année, fasc. IV, p. 161—175.

*Caus. du Lundi.* — C.-A. Sainte-Beuve, Causeries du Lundi. 3e édition. Tome III.

***Dejob.*** — Charles Dejob, Les femmes dans la comédie française et italienne au dix-huitième siècle. Paris, Charpentier, 1905.

***Lotheissen.*** — Ferdinand Lotheissen, Zur Sittengeschichte Frankreichs. Leipzig, Elischer, 1885.

***Barbier.*** — Barbier, Chronique de la Régence et du règne de Louis XV (1718—1763) ou Journal de Barbier, avocat au Parlement de Paris. Première édition complète. Paris, Charpentier, 1857.

***Mercier.*** — Mercier, Tableau de Paris. — 3 tomes. Paris, Librairie de la Bibliothèque nationale. 1906.

***Kavanagh.*** — Julia Kavanagh, Woman in France during the eighteenth century. 2 vols. London, Putnam, 1893.

***Bader.*** — Clarisse Bader, La femme française dans les temps modernes. Paris, Didier et Cie., 1883.

***Taine.*** — Hippolyte Taine, Les origines de la France contemporaine. Tome I: L'Ancien Régime. Paris, Hachette et Cie., 1880.

***Lenient.*** — Charles Lenient, La comédie en France au dix-huitième siècle. 2 vol.

*Fragonard.* — Virgile Josz, Fragonard. Moeurs du XVIIIe siècle. Paris, Société du Mercure de France, 1901.
*Mme Durand.* — Madame Durand, Oeuvres mêlées. Paris, Chez Prault père, 1737.
*Schneegans.* — Heinrich Schneegans, Molière. Berlin 1902.
*Heiss.* — Hanns Heiss, Studien über einige Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Würzburger Habilitationsschrift 1907.
*Gaspary.* — A. Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur. Band II.

---

*Goncourt, L'art.* — Edmond et Jules de Goncourt, L'Art du dix-huitième siècle. Paris, Charpentier. — Tome I: 1906. Tome II: 1900. Tome III: 1901.
*Babeau.* — Albert Babeau, Paris en 1789. Paris Firmin-Didot et Cie., 1892.
*von Heyden.* — A. von Heyden, Blätter für Kostümkunde. 4 Bände. Berlin, Franz Lipperheide, 1876—1891.
*Hottenroth.* — Friedrich Hottenroth, Trachten der Völker alter und neuer Zeit. Band II. Stuttgart, Gustav Weise, 1891.
J. H. von Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 10 Bände.
*Racinet.* — A. Racinet, Geschichte des Kostüms. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. 5 Bände. Berlin, Ernst Wasmuth, 1888.

Anm. Von diesem Werke kam für meine Arbeit besonders Band IV in Betracht, und hier wieder besonders fünf Tafeln. Da diese Tafeln in keiner Weise bezeichnet sind, gebe ich im folgenden die Abschnitte an, in welche die betreffenden Tafeln eingeschoben sind, und bezeichne sie mit den Buchstaben A—E:

*A.* 1. Die große oder Staatsrobe. — Allgemeine Modetypen.
*B.* 2. Frauentrachten. — Moden aus der 1. Periode der Regierung Ludwigs XVI.
*C.* 3. Moden aus der 2. Hälfte der Regierung Ludwigs XVI. — Haartrachten. — Hüte und Hauben. — Die Deshabillés.
*D.* 4. Die „Beau Monde" von 1785—86. Die Modezeitung vor 100 Jahren (Doppeltafel).
*E.* 5. Weibliche Moden während der Regierung Ludwigs XVI. — Zweite Toilette einer Dame vom Stande, 1788—1789.

Hans Urschlechter.

# Beiträge zur Rolandsforschung.

## II.

### Carmen de prodicione Guenonis und Rolandsepos.[1])

Die Geschichte der Streitfrage nach dem Verhältnis des *Carmen* (im folgenden C gekürzt) zum Rld. ist bei Brückner, Das Verhältnis des französischen Rolandsliedes zur turpinschen Chronik und zum Carmen de prodicione Guenonis, Diss. Rostock, 1905, S. 5—20 nachzulesen. — Der erste, der über die Frage geschrieben hat, ist Wilhelm Grimm, in der Einleitung zum Ruolandes liet (Göttingen 1838): „Das lateinische Gedicht, über dessen Zeitalter ich nichts zu bestimmen wage, dessen schwerfällig künstliche Sprache aber noch in das 12. Jahrhundert gehören könnte, mag die Sage absichtlich gekürzt haben. Indessen kennt auch Turpin,[2]) Galien und La Spagna den listigen Blanscandiz nicht; daß aber Paligan gar nicht auftritt, stimmt ... mit dem isländischen Gedicht" (S. XCIX).

Grimm ließ also die Frage nach der Priorität unentschieden. Sie wurde aufgenommen von Gaston Paris im Jahre 1882: in jenem grundlegenden Aufsatz der Romania (XI 465 ff.) wies er nach, daß das C einer Form der Rolandsdichtung entspreche, die älter sei als das uns erhaltene Epos. Paris' Ausführungen wurden 1884 von E. Stengel in der Zs. f. roman. Phil. VIII 499 ff. bestritten: „der in gespreizten lateinischen Versen verfaßte Auszug C sei nur als willkürliche und spätere Entstellung" des erhaltenen Rolandsliedes (im folgenden Rld. gekürzt) anzusehen.

Die beiden Abhandlungen von Paris und Stengel sind bis heute die wichtigsten in unserer Streitfrage geblieben; fast alle Argumente für und wider hat man immer noch aus diesen Arsenalen entnehmen müssen.

[1]) Wir stellen die Fortsetzung des 1. Beitrags (diese Zs. XXXVI, S. 71 ff.) zurück, weil sich uns das obige Thema nunmehr als das zunächst wichtigste aufdrängt. Wir wollen Bausteine geben, und kein System (a. a. O. S. 74), und bei Bausteinen kommt es nicht viel darauf an, in welcher Reihenfolge sie liegen.

[2]) Nach Grimm (S. CVII) die älteste Quelle.

Zum gleichen Ergebnis wie Paris kommen wir in unserer Dissertation vom Jahre 1901, die erweitert 1903 u. d. T. ‚Vorgeschichte des altfranz. Rolandsliedes' erschien. „C kann nicht das Rld. gekürzt haben," das stellten wir als das wichtigste Resultat unserer Untersuchung hin (S. 202, Anm. 366). Die Arbeit wollte jedoch eigentlich, dem Dissertationstitel entsprechend, „über R im Rld." handeln, d. h. den Anteil des letzten Bearbeiters an unserem Epos herausheben; das Verhältnis zum C konnte daher nur neben vielem andern, und meist nur implizite, behandelt werden.

Ohne Kenntnis unserer Vorgeschichte hat G u s t a v B r ü c k n e r 1905 in seiner eingangs erwähnten Rostocker Dissertation das Verhältnis des C zum Rld. ausführlich behandelt. Auch seine Untersuchung führte zur Bestätigung der Ansicht von G. Paris. — In einer eingehenden Besprechung der Brücknerschen und unserer Dissertation (Zs. f. rom. Phil. XXXII 713 ff.) hat endlich Voretzsch 1908 den beiden gemeinsamen Standpunkt als den richtigen anerkannt. Unter Zurückweisung der RT-Hypothese von G. Paris, die Brückner wieder aufgenommen hatte, hält Voretzsch, so wie wir selbst, „RC (d. h. das, was sich durch Vergleichung von Carmen und Epos als alt erweist) für die älteste erreichbare Vorstufe des Rolandsliedes."

Auf der anderen Seite hat es nicht an Verfechtern der Stengelschen Anschauung gefehlt. B a i s t betonte, wie schon bei früherer Gelegenheit (1895), so zuletzt 1902 in den ‚Beiträgen zur romanischen und englischen Philologie, Festg. für Wendelin Foerster', S. 224 Anm. 2, daß er das C für eine Bearbeitung des Rlds. halte. Zwar hat er seine Gründe nie veröffentlicht, doch ist schon der gewichtige Name Anlaß genug, die Frage noch einmal mit aller Unbefangenheit aufzurollen.

In G i u s e p p e F r a c c a r o l i's Werk ‚L'irrazionale nella letteratura', Torino 1903,[3]) betreffen unsern Gegenstand die Abschnitte 47 und besonders 48 (Il Carmen de prodicione Guenonis, la Cronaca di Turpino e la Chanson. L'ambasceria di Biancandrino. S. 267 ff.). Fracc. sucht nachzuweisen, daß die Blancandrinepisode gerade zum älteren Gut der Sage gehöre, und daß das Fehlen dieser Episode im C auf nachträglicher, zweckbewußter Auslassung seitens des lateinischen Reimschmieds beruhe.

S t e n g e l selbst hat sich 1905 in einer ausführlichen Besprechung unserer ‚Vorgeschichte' (diese Zs. XXVIII², S. 23 ff.) mit unseren Aufstellungen auseinandergesetzt: er hält seinen Standpunkt nachdrücklich fest. — Ihm tritt P h. A u g. B e c k e r zur Seite; zunächst 1905 in einer Besprechung unserer Dissertation (Literaturblatt XXVI 239 ff.) und dann 1907 in seinem ‚Grund-

[3]) Vorhanden in Berlin, Königl. Bibl.

riß der altfranzösischen Literatur' (S. 45 f.) erklärt er das C für ein „Derivat der erhaltenen Rolandsdichtung".

So steht die Streitfrage. In jedem der beiden Lager sehen wir eine rüstige Gefolgschaft. Es mag uns erlaubt sein, nach 9 Jahren *(nonumque prematur in annum)* auf die RC-Theorie zurückzukommen und uns mit den gegnerischen Einwürfen zu beschäftigen. Nicht nur um sie zurückzuweisen, sondern auch um sie der Sache zunutze zu machen.

Eigenen Zweifeln nämlich kam entgegen, was wir an zwei Stellen von Beckers Rezension lesen: „Wenn aber Tav. in seinem Vergleich des Rolandsliedes mit dem Carmen recht hat und sich wirklich so wenig Spuren der angeblichen Vorlage in unserer Chanson finden, wird da nicht der Glaube wankend, daß das Carmen überhaupt eine Vorstufe des Rolandsliedes wiedergibt? Läßt sich denn das Carmen ohne weiteres in ein altfranzösisches Heldenlied umdichten?" (Sp. 240). „Ein dem Carmen genau entsprechendes französisches Heldenlied läßt sich nur denken, wenn man sich nicht die Mühe gibt, sich die Details in altfranzösischer Darstellung konkret auszumalen" (Sp. 241).

Diese Sätze scheinen uns einen wichtigen Fortschritt in sich zu schließen. Sie korrigieren treffend das Falsche an der RC-Hypothese, aber in ihren Konsequenzen durchgedacht, wenden sie sich gegen Beckers eigene Theorie, wonach das C eben doch eine französische Vorlage, nämlich unser Rld., hat.

Wie so viel andere waren wir in unserer ‚Vorgesch.' noch stark im Bann von G. Paris — was möchte eher zu verzeihen sein — und übernahmen ohne Kritik des Meisters Vorstellung, daß das Carmen auf einem französischen Gedicht beruhe. Becker hat recht darin, daß sich nichts Positives für diese Ansicht ins Feld führen lasse. Was wir selbst, Vorgesch. 12 ff., an Beweisen beigebracht haben, erledigt sich aus verschiedenen Gründen. Die Übereinstimmung zwischen C 339 ff. und Rld. 1651 ff. kann auch darauf beruhen, daß Turoldus nach dem C gedichtet hat. — Das Argument des *hunc* in C 451 hat schon Stengel mit Recht zurückgewiesen (diese Zs. XXVIII[2], S. 24 f.). Wir waren an dieser Stelle Michel's Text gefolgt, weil uns s. Z. der Text der Romania nur zeitweilig, mit großen Unterbrechungen, zur Verfügung stand. Im Mskr. steht aber $h^0$, „*presumably for hoc,*" wie uns der Keeper of Mss. des British Museum, G e o. F. W a r n e r, mitzuteilen die Güte hatte. Paris setzt *hos* ein, und diese Konjektur liegt näher als *hunc*. — Ein letztes Argument hatten wir (Vorgesch. 14, Anm. 32) von G. Paris übernommen: V. 283—295 in $V^4$ seien ein Rest von RC, disiecti membra poetae. Nun ist aber die Übereinstimmung dieser Verse mit dem Bericht im C 65 ff. eine sehr vage; sie beschränkt sich auf die Erwähnung von Ganelons Furcht, und dies Motiv lag ja bei einem gefahrvollen Ritt durch fernes Land nahe. Alle charakteristischen

Züge der beiden Darstellungen sind verschieden; in $V^4$ eine Rede an das Pferd, in C Schilderung einer angstvollen Irrfahrt. Die Verse von $V^4$ sind kaum in eine normannische oder franzische Laisse umzudichten, da *o-e* und *ü-e*-Assonanzen durcheinander stehen, und so wird man sie als Kopistenzutat, frankoitalienischer Art, anzusehen haben. Dem Interpolator ging Ganelons Ritt zu rasch, darum retardierte er und schmückte aus. Dasselbe Bedürfnis fühlte und befriedigte, vielleicht unabhängig von jener Laisse in $V^4$, der Reimschmied in den Versen 34, 1—5 der Hdschr. von Chateauroux und Venedig[7] (bei Stengel zu L. 30); auch hier ist inhaltlich mit dem Carmen so gut wie keine Berührung.[4])

Gröber hat im Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen u. Lit., Bd. 84, 1890, S. 297 ff., besonders S. 298, die wörtlichen Berührungen des C mit dem Rld. zusammengestellt; auch er schloß, ohne zureichenden Grund, auf Abhängigkeit des lateinischen Dichters von einer französischen Vorlage. Die „*chanson de geste*-mäßige Haltung des Ganzen" lasse auch das C nicht verkennen. Das trifft eben nicht zu; Beckers oben (S. 85) zitierte Sätze mögen zur Korrektur dienen. Alle von Gröber gesammelten Übereinstimmungen können ihre Erklärung darin finden, daß das lateinische Gedicht die Vorlage des französischen Epikers gewesen.

Auch das letzte Argument fällt also fort. Mit nichts läßt sich eine französische Vorlage für das C erweisen. Vielmehr spricht eher gegen die Annahme einer solchen Vorlage das von Becker in den oben zitierten Sätzen Angeführte. Vor allem sei betont, daß dem Verfasser des C auch nicht der geringste Gallizismus unterlaufen ist, was beim Umdichten einer volkssprachlichen Vorlage doch so nahegelegen hätte. Es gibt nichts Diskrepanteres als den geschraubten Stil des C und den klaren, sicheren Gang der Rolandverse. Das macht an und für sich die Annahme eines französischen Liedes RC wenig wahrscheinlich, obschon es natürlich kein zwingender Beweis für die Unmöglichkeit eines solchen Liedes ist.

Weiter führt die Betrachtung der Eigennamen im C. Auch hier keine Spur einer französischen Vorlage: kein *Franci* (vielmehr *Galli* 2. 195. 465), kein *Francia* (*Gallia* 195. 196. 467), kein *Karolus Magnus*. Unmittelbar aus dem Lateinischen geschmiedet erscheinen *Marsilius* (von *Mars*), *Grandonius* (von *grandis*, wenn nicht auch *grando* hereinspielt); daß Turoldus die gelehrten Formen Marsilies, Marsilie, Grandonies (: 1570) braucht, spricht doch stark für Abhängigkeit vom Lateinischen. Aber greifen wir der Detailuntersuchung nicht vor; die Beweislast für das Vorhandensein einer französischen Vorlage liegt ja durchaus

[4]) Auf die Beziehungen des C zur Venetianus-Gruppe einzugehen, wird sich Gelegenheit bieten, wenn wir, weiter unten, beim Durchgehen des C an die Szene von Margariz' Meldung an Marsilius kommen.

auf der Gegenseite, sei es, daß mit Paris und Voretzsch ein Lied RC in der Volkssprache konstruiert wird oder daß man mit Stengel und Beker das C für ein Derivat des Rlds. ansieht. Es genügt die Feststellung, daß keine der Parteien den pflichtschuldigen Beweis dafür erbracht hat, daß das C irgendwie von französischer Vorlage abhängig ist.

Das hypothetische Lied RC muß also ganz aus der Untersuchung ausscheiden; darin haben Stengel und Becker Recht. Wir haben es somit nur noch zu tun mit einem lateinischen Gedicht und einem französischen Epos, die in unleugbaren Beziehungen zueinander stehen. Nun stellt sich W. Grimm — dem die Hypothese einer französischen Vorlage für das C noch fremd war — das Verhältnis von C und Rld. so dar, daß keines aus dem andern unmittelbar entsprungen sei, vielmehr „jedes, bei aller sonstigen Übereinstimmung, mehr oder minder eigentümliches enthalte, sodann, daß dieses Eigentümliche nicht durch vorsätzliche Abänderungen, sondern aus volksmäßiger Mannigfaltigkeit der Sage entstanden" sei (Ruolantes liet, S. C). Danach wäre also, ebenso wie bei der RC-Theorie, kein direktes Abhängigkeitsverhältnis zwischen C und Rld. anzunehmen; die gemeinsame Grundlage beider wäre die mündliche Sage. Diese Auffassung erschien schon G. Paris unmöglich, und darum eben nahm er ein „Gedicht" als gemeinsame Quelle an. Die Grimmsche Ansicht setzt eine Verbreitung und einen Umfang der Sage voraus, für den sich kein Beweis, keine Wahrscheinlichkeit anführen läßt. „Positive Hinweise auf die Rolandssage kommen vor 1100 nirgends vor" (Becker, Grundriß 44); wenigstens genügt die Einfügung der Worte *et Hruodlandus Brittannici limitis praefectus* in den Text von Einhards Vita Karoli (Ende des 9. Jahrhdts.; in der wichtigen B-Klasse der Hdschr. fehlt der Passus noch) und das *signum Rotlani comitis* in der gefälschten Fassung D des Testaments des Abts Fulrad von Saint-Denis (Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrh.; vgl. Tangl in: Neues Archiv d. Ges. f. ältere deutsche Geschichtsk. XXXII, 1907, S. 206 f.) nicht, um das Vorhandensein einer inhaltsreichen, weitverzweigten Rolandssage zu erweisen. Man wird der Sage vielmehr nur einen recht „bescheidenen Bestand an Szenen und Personen" (vgl. Heusler, Lied und Epos, 1905, S. 34) zuschreiben dürfen und wird sich die Verbreitung vornehmlich an gewisse Reliquien, Klöster und Kirchen und die Kreise ihrer Besucher und adligen Gönner gebunden vorzustellen haben. Daß solch dunkles Raunen und Reden von dem toten Heldengrafen hätte die Fülle der Details übereinstimmend erhalten können, die C und Rld. gemeinsam sind, ist ausgeschlossen. Man denke z. B. an das genaue Zusammentreffen so beiläufiger Zahlenangaben wie C 103 und Rld. 13. 410—20 000 Mann an des Marsilius Hoflager. Unmöglich würde mündliche Sage das ganze taktische Gefüge der Schlacht

durch alle Treffen hindurch so fest erhalten, daß es in zwei Niederschriften verschiedener Sprache und Dichtart genau parallel verlaufend geblieben ist. Und endlich würde eine Beschreibung, wie die von Turpins Pferd aus mündlicher Sage nicht beidemal fast wörtlich entsprechend und dabei in umgekehrter Reihenfolge übernommen worden sein. Folgende Zusammenstellung wird den Sachverhalt verdeutlichen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| C 339 | (Horridus aspectus | Rld. | 1657 | Soz ciel n'est beste ki encontre lui alge) |
| | auris brevis | | 1656 | Petite oreille |
| | (ardua cervix | | 1654 | l'eschine bien halte) |
| 340 | Costa prolixa | | 1654 | Lungs les costez |
| | tibia recta | | 1652 | gambes plates |
| 341 | pes cavus | | 1652 | Piez corbez |
| 344 | Primus equos celeres cursibus equat eques | | 1651 | Li destriers est et curanz et aates. |

Es entspricht also für die annähernd gemeinsamen Attribute die Reihenfolge 1—8 im C genau der Reihe 8—1 im Rld. Beim C geht die Beschreibung im wesentlichen von oben nach unten, beim Rld. von unten nach oben. — Das *horridus aspectus* von C 339 ist augenscheinlich durch Rld. 1657 umschrieben, und Gautier's Übersetzung *Il n'y a pas de bête qui lui soit comparable* ist falsch. — Dem *ardua cervix* C 340 entspricht dem Zusammenhang, wenn auch nicht dem eigentlichen Wortsinn nach, *l'eschine bien halte* 1654; hier liegt doch nur leise Abänderung vor (cervix: corporis pars ab occipitio ad dorsum — Thes. ling. lat.), und *bien halte* und *ardua* stimmen noch zusammen. — Zwischen No. 5 und 6 der obigen Carmen-Reihe, in C 341, steht *crus perlargum*; es ist von Turoldus zu 1653 *Curte la quisse et la crupe bien large* erweitert worden, wobei auf die genaue Entsprechung von *perlargum* und *bien large* hingewiesen sein mag. Diese detaillierende Abänderung steht zwar nicht zwischen No. 5 und 6 der obigen Rld.-Reihe, aber doch nicht weit davon, zwischen 3 und 4. Gründe des Metrums und der Assonanz erklären die geringe Abweichung zur Genüge. — In 1652 hat O *copiez*, V⁴ *coples*, Müller, Gautier, Stengel danach *colpez*, was G. Paris (Rom. XI 509, n. 1) hier nicht erklären zu können meint. „Il y a là sans doute un mot particulier, dont le latin *pes cavus* nous donne peut-être le sens.“ Die Konjektur *corbez* dürfte sich aus der lateinischen Parallele ohne weiteres ergeben.

Wenn irgend etwas, so zeigt die Vergleichung der beiden Beschreibungen von Turpins Pferd, daß literarische Abhängigkeit vorliegen muß, daß einer der Verfasser das Werk des andern vor sich hatte und unsern Abschnitt erst überflogen, dann gleich von rückwärts her übertragen hat. Wenn also ein älteres französisches Lied oder Epos (RC) als gemeinsame Quelle nicht

angenommen werden kann, wenn mündliche Sage zur Erklärung der Übereinstimmungen nicht ausreicht,[5]) so bleibt schließlich nur das literarische Problem: hat der lateinische Dichter des Turoldus Epos benutzt oder hat Turoldus nach dem C gedichtet?

Auf der Basis dieser Fragestellung treffen wir also mit unsern verehrten Gegnern Stengel, Baist, Becker zusammen. Das Problem ist verdunkelt worden dadurch, daß von Grimm an bis in die neueste Zeit Pseudoturpin und Karlamagnussaga mit in die Untersuchung hineingezogen worden sind. Wir selbst hatten noch die unbegründete Hypothese eines älteren, verschollenen Epos von G. Paris und Suchier (Geschichte der französischen Literatur, 1900, S. 26) übernommen. Auch diese Eierschale muß fallen. Da wir in unserer Vorgesch. RC inhaltlich aufs engste mit C gleichgesetzt hatten, oder nach Voretzsch' Ausstellung „C zu sehr mit seiner (verlorenen) französischen Vorlage identifiziert hatten", so bleibt Kern und Wesen unserer einstigen Beweisführung durchaus unberührt von der obigen pflichtschuldigen Korrektur. Im Gegenteil, wir hoffen, daß nach Aufgabe der RC-Theorie die Priorität des C um so klarer sich erweisen läßt. Wir behaupten also nach wie vor, C ist kein kürzender Auszug aus dem Rld., wie es Stengel, Baist und Becker annehmen, und stellen denselben die These entgegen: e i n e H a n d s c h r i f t d e s C i s t d e s T u r o l d u s H a u p t - q u e l l e g e w e s e n.

Gegenüber einer neuen Behauptung pflegt sich das Mißtrauen besonders lebhaft zu rühren, und diejenigen, welche solche neue Thesen bestreiten, haben von vornherein mehr Aussicht auf williges Gehör und auf Nachfolge als der Verfechter der neuen Auffassungsweise. So ist es G. Paris mit seiner RC-Theorie gegangen; während sie, dank dem Ansehen des Meisters, in romanischen Ländern ungeprüft und obenhin akzeptiert worden ist, hat sie in Deutschland nach der ersten Bestreitung durch Stengel eine Reihe entschiedener Gegner und viel laue Anerkennung gefunden, jedenfalls nicht das gebührende Maß an eingehender, wohlwollender Nachprüfung, die schließlich zur Abstreifung des Falschen, zum Herausschälen des wichtigen Wahrheitsgehaltes geführt hätte. Wir wollen uns diesen psychologisch leicht erklärlichen Vorteil der Defensive zu Beginn unserer Diskussion selbst zunutze machen. Die Bestreiter der Priorität des C haben nämlich ihrerseits zwei positive Sätze zur Begründung dieser Ansicht aufgestellt: 1. C habe die Blancandrinepisode ge-

[5]) Daß ebensowenig Lieder dafür in Betracht kommen können, braucht nicht mehr ausgeführt zu werden. Hat es französische *cantilènes* von Rolands Tod gegeben, so würden doch solche Lieder niemals z. B. das taktische, nach allen Regeln der Kriegskunst ausgeführte Bild der Roncevauxschlacht bieten und mit aller Genauigkeit durch Jahrhunderte festhalten können.

kannt. Das würde nach unserer Auffassung allerdings die Priorität des C ausschließen. Aber prüfen wir Stengels Beweise, Zs. f. rom. Phil. VIII 509—512.

C 15 soll die Eingangsverse des Rlds. (2 f.) reflektieren. Aber diese Verse gehören nicht zur Blancandrinepisode, die erst mit L. 2 beginnt. Vgl. Vorgesch. 10 Anm. 17 und damit übereinstimmend Brückner 71.

C 16 soll an Rld. 266, 267 anklingen. Aber auch die Laisse 19, zu der diese Verse gehören, hat nichts mit dem Blancandrineinschub zu tun.

Die Verse 29 ff.

> Legatum lega cui dicas ut sibi dicat
> Ut tibi submittat se, sua regna, suos;
> Vel sibi si mavis per legatum breve leges,
> Ut melius possit credere posse tibi . . .

und 35 ff.

> Da Carolo regnum. Dic: Do, tunc esse superstes
> Fors poteris; sed dic: Abnuo, nullus eris.
> Non sic nullus eris, quia non tantummodo nullus,
> Immo minor nullo, si minor esse potes . . .

sollen „doch offenbar nur einen Sinn haben, wenn sie die Antwort bilden auf ein Anerbieten Marsilions, das Roland nicht für aufrichtig gemeint hält. Sie markieren die Bedingungen, unter denen der nachgesuchte Friede gewährt werden soll". Das alles aus den obigen Versen herauszulesen, ist ein Wagnis, das unsere Leser wie wir selbst nicht mitmachen werden. Es ist doch wirklich mit keinem Wort auf vorausgegangene Verhandlungen hingedeutet! Der Sachverhalt im C ist ganz klar und folgerichtig: Spanien ist unterworfen, nur Marsilius ist noch frei. Roland aber will ganze Arbeit gemacht sehen, folglich muß auch Marsilius zur Unterwerfung gezwungen werden.

Ein weiteres Argument Stengels beruht auf C 147: *Fortisan instinctu Rollandi mitteris.* „Woher weiß denn aber hier Marsilius mit einem Mal, daß zwischen Gueno und Rollandus nicht alles in Ordnung ist, während doch Gueno nach C aus heiterem Himmel vor ihm erscheinen soll? Wenn wir Marsilius auch für diplomatisch höchst gut unterrichtet von den Verhältnissen in Karls Heerlager halten wollten, . . . so wäre denn doch der Divinationsgabe des Marsilius zu viel zugemutet, wenn er ohne irgend welchen direkten Anhalt die in V. 147 ausgesprochene schlaue Vermutung geäußert haben wollte. Er muß also von den jüngsten Vorgängen im Kriegsrat der Franken unterrichtet sein. Durch wen anders konnte das aber besser geschehen als durch den im Rld. allein erwähnten Boten Blancandin . . . ?" — Wir haben Vorgesch. 10 Anm. 19 zwei Erklärungsversuche gegeben, von denen wir den ersten (C habe ungeschickt gekürzt)

zurücknehmen müssen. „Aber vielleicht hat C ... nur ungeschickterweise Marsilius aussprechen lassen, was allein er, der Dichter, bis dahin wissen konnte.“[6]) Damit berührt sich, was Brückner 77 f. ohne Kenntnis unserer Vorgesch. Stengel erwidert hat. „Nach der Sachlage in C konnte Marsilius auch ganz wohl von selbst auf den Gedanken kommen, Roland habe die Sendung Ganelons veranlaßt, denn nach C's Darstellung war er ja der einzige Ratgeber des fränkischen Kaisers .... Freilich hatte der Dichter, der das Gespräch auf Roland bringen wollte, es ungeschickt angefangen, wenn er Marsilius ohne weiteres so sprechen läßt.“ Der Rolandsdichter hat, wie Brückner zutreffend ausführt, die störende Härte seiner Vorlage ausgeglichen; durch das Gespräch Ganelons mit Blancandrin L. 29—31 wie das andere mit Marsilius L. 41—45 wird nicht ohne Gewandtheit Roland in den Vordergrund geschoben, als das vor allem in Betracht kommende Opfer des Verrats. — Stengel verfällt hier in den Fehler, den er in Laurentius' und Paris' Arbeiten öfter glaubte korrigieren zu müssen: einer geringfügigen Unebenheit, die sich allenfalls sogar logisch rechtfertigen läßt, legt er übertriebene Wichtigkeit bei. Denn es ist gewiß ein kühner Schluß, aus der Zeile *Fortisan instinctu Rollandi mitteris* das Vorhandensein der umfangreichen Blancandrinepisode in einer Vorlage des C zu folgern. Nicht also wie Stengel will, „basiert hier C evident auf dem Rld. und entstellt dessen Angaben in unglücklicher Weise“, sondern der planvoll schaffende Dichter des Rlds. fügt seiner Vorlage die fehlende Motivierung ein, wozu ihm die Blancandrinepisode eine bequeme Handhabe bot.

Ein letztes Argument für Kenntnis der Blancandrinlaissen seitens des Verfassers von C sieht Stengel vielleicht in folgendem: „Auf den Anklang von C 90 an die statt O 11 herzustellende Zeile von R:

Suz une olive s'en est alez a l'umbre

wie der bereits von Paris hervorgehobene der V. 101—3 von C mit O 13 braucht hier nur hingewiesen zu werden.“ Den Versen C 89 f.

Deinde videt regem spaciantem sub spaciosa
P i n u , sub cujus frondibus u m b r a placet

entsprechen im Gang der Erzählung vielmehr die Verse der L. 32:

Un faldestoet out suz l'u m b r e d'un p i n ,

[6]) Vgl. D r e r u p , Homer, 1903, S. 15: „Bei Unebenheiten und Widersprüchen ist sehr häufig nur eine Unachtsamkeit oder Unbeholfenheit des Dichters zu konstatieren, welcher die handelnden Personen gelegentlich e t w a s e r w ä h n e n l ä ß t , w o v o n s i e e i g e n t l i c h n i c h t s w i s s e n k ö n n e n , ... welcher besonders deutlich in der Vorbereitung späterer Ereignisse seiner Person etwas sagen oder tun läßt, was sich von ihrem Standpunkt aus nicht völlig erklärt.“

usw. So die Lesart in O; Stengel hat nach $V^4$ die Pinie beseitigt, um die gleichmäßige Verteilung der Baumarten auf Christen und Sarazenen durchzuführen. Solch Bestreben mag aber schon den Kopisten von $V^4$ (und danach die verwandten Handschriften) ebenso wie spätere Ependichter beeinflußt haben.[7] Im Rolandslied werden die Bäume noch rein sachlich, aus selbsterworbener Anschauung heraus und nicht schematisch, nach politischen Rücksichten verteilt. (So mit G. Paris, Rom. XI 500 n. 3; anders Stengel, Zs. f. rom. Phil. VIII 508 Anm. und früher wir selbst, Vorgesch. 24 f. zu V. 11; 82 zu V. 993.) Wir sehen keinen Grund, um den *pin* in V. 407 aufzugeben. Im Gegenteil, in 500 wird ja ausdrücklich auf d e n *pin* zurückgegriffen:

Vait s'apuier suz l e pin a la tige,

wo wieder $V^4$ und Stengel *un* statt *le* schreiben müssen. Der Dichter hat die, von der Pinie umrankte Szene ganz klar gesehen. Doch, worauf es uns hier nur ankommt, C 89 f. entspricht zunächst den Versen 407 ff. im Rld., wie C 103 — die 20 000 Sarazenen — zunächst in V. 410 derselben L. 31 ihre Entsprechung finden. Das sind aber Verse, die mit dem Blancandrineinschub nichts zu tun haben: Ganelon erblickt das Treiben an Marsilius' Hof, dies Moment der Erzählung ist ja beiden Berichten gemeinsam. Hierin liegt also nichts Beweisendes für Kenntnis der Blancandrinepisode auf Seiten des Lateiners. Vielmehr mußte Turoldus, als er diese Episode in seine Vorlage einfügte, schon in L. 2 das Hoflager des Marsilius schildern. Er entnahm natürlich auch für diese erste Beschreibung die Anregung und das nötige Material der Schilderung seiner Vorlage, C 89 ff., und so ist denn auch in L. 2 sowohl die *umbre* V. 11 als auch die Zahlenangabe *vint milier d'humes* V. 13 hereingekommen. Sobald man in Turoldus den nachschaffenden Dichter (darum vielleicht *declinet* 4002), im C die Vorlage sieht, liegt alles klar auch in obigem Punkt. Aber selbst bei andrer Auffassung wäre Stengels Argument nicht durchschlagend, weil C seine Verse 90 bezw. 101—103 ebensogut wie aus L. 2 auch aus L. 31, aus einem Stück dem Rld. und C gemeinsamer Erzählung entnommen haben könnte.

Nicht für unsere Frage (ev. Kenntnis der Blancandringesandtschaft seitens des Verfassers C) kommt in Betracht das Argument Stengels auf S. 510: C 22—28 seien „offenbar nur eine verunglückte Kombination“ von Rld. 180 ff. „und den Eingangsversen Rld. 6—9.“ Diese letzten Verse gehören nicht zur Blancandrinepisode. Turoldus hat sie aus dem bei C schon gleich im Anfang der eigentlichen Handlung stehenden Kriegsrat

[7]) $V^4$ umgeht den *if* 406, die *sapeie* 993 und ersetzt den *lorier* 2651 durch die Olive; so wird der Kopist denn auch den *pin* in 407 absichtlich beseitigt haben.

in seine Expositionslaisse 1 hereingenommen; mit Blancandrin und seiner Gesandtschaft haben sie nichts zu tun.

Blicken wir auf Stengels Beweisgründe zurück. Die Leser werden mir zugeben, daß sie bis auf das eine, doch leicht erklärliche *Fortisan instinctu Rollandi mitteris* recht belanglos sind, zumeist aber den Gegenstand gar nicht treffen.

Nach der Feststellung, daß Kenntnis der Blancandrinepisode seitens des Carmendichters keineswegs erwiesen ist, gehen wir zur zweiten positiven Behauptung der Gegenseite über. „Der Turpin verrät noch offenkundiger als das Carmen die Spuren der Baligantepisode" (Becker, Grundr. 45). Das ist für den Turpin richtig, aber wo ist im C eine Spur der Baligantepisode zu entdecken? Selbst ein hochdotiertes Preisausschreiben würde resultatlos verlaufen müssen. Was bisher, doch nur vermutungsweise, zur Stütze dieser zweiten These angeführt worden ist, findet sich bei Stengel 511 Anm. 1. Der Zug, daß Bramimund im C sich für Ganelon verwendet, von seiner Schönheit ergriffen, „könnte auch für die Existenz der Baligantepisode in der Vorlage von C sprechen, da nur in dieser Bramimund stärker hervortritt." Welch kühne Folgerung wäre das! Wird nicht jede Königin normalerweise dann am stärksten hervortreten, wenn ihr Gemahl im Sterben liegt und der einzige Sohn und Erbe tot ist! Wer anders hätte den todwunden Gatten beklagen, Baligants Gesandten und Baligant selbst empfangen, die Stadt übergeben können als die Königin? Ist nicht selbst hier ihre Rolle im Grunde eine notgedrungene, passive, repräsentative, wie sonst im Rld? Und wäre dem selbst nicht so, es bliebe immer noch ein falscher Schluß: weil Bramimund in der Baligantepisode mehr hervortritt, so muß ein lateinischer Dichter, der sie eine doch immerhin maßvolle Rolle spielen läßt, eben diese Episode gekannt haben. Wo doch Bramimund im Rld. auch in der Szene mit Ganelon, auch in der vorletzten Laisse nicht nur erwähnt wird! Doch Stengel selbst legt ja auf das in Rede stehende Argument kein großes Gewicht, und so bleibt nur die Feststellung, daß für die behauptete Kenntnis der Baligantepisode seitens des Dichters von C auch nicht der geringste Beweis erbracht worden ist.

Warum fehlen also Blancandrin- wie Baligantepisode im C, ohne auch nur die leiseste Spur zu hinterlassen? Die Gegenseite wird antworten: jene beiden Episoden sind vom Verf. des C reinlich ausgeschieden worden. Daß der lateinische Reimschmied kürze, das liege doch auf der Hand. In der Tat ist dies Vorurteil alt und allgemein. Schon Grimm (s. o. S. 83) deutete auf die Möglichkeit hin, daß C gekürzt habe. — Als dann G. Paris gegen den Schluß jener grundlegenden Untersuchung, Romania XI, durch seine falsche RT-Hypothese in die Brüche geriet, — in bezug auf Durendals Abschied, den

einen Heiden, der als letzter von Rolands Hand fällt und das Duell zwischen Tierri und Pinabel standen Rld. und T gegen C — half er sich mit der Annahme: C est ici très abrégé (S. 511). Toute la fin dans C est tellement tronquée qu'on se demande si son original n'était pas défectueux (S. 512). Diese Annahme wurde durch Paris' Notlage gefordert, aber nicht bewiesen. Sie war Wasser auf die Mühle der Gegner. Zunächst wiederholte Stengel in seiner Entgegnung (S. 502) die Behauptung von der rücksichtlosen Kürzung, welche der Verf. des C mit seiner Vorlage vorgenommen habe. ,,Gegen den Schluß hin nimmt diese Neigung zum Kürzen in C so überhand, daß sich z. B. nicht einmal ausmachen läßt, ob die Baligantepisode . . . in der Vorlage von C fehlte, oder selbständig von C ausgelassen wurde.“ Eine Begründung erübrigte sich für Stengel damals, weil kein Gegensatz bestand. In unserer Vorgesch. haben wir, im Bann der gemeinsamen Auffassung von Paris und Stengel, noch ohne Bedenken S. 12 das C ,,eine gekürzte Übersetzung halb und halb Bearbeitung“ genannt. ,,Kleinere Episoden könnte es ganz übergangen haben“ (S. 16). In der eigentlichen Untersuchung aber haben wir von diesem Ausweg, soweit wir sehen, nur einmal, in einem ganz nebensächlichen Punkte, Gebrauch gemacht.[8]) Das Lachen Rolands, V. 323, sei ein so unwesentlicher Zug, daß ihn das C wohl übergangen haben mag (S. 42). Dieser Satz sei hiermit in aller Form zurückgenommen. Im übrigen haben wir uns nicht nur Stengels, sondern auch Voretzschs Kritik zugezogen, weil wir das kürzende Verfahren des Carmendichters zu wenig berücksichtigt hätten. Zum Beweis für diese Kürzungen weisen beide auf C 242 hin:

Et reliqui quorum nomina non memoro.

Damit werde die ,,Unterdrückung der meisten Pairs-Namen ausdrücklich zugegeben“ (Stengel, diese Zs. XXVIII[2], S. 25). Das heißt eine banale Redensart, ein gleichgültiges ‚Undsoweiter‘ allzuernst nehmen. Wie oft begegnet nicht solche Wendung, wenn Autoren nichts zu sagen wissen oder nichts sagen wollen.[9]) Entweder mochte unser Dichter nicht durch Namenaufzählung ermüden, vielleicht auch hatte er an dieser Stelle weitere Namen

[8]) Dazu zweimal in den einleitenden Ausführungen der schon 1901 gedruckten Dissertationsbogen. Die Vermutung S. 10 Anm. 19 Abs. 1 unserer Vorgesch. ist bereits oben S. 90 f. zurückgenommen worden, die Behauptung der S. 13 Abs. 1 fällt mit der oben S. 85 gegebenen Korrektur.

[9]) Vgl. z. B. Vita Hludovici imp. (Mon. Germ. Scr. II, 1829, S. 608): . . . *quorum, quia vulgata sunt, nomina dicere supersedi;* Eadmeri Historia novorum, Lib. II (ed. by Rule, London 1884, S. 77): *Subscripserunt his multo plures, quos nos brevitati studentes notare non necessarium duximus;* Orderici Vitalis Historia eccles. XI 12 (ed. Le Prevost, Tom. IV, 1852, S. 213): . . . *et multi alii profecti sunt, quorum nomina nequeo singillatim litteris assignare.*

gar nicht zur Verfügung und suchte sich erst nachher noch ein paar (Engelierus, Anseus, Walterus) für den Gebrauch zusammen. Die Namen, die Turoldus in der C 241 f. entsprechenden Laisse bietet, deuten auf den wahrscheinlichen Sachverhalt hin. Der Rolanddichter übertrug zuerst ziemlich genau C 241

> Huic comes in primis Oliverus, Gero, Gerinus

in

> Delez lui vient sis cumpainz Oliviers,
> Vint i Gerins e sis compaing Geriers (793 f.).

Nun ließ ihn die Vorlage im Stich. Das *Nomina sunt odiosa* gilt für den Epiker nicht. Turoldus suchte also die Lücke auszufüllen und die Zwölfzahl herzustellen. Da werden Namen erfunden oder von weither herangezogen, *Ate* (so Baist, Zs. f. rom. Phil. XVIII, 1894, S. 273) und *Berengiers*, *Girarz de Rossillon* und der Herzog *Gaifiers*, von dem nachher auch nicht einmal mehr die Rede ist. Kurz, bei Turoldus liegt Füllsel vor, und nicht Kürzung im C.

Gehen wir auf ein weiteres Argument bei Voretzsch ein. Er zitiert (Zs. f. roman. Philol. XXXII 714 Anm. 1) die Verse 267 ff.:

> Samson, Turpinus, Oliverus, Gero, Gerinus
> Quinque prosternunt corpora, quisque suum;
> Post *alii quinque* prosternunt corpora quinque.

„An der korrespondierenden Stelle, Roland 1213 ff., treten tatsächlich nacheinander Olivier, Turpin, Gerin, Gerier und Samson auf. Daraus kann man mit Sicherheit schließen, daß der Verfasser auch die Namen der folgenden Kämpfer (1281 ff.): *Anseïs Engelier*, *Oton*, *Berengier* gekannt hat." So Voretzsch. *Anseus* und *Engelierus* kommen allerdings später im C vor (V. 305. 317). Ob der Lateiner schon an unsrer Stelle die beiden Namen präsent hatte oder sie erst weiterhin bei passender Gelegenheit erfand, das halte ich nicht für ausgemacht; die Frage ist auch unwichtig. Ich sehe keinen Beweis dafür, daß dem Dichter des C die Namen *Otes* und *Berengiers* bekannt waren. Wichtig aber ist ein Satz, der bei Voretzsch folgt: „Daß der Verf. des C von 10 Kämpfen statt 9 redet, ist mißverständliche Auffassung von Roland 1308

> Des XII pers li X en sunt ocis."

Gerade umgekehrt scheint mir hier das Rld. in deutlicher Abhängigkeit von C. Das *alii quinque* in 269 könnte allenfalls daherkommen, daß zufällig 5 Namen den Hexameter 267 ausgefüllt haben. Es wird doch vielmehr eine beabsichtigte Rechnung vorliegen. Nach dem C hat des Marsilius Neffe 11 Begleiter, er selbst ist der zwölfte. Die G. Paris unklar gebliebenen Verse 253 f. erhalten durch zwei notwendige Konjekturen ihren Sinn zurück:

Patricios hic u n d e n o s conjurat in a r m a ,
Rege duodecimus cogitur ire tamen.

*arma* für *omnes* der Hdschr. nach Lucan II 48:

. . . *conjuret in arma*
*Mundus* . . . ;

Claudian XV 331 f. (Carmina, rec. Jeep, Vol. I, Lipsiae 1876, S. 131):

. . . *conjurat in arma*
*Progenies vesana Iubae* . . .

*undenos* für *undecimus*, das wohl durch das *duodecimus* des folgenden Pentameters hereingekommen, ist unzweifelhaft gegeben. Mittellateinisch ist die Vertauschung von Cardinale und Distributivum (darüber V o i g t in seiner Ausg. des Ysengrimus, 1884, S. XLI f.); vgl. z. B. Hrotsvitha, Pelagius 129 (Opera, ed. Strecker, Lipsiae 1906, S. 57): *Loris procedunt vincti comites duodeni;* Ysengr. II 8:

Dentibus undenis dimidioque carens.

Nach dem C sind es also im ganzen 12 Kampfgenossen auf sarazenischer Seite. Von ihnen fällt erst des Marsilius' Neffe (C 257 ff.), dann werden 2 × 5 weitere Pairs (268 f.) getötet, und es bleibt richtig noch einer, Margaretus, übrig (279 ff.). Hier ist die Ziffer (2 × 5 =) 10 durchaus an ihrer Stelle, es liegt gar kein Mißverständnis auf Seiten des Carmendichters vor, wie Voretzsch meint. Dagegen muß dieselbe Zahl in dem oben zitierten Vers Rld. 1308 auffallen. Wie kommt Turoldus dazu, gerade zwischen 10 und 11 den Schnitt zu machen? Warum nicht zwischen 11 und 12, wo doch eben nur einer von den 12 entrinnt und sich dadurch gegen die übrigen abhebt! Der Rolanddichter hängt hier augenscheinlich an der Zahlenangabe seiner lateinischen Vorlage. Betrachten wir sein Verfahren im einzelnen, so wird diese Abhängigkeit noch deutlicher. Ganz dem C entsprechend, läßt Turoldus erst durch Rolands Hand den Aelroth fallen; dann treten die 5 Frankenpairs auf, die in C 267 mit Namen gegeben waren (Olivier und Turpin kommen als die bedeutenderen voran), und nun läßt den Dichter die Vorlage mit dem *alii quinque* 268 allein. Die fehlenden Namen müssen beschafft werden: zwei waren noch aus dem weiteren Schlachtbericht im C zu entnehmen, Anseis (C 317) und Engeliers (C 305); sie kommen denn auch zunächst heran. Den Walterus (C 421. 425) kann Turoldus nicht brauchen, da er ihn schon vorher detachiert hat (L. 66). Da greift er denn auf die Namen zurück, die er sich L. 65 zusammengesucht hatte und holt sich daher Oton und Berengier. Damit sind 10 Sarazenenpairs durch 10 ihrer christlichen Gegner erledigt. Die Tatsache wird getreu der lateinischen Vorlage nach gebucht.

Da Turoldus in der Zehnzahl den Aelroth eingerechnet hat, das C aber nicht, so kommt im Rld. die Zahlenangabe an eine Stelle zu stehen, wo sie für den Gang der Erzählung ganz belanglos ist. Dem Rolanddichter bleiben 12 — 10 = 2 (statt wie im C 12 — (1 + 2 × 5) = 1) sarazenische Pairs übrig, Chernubles und Margariz. Statt nun zwei weitere Frankenpairs gegen die beiden aufzubieten, wie man erwarten sollte, fängt Turoldus mit Olivier wieder von vorn an, dem dann Roland als Gegner des 12. Sarazenen folgt (vgl. Vorgesch. 106). Das verstärkt noch den Schnitt zwischen No. 10 und 11, und daß hier die Zahlen der lateinischen Vorlage die Logik der Handlung durchkreuzend eingewirkt haben, das wird noch dadurch nahegelegt, daß Chernubles als zwölfter getötet wird, hinter Margariz, der entkommt; als ob Turoldus sich auf die vergessene Nummer 12 nachträglich besonnen hätte.

Der Vergleich der obigen, von Voretzsch angezogenen Stelle spricht also eher dafür, daß Turoldus in Abhängigkeit vom C ist, als für das umgekehrte Verhältnis.

Andere Argumente hat Stengel (diese Zs. XXVIII² 25) dafür beibringen wollen, daß C seine Vorlage rücksichtslos gekürzt habe. So habe er den Namen Rencesvals ausgelassen.

Im gleichen Sinne fragt Becker (Literaturbl. XXVI 241): „Weil Roncevaux in den Distichen nirgends steht, soll der Name im Ur-Roland gefehlt haben?“ An einen schriftlich fixierten französischen Ur-Roland glauben wir nicht mehr. Daß aber die (ihrem Inhalt und ihrer Ausdehnung nach vielleicht recht geringe) Sage, aus der das C geschöpft hat, daß diese ursprüngliche Rolandsage schon den Namen Roncevaux in sich beschlossen hat, das bezweifle ich allerdings, und stimme darin vielleicht mit meinem verehrten Gegner zusammen. Die Sage ist in Geographie schwach. — Auch daß der Dichter des C diesen Ortsnamen überhaupt gekannt hat, glaube ich nicht. Die alten historischen Berichte bieten doch den Namen Rencesvals nicht. Turoldus allerdings hat Roncevaux aus eigner Anschauung kennen gelernt (so mit Recht Becker, Grundr. 36). Daß in der Handschrift des C das erste Incipit lautet: *Incipit prologus in bello de Runcevalle*, beweist nichts — dieses Incipit kann ja von irgend welchem Schreiber herrühren.

„Man beachte ferner, daß Rollandus 21, Oliverus 225, Turpinus 267 ohne weitere Angabe eingeführt, also als anderweit bekannt vorausgesetzt werden; dasselbe gilt von consul Gueno 39.“ So fährt Stengel fort. Nun Gueno wird doch durch die Bezeichnung ‚Graf‘ wenigstens etwas näher bestimmt. Für Olivier holt C 241 zum Teil die Einführung nach (*Huic comes in primis Oliverus...*). Aber wie werden denn Roland und Olivier im Rld. eingeführt?

103 Charles li magnes estoit en un vergier,
Ensembl'od lui Rollanz et Oliviers.

Erst im Verlauf des Epos erfährt der Hörer näheres über diese beiden; am meisten charakterisieren sie sich doch selbst durch ihre Handlungen. Nicht anders ist Vergil vorgegangen; man vgl. Heinze, Vergils epische Technik², 1908, S. 374 ff. Oft werden in der Aen. nähere Angaben über die Personen erst dann gemacht, „wenn sie ihre Hauptszene zu spielen haben.“ Oder man lese z. B. III 239 f.

... dat signum specula Misenus ab alta
Aere cavo. invadunt socii et nova proelia temptant ....

Kein Wort darüber, wer Misenus war; sein Tun erklärt, was der Leser wissen soll.

So zeigt sich überhaupt bei vergleichender Betrachtung andrer Dichtwerke Stengels Argument als hinfällig. Hat auch Homer gekürzt, weil „es ihm nicht eingefallen ist, zu sagen, wer Achill oder Agamemnon war“? Stengel sieht fälschlich in einem naiv oder bewußt gebrauchtem Kunstmittel dichterischer Erzählung ein Indizium für nachträgliche Kürzung.

Auf einem Versehen beruht wohl der nächste Satz Stengels: „Turpinus wird, ebenso wie 241 Oliverus, 421 sogar *comes* tituliert, wogegen 451 scharf kontrastiert.“ An beiden Stellen heißt doch *comes* Begleiter!

419 Rollandus jam non vexat nisi tercius hostes,
Tercius impugnat, tercius obstat eis;
Turpinus comes huic hinc, Walterus comes inde.

Von Wichtigkeit dagegen ist die Feststellung Stengels (S. 31), daß der geistliche Stand Turpins nirgends angegeben wird. Es wird sich so erklären lassen, daß das Carmen in der Diözese von Reims entstanden ist, wo Turpin, der große Erzbischof, unvergessen war (vgl. Becker, Grundr. 46). Im Verhältnis zur Länge des C tritt Turpinus stark hervor, relativ mehr als im Rld. (vgl. C 267, 295—301, 319, 335—346, 369, 421, 437 bis 452). Und wir werden weiter unten noch anderweitige Indizien dafür antreffen, daß das Carmen mit Reims und seinem Sprengel zusammenhängt. Da das C ein Schulbuch, für Klosterschulen berechnet, ist, war ein Prädikat für den gefeierten Wohltäter der Reimser Kirche, den Günstling des großen Karls, nicht nötig.

Wir kommen nun zu einigen Argumenten Beckers (Literaturblatt XXVI, S. 241).

„Weil in den lateinischen Versen nirgends *Carolus Magnus* (—⏑⏑—/—⏑) vorkommt, sollte es nicht in der franz. Vorlage gestanden haben?“ Ja das unglückliche „Schlüssel“wort *Charlemagne* müssen wir allerdings preisgeben. Stengel hat mit

seinem Einwand (diese Zs. XXVIII[2] 32 f.) Recht. Die betr. Stelle meiner Vorgesch. (S. 19), in den schon 1901 ausgedruckten Dissertationsbogen, entsprach einem nachher überwundenen Stadium der Untersuchung, wo wir naiverweise die älteren Teile des Rlds. noch für herausschälbar hielten. Alte, liebe Zeit! Mit der Leugnung einer französischen Vorlage für das C wird das ganze Indizium ja hinfällig. Doch mag dem oben zitierten Satz Beckers gegenüber bemerkt sein, daß im C immer *Kărŏlus* gemessen wird (3. 35. 113. 145. 173. 180. 429), und daß *Karolus Magnus*, *Karolum Magnum* sehr gut in den Hexameter hineinpaßt, sobald das folgende Wort konsonantisch anlautet (Genit., Dativ, Abl. passen stets). Wenn nun wirklich C das Rld. gekürzt hätte, wäre es allerdings auffallend, daß dem lateinischen Dichter nicht auch einmal ein *Karolus Magnus* untergelaufen ist. Aber lassen wir hier immerhin den Zufall gelten, so gut er sich auch in das System unserer Auffassungsweise einfügt.

„Weil der lateinische Versifex die Verwandtschaftsbeziehungen nirgends ausdrücklich erwähnt, sollen sie jüngere Erfindung sein?" Diese Frage Beckers möchte ich allerdings bejahen. Irgend einer muß doch nun einmal z. B. das Onkelverhältnis Karls zu Roland ersonnen haben. Warum sollte es nicht Turoldus gewesen sein! Die französische Epik spinnt ja vor unsern Augen solche Verwandtschaftsverhältnisse aus. In dem *regret* des C für Roland (465—472) keine Erwähnung seiner Verwandtschaft mit Karl, und bei Karls Trauer um die Toten (475—479) von Roland nicht die Rede. Das spricht doch dagegen, daß dem Lateiner etwas von diesem besonderen Verhältnis Rolands zu Karl bekannt gewesen ist. Anderseits kann man leicht erklären, wie Turoldus zu dem Motiv gekommen ist. Der erste der sarazenischen Pairs war im C als des Marsilius Neffe eingeführt, und wie nun Turoldus Pendants schaffen mußte bis ins Kleinste, so machte er auch den vornehmsten christlichen Kämpfer zum Neffen seines Herrn und Kaisers.

Was wir bisher an vermeintlichen Kürzungen des C besprochen haben, betrifft Kleinigkeiten, Auslassung von Namen, einführenden Bezeichnungen und Verwandtschaftsbeziehungen. Wenn man mit Voretzsch solche Kürzung im Kleinen zugeben wollte, so wäre damit noch gar nicht bewiesen, daß der Dichter des C so wichtige, so spannende oder so umfangreiche Episoden seiner Vorlage stillschweigend übergehen konnte, wie die Blancandringesandtschaft, die *dulor de la mort de Rollant*, Rolands Abschied von Durendal, die Baligantschlacht, schön Aldas Tod. Es bleiben alle die schweren Bedenken zu Recht bestehen, die wir Vorgesch. 11 f., 202 Anm. 366, diese Zs. XXVI[2] S. 154 f. formuliert haben. Eingegangen auf diese Bedenken ist eigentlich nur B e c k e r; aber folgen wir seinen Erklärungsversuchen (Literaturbl. XXVI 240).

„Man denke sich nur, was man selber anfinge, wenn einem etwa als Aufnahmebedingung für das Seminar die Aufgabe gestellt würde, ein Stück aus den Nibelungen oder dem Rasenden Roland in französischen Alexandrinerpaaren wiederzugeben!" Der Vergleich ist weit hergeholt und, scheint mir, nicht ganz zutreffend. Einmal wäre jedem Seminaraspiranten soviel dichterische Fertigkeit im Französischen zu wünschen, als sie unser „Versifex" im Lateinischen besaß. Sein Stil mag manchem nicht behagen, er ist gewiß etwas gesucht und eintönig, aber die Technik beherrscht er doch durchaus. Die hätte ihn nicht gehindert, in seiner Art zu sagen, was er nur immer wußte und wollte. Aber gehen wir selbst auf das Bild ein, nehmen wir an, es hätte jemand nach dem Nibelungenlied Siegfrieds Tod in französischen Alexandrinern zu erzählen und wäre halbwegs bei gesundem Verstand: dann müßte es mit schlimmen Dingen zugehen, wenn er eine so grandiose Szene wie das Bluten des Leichnams in Gegenwart des Mörders ganz wegließe, dafür an die detaillierte Beschreibung der Jagd im Odenwald etwa ein halb hundert Verse wendete. Nun, wie gesagt, das Bild an sich ist wenig zutreffend. Auch nicht, was in Beckers Argumentation damit zusammenhängt: „Man mutet dem lateinischen Versifex da eine Geduld, eine Fertigkeit, auch soviel Zeit und Muße zu, wie er sie kaum besaß." Ja warum denn nicht? Wenn irgend ein Gedicht keine Spuren der Eile verrät, so ist es das C. Mit dem geringsten Gedanken spielt noch der Dichter seltsam hin und her, wie Kinder mit Seifenblasen; er selbst ein glückliches Kind jener Zeit, da das *time is money* noch nicht erfunden war.

Daß der „Geburtstag eines Gönners" zur Eile getrieben habe, wie es Becker als Möglichkeit hinstellt, ist doch eine grundlose Annahme, um so mehr als wir dann doch wohl eine Dedikation erwarten dürften. Wenn Becker weiter unser C „vielleicht als Schularbeit" gedichtet sein läßt, so unterschätzt er unser Gedicht. Die fest ausgeprägte Manier, ein deutliches Streben nach psychologischer Motivierung, die bis zum Komplizierten geht (das hat Voretzsch a. a. O. S. 723 treffend bemerkt), schließen den Gedanken an einen krassen Anfänger aus. Man mag allenfalls von „Abiturientenarbeit" reden, wobei aber jede Gedankenverbindung mit ‚Eile' fortfallen muß. Das C ist doch eher das Werk eines Scholastikus, eines jungen Lehrers vielleicht, der in usum scholarum gedichtet hat, den adligen Schülern seiner schola externa an einem drastischen Beispiel das wichtigste Adelsgebot jener Zeit zu Gemüte führend: Du sollst nicht verraten, dabei allerlei nützliche Belehrung, betreffend Taktik, Pferdekenntnis und anderes einschiebend. — „Weil der Verfasser des C sich vorgenommen, seine Kunstfertigkeit am Roland zu üben, nimmt man als selbstredend an, daß er gleich zwei- bis dreitausend Disticha schreibt und setzt voraus,

daß er für alles, was seine Vorlage enthält, auch den entsprechenden Ausdruck zur Verfügung hat." Nicht, daß er ungefähr gerade soviel Verse macht als seine Vorlage, müßten wir als wahrscheinlich fordern, aber daß der Lateiner nicht die markantesten, auch in mittelalterlichem Sinne interessantesten Episoden mit Stillschweigen übergeht und andrerseits in Schilderungen, Zahlenangaben, taktischen Details von verblüffender Treue ist. Und noch viel mehr Erklärung müssen wir von den Vertretern der Kürzungshypothese fordern. Wir werden gleich unten die Bedenken gegen jene Hypothese rubrizieren, um darzutun, in welche Unwahrscheinlichkeiten sich die Verfechter derselben stürzen. Vorher sei noch einmal betont: daß der Lateiner ebensogut die Blancandringesandtschaft hätte wiedergeben können wie die Gesandtschaft Ganelons, ebensogut die letzten Hiebe Durendals wie manchen Hieb vorher, ebensogut schön Aldas Tod schildern wie den Oliviers, Turpins, Rolands, daran sollte kein Zweifel sein. — Auch der Ausweg sei zurückgewiesen, daß der „Versifex" etwa aus dem Gedächtnis nachgedichtet hätte und daß dadurch die seltsamen Auslassungen und Abänderungen zu erklären seien (so Stengel, diese Zs. XXVIII², S. 32). Das ist, wie wir oben gezeigt haben, ausgeschlossen: die eine der beiden Dichtungen muß dem Verfasser der anderen vorgelegen haben oder von ihm völlig auswendig gewußt sein. — Endlich sei der Vollständigkeit halber gegen eine Wendung Stengels protestiert (diese Zs. XXVIII², S. 32): „Bedenkt man nun, daß C nur in lückenhafter Form auf uns gekommen ist, ..." Ein einziger Pentameter fehlt (252), wohl durch Abschreiberversehen. Selbst an dieser Stelle ist für den Sinn keine Lücke, und sonst erst recht nicht.

Wir haben nun, bis auf den letzten Buchstaben, wirklich alles Revue passieren lassen, was unseres Wissens je an Argumenten dafür beigebracht worden ist, daß das C eine Kürzung sei. Die Beweispflicht in unserer Sache fällt durchaus der Gegenseite zu; das Präjudiz ist dafür, daß die brevior lectio in jener Zeit auch das Ursprünglichere sei. Man weise ein Dichtwerk des 11. und 12. Jahrhunderts auf, das ein anderes so gekürzt hat wie der Carmendichter es mit dem Rld. getan haben soll. Erweiterung, Ausschmückung ist überall die Regel. Mögen die Leser urteilen, ob die Vertreter der Kürzungshypothese ihrer Beweispflicht genügt haben. Mir will scheinen, daß nur recht kleine Dinge vorgebracht worden sind, im Vergleich zu den großen Fragen, welche die Gegenseite beantworten müßte. Formulieren wir:

1. Wie ist es, bei obiger Hypothese, zu erklären, daß sich der Abbreviator, der in soviel Kleinem so getreu seiner Vorlage folgt, gerade die Höhepunkte der Handlung hat entgehen lassen, die *dulor de la mort de Rollant*, Rolands Abschied von Durendal,

schön Aldas Tod, Szenen, die mittelalterliche Menschen nicht weniger rührten als uns?

2. Wie ist es möglich, daß er bei dieser Kürzung zufällig eine ganze Reihe von Widersprüchen und Unebenheiten beseitigt hat, die in seiner Vorlage unverkennbar sind?

3. Wie ist es möglich, daß er ebenso zufällig alles Wunderbare, alles Ahnungsvolle, das doch über das ganze Rld. hin zerstreut ist, Vorzeichen, Träume, Engel, die auf- und niedersteigen, reinlich vermieden hat?

4. Wie ist es möglich, daß der Abbreviator zufällig alles übergangen hat, was an Namen, faktischen Anspielungen, an Gesinnungen und Stimmungen im Rld. auf den Kreuzzug zurückgeht, auch dies alles nicht nur in der Baligantepisode vorkommend?

5. Wie ist es möglich, daß der Abbreviator zum Übermaß des Zufalls noch alles weggelassen hat, was der Rolandsdichter aus der Äneide und der Pharsalia übernommen hat?

6. Wie kommt es, daß, was das Rld. mehr hat als das C, durchaus dem entspricht, was dem späteren Epos eigen ist gegenüber dem früheren Lied, dem entspricht, was auch sonst dichterische Bearbeiter ihrer Vorlage einzufügen pflegen?[10])

Diese Kette von Fragen verlangt denn doch eingehendere Beantwortung, als bisher gegeben worden ist. Nichts könnte uns lieber sein, als wenn sich der verehrte Verfasser des ,,Grundrisses der altfranzös. Literatur" zu solcher Entgegnung entschlösse.

Die bisherigen Lösungsversuche gingen nach zwei Richtungen. Stengel und Becker meinen im wesentlichen: alles erklärt sich daraus, daß der Verfasser des C ohne jedes Verständnis und in großer Eile und Flüchtigkeit gearbeitet hat. Dem steht aber Punkt 2 gebieterisch entgegen. Ein ungeschickt und eilig dichtender Abbreviator hätte doch nicht zufällig eine ganze Reihe von Widersprüchen aus seiner Vorlage getilgt. Wie kann der von Becker supponierte täppische Geselle in der Wiedergabe von Ganelons Gesandtschaft einen so viel wahrscheinlicheren, widerspruchslosen Bericht bieten gegenüber dem stark abweichenden, recht wenig plausiblen im Rld.? Das führt hinüber zu einem gewichtigeren zweiten Einwand. Es ist noch nicht genügend betont worden (allein Voretzsch hat dahingehörendes beigebracht; vgl. seine ,Einführung' 118 und oben), wieviel Eigenes, wieviel vom Rld. Abweichendes doch das C bietet. Das wird die Zusammenstellung weiter unten zeigen. Dieses Maß von Selbständigkeit, von Abweichungen (und nach der Richtung des Logischen hin) verträgt sich nicht mit der Annahme von flüchtiger Anfängerarbeit. Und noch sei

[10]) Vgl. Vorgesch. 13. Hier sind an wichtigem inzwischen die treffenden Ausführungen H e u s l e r's in ,Lied und Epos', 1905, besonders S. 21 f., 34 f. hinzugekommen. Darüber, und über einen von Stengel (diese Zs. XXVIII², S. 33) erhobenen Einwand unten mehr.

in diesem Zusammenhang wiederholt: wenn der Versifex so eilig nach einer französischen Vorlage arbeitete, wie Becker annimmt, dann muß es zum mindesten auffallen, daß nicht hier und da ein Gallizismus unterlaufen ist. Davon findet sich im C keine Spur, weder was Wortschatz noch was Syntax anlangt.

Im besonderen von der Blancandrinepisode ausgehend, hat ein andrer Vertreter der Kürzungshypothese Erwägungen, wie den obigen, nachgegeben, und demgemäß einen neuen überraschenden Erklärungsversuch gewagt. F r a c c a r o l i meint (a. a. O., S. 271): „Se dunque di Biancandrino non parla nè il Carmen nè la Cronaca di Turpino, è un mero asserto gratuito il dire che questi rappresentano una fase anteriore della leggenda: più probabilmente anzi i l o r o a u t o r i ... r a g i o n a r o n o c o m e r a g i o n a G. P a r i s, sceverarono tra le diverse versioni quella che razionalmente pareva meglio attendibile, e cercarono di eliminare ciò che parve loro o contradditorio o superfluo."

Der Verfasser des C ist also, nach Fracc., bei seiner Kürzung planmäßig vorgegangen. Von denselben Erwägungen geleitet wie G. Paris schied er alles Widerspruchsvolle im Rld. aus. Da wird man entgegnen müssen: warum schied denn der wohlweislich schaltende Abbreviator gerade die wirkungsvollsten Szenen aus, warum alles Wunderbare, Kreuzzughafte, Vergilische seiner Vorlage! Fracc. dürfte die Antwort schwer fallen.

Wir stellen fest, daß sich die Kürzungshypothesen Stengel-Beckers und Fraccarolis wie zwei Löwen gegenseitig auffressen. Die beiden Erklärungsversuche heben einander auf. Die Hypothese ist eben falsch. Das C ist keine Kürzung.

## III.

## Turoldus.

In unserer „Vorgeschichte" hatten wir unter dem Strich (S. 193 ff.) die Hypothese gewagt, der *Turoldus* in V. 4002 sei mit dem gleichnamigen Bischof von Bayeux zu identifizieren. Bisher ist von keiner Seite auf diese Vermutung eingegangen worden. S t e n g e l findet augenscheinlich wenig Gefallen an unserer Hypothese („Tav. will ja auf Grund der vielbesprochenen Schlußzeile von O s o g a r den Bischof von Bayeux erkennen", diese Zs. XXVIII[2], 1905, S. 33). P h. A u g. B e c k e r reiht in seinem Grundriß (1907, S. 42 f.) den Turoldus von Bayeux ohne weitere Bemerkung drei anderen Trägern jenes Namens an, in denen man vor uns den Dichter des Rolandsepos vermutet hat.

Wir kommen auf die Frage zurück, nachdem einige historische Veröffentlichungen in der Zwischenzeit neue und bedeutsame

Aufschlüsse die Persönlichkeit und die Schicksale unseres Turoldus betreffend gebracht haben.

In demselben Jahre, in dem wir unsere Dissertation abgeschlossen hatten, erschien Porée: Histoire de l'abbaye du Bec. Tom. I. Évreux 1901. Das Werk bot einige auf Turoldus bezügliche Daten, und wurde uns besonders wichtig durch den Hinweis auf ein früheres Buch des nämlichen Verfassers, L'abbaye du Bec et ses écoles,[11]) 1045—1792, in Évreux 1892 erschienen. Dort findet sich S. 65 ff. aus Ms. lat. 13575 der Biblioth. nationale ein Brief an unsern Turoldus abgedruckt. Ein Mönch, der zwischen 1130 und 1160 im Kloster le Bec lebte, hat ihn verfaßt (Abbaye 63; Histoire I, 534). ,,L'auteur de la lettre avait sans doute été envoyé en résidence dans quelque prieuré de l'ordre; c'est de là que partit cette épître dictée par l'affection austère qui unissait le religieux à l'ancien évêque" (Porée, Histoire I, 536). Der Brief verstärkt willkommenerweise das Licht, das Anselms schon bekanntes Schreiben auf des Turoldus Persönlichkeit geworfen hatte.[12])

Weit wichtiger noch ist ein Fund, den wir dem gelehrten Benediktiner Morin in Maredsous verdanken. Es handelt sich um einen bisher unbeachtet gebliebenen Brief des Papstes Paschalis II. an Klerus und Volk von Bayeux. Morin hat ihn aus Ms. Hatton 23 der Bodleiana in der Revue d'histoire ecclésiastique, Tom. 5, 1904, S. 284 ff. abgedruckt und in trefflicher Weise kommentiert (,,Lettre inédite de Pascal II, notifiant la déposition de Turold, évêque de Bayeux, puis moine du Bec «8 oct. 1104»."). Nun endlich erfahren wir den wahren Grund für des Turoldus' Abdankung und erhalten damit den Schlüssel zu seinem Schicksal. Die Leser werden sehen, daß es nicht weniger interessant ist als seine Persönlichkeit.

Es lohnt nicht, hier noch einmal auszuschreiben, was wir früher bereits über Bischof Turoldus von Bayeux zusammengetragen haben; wir bringen im folgenden nur die Ergänzungen

[11]) Vorhanden in Berlin, Königl. Bibl.

[12]) Ob der Brief wirklich an Turoldus abgeschickt worden, ist fraglich; er könnte auch ein rein literarisches Produkt sein. Hauréau urteilt über diesen und die übrigen Briefe desselben Unbekannten: ,,Nous croyons bien qu'elles sont réelles, mais nous ne le garantissons pas; il est possible que nous ayons encore là, non pas de vraies missives, mais une œuvre littéraire" (Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque nationale, II, S. 233). Die Frage ist für unsere Untersuchung kaum von Belang. Turoldus hat bis gegen 1146 im Kloster Bec gelebt. Der Unbekannte wird ihm aller Wahrscheinlichkeit nach persönlich nahe gestanden haben. Und hätte er den Exbischof selbst nicht mehr mit Augen gesehen, es waren doch zu viele Brüder noch aus Turoldus Zeit da, als daß er dessen Charakterbild hätte fälschen können. Und nur um die Persönlichkeit des Exbischofs handelt es sich hier.

und Berichtigungen, die sich aus den neueren Veröffentlichungen ergeben.

Was zunächst die Heimat des Turoldus anbetrifft, so ist das Vorgesch. 196 aus Hermant, Histoire du diocése de Bayeux (Partie I), Caen 1705, S. 151 Übernommene zurückzunehmen. Woher Hermant den Namen von Turoldus Vater kennt, vermögen wir nicht zu sagen; bis auf weiteres wird man seiner Angabe hierin so wenig trauen können wie in bezug auf das Wappen „de la famille de Turoldus de Bremoy." Der gute Pfarrer von Maltot (bei Évrecy, Dép. du Calvados) ist augenscheinlich nur durch ein Versehen auf Bremoy gekommen. Er oder schon vor ihm jemand hat das *Ebremou* bei Ordericus Vitalis (Historia ecclesiastica, X 4, ed. Le Prevost, Tom. IV, Parisiis 1852, S. 18) auf das ihm näher liegende Brémoy bezogen. Es handelt sich aber um Envermeu, 14 km östlich von Dieppe, unweit der Grenze des pikardischen Sprachgebietes. Dort ist Turoldus' Heimat gewesen. Und wenn wir in unserem Turoldus den Dichter des Rolandsepos sehen, dann verstehen wir eine Tatsache, die bisher rätselhaft erscheinen mußte. Wir denken an den pikardischen Einschlag in der Sprache des Rlds. Da ist zunächst das *-omes* der 1. Person Plur. (V. 391 (:); V. 640b und 922 hat Stengel das von einem Kopisten wohl nicht ohne Absicht umgangene *-omes* mit Recht wieder hergestellt). — Das Wort *destourbier* (:2548) hat R. Berger „auf Grund der großen Wörterbücher und der Glossare zu den Ausgaben der entsprechenden Texte vorherrschend, wenn nicht ausschließlich in Werken bezw. Handschriften eines begrenzten nordöstlichen Bezirks gefunden" (Canchons und Partures des altfranzös. Trouvere Adan de le Hale, Bd. I, Halle 1900, S. 40). — Noch sei Wendelin Foerster zitiert (Zs. f. roman. Philol., XXVIII, 1904, S. 505, Anm. 1): „in der ersten Tirade des Roland" ist „*áime* unter den *-áigne* z. B. im Pikardischen vollständig berechtigt"; vgl. das *aimet* 1092 in *an-e*-Assonanz. Auch in der zwiespältigen Behandlung des *ai* wird das Nachwirken einer in der Pikardie (darüber unten mehr) und an deren Grenze verlebten Jugendzeit zu erkennen sein.[13]) — Über diese Dialektfragen hier ausführlicher zu handeln, würde den Rahmen unserer Untersuchung sprengen; es ist Zeit, daß die Sprache des Rolandsepos wieder einmal gründlich durchforscht wird, und das dürfte vielleicht Bédier als nicht unwert seiner Arbeit betrachten. Nur eins sei noch betont: unser Dichter hat sich auf einen bestimmten Dialekt weder festlegen wollen noch können. Er hat weder für Francier (so Baist, Variationen 20, in: Beiträge..., Festgabe für Foerster, S. 232), noch

[13]) Da Turoldus schon als junger Mann an Königs Hof und von da nach Bayeux gekommen, so verträgt sich mit diesem pikardischen Einschlag in seiner Sprache sehr wohl die Behandlung von i < $\breve{e}$ + i.

für Normannen ausschließlich gedichtet. Das ganze Frankreich soll es sein! Er wandte sich an alle Besten seiner Nation, welche im Feuer des Kreuzzugsenthusiasmus zusammengeschmiedet worden war. Darum schuf er sich — gleich den Epikern anderer Völker — eine Kunstsprache, die, rein literarisch, nirgends zu seiner Zeit gesprochen wurde. Des Dichters Heimatdialekt, das Normannische, und daneben das Francische, haben das meiste beigetragen, aber auch, was ihm an Pikardischem aus der Jugendzeit im Ohre lag, hat er nicht verschmäht. Je vielseitiger seine Ausdrucksweise, um so leichter waren Assonanzen zu gewinnen. — Über die mit dem Dialekt des Verfassers vermischte Kunstsprache des Epos vgl. John Meier in seiner nicht genug zu rühmenden Rektoratsrede ,,Werden und Leben des Volksepos". Halle 1909, S. 18 f.; 45, Anm. 62.

Turoldus entstammte einem vornehmen, reichen Geschlecht. Die betreffenden Angaben der Vorgesch. 196 werden bestätigt durch den neu entdeckten Papstbrief. Paschalis spricht von Turoldus als einem *uir in terra sua potens et nobilis* (Morin 285), auf dessen Ansehen er habe Rücksicht nehmen müssen.[14])

In schwungvollen Ausdrücken schildert der obenerwähnte Mönch von le Bec den Reichtum und die hohe Wertschätzung, deren sich Turoldus in der ganzen Normandie erfreute (Porée, Abbaye 65): In gloria seculari paulo ante conspicuus eminebas, utpote prelati fungens officio, d i v i t i i s a b u n d a n s ... et quocumque procedebas fallacis mundi favoribus excipiebaris .... fastigii secularis ambitionem, quam usque ad nauseam prius hauseras ... Heccine est illa p e r t o t a m f e r e N o r m a n n i a m f a m o s i s s i m a tui ipsius victoria (gemeint ist des Bischofs Eintritt ins Kloster). In diesem Mönchsbrief wird naturgemäß auf den geistlichen Rang des Turoldus das meiste Gewicht gelegt. Als Bischof von Bayeux war er der erste Suffragan des Erzbischofs von Rouen und rangierte vor den übrigen Bischöfen des Herzogtums (Gallia christiana, ed. altera, Tom. XI, Parisiis 1874, col. 346/7: reliquos provinciae antistites antecedit. — Vgl. C. H i p p e a u , Dictionnaire topographique du département du Calvados, Paris 1883, S. XXVIII). Die einzige bisher bekannt gewordene Urkunde mit des Turoldus Namen (Gallia christ. XI, Instrumenta, col. 128) führt ihn gleich hinter seinem vorgesetzten Erzbischof vor den andern Bischöfen an: Huic vero causae seu placito interfuerunt e x p a r t e r e g i s , Willelmus archiepiscopus Rotomagensis, Turoldus episcopus Bajocensis, Gislebertus episcopus Ebroicensis — es folgen noch zwei englische Bischöfe, 4 Äbte, 4 Archidiakone, 5 Barone.

[14]) ne tanto confusus obprobrio uir in terra sua potens et nobilis sic in patriam remearet; Sic ei in annum ex apostolicae conpassionis affluentia indutiae prorogatae sunt.

Da man noch manchmal auf seltsame oder vage Vorstellungen von einem Bischof in jener Zeit trifft, so sei daran erinnert, daß die Bischöfe damals mit die Funktionen heutiger Provinzialbehörden versahen; sie waren weit mehr „Geheime Regierungsräte" als Priester, und wenn irgendwo so trat in England und in der Normandie noch bis zu des Turoldus Bischofszeit das Geistliche hinter dem Charakter als Staatsbeamter völlig zurück.[15]) Unter dem roten Wilhelm, der seit 1096 auch in der Normandie herrschte, waren zeitweilig (so zwischen 1096 und 1099; vgl. Böhmer, S. 144, Anm. 6; S. 150 ff.) alle Beziehungen zu Rom abgebrochen; er regierte seine Kirche ohne Papst. Wir können hier nicht die spannende Kirchengeschichte jener Jahrzehnte aufrollen, und verweisen auf die äußerst anziehende Darstellung in Böhmers obenerwähntem Werk (besonders S. 140—162).

Nach dem Gesagten haben wir uns den Bischof Turoldus als reichbegüterten Baron und hohen Staatsbeamten, bei allen Hoftagen an der Seite seines Landesherrn, vorzustellen. Die oben erwähnte Urkunde zeigt ihn denn auch in Rouen, im Gefolge des Königs Heinrich. Soviel zur Beruhigung derjenigen, die sich zwar zu dem Gedanken durchgerungen haben, daß auch ein Epos wie das Rld. einen Verfasser hat, denen aber die weitere Vorstellung unerträglich ist, daß dieser Dichter ein Bischof gewesen sein soll.

Noch müssen wir zwei mittelbare Zeugnisse anführen für das große Ansehen und den Reichtum, dessen sich die Familie unseres Turoldus erfreute. — In einem Treffen des französisch-englischen Krieges von 1097/98 machten die Franzosen eine Reihe vornehmer Gefangener, darunter Geroldus de Ebremou; „quorum redemptionibus opimis egentes Franci ad dimicandum animati sunt" (Ordericus Vitalis, X 5, ed. Le Prevost, Tom. IV, S. 23; vgl. Edward A. Freeman, The reign of William Rufus, Vol. II, Oxford 1882, S. 179). Dieser Geroldus ist nach Le Prevost „probablement parent d'Hugue et de Turold d'Envermeu, dont nous venons de parler" (a. a. O., n. 1). Das hohe Lösegeld entsprach dem Rang und Reichtum des Gefangenen.

[15]) „Der normännische und anglonormännische Klerus dieser Tage dachte royalistischer und zugleich Dank der konsequenten Absperrungspolitik der Krone partikularistischer, als der Klerus aller anderen damaligen Landeskirchen" (Heinrich Böhmer, Kirche und Staat in England und in der Normandie im XI. und XII. Jahrhundert, Leipzig 1899, S. 269). — Bezeichnend ist eine Stelle bei Ordericus (XI, 39; Tom. IV, S. 297): In illo tempore migraverunt plures sanctitate et sapientia praecipui doctores ecclesiarum: Anselmus scilicet archiepiscopus Cantuariorum, et Guillelmus archiepiscopus Rotomagensium, venerabilesque coenobiorum rectores (es folgen 3 Äbte) ... Pro tantorum itaque transitu baronum videtur ipse mundus lugere. Alles geistliche Herren, und dabei „Barone".

— Wie begütert des Turoldus Familie gewesen ist, das beweist ferner die umfangreiche Schenkung, die der jugendliche Bischof und sein Bruder dem Kloster le Bec machten. „Vers l'an 1100, Turold, évêque de Bayeux, et son frère, Hugues d'Envermeu donnèrent à l'abbaye l'église de Saint-Laurent d'Envermeu avec toute la dîme et un hôte, l'église de Notre-Dame et la dîme de la vicairie, *de vicaria*, qui lui appartenait, la dîme des moulins et du tonlieu d'Envermeu, l'église de S.-Quentin (-au Bosc, canton d'Envermeu) avec sa dîme, et quelques acres de terre sises à Envermeu et à Tourville, *Turchetivilla* (Tourville La Chapelle, canton d'Envermeu) (Porée, Histoire I, 427 f.).

Gehen wir jetzt von der äußeren Stellung zur Persönlichkeit des Turoldus über. Die knappe Charakteristik der Vorgesch. (S. 197 ff.) läßt sich heute wesentlich ergänzen.

Turoldus war ein geistig hervorragender Mann. Zwar die a. a. O. 197 zitierten Worte *animo sanus*, *plurimumque vividus*[16]) wird ihr Verfasser wohl in erster Linie auf die ungebrochene Frömmigkeit und Gebetsfreudigkeit des Exbischofs bezogen haben.[17]) Schon eingehendere Aufschlüsse über dessen Persönlichkeit erhalten wir aus einer Stelle des, noch immer unedierten Miraculum beatae Fidis de episcopo Bajocensi, die von Porée aus der Hdschr. Bibl. nat. lat. 5427 zweimal abgedruckt worden ist (Abbaye 67, n. 2; Histoire I, 536 f., n. 3): Monachus autem factus, tantae humilitatis, modestiae ac gravitatis discretionisque sectator extitit, ut p a r v o i n t e m p o r e , non solum junioribus iter ad caelestia capessenda praeberet, verum etiam prioribus ipsis in regulae observatione, c u n c t i s q u e o p t i m i s s t u d i i s sese mirabilem exhiberet. In diesem Charakterbild interessiert uns am meisten die Liebe zu geistiger Beschäftigung, von der die letzten Worte reden, aber auch Takt und stille Würde sind Züge, die wir festzuhalten haben. — Wie tief der Eindruck war, den diese Persönlichkeit hervorrief, das bestätigt der oben erwähnte Brief des Klosterbruders. Wir wissen (Porée, Histoire I, 538 f.), daß der Briefschreiber von griesgrämigem, strengem, schwer zu gewinnendem Charakter gewesen ist. Und doch kann er nicht vergessen, wie sehr ihn die Bekanntschaft mit Turoldus ergriffen hat. „Neque enim oblivisci possum, quando primum de sancto amore tecum agere cepi, quam promptissime ad nostram condescendisti familiaritatem, quam devotum, q u a m h i l a r e m , quam discretum te mihi exhibuisti, devotum siquidem in mente, hilarem in vultu, discretum in sermone" (Porée, Abbaye 66 f.). Hier kommt zur tiefen Frömmigkeit,

[16]) Der bei diesem Wort in der Vorgeschichte unterlaufene Druckfehler sei hiermit verbessert.

[17]) „Ipse quoque aegrotus, animo sanus, plurimumque vividus, ad divae Fidis virginis opem celeriter confugit" (Migne, Patrol. latina, 159, Parisiis 1903, Sp. 170, Ioannis Picardi nota).

zum vollendeten Takt ein weiterer Zug hinzu, die stille Heiterkeit. Davon werden wir weiter unten zu reden haben. Vorerst sei ein artiges Widmungsgedicht zitiert, in dem des Turoldus heiter-helle Augen gerühmt werden. Einer der bedeutendsten Dichter jener Zeit, Hildebert, seit 1097 Bischof von Le Mans,[18]) schickt dem Bischof von Bayeux einen Ring, ,,Du sollst nach Bayeux gehn", so spricht der Dichter zu dem Kleinod, ,,und einem Größeren als ich die Hand schmücken". Da strahlt freudiger der Stein, und sein fröhliches Leuchten ist nur der Wiederschein der hellen Augen des Beschenkten. Wir wollen die graziösen Verse des Dichterbischofs unseren Lesern nicht vorenthalten.

Ad episcopum Bajocensem.[19])

Annulus hic nuper moerebat clausus in arca,
  Obscurusque lapis et quasi tristis erat.
At postquam dixi : Bojocas ibis, erisque
  Majoris digitum praesulis orbe ligans,
Laetior explicuit radios, sparsitque serenas
  Gemma faces, oculis exhilarata tuis.
Hoc ex te Domino pretium lucratur, adestque
  Plus lapidi praesul, quam lapis ipse sibi.

[18]) Sein Vorgänger starb am 29. Juli 1097 (Freeman, II, 210).

[19]) In Hildeberti opera. Labore et studio Antonii Beaugendre, Parisiis 1708, Sp. 1333; abgedruckt von Migne, Patrol. latina, 171, Parisiis 1893, Sp. 1407. In beiden Drucken steht hinter *ligans* (Z. 4) ein Punkt, den wir als sinnstörend oben in ein Komma verändert haben. — In dem ungenannten Adressaten des poetischen Widmungsschreibens sieht Beaugendre ,,forte Odonem, fratrem Guillelmi Conquestoris". Diese Vermutung ist den mancherlei Versehen hinzuzureihen, die in der Histoire littéraire de la France, Nouv. éd., Tom. XI, Paris 1869, S. 278 ff. bei Besprechung der Werke Hildeberts dem Kommentator Beaugendre nachgewiesen werden. Odo starb zu Palermo im Februar 1097 (Morin 286), als Hildeberts Vorgänger noch lebte. Aus dem *majoris praesulis* der Z. 4 ist aber zu schließen, daß Hildebert selbst schon Bischof war, als er obige Verse verfaßte. *Praesul* heißt meistens Bischof, allenfalls Abt (s. Ducange), aber das letztere ist Hildebert nicht gewesen. Er war bis zu seiner Wahl 1097 Archidiakon (Ordericus Vit., X, 7; Tom. IV, S. 41. — Vgl. Freeman II, 211). — Abgesehen selbst von diesem zeitlichen Argument ist es fast undenkbar, daß Hildebert Verse wie die unseren, auf einen so heiteren, freundschaftlichen Ton gestimmt, an den alten Sturmgesellen Odo gerichtet haben sollte, den mächtigen, gewalttätigen, vielgehaßten Bruder des Eroberers. Der war durch Rang und Alter weit von Hildebert geschieden, welcher, wenn auch nicht ganz geringer, so doch nur bescheidener Herkunft gewesen ist (Histoire littéraire de la France, Nouv. éd., XI, 250 f.). — Auf Turoldus als Adressaten paßt alles. Er war ungefähr im gleichen Alter wie Hildebert. Beide waren im selben Jahre Bischof geworden. Die Worte *majoris praesulis* erklären sich sehr wohl in bezug auf Turoldus, welcher der Amtswürde nach (als der rangälteste Bischof der Normandie — die Grafschaft Maine war dem Normannenherzog lehnspflichtig und das Bistum Le Mans dependierte für die Temporalien gleichfalls von des Turoldus Landesherrn

Dies allerliebste Gedicht wird noch besonders merkwürdig, weil es die beiden wohl größten Dichter jener Zeit miteinander verknüpft, beide vor nicht langem und in jungen Jahren Bischof geworden. Zieht man selbst alles ab, was in den obigen Versen auf Rechnung der Artigkeit und dichterischer Übertreibung kommen mag, so bleibt doch für Turoldus das Bild einer gewinnenden Persönlichkeit übrig, und das *serenus* und *exhilarata* stimmt gut zu dem *hilaris in vultu* im Brief des Mönchs vom Bec: Turoldus ist ein frommer, aber dabei ein fröhlicher Mensch gewesen. Mönchische Traurigkeit und Zerknirschung waren seine Sache nicht; in tiefster Seele seines Gottes gewiß hat er mit hellen, leuchtenden, gar nicht niedergeschlagenen Augen in die schöne Welt gesehen.

Und nun kommen wir zu dem, was der heilige Anselm, dieses Mönchsideal, und was, vielleicht in Abhängigkeit von dem Heiligen, der Mönch vom Bec an Turoldus zu tadeln haben. Nicht lange vor seinem Tode, in den Jahren 1108 oder 1109, schreibt der greise, ehrwürdige Primas von England seinem lieben Freunde Turoldus, der vor nicht langem Mönch geworden war, den folgenden Brief.[20])

Anselmus, servus Ecclesiae Cantuariensis, fratri et amico charissimo Turoldo, Dei gratia monacho Beccensi, salutem et boni propositi perserverantiam usque in finem.

---

und Gönner, vgl. Freeman II, 212) und durch seine vornehme Abstammung „der Größere" von den Beiden war. Dazu kommen folgende Daten. 1098 zog Wilhelm der Rote als Sieger in Le Mans ein, von Hildebert feierlich empfangen (Freeman II, 240). Um dieselbe Zeit etwa war Hildeberts Landesherr, der edle Graf Helias von Maine, in B a y e u x als Gefangener (Ordericus X, 7, Tom. IV, S. 51; Freeman II, 242). Da mögen sich denn leicht Beziehungen zwischen Hildebert und dem Bischof von Bayeux angesponnen haben. Ja selbst persönliche Bekanntschaft der beiden kann man als ziemlich sicher annehmen. Wir wissen, daß Hildebert zwischen seinem Grafen und dem König von England den Friedensvermittler gemacht hat. Mit Erlaubnis Wilhelms durfte er seinen gefangenen Herrn besuchen (Freeman II, 238, 628 f.). Helias war zunächst nach Rouen, dann aber nach Bayeux gebracht worden. Nichts spricht dagegen, daß der Besuch in Bayeux stattgefunden hat, das ja soviel näher an Le Mans lag als Rouen. In diesen Tagen könnte Hildebert zuerst den Turoldus in die heiteren, hellen Augen geschaut haben. Auch späterhin bot sich Gelegenheit für eine persönliche Begegnung der beiden. Ende 1099 z. B. mußte Hildebert an des Königs Hof nach England, um sich zu verantworten; die Reise mag nicht weit ab von Bayeux geführt, oder Turoldus mag sich im Gefolge seines königlichen Herrn sich befunden haben. Jedenfalls liegt in den politischen Verhältnissen jener Jahre Anlaß genug begründet, daß der Bischof von Le Mans dem Günstling seines obersten Lehnsherrn Geschenk und gute Worte zukommen ließ. — Des Turoldus Vorgänger, Odo, stand zu seinem königlichen Neffen im denkbar schlechtesten Verhältnis, zuweilen herrschte offene Feindseligkeit.

[20]) Anselmi epistolae, Lib. III, 137, bei Migne, Patrolog. lat., 159, Sp. 169 f.

Benedictus Deus in donis suis et sanctus in omnibus operibus suis, qui cor vestrum convertit a vanitate ad veritatem. Vanitatem enim sequuntur omnes qui altitudines et honores atque divitias hujus saeculi concupiscunt, . . . Veritatem autem tenent, qui terrena et transitoria toto corde contemnunt, et ad veram humilitatem toto conatu ascendunt. . . . In viam paradisi vos direxit divina clementia, imo in quemdam paradisum hujus vitae vos introduxit, cum vos in claustralem conversationem monachici proprositi introduxit. Caveat igitur vestra prudentia ne cor vestrum retro respiciat. Retro autem monachus respicit cum ea saepe recolit quae deseruit. Quod cum saepe facit, refrigescit in eo amor caelestis, et reviviscit amor mundi, et fastidium taediumque propositi sui. Sicut igitur corpus vestrum cor sit separatum a mundana cogitatione, et sit semper occupatum aliqua utili et spirituali meditatione. Spiritus sanctus semper faciat vos gaudere et gratias agere Deo de bono incoepto. Amen.

Das ist ein schöner Brief; die äußerst taktvolle Art ehrt den Schreiber so wie den Empfänger und ist kennzeichnend für beide Persönlichkeiten. Was hier nur schonend angedeutet ist, wird in dem mehrerwähnten Mönchsbrief breiter getreten (Porée, Abbaye 65 f.):

Coegit me familiaritatis tue reverentia scriptum tibi consolationis impendere, quamvis circa te nulla sit justa consolationis necessitas. ... (s. o. S. 106) ... Mens autem tua, quae, ut reipsa cernitur, nequaquam adhuc gravitate claustrali solidata est, ruminando commemorat ubi, quis, qualiter degere consuevisti, et fastigii secularis ambitionem, quam usque ad nauseam prius hauseras, ut pace tua loquar, iterum somniare non desinis. Heccine... (s. o. S. 106). . . .

Die beiden freundschaftlichen Briefe bezeugen, daß sich Turoldus nicht leicht in das weltflüchtige, tatenarme Mönchsleben hineingefunden hat. Er hatte, obschon ein frommer Mann, den weltoffenen Sinn, der die schöne Erde und alles Lebende auf ihr mit liebender Seele und sehenden, sehnenden Augen umfaßt. So mögen wir uns wohl den Dichter des Rolandsepos vorstellen: fromm und frei, ein rechtes Kind jener „Sturm- und Drangperiode",[21]) der Jugendtage einer neuen Zeit.

Wer Gott und die Welt kann
Behalten, der ist ein selig Mann.
Gott niemand das entgelten läßt,
Ob er der Welt Hulden hat.
Ein Mann soll Lob und Ehr erjagen
Und doch Gott im Herzen tragen.

---

[21]) So Wilhelm Meyer aus Speyer, in: Nachrichten von der Königl. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen, Phil. hist. Kl., 1907, S. 88.

So hat Wolfram hundert Jahre später das gepriesen, was dem Dichter unseres Rolandsliedes zum Vorwurf gemacht worden ist. Und noch könnte man, aus nicht lange vergangener Zeit, die Worte eines hohen Prälaten (Gerok) danebenstellen:

> Doch daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben
> Und keck, was menschlich, faßte ins Gesicht,
> Ein Mensch in Dulden, Glauben, Hoffen, Lieben,
> Es reut mich nicht.

Solche weltfromme Gesinnung, ein Christentum ohne Welthaß und Weltflucht, war in den Augen Anselms und des unbekannten, überaus strenggesinnten Mönchsbruders nicht nur kein Verdienst, sondern ein Grund für ernste, doch wohlgemeinte Vorwürfe. Versuchen wir, nach den Wendungen der beiden Briefe, näher zu umschreiben, wohin der, wenn auch respektvolle, Tadel zielt (vgl. Vorgesch. 198). Um irgendwelche Verstöße gegen die Mönchsregel, überhaupt um offenbare Vergehen kann es sich nicht handeln; das schließt der Ton der beiden Schreiben aus wie auch die oben S. 108 zitierte Stelle aus dem Miraculum beate Fidis. Von Bedeutung sind in Anselms Brief die Worte *mundana cogitatio* im Gegensatz zur *utilis et spiritualis meditatio*, und beim Mönch vom Bec die *fastigii secularis ambitio*. Weltliches Sinnen, weltlicher Ehrgeiz, was mag damit gemeint sein? Hat Turoldus von Wiederaufnahme und Fortsetzung seiner geistlichen Karriere geträumt? Das ist an sich nicht allzuwahrscheinlich, so bald nach dem Verzicht auf den Bischofssitz, und die Annahme paßt auch nicht recht zu der *utilis et spiritualis meditatio*, die Anselm dem jüngeren Freunde empfiehlt. Das *utilis* fordert als Gegensatz am ehesten ein unnützes Sinnen, ohne Zweck; und wir kommen wieder auf unsere alte Vermutung zurück, daß die *mundana cogitatio* sich auf Beschäftigung mit weltlicher Dichtung beziehen könnte. Dann versteht sich gut das freundlich Milde in Anselms Tadel; eine sündige Neigung, ein Verstoß liegt nicht vor, nur eine harmlose Liebhaberei, die doch andere erfreuen will. Wie bald sich Turoldus im Kloster aller Herzen, aber auch durch strenge Erfüllung der Regel die Achtung seiner Vorgesetzten gewann, das hat uns die eben erwähnte Stelle des Miraculum gezeigt.

Fassen wir zusammen, was sich uns zur Charakteristik des Turoldus ergeben hat. Wir stehen vor einer bedeutenden, achtunggebietenden und dabei herzgewinnenden Persönlichkeit. Darin stimmen alle zeitgenössischen Zeugen zusammen. „Fuit nostris temporibus vir v a l d e  v e n e r a b i l i s, Turoldus nomine ..." So beginnt das Miraculum beate Fidis (vgl. Delisle, in Bibliothèque de l'Éc. des chartes XXXVII: 1876, S. 526). — Wie aus den Zeilen Anselms, so spricht Achtung gepaart mit herzlicher Zuneigung aus dem Brief des Mönchs vom Bec,

und diesen Zeugnissen und dem des Miraculum beate Fidis reiht sich ein mittelbares an: wir meinen die taktvolle, schonende Art, in welcher der große Geschichtsschreiber jener Zeit, Ordericus Vitalis, von dem Fall Turoldus handelt. Ordericus schreibt an der oben angeführten Stelle in bezug auf unsern Bischof: Qui post annos VII praesulatum p r o q u i b u s d a m a r c a n i s u l t r o reliquit. Ordericus, dessen Nachrichtenfülle staunenswert ist, wird wohl gewußt haben, warum sein Landsmann gegangen ist und daß sein Verzicht nicht so ganz freiwillig war, und hätte ers selbst nicht gewußt, so wäre es ein leichtes gewesen, den Grund zu erfahren; von St. Évroult war es ja nicht weit bis zum Bec. Die Wendung *pro quibusdam arcanis* scheint doch vielmehr von jemand geschrieben, der aus Rücksicht auf Turoldus — er lebte damals noch — nicht das sagt, was er sagen könnte, und den Fall von der günstigsten Seite her betrachtet.[22]) Auch hier also wohl eine Äußerung des Wohlwollens, das die Persönlichkeit des Turoldus auslöste, ein Beweis für die Achtung, deren sich der Exbischof bei seinen Landsleuten erfreute. Dieselbe gründete sich, wie wir sahen, auf des Turoldus vornehme Herkunft, auf seine gewichtige Stellung, aber nicht weniger auf seine vornehme, taktvolle Gesinnung, sein kluges Tun und Reden, sein Wissen und Können. Neben diesem Zug der Vornehmheit muß etwas Herzgewinnendes in Turoldus Persönlichkeit gelegen haben, eine gewisse Innigkeit, die am meisten aus dem Schreiben des Mönchs vom Bec herauszulesen ist. Dieser Herzensinnigkeit entspricht eine tiefe Innerlichkeit, die nach zwei Seiten geht. Turoldus ist ein frommer Mann gewesen. Das wird uns reichlich bezeugt. Was auch seine Gegner in Rom gegen ihn vorgebracht haben, von seinem Lebenswandel und seiner Frömmigkeit ist in dem Prozeß keine Rede. Die muß nicht zu bestreiten gewesen sein, sonst wären dergleichen Vorwürfe in dem päpstlichen Absetzungsdekret nicht unerwähnt geblieben.

Als *integer vitae scelerisque purus*, so steht Turoldus vor uns da. Und damit berührt sich ein andrer, wesentlicher Charakterzug, die stille Herzensheiterkeit. Finsterer Askese fern hat er mit hellen, liebenden Augen in die Welt gesehen. Jhre Höhen sind ihm nicht fremd geblieben: am Königshof hat er gelebt, und vor dem Papst hat er gestanden. Frankreich, England, Italien, Spanien hat er kennen gelernt. Eine Zeit großer Taten und entscheidender Umwälzungen voll hat er mit durchgemacht, und den führenden Männern seiner Zeit ist er nahe gewesen. Der größte Gelehrte und Heilige des Rolandjahrzehnts war dem

---

[22]) Anders z. B. Papst Honorius II. Er scheint in einem Brief an den Bischof von Bayeux (a. d. J. 1127, bei Migne, Patr. lat., 166, Sp. 1276 B) von einer Absetzung *(dejectio)* seines Vorgängers Turoldus zu reden. Der augenscheinlich verderbte Text bedarf der Aufklärung.

Turoldus ein väterlicher Freund, den größten Helden jener Tage muß er auf der Sonnenhöhe seines Ruhms gesehen haben, zwei der bedeutendsten und dabei modernsten Monarchen der Zeit standen ihm als Landesherren nahe. — Aber auch des Lebens Tiefen sind dem Turoldus nicht fremd geblieben — jahrelanger Kampf um seine Stellung, eine erschütternde, tränenvolle Szene vor dem Papst, ein formelles Absetzungsdekret, endlich der Abschied von der großen Welt und im Klosterfrieden noch inneres Ringen und Sehnen.

Soviel von des Turoldus Persönlichkeit. Halten wir dies Charakterbild neben dasjenige, das sich aus dem Rolandslied für dessen Verfasser gewinnen läßt. Fromm, vornehm, voll Innigkeit und Wärme, von sonnigem Humor durchleuchtet, eine solche Dichterpersönlichkeit spricht auch aus unserm Epos. Mit dem, was wir selbst in der Vorgeschichte und sonst über die Eigenart des Rolanddichters geschrieben haben, deckt sich im wesentlichen die treffende Charakteristik in Ph. Aug. Beckers Grundriß (S. 40 ff.). Auf ihn sei verwiesen; nur wollen wir noch aus einer jüngst erschienenen deutschen Rolandsübersetzung[23]) einige Worte der Einleitung zitieren (S. 5): ,,in unserem Liede lebt eine Seele von tiefer Lebenserfahrung, junger Begeisterung, wärmendem Manneshumor und wirklichem Adel.“

Die tiefe, ehrliche Frömmigkeit, welche das Rolandsepos durchweht, ist keinem entgangen. Weniger hat man die gottesgewisse, sieghafte, aufrechte Art dieser Frömmigkeit erkannt, die durchaus unmönchisch, unasketisch ist. Sie gibt doch dem Lied seine eigentümliche Klangfarbe, sie reiht es gedankengeschichtlich am sichersten ein. Es war seelisches Neuland, was Turoldus seinen Zeitgenossen mit rührend ringenden Kunstmitteln, in köstlichem Jugendstil, geschenkt hat.[24])

Mit diesem tieffrommen, doch weltaufgeschlossenen Sinn hängt die Innigkeit zusammen, die mit am meisten beiträgt zu dem Zauber unserer Dichtung. Turoldus ist ganz eins mit seinen Helden, mit solcher Liebe hat er seine Gestalten umfaßt. Welche Gefühlstöne weiß er nicht anzuschlagen, wieviel Zärtlichkeit legt er nicht in das Freundschaftsverhältnis der Helden zueinander, wieviel herzliche Zuneigung selbst in das Lehnsverhältnis zwischen Karl und seinen Vasallen hinein. Genug, das Rolandslied ist im tiefsten durchwärmt von derselben Herzlichkeit und

[23]) Das Lied von Roland und Kaiser Karl, deutsch von Werner Schwartzkopff. Groß-Lichterfelde 1910.

[24]) Darüber wird Bédier in dem nun bald erscheinenden 3. Band seiner ,,Légendes épiques“ mehr und besseres zu sagen haben; wir bescheiden uns daher vorläufig mit dem Rückweis auf das, was Vorgeschichte 100 über die Stimmung freudiger Weltfrömmigkeit in unserem Epos ausgeführt ist.

Innigkeit, wie sie nach den geschichtlichen Zeugnissen unsern Turoldus ausgezeichnet und liebenswert gemacht haben.

Eine besondere Ausdrucksform dieser Innigkeit war, was wir nennen würden, der stille Humor, den die Zeitgenossen mit *hilaris* und *serenus* umschreiben müssen. Ihn hat Turoldus besessen, das wissen wir, und längst nicht zur Genüge ist man bisher dem Humor gerecht geworden, der an nicht wenigen Stellen des Rolandsepos aufblitzt. Es ist bezeichnend, daß, so viel wir sehen, als erster und fast als einziger ein Däne auf diesen Zug hingewiesen hat, C. Rosenberg in seiner, nicht genug beachteten Dissertation, Rolandskvadet, et normannisk Heltedigt, Kjöbenhavn 1860 (S. 221 f.); er sah in dem Humor des normannischen Dichters ein Erbstück aus der nordischen Heimat. Wir behalten uns vor, über den Humor im Rolandsepos eingehender zu handeln (falls es Bédier nicht tut).

Wie man dem Humor in unserer Dichtung nicht gerecht geworden ist, so hat man auch noch immer nicht allgemein die Vornehmheit erkannt, die dem Rld. eigen ist und die es turmhoch aufragen läßt unter seinesgleichen. Immerhin sind die Leute glücklich am Aussterben, die von dem Dichter als einem Jongleur sprechen. Endgültig hat Gröber ihnen gegenüber betont: „das Rolandslied zeigt zuviel Hoheit und zu wenig von dem plebejischen Sinn jüngster Chansons de geste, als daß es niederen Ursprungs sein könnte“ (Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr., Bd. 84, 1890, S. 321). Unser Dichter gleicht auch darin seinem großen Vorbild Vergil, daß Vornehmheit der Gesinnung und der Sprache sein Charakteristikum ist. Er gibt eine geschlossene Weltanschauung, von solcher Höhe, solcher zwingenden Wucht, daß wir in der lateinischen Literatur jener Tage kaum etwas Ebenbürtiges zu finden vermögen. Kein gewöhnlicher Mensch hätte unser Epos dichten können, sondern nur eine so außerordentliche, hochstehende Persönlichkeit, wie es Turoldus von Bayeux gewesen ist.

Der Rolandsdichter steht auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung. Das offenbart sich nicht nur in seiner Weltanschauung; auch die Kenntnisse, die er überall verrät, zeigen, daß er, natürlich kein Gelehrter von Profession, aber ein Hochgebildeter gewesen sein muß. Die im Verhältnis zu anderen Epen übergroße Zahl von gelehrten Wörtern,[25]) zum Teil direkte Latinismen, vom Dichter *ad hoc* übernommen, verraten einen Verfasser, der eben so gut Latein sprach als Französisch, der auch lateinisch dachte. Und dem entspricht seine Kenntnis lateinischer Literatur. Mit der Bibel ist er vertraut, aus Einhard und dem

---

[25]) Wobei noch zu berücksichtigen ist, daß der Wortschatz der meisten Epen vom Rld. beeinflußt worden ist und daher Buchwörter übernommen hat.

Carmen hat er sich sein Material über Karl und Roland geholt, in die Äneide ist er bis aufs tiefste eingedrungen, sich ihre Schönheiten und den Zauber ihres Ethos ganz zu eigen machend, aus dem düsterschimmernden Totenkranz der Pharsalia hat er sich ein paar grüne Blätter aufgehoben. Und nicht nur Bücherkenntnis spricht aus seiner Dichtung. Überall blitzen Erinnerungen auf an die Reisen, die Turoldus weit in die Welt geführt haben, das Rhonetal hinab, und dann nach Rom, und wieder durch die dunklen Fichtenwälder der Pyrenäen nach Spanien hinein. Nicht nur Lorbeer und Ölbaum, sondern auch eine Fülle von Ortsnamen sind ihm von diesen Reisen her im treuen Gedächtnis geblieben. Eine große Reihe bedeutungsvoller Personennamen zeigen den geschichtskundigen Mann, und sprechen für die vielerlei persönlichen Beziehungen, die ihn mit fürstlichen und adligen Zeitgenossen verknüpften. Mit wieviel Interesse und Sachkenntnis hat er den Gang des Kreuzzugs verfolgt! Denn nicht jeder Beliebige hat damals soviel Orts- und Völkernamen des fernen Ostens zur Verfügung gehabt wie unser Dichter. Und trotz alledem war einst die Vorstellung von der absoluten oder doch relativen Unwissenheit des Rolanddichters nicht wenig verbreitet. Zwar was G a u t i e r in seiner Éd. classique der Chanson de Roland (1875, S. XXIX) schrieb, *notre epique est un ignorant*, das hat der allezeit Lernfreudige selbst später gemildert. Wie seltsam muten auch jene Worte an, wenn man z. B. bedenkt, daß kein Rolandsforscher in den *vals de Moriane* 2318 Morienval, *Moriana vallis*, eine der Residenzen Karls des Kahlen erkannt hat. Von den Gelehrten, die Namensverzeichnisse zum Rld. verfaßt haben, hat keiner gesehen, daß die *Garmalie (Garamantes* auch in der Äneis) in der Pharsalia eine große Rolle spielt; der „Ignorant" kennt seine Alten besser und gebraucht den Namen durchaus sinngemäß. Von den anderen Modernen, die *Datan* und *Abirun* 1215 überhaupt nicht als Personennamen geschweige denn als Bibelnamen erkannt haben, ist hier nicht zu reden; diese Namen waren im Mittelalter auch weniger Gebildeten nicht fremd.

Überschauen wir das Bild, welches wir uns aus dem Rolandsepos von seinem Dichter machen können, so müssen wir sagen: es gleicht durchaus dem Bild der Persönlichkeit, das wir für den Bischof von Bayeux aus den Zeugnissen seiner Zeitgenossen gewonnen haben. Dort wie hier derselbe liebe, vornehme, tieffromme doch fröhliche, hochgebildete Mann. Solche Persönlichkeiten waren rar dazumals, und so entnehmen wir aus obigem wenigstens e i n Argument für unsere These, daß Turoldus von Envermeu der Dichter des Rolandsepos gewesen ist.

Es würde allein nicht zum Beweise genügen; aber was wir von des Turoldus Leben wissen, das wird uns im folgenden weitere und präzisere Argumente bieten.

Ehe wir dem Lebenslauf des Turoldus nachgehen, nehmen wir ein Argument aus unserer Vorgeschichte auf, das mit der überragenden Persönlichkeit und Stellung des Bischofs zusammenhängt. V. 4002 heißt der Dichter *Turoldus* schlechthin. Wenn man damals in der Normandie diesen Namen ohne Zusatz gebrauchte, dann konnte kaum ein gewöhnlicher Sterblicher genannt sein. Die Bezeichnung wäre so gut wie nichtssagend gewesen, denn der Name war allzu verbreitet. „Navnet er saare almindeligt blandt Normannerne i det 11te Aarhundrede", stellte schon Rosenberg 207 fest. Wir verweisen auf Vorgesch. 193, Baist, Variationen 20 (= Beiträge, Festg. f. Foerster 232), diese Zs. XXVI², S. 157 Tavernier, Über einen terminus ante quem...3 (in: Philol. und volkskundliche Arbeiten, Vollmöller dargebracht, 1908). Wenn des Turoldus Landsmann, Ordericus Vitalis, vom fernen Orient erzählt, macht er aus dem Armenierfürsten Thoros einen *Turoldus de Montanis* (XI 26; Tom. IV, S. 257; XI 29, S. 267)! Also stimmt das bloße Turoldus in V. 4002 wohl zu unserer Annahme, daß der allbekannte (wir erinnern an die Worte „per totam Normanniam famosissima" im oben zitierten Mönchsbrief) Bischof von Bayeux der Dichter des Epos gewesen ist.

Turoldus, so haben wir anzunehmen, ist in den Jahren 1055—1060 geboren. Edelstem Geschlecht entsprossen, wird er an einem der benachbarten Höfe als Pflegesohn *(nourri)* seine Jünglingsjahre verbracht haben. Kommt der Graf von Ponthieu, dessen bedeutendste Residenz Abbeville war, ohnehin aus geographischen Rücksichten in erster Linie in Betracht, so spricht noch ein anderes Argument dafür. Die Tapisserie von Bayeux schildert, wie Gesandte des Normannen-Herzogs zum Grafen Guy von Ponthieu kommen, der sich mit dem gefangenen Harold in Beaurain (bei Montreuil in der Picardie) aufhält. Die Pferde der Gesandten werden durch einen „Zwerg" am Zügel gehalten, „Turoldus" steht darüber. Wir haben schon in der Vorgeschichte behauptet, daß es sich nicht um einen Zwerg handelt; was hätte der in der durchaus realistischen Darstellung der Tapisserie zu suchen? Wir wiederholen, hier ist der spätere Bischof von Bayeux dargestellt. Er mag als Page an des Grafen Hof die Szene miterlebt und vielleicht wirklich damals die Pferde der Gesandten gehalten haben. Bei unsrer Annahme erklärt sich die große Rolle, die Guy von Ponthieu auf der Tapisserie spielt, wo seine Verhandlungen mit Harold und Wilhelm in unverhältnismäßiger Breite geschildert werden. Es erklären sich weiter die Pikardismen im Rld., von denen wir oben gesprochen haben.

Turoldus ist also von demselben Grafen erzogen worden, der später 1080 in Abbeville den französischen Thronfolger zum Ritter waffnete (Luchaire, Louis VI le Gros, Paris 1890, S. 6). Das nächste, was wir von Turoldus, und zwar durch den neugefundenen Paschalisbrief, erfahren, ist, daß er *curialia officia*

versehen hat. An welchem Hof, das läßt sich nur mutmaßen, und auch über die Zeit läßt sich vorerst nichts genaues sagen. Von 1091 ab gehörte der Osten der Normandie Wilhelm dem Roten (Freemann I, 275 f.), dem König von England, und an ihn wird in erster Linie zu denken sein. Er ist es, der den Turoldus später zum Bischof macht, also wird unser Dichter ihm schon vorher nahe gestanden haben. Die Beziehungen mögen angeknüpft sein, als Wilhelm 1091 sechs Monate lang in Eu, nicht weit von Envermeu, residierte (Freeman I, 293); sie dauerten fort, als Wilhelm 1096 von seinem Bruder die Normandie als Pfand erhalten hatte. Von etwa August 1096 bis April 1097, dann wieder von November 1097 bis 1099 hielt sich Wilhelm in der Normandie auf (Freeman II, 207, 245); da würden wir dann Turoldus in seinem Gefolge zu denken haben. Aber auch nach England mag er als Hofbeamter oder auch als Bischof später mit seinem Herrn gekommen sein. Das braucht nicht mit Gautier angenommen zu werden, um das angelsächsische *atgier* zu erklären. An Wilhelms Hof dürfen wir uns nicht wundern, das Wort zu finden. Dem *atgier* entspricht die Tatsache, daß „plusieurs idiotismes saxons se rencontrent dans les Inscriptions de la Tapisserie", worüber bei L a f f e t a y, Notice historique et descriptive sur la tapisserie dite de la reine Mathilde, 3. éd., Bayeux 1880,[26]) S. 19 ff. näheres zu lesen ist. Daß Turoldus, wenn er an Wilhelms Hof lebte, einige angelsächsische Brocken aufgeschnappt hat, ist anzunehmen, auch wenn er nie nach England herüber gekommen wäre. Alle Wahrscheinlichkeit spricht aber in jener Zeit, da Fürsten und hohe Geistliche noch mehr als heute unterwegs waren, an sich dafür, daß Turoldus wirklich den Kanal gekreuzt hat.

Wenn wir uns den Rolanddichter an König Wilhelms Hof vorstellen, dann werden gewisse Stimmungen, die unser Epos durchziehen, zeitgeschichtlich schärfer beleuchtet. Der König war das Urbild eines Despoten, eine wüste, rücksichtslose Kraftnatur, aber eine Seite seines Charakters hat etwas Versöhnendes. Er fühlte sich durch und durch als Ritter, und wo er es mit Rittern zu tun hatte, da hielt er Ritterehre und Ritterwort hoch. Das war damals noch etwas neues, und eben die furchtbare Persönlichkeit des roten Königs hat dazu beigetragen, diese Ritterideale seinen Zeitgenossen beizubringen. Er war der modernste Monarch seiner Zeit.[27]) Das Rolandsepos, um 1107 gedichtet,

[26]) Vorhanden: Univ.-Bibl. Göttingen.

[27]) Vgl. Freeman I, 6: In the company of the Red King we are introduced to a new line of thought, a new way of looking at things, of which in an earlier generation we see hardly stronger signs in Normandy than we see in England. For good and for evil, if William Rufus bears the mark of his age, h e a l s o l e a v e s h i s m a r k o n h i s a g e.

steht, das braucht nicht mehr ausgeführt zu werden, schon ganz drin in dieser Moderne. Das Rittertum mit seinem Ehrenkodex, seiner Kampfesweise, seinen Bräuchen, seiner Tracht ist annähernd ausgebildet; die *lei de chevalier* (V. 752) gilt für die Rolandshelden wie für den roten König und sein adlig Gefolge. Das Rittertum jener Normannenbarone hatte eine besondere Färbung. Die Frauen spielten noch keine Rolle oder doch nur die äußerster Passivität. Dagegen stand Mannesschönheit hoch im Kurs. Die Ritter Wilhelms schmückten sich und hielten sorgfältig auf ihr Äußeres wie Frauen, trugen ihre Haare wie Frauen, und waren sich in zärtlicher Zuneigung zugetan, die nicht selten die Grenze des Naturgemäßen überschritt. Der König selbst huldigte nach dieser Richtung offenem Laster. In solcher Umgebung, inmitten solcher Gefühlsstimmungen und Gefühlswerte hat Turoldus gelebt. Und wenn dem so ist, dann verstehen wir manches in seiner Dichtung: das Gefallen an männlicher Schönheit — keine Frau wird geschildert, das Epitheton *la bele* für Alda ist alles —, die fast frauenhaft zärtliche Zuneigung der Helden zueinander, überhaupt der Gefühlsüberschwang dieser Männer, der an die andere Sturm- und Drangperiode im 18. Jahrhundert erinnert, schließlich die oft betonte, bescheiden passive Rolle der Frauen in unserer Dichtung. Doch über dies alles wird in einer besonderen kulturgeschichtlichen Betrachtung im einzelnen zu handeln sein; kehren wir zu den Lebensschicksalen unseres Turoldus zurück.[28])

Eben noch Laie im Hofdienst, wurde Turoldus, so erfahren wir aus dem neugefundenen Papstbrief, zum Diakon ernannt.[29]) Es wird nicht gesagt, wo, aber aus diesem Schweigen ist mit aller Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß auch hierfür, wie für den ganzen Prozeß, Bayeux in Betracht kommt. Ebensowenig sagt das Schreiben des Paschalis etwas über den Zeitpunkt der Ernennung; als das wahrscheinlichere wird man nach der Fassung des Briefes annehmen dürfen, daß kein allzugroßer Zeitraum, nicht etwa viele Jahre, zwischen dieser Ernennung und der zum Bischof verflossen sind. Sehr wohl kann man sich folgenden Sachverhalt denken. Im August 1096 kam König Wilhelm nach der Normandie herüber und übernahm von seinem liederlichen Bruder die Regierung des Herzogtums, dessen Zustände an

[28]) Nur sei noch angemerkt, daß sich des Königs Fluch (*Dei odium habeat....*, s. Eadmerus, Historia novorum in Anglia, ed. by Martin Rule, London 1884, S. 115) im Rld. wiederfindet.

[29]) Danach hat Turoldus selbst folgendes zugegeben: diaconi etiam officium quod non nisi certis licet temporibus extra eadem tempora accepisse se non negauit. Caeteros etiam minores ordines qui distinctis ordinibus distribui praecipiuntur. simul usurpasse asseruit: Cum nuper ex curialibus assumptus officiis. aecclesiam incessisset; Quibus nimirum euentis. patuit eum tunc temporis neophiti quoque [non] caruisse flagitio (Morin 284 f.).

völlige Anarchie grenzten; bald hatte er mit eiserner Hand Ordnung geschaffen. Mit Robert zog damals dessen Onkel, der Bischof Odo von Bayeux, fort zum heiligen Land. Wilhelm mag auf dem wichtigen Posten in Bayeux einen Mann seines Vertrauens gewollt haben, und so machte er Turoldus zum Diakon. Die höchste Würde des Kapitels (in Bayeux folgte der Diakon gleich auf den Bischof) erreichte Turoldus vom Neophyten aus, alle dazwischen liegenden *ordines* hatte er übersprungen. Das war nach den kirchlichen Vorschriften nicht zulässig, aber wer hatte damals in der Normandie danach zu fragen, wenn der König entschieden hatte? Damals schon könnte des Turoldus Mitwirkung an der Bayeux-Stickerei begonnen haben, die ja zum Schmuck der Kathedrale bestimmt war. Doch darüber werden wir gleich unten zu reden haben. — Der greise Bischof von Bayeux sollte seine Heimat nicht wiedersehen. Februar 1097 starb er in Palermo. „Cujus obitum rex Guillelmus ut audivit, Turoldo, fratri Hugonis de Ebremou, episcopatum dedit" (Ordericus Vit., X 4; Tom. IV, S. 18). Das Kapitel zu fragen, fiel dem roten Wilhelm nicht ein; er regierte seine Kirche selbst. Gegen den Willen des unbeugsamen Despoten gab es keinen Widerspruch. Aber schwer genug wird es das Kapitel (dem so bedeutende Männer wie der Theologe und Dichter Serlo angehörten) gekränkt haben, daß nicht nur sein Wahlrecht mißachtet, sondern obendrein ein noch jugendlicher Günstling über die Köpfe der Älteren hinweg befördert wurde. Einerlei, Turoldus bestieg die Kathedra; der Erzbischof von Rouen, Wilhelm Bona Anima, der während der langen Zeit, da er den Erzstuhl inne hatte (1079—1110), wiederholt vom Papst suspendiert war (auch wieder 1096; vgl. Böhmer 189 und wegen der letzten Suspension ebd. 187, bes. Anm. 3), wird den Erwählten seines Landesherrn konsekriert haben. Der Papst hatte damals in der Normandie nichts zu sagen (vgl. oben). Turoldus war Bischof, *pontifex ordinatus Baiocassinae urbis.*[30]) Er konnte, als Herr der Kathedrale, das Werk der Bayeux-Stickerei, wenn es noch nicht vollendet war, mit Muße zu Ende führen. Daß die Tapisserie gegen Ende des 11. Jahrh., also zu des Turoldus Bischofszeit vollendet worden ist, entspricht dem Urteil der kundigsten Beurteiler. Die erste Anregung mag von dem prachtliebenden Vorgänger des Turoldus ausgegangen sein, der nach Ordericus „multis honoribus e t o r n a m e n t i s episcopalem ecclesiam ditavit" (X 4; Tom. IV, S. 18). Aber an einer Mitwirkung des Turoldus bei der Ausführung des Kunstwerks, sei es als Diakon, sei es als Bischof in Bayeux, zweifeln wir nicht. Es würde seinem vornehmen Charakter entsprechen, daß er auf die Ehrung seines

[30]) Diese Bezeichnung im Miraculum beatae Fidis ist Vorgesch. 195 in Unkenntnis des neugefundenen Paschalisbriefes zu Unrecht beanstandet worden.

Amtsvorgängers, der sich doch recht wenig Sympathien erworben hatte, nach Kräften bedacht war, indem er ihm einen erheblichen Anteil an den geschilderten Ereignissen gibt (Steenstrup 42 f.). Sich selbst hat Turoldus an bescheidener Stelle, in einer Statistenrolle, angebracht. Das Monogramm des Künstlers ist dasselbe auf der Stickerei wie im Rld.: Turoldus *sans phrase*.

Mag man über die Mitwirkung des Turoldus an der Tapisserie denken wie man will, soviel ist von allen Zuständigen anerkannt, die Stickerei hat im Anfang des 12. Jahrh. die Kathedrale von Bayeux geschmückt. Turoldus muß sie also jedenfalls gesehen und gründlich gekannt haben. Darauf kommt es zunächst an. Wir haben Vorgesch. 197 und dann „Über einen terminus...“ 11 auf die frappierende Ähnlichkeit mancher Szenen des Rolandsepos mit solchen der Tapisserie hingewiesen. Eine eingehende Nebeneinanderstellung, die wir in einem besonderen Beitrag geben wollen, wird die enge Verwandtschaft der beiden Kunstwerke über jeden Zweifel herausheben. Nicht nur in den Kampfschilderungen dieselben Bilder hier und dort, sondern auch sonst: breitausgemalte Gesandtschaften, Städteeinnahme, Seefahrt, ein sterbender König auf seinem Bett, die Königin an seiner Seite, feierlicher Eid, Begräbnis, Gespräch zu zweien, die Bäume in ornamentaler Verwendung und vieles mehr. Zu dieser Übereinstimmung in den Bildern kommt anderes hinzu: Steenstrup 41 f. hat treffend auf die bescheidene Rolle hingewiesen, welche die Frauen in den Schilderungen der Tapisserie spielen: unter den mehr als hundert Personen sind nur drei weibliche, und alle drei von der Gegenpartei. Auch diese drei ganz im Hintergrund der Handlung, „nemlig Ælfgyva, denne mystiske Kvinde,[31]) der saettes i Forhold til en klerk, Edvards Hustru, der sidder ved hans Dödsleje, og en angelsaksik Kvinde, der flygter med sin Barn“ (S. 41). Also eine Braut und eine Königin am Sterbebett ihres Gemahls. Beide finden im Rld. ihr Pendant. Überhaupt entspricht die bescheidene, mehr passive Rolle der Frauen in unserem Epos den Verhältnissen auf der Tapisserie. Dort drei Frauen im ganzen, im Rld. zwei, welche wirklich auftreten.

Eine weitere innere Verwandtschaft zwischen Tapisserie und Rolandslied zeigt sich in der starken Betonung des Rechtsstandpunkts. Das lebhafte Rechtsgefühl äußert sich im Epos:

> Paien unt tort et crestïen unt dreit (1015).
> Nos avum dreit, mais cist glutun unt tort (1212).

In dieser Ethik schwelgt — echt französisch — die Begeisterung der Helden (vgl. Terminus 7). Ganelons Schuld und sein Prozeß führen direkt ins Juristische. Nicht anders auf der Tapisserie.

[31]) Es handelt sich vielmehr um Harolds Braut (Laffetay 51 f.).

Treffend hat Laffetay 17 ff., 42 f. betont, daß der ganze erste Teil des Werks im wesentlichen einem Zweck dient, nämlich Wilhelms gutes Recht auf England zu erweisen. „Quel que soit l'auteur du plan de cet ouvrage, il l'a composé sous l'inspiration d'une idée, et cette idée il a voulu la propager dans les masses. La Tapisserie est un plaidoyer en faveur de Guillaume; on peut la résumer ainsi: La conquête de l'Angleterre par le duc de Normandie fut une entreprise aussi glorieuse qu'elle était légitime" (S. 42). Daß Bischof Odo, dieser gewalttätige Mensch, dem immer Macht vor Recht gegangen ist,[32]) der Urheber dieses Entwurfs gewesen ist, der bis ins kleinste Detail von einem Rechtsideal bestimmt ist, wird schwerlich jemand glauben. Aber bei Turoldus dürfen wir nach allem, was wir über seinen Charakter wissen, sehr wohl diesen Hunger und Durst nach Gerechtigkeit erwarten, der sich in gleicher Weise auf der Tapisserie und im Rld. offenbart.

Wir können nicht auf die innere Verwandtschaft im Aufbau der beiden Kunstwerke eingehen, der beiderseits mit feinster Technik durchgedacht ist, und nach dem Prinzip der Zweiteilung (Gautier hat mit seiner Dreiteilung des Rolandsepos, wie so oft, vorbeigegriffen). Nur mit einem Wort sei nur noch des Humors gedacht, der die ernsten historischen Schilderungen der Tapisserie auf den Borten lebensvoll umspielt. Unsere heutige prüdere Zeit hat ihn an einigen Stellen sogar anstößig gefunden. Derselbe Humor wie auf der Tapisserie durchwärmt, so sahen wir oben, das Rld., und wie die Tapisserie gar nicht zimperlich das Natürliche mit der köstlichen Freiheit des „finstern" Mittelalters darstellt, so scheut auch unser Dichter nicht vor humorvoller Derbheit zurück in den unter Tränen lächelnden Versen 1720 f.

Wir glauben, daß die innere Verwandtschaft der beiden Kunstwerke zu groß ist, als daß man sie voneinander trennen könnte. Beide mit ‚Turoldus' signiert sind Schöpfungen desselben Geistes. Aber wer das nicht annehmen will, der wird wenigstens das zugestehen müssen: die unleugbaren Beziehungen des Rlds. zu der Tapisserie machen es wahrscheinlich, daß bei dem V. 4002 als Bearbeiter genannten Turoldus an den Bischof von Bayeux zu denken ist, der das Wunderwerk der Tapisserie zum mindestens eingehend gekannt haben muß.

Nicht lange sollte des Turoldus Episkopat unangefochten bleiben. Den königlichen Gönner Wilhelm traf, in seiner Sünden Maienblüte, der Pfeil eines Spießgesellen (2. August 1100); *homo fecocissimus pro fera confossus interiit* (William of Newburgh bei Freeman II, 336). Im September desselben Jahres kehrte Robert

[32]) „multos suis exspoliavit", sagt Ordericus in seinem Nachruf (Hist. eccl. X, 4; Tom. IV, S. 18).

zurück; im nächsten Jahre beginnt der Krieg mit König Heinrich, der noch 1101 damit endet, daß Robert auf England, Heinrich auf seine normannischen Besitzungen (außer Domfront) verzichtet. Auch Bayeux, das der Beauclerc besetzt hatte, ging wieder in Roberts Gewalt über. Turoldus muß mit König Heinrich — wohl während Heinrich Bayeux in Händen hatte — inzwischen in nahe Beziehungen getreten sein, denn wir erfahren aus dem Paschalisbrief von 1104: er hat dem König von England sein Wort gegeben, nicht aus den Händen des Herzogs der Normandie die Investitur mit den Bistumsgütern annehmen zu wollen („pro fide etiam non accipiendi a normannorum comite honoris aecclesiastici ante conspectum anglici regis data", Morin 285). Diese Zusage mußte, nach dem Kompromiß zwischen den beiden Brüdern von 1101, des Turoldus Stellung sehr erschweren.

Robert hatte aus dem Kreuzzuge reichen Ruhmeslorbeer, aber auch seinen alten Leichtsinn heimgebracht. Bald herrschte, wie ehedem, in seinen Staaten völlige Anarchie. Alsbald rührt sich das seinem Bischof feindliche Kapitel von Bayeux. Noch im Jahre 1101[33]) tut es einen Schritt, den es unter Wilhelms, auch unter Heinrichs Botsamkeit nie hätte wagen dürfen, es bringt die Sache vor den Papst. Der feuchtfröhliche Landesherr wird sich um die Angelegenheit überhaupt nicht gekümmert haben, und wenn doch, hatte er keinen Anlaß, dem Turoldus nach dem Vorangegangenen die Stange zu halten. Zu dem widerspenstigen Kapitel gehörte Turgisus (s. Vorgesch. 199). Nicht ohne Absicht, mit schelmischen Lächeln wird Turoldus gerade diesen Namen einem heidnischen Grafen gegeben haben, dem obendrein noch so lästerliche Worte in den Mund gelegt werden:

Plus valt Mahuns que sainz Pierres de Rume (V. 921).

Wie bedeutungsvoll der Dichter einen erheblichen Teil der Eigennamen gewählt hat, das wird weiter unten zu zeigen sein.

Paschalis zitiert den Bischof vor sein Gericht. Zunächst erscheint Turoldus nicht. Auf die zweite Vorladung geht er 1103 nach Rom („Post secundam sane uocationem cum ad nos anno praeterito peruenisset", Morin 284).

Sind im Rolandsepos Erinnerungen an eine Romreise seines Verfassers zurückgeblieben? Zum Glück so viel, daß wir aus ihnen das wichtigste Argument für unsere These gewinnen, daß kein andrer als Turoldus von Bayeux das Rld. gedichtet hatte.

[33]) Das geht aus dem Paschalisbrief vom 8. Okt. 1104 hervor: Iam enim triennium agitur, ex quo ipsius causae actio uentilata est (Morin 284).

Im nächsten Heft, wenn wieder Frühling geworden ist, wollen wir dem Bischof auf dem Ritt nach dem Süden folgen, über Morienval nach Reims, Dijon, Beaune (1892), Saint-Antoine, und die *Rosne* (vgl. Schwan-Behrens $^{8}$, § 120 A) entlang, über Vienne, Valence, Viviers (von O 2209 in *Riviers* verderbt) nach St. Gilles, und weiter bis zum *Mons gaudii* vor dem ewigen Rom.[34])

Oppenheim a. Rh. WILHELM TAVERNIER.

[34]) Weiter wird über die Reise des Dichters nach Spanien zu handeln sein, mit Bezug worauf das Vorgesch. 76 ff., Anm. 132 über das Verhältnis des Compostella-Bädekers zum Rld. Gesagte, sowie auch die in dieser Zs. XXVI$^{2}$, S. 152 gegen eine persönliche Anwesenheit des Dichters in Spanien geäußerten Bedenken schon hier zurückgenommen sein mögen.

# Aus dem Atlas Linguistique.

(Fortsetzung.)

## 4. gasc. madüt 'mûr'.

Sieben Nummern des östlichen Gascognisch 669, 678, 679, 688, 689, 781, 782 weisen auf einem anscheinend geschlossenen Gebiet in Karte *891* für *mûr* eine Maskulin-Form mit *-t* auf. Der Vergleich mit anderen Karten zeigt uns, daß das *r* von MATURU lautgesetzlich schwinden sollte, also *madü*, wie es denn auch sonst im Gascognischen zumeist heißt; doch verstünden wir auch, daß das *r* durch die Einwirkung des Femininum und der Ableitungen erhalten ist oder wiederhergestellt wurde wie in 698, 699 und in viel ausgedehnterem Maß bei *dur* (K. *429*). An einen lautgesetzlichen Übergang des *r* zu *t*, wie er wohl vorliegt an den beiden provenzalischen Punkten 768 und 778 *(madọ̈ᵗ)*, wo das *r* intervokalisch zu geschwächtem *d* wird und dies im Auslaut in die entsprechende Tenuis übergeht, ist in der Gascogne nicht zu denken.

Wir haben vielmehr eine interessante Analogiebildung vor uns. Zu dem fem. *madüro* wurde mask. *madüt* gebildet nach Analogie der Paare *bet bero* (BELLU), *nubet nubero*, *sadut saduro* usw. Das Feminin hat also wieder einmal als spinta analogica gedient.

## 5. toile, étoile.

Jaberg beschäftigt sich in seinem Vortrag „Sprachgeographie" (gedruckt Aarau, 1908, bei H. R. Sauerländer)[1]) mit der Frage „Gibt es Lautgrenzen?" Um darauf zu antworten, hat er auf 4 beigegebenen Karten Lautgrenzen einzelner Wörter miteinander verglichen. Die erste dieser Karten enthält die Grenzen des *u̯*-Diftongs bei *toile*, *étoile*, *mois*. Da *mois* andere lautliche Bedingungen aufweist als die beiden anderen Wörter.

---

[1]) Vgl. dazu Meyer-Lübkes Anzeige in den GöGA. 1909, S. 138 ff. und meine demnächst erscheinende im LgrPh. [Aus der Rezension von Gauchat, DL 1910, Sp. 1947, die erschien, als dieser Artikel bereits in der Redaktion lag, ersehe ich zu meiner Freude, daß ich mit meinen Bedenken in mehr als einem Punkt nicht so allein stehe. Korrekt.-Zusatz.]

legt Jab. nur Gewicht auf die Verschiedenheiten die sich bei *toile* und *étoile* zeigen. Die zweite zeigt den Mangel des prosthetischen Vokals mehrerer mit SC- anlautenden Wörter. Da, wie Jab. selbst anführt, der prosthetische Vokal „satzphonetischen Veränderungen besonders leicht zugänglich ist", die satzphonetischen Bedingungen der Entwicklung oder Nicht-Entwicklung des Vokals bei verschiedenen Wörtern ungemein verschieden und sehr schwer kontrollierbar sind, so ist dieses Beispiel, wo Gleichheit der Entwicklung schon von vornherein nicht zu erwarten ist, sehr übel gewählt. Die 3. und 4. Karte umgrenzt das Gebiet, auf dem sich lateinisches CA- als *k*- gehalten hat, für eine Reihe Worte.

Aus diesen vier Karten zieht Jaberg das Fazit: „Das Lautgesetz, das da sagt, daß ein gewisser (lateinischer) Laut unter gewissen Bedingungen an einem bestimmten Ort sich gleich bleibt oder sich zu einem bestimmten neuen Laut entwickelt, ist eine Abstraktion. In Wirklichkeit hat jedes Wort seine besondere Geschichte."

Diesen Eindruck von der Sache mag man auch sonst oft genug haben, wenn man sich nicht die Mühe gibt, tiefer einzudringen. Man will z. B. mit Hilfe der Gilliéronkarte eine Lautgrenze aufstellen, sucht sich ein Wort als Repräsentanten des Lautes auf und — wenn man Glück hat, d. h. wenn das betreffende Wort in den in Betracht kommenden Gegenden wirklich noch existiert und nicht durch ein anderes verdrängt ist, wenn die lautliche Entwicklung nicht durch einen Faktor gestört ist, an den man nicht gedacht hat usw. — dann vermag man wirklich die Grenze in seine Karte einzuzeichnen.

Man will aber doch die erhaltene Grenze kontrollieren, man schlägt deshalb eine zweite Karte auf: Große Divergenzen!! — Man hat noch das Glück, eine dritte Karte für das Phonem zu entdecken; die Grenze geht vielleicht hier ein Stückchen mit der ersten, dort mit der zweiten, dann aber läuft sie mitten durch oder läßt beide Grenzen links oder rechts liegen. Kein Wunder, daß man ungeduldig wird und sich der Meinung zuwendet, daß es eine gesetzliche Entwicklung der Laute überhaupt nicht gibt, sondern nur „wandernde Wörter".

Nun ist es aber ein leichtes, eine so weitgehende Schlußfolgerung ad absurdum zu führen. Von den beiden Wortformen, die an der Grenze zusammenstoßen, repräsentiert die eine die ursprüngliche Form, die andere die veränderte. Wollen wir nun auch den großen Umfang des Gebietes, auf dem die Änderung stattfindet, durch Wanderung der Wörter erklären, so müssen wir doch jedenfalls ein wenn auch noch so kleines Zentrum annehmen, auf dem die Lautänderung der verschiedenen Wörter gleichartig durchgeführt wurde. Von dort aus wäre dann die Neuerung über das Gesamtgebiet verbreitet worden, indem

das umgeformte Wort als Vokabel weiter wanderte. Es ist leicht, zu erweisen, daß dies ein anderes Bild geben würde, als wir tatsächlich finden. Lexikalische Bestandteile, die wandern, sind in den Wanderungen völlig voneinander unabhängig. Jaberg sagt z. B. ganz richtig (Sprachgeogr. S. 9): „Nirgends decken sich die Grenzen des französischen Einflusses... Jedes Wort hat seine besondere Geschichte.“ Daß die Grenzen der Lautänderung für zwei oder mehrere Worte lange Strecken hindurch übereinstimmen, wie dies ja oft genug vorkommt, wäre bei den obigen Voraussetzungen ungemein auffällig. Jaberg gibt nicht nur diese langen Grenzlinien, sondern auch „Normalgebiete der lautlichen Entwicklung“ zu. Ja er selbst zeichnet uns ein solches Normalgebiet für erhaltenes *ka-* in Südfrankreich ein, bei dem nur drei Punkte fraglich seien. Er gelangt dazu durch einen genauen Vergleich verschiedener Karten und durch wohlberechtigte Kritik der dort gegebenen Wortformen. Setzte man diese Tätigkeit — wobei man allerdings hie und da bei besonders widerspruchsvollen Angaben auch die historischen Daten berücksichtigen müßte — fort, so würden vermutlich auch diese drei Punkte verschwinden: 729 und 878[2]) würden sich als zum *č̆a*-Gebiet gehörig erweisen, 991 fiele vermutlich dem *ka*-Gebiet zu. — Wie soll man sich aber die Entstehung solcher Normalgebiete vorstellen? Vor allem würden sich nicht die Beziehungen erklären, die zwischen der Qualität der Wörter und der Gleichartigkeit ihrer Entwicklung bestehen. Auch Jaberg gibt es zu: je volkstümlicher, je gebräuchlicher ein Wort ist, je weniger es schriftsprachlichem Einfluß ausgesetzt ist, um so größer ist die Chance, die Laute gleichartig entwickelt zu finden, denn auch er wählt für seine Zwecke „möglichst volkstümliche, der Entlehnung nicht verdächtige Wörter“ (S. 6 Anm.). Wir würden aber eher umgekehrt erwarten, daß die Grenzlinien um so unregelmäßiger, um so eigenartiger seien, je größeren Widerstand das heimische Wort der von außen eindringenden Fremdform leistet.

Wir kommen also mit der Wandertheorie nicht ans Ziel und müssen uns die Sache anders vorstellen. Sicher ist ja doch, daß vollständig gegen fremden Import gefeit und von fremden Lautungen unbeeinflußbar nur die allerwenigsten lexikalischen Bestandteile der Sprache[3]) sind. Bedenkt man das, so wird man einsehen, daß die von Jaberg aufgestellte, in der Theorie ganz

[2]) Über *ca-* und *ga-* in dem Departement Basses-Alpes, wozu auch dieser Grenzpunkt gehört, vgl. zuletzt P. Meyer, Documents linguistiques du Midi de la France, p. 337.

[3]) Oder vielmehr gar keiner. Nur hat eben ein Ort, der gewisse seiner grundlegenden Formen von großer Häufigkeit zugunsten einer andern Mundart aufgibt, eben auch seinen Dialekt nicht mehr bewahrt. Daß es dabei mitunter zu besonders schwierigen Mischungsverhältnissen kommen kann, die eben dann für sich studiert sein wollen, tut der Richtigkeit unserer Anschauungen keinen Abbruch.

richtige Forderung, daß sich die Gebiete gleicher lautlicher Entwicklung verschiedenen lexikalischen Materials nicht nur annähernd, sondern vollständig decken müssen, in der Praxis nicht erfüllt werden kann.

Daß auf einem kleinen Gebiet die Entwicklung zunächst gleichförmig vor sich geht, mußten wir ohnehin annehmen. Aus welchem Grund sollten wir glauben, daß, was auf einem kleinen Gebiet möglich war, auf einem großen nicht denkbar sei? Dann aber ist die Folgerung unabweisbar, daß immer die lautliche Entwicklung das primäre ist, das stetige, sich gleichbleibende, genau umgrenzbare, das Wandern und Entlehnen das Sekundäre, das die ursprünglichen Verhältnisse trübt. Daraus erwächst aber wieder die Forderung, daß man möglichst darauf bedacht sei, die lautlichen Verhältnisse an allen einzelnen Punkten zu erforschen, die „Normalgebiete“ zu umgrenzen, selbst wenn die Verhältnisse durch Entlehnungen usw. noch so verworren liegen. — Nur so ist es ja schließlich möglich, über die Wanderung der Worte und ihr Eindringen in fremdes Gebiet — wenn es uns d a r a u f ankommt — ein zutreffendes Bild zu gewinnen.

Der Umstand, daß man diese Aufgabe im allgemeinen lösen kann oder daß man wenigstens der Lösung in den weitaus meisten Fällen näher kommt, zeigt uns, daß die Hypothese der unabhängigen lautlichen Entwicklung das richtige trifft. Die Niedergeschlagenheit, die sich unser bemächtigt hat, wenn wir die Lautgrenze auf Grund von 2—3 Karten aufstellen wollten, wird sich mehr und mehr in Zuversicht verwandeln, wenn weitere Karten vorhanden sind, die dazu genommen werden. Auch das nördliche (normannisch-pikardische) *ka*-Gebiet, auf dem wir in Jabergs Karten nur ein krauses Liniengewirr sehen, werden wir schließlich bei einiger Geduld umgrenzen können, so daß nur wenige Punkte unklar bleiben. —

Aber freilich, es gehört dazu eine erhöhte Anwendung der Kritik, ein sorgfältiges Gegeneinander-abwägen und -abschätzen der einzelnen Beispielworte und der Angaben, die wir dafür finden. Dieses Schätzen mag manches subjektive Element enthalten und wir werden im einzelnen oft mit Postulaten, a-priori-Annahmen und Hypothesen arbeiten müssen. Das läßt sich nun nicht vermeiden. Das subjektive Element, und damit die Unsicherheit unserer Schlüsse, wäre ja schließlich in viel höherem Grad vorhanden, wenn wir ohne derartige Studien nur aus dem geographischen Bild, das uns die Karten gewähren, zeigen wollten, wie die Worte wandern, d. h. es so machen, wie bisher zumeist die Karten bearbeitet wurden.

Auf welche Punkte eine derartige kritische Behandlung zu achten hat, möchte ich nun gerade an Hand der ersten Jabergschen Karte darlegen, auf die Gefahr hin, Dinge zu sagen, die manche für ebenso selbstverständlich und überflüssig halten

werden, wie sie mir selbst im Grunde erscheinen. Jab. hat, wie gesagt, auf dieser Karte bei den beiden Worten das Gebiet des *ụ*-Diftongs (*ụa*, *ụę* etc.) abgegrenzt und die beiden Grenzen ziemlich divergierend gefunden. Auf die mannigfachen anderen Verschiedenheiten, die sich zwischen *tela* und *stella* — sowohl im Diftong-Gebiet selbst als außerhalb desselben — finden, ist er nicht eingegangen, obwohl das recht lehrreich gewesen wäre, auch verschiedene Monoftong-Inseln im Diftonggebiet hat er „der Übersichtlichkeit der Zeichnung wegen vernachlässigt". So unvollständig, wie sie ist, schien die Karte Jab. hinzureichen, um die oben besprochenen Schlüsse daraus zu ziehen. Ob auch die Voraussetzungen da sind, die zu den Schlüssen berechtigen, um diese Frage hat er sich wenig gekümmert und hat nicht untersucht, ob man, wenn man sich darum kümmert und sie in Rechnung zieht, nicht gerade zu den umgekehrten Resultaten kommt.

Die Kritik nun hat sich in solchen Fällen auf dreierlei zu erstrecken. Erstens ist zu untersuchen, ob die lautlichen Bedingungen zweier Wörter wirklich identisch seien. Man darf dabei nicht zu leichtfertig sein. Ganz identische Bedingungen kommen ja eigentlich nirgends vor, und ganz kleine Verschiedenheiten können oft schon hinreichen, Nicht-Übereinstimmung in zwei Gebieten zu erklären. Es hat nicht nur *mois*, das auch Jaberg auf Grund dieser Tatsache von der Betrachtung ausschließt, einen ganz anderen Bau als *toile* und *étoile*, auch diese beiden Wörter stimmen nicht so vollständig überein, wie man vielleicht zunächst glauben würde. Zunächst hatte *stella* geminiertes *l*, *tela* einfaches; das geminierte *l* war „exilis", das einfache „pinguis". Der Qualitätsunterschied spiegelt sich noch unverkennbar an einigen Punkten der provenzalisch-katalanischen Grenze wieder, wo *stella* mouilliertes *l* hat, *tela* nicht-mouilliertes (786, 793, 797). Sonst ist freilich heute weder ein Quantitäts- noch ein Qualitätsunterschied nachweisbar: das *ll* scheint sich früh vereinfacht zu haben, so daß sich auch das *e* überall als freier Vokal entwickelte und das *ll* in *stella* ist,[4]) wo sich sonst ein Unterschied zwischen *ll* und *l* zeigt, wie letzteres behandelt worden (vgl. 807, 811, 813 usw.). Soweit sind wir aber heute schließlich noch nicht über den Lautstand orientiert, daß wir für alle Mundarten mit apodiktischer Gewißheit diese Tatsache, die wir fürs Zentralfranzösische als bekannt und nachgewiesen voraussetzen, behaupten könnten. — Ferner ist *stella* im Ro-

[4]) Immerhin könnte man einige Verschiedenheiten in Savoyen, Aostatal etc. mit dem Unterschied von frei und gedeckt in Verbindung bringen. 963, 966, 975, 976 z. B. zeigt für *stella*: *ę*, *ẹ*, für *tela*: *ę$^i$*, *ẹi*. Aber 943 zeigt uns das umgekehrte Verhältnis, 963, 976 hat für *mustela*: *ę*. Wir werden diese Differenzen also besser zu den im nächsten Abschnitt zu besprechenden zählen.

manischen dreisilbig geworden und auch das kann unter Umständen auf die Entwicklung eingewirkt haben. Die erste Silbe kann z. B. den Akzent an sich ziehen, wodurch der ursprüngliche Tonvokal geschwächt wird; darauf beruhen wohl die Verschiedenheiten 935 *ẹ́tọ̈la — tę́la*, 950 *ẹ́tᵊra — tára*, 818 *étᵊla* (vgl. chandelle = *šắdᵊla*) — *tẹla*. Zu diesen Differenzen, die sich aus der lautlichen Entwicklung an und für sich ergeben, kommen noch andere, die mit der verschiedenen Verwendung in Verbindung stehen. *toile* wird wohl fast nur im Sing. gebraucht, *étoile* sehr häufig im Plural, es kann also dort nicht, wohl aber hier der Singular vom Plural analogisch beeinflußt sein. Daß aber der Plural sich anders entwickelt hätte als der Sing., kann sehr wohl in manchen Mundarten zutreffen, z. B. im Frankoprovenzalischen, wo der Sing. auf *-a*, der Plural auf *-e* ausgeht, aber auch vielleicht in andern Mundarten, wo z. B. das End-*ə* in dem einen Numerus zu einer andern Zeit verstummen konnte als im andern und diese Differenz irgendwie auf den Tonvokal einen Einfluß ausüben mochte, etwa zunächst einen quantitativen, der sich aber dann auch in einen qualitativen umzusetzen vermochte. — Aus alledem geht hervor, daß es vielfach ohne genaues Studium der Einzelmundart und ihrer Sonderheiten nicht möglich sein wird, von zwei divergenten Formen die eine oder die andere als nichtbodenständig zu verdächtigen.

Eine z w e i t e Seite der kritischen Tätigkeit müßte sich damit befassen, zu untersuchen, inwieweit den schwankenden Angaben des Atlas wirklich verschiedene Aussprache entspricht. Der vorsichtige Forscher muß sich immer der Fehlergrenzen bewußt sein, die sich aus der Art und Weise, wie der Atlas entstanden ist, ergeben. Jeder Laut bewegt sich sogar bei derselben Person innerhalb gewisser artikulatorischer und akustischer Grenzen. Die Richtigkeit der Auffassung beim Abfragen hängt vielfach von momentaner Disposition ab, Frische und Abspannung des Sprechenden sowie des Hörenden kann in der Verschiedenheit der Angaben zum Ausdruck kommen; aber auch z. B. der Kontrast gegen unmittelbar früher Gehörtes kann bei der Bestimmung eines Lautes, besonders eines solchen, der sich nicht genau in die gewohnte schriftfranzösische Lautskala einpaßt, eine Rolle spielen. Auf die Verschiedenheit zwischen nahe aneinanderliegenden Werten wie *ę* und *ẹ*, *ä* und *ę*, *ą* und *ạ*, *ą* und *ä* ist überhaupt wenig Gewicht zu legen, vgl. dazu das lehrreiche Beispiel, das A. Thomas, Nouv. Ess. S. 357 Anm. beibringt. Das gilt ferner besonders auch für die Quantitäts- und Akzentangaben, das gilt endlich namentlich für Diftonge. So ist zwischen *aᵉ*, *ae*, *ᵃe*, *ai*, *ei* usw. oft ein regelloses Schwanken zu beobachten. Aber nicht nur die Auffassung der einzelnen Diftongbestandteile ist so unsicher, auch über das Vorhandensein des schwächeren Teils eines Diftongen herrscht großer Zweifel, vgl.

für *toile* — *étoile* z. B. 939 *ę* — *ę*$^{y}$, 927, 937 *ę*$^{i}$ — *ę*, 60, 63 *a* — *a*$^{ę}$, 40 *a*$^{ę}$ — *a*, 481 *ę* — *ę*$^{y}$ etc. Wer Gauchats schöne Studie über die Einheit des Patois von Charmey gelesen hat, weiß, daß es sich hier wohl zumeist um Übergangsstadien handelt; dennoch ist unwahrscheinlich, daß so häufig ein und dasselbe Individuum die beiden Etappen nebeneinander gebraucht; sondern es wird sich eben um jene Stufe handeln, wo der eine Laut bereits so stark verflüchtigt ist (oder ev. erst so leise in Erscheinung tritt), daß er — je nach den momentanen Dispositionen — bald noch wahrgenommen wird, bald sich völlig der Wahrnehmung entzieht. Dasselbe nun was für den zweiten Bestandteil der Diftonge *a*$^{e}$, *e*$^{i}$ etc. gilt, kann auch für den ersten Teil von *u̯ę* etc. Geltung haben. *u̯ę* ist bekanntlich auch im Schriftfranzösischen in einer Reihe von Fällen zu *ę* geworden und zwar scheint die Entwicklung namentlich von dem vorhergehenden Phonem abhängig gewesen zu sein (vgl. die beiden Karten *doigt* und *droit* miteinander). Jedenfalls geschah aber der Lautwandel *u̯ę* > *ę* durch ein Zwischenstadium, wo das *u̯* eben noch sehr schwach hörbar war. Wo nun etwa heute solch ein Zwischenstadium noch besteht, wird man sich auf ein ähnliches Schwanken der Angaben des Atlas zwischen *u̯ę* und *ę* gefaßt machen müssen, wie oben zwischen *a*$^{e}$ und *a* etc. Ein solches Zwischenstadium wäre man nach den Angaben des Atlas z. B. für Punkt 5 anzunehmen geneigt, der mitten im *u̯ę*-Gebiet liegend für eine Reihe von Fällen *ę* zeigt: z. B. für *toile* (aber nicht für *étoile*), für *toi* (aber nicht für *moi*) usw. Auch 261 *ẹtu̯ǫl* neben *tǫl* ist vielleicht so zu deuten. Genaueres aber könnte natürlich nur das Studium des gesamten für jeden einzelnen Punkt gebotenen Materials ergeben.

Das d r i t t e ist die Kritik der Worte selbst nach der semantischen Seite. Sind sie so beschaffen, daß die Wahrscheinlichkeit eines schriftsprachlichen oder gemeinsprachlichen Einflusses möglichst gering ist, sind z. B. *toile*, *étoile* „möglichst volkstümliche, der Entlehnung nicht verdächtige Wörter“ als die sie Jaberg S. 6 ausgibt? Volkstümlich, allgemein bekannt sind die Begriffe 'Leinwand' und 'Stern' jedenfalls; auch der Bauer kann diese Begriffe nicht entbehren, es müssen also in allen Mundarten Nordfrankreichs — die ja der Hauptsache nach Bauernmundarten sind — Wörter dafür vorhanden sein. Volkstümlich bedeutet aber noch nicht: über jede Entlehnung erhaben; trotz der Volkstümlichkeit können Umstände eintreten, die die Worte in stark beeinflußten Gegenden als der Entlehnung unterworfen erscheinen lassen. Auf diese Umstände ist aber jedenfalls Rücksicht zu nehmen.

Die L e i n w a n d ist ein Handelsprodukt. Der Bauer, der sie kaufen und verkaufen will, muß zum Kaufmann gehen, zumeist in die benachbarten größeren Städte, deren Mundarten, wie

die aller Städte, schon früh der Verkehrssprache stark angeglichen waren. Der Kaufmann selbst sprach also ehemals *tu̯ẹl*, jetzt *tu̯al* und so hört der Bauer den Stoff bezeichnen. Ein Einfluß, wie er ja bei allen Gegenständen, die dem geschäftlichen Verkehr unterliegen, zu konstatieren ist, läßt sich also schon a priori nicht in Abrede stellen.

Beim S t e r n sind die Gründe der „Infiltrazion der schriftsprachlichen Form" ganz andere. Die Sterne bilden einen beliebten Gegenstand des Schulunterrichts, wohl auch der Predigt. Sie spielen im Leben des Kindes, das sie als etwas Auffälliges, Wunderbares ansieht, eine besondere Rolle, im Leben des Erwachsenen sind sie von relativ geringer Bedeutung. Das Kind nun, das besonders in der Schule darüber unterrichtet wird, wird also auch gern die in der Schule gehörte Form anwenden und sie leicht für sein ganzes Leben beibehalten. Dazu kommt noch, selbst für den Erwachsenen, der in dem Stern einerseits etwas Kleines, Liebliches, andrerseits etwas Wunderbares, zur Andacht Stimmendes sieht, die spezifische Gefühlsnuance hinzu. In allen Gegenden nun, wo ein großer Prozentsatz doppelsprachiger Individuen vorhanden sind, die die Schriftsprache neben ihrem Dialekt verstehen und mehr oder minder vollkommen sprechen, entwickelt sich das Gefühl, daß der Dialekt die gröbere, nur für den Hausgebrauch taugliche Sprache ist, die Schriftsprache die feinere, gewähltere. Daraus ergibt sich, daß für den Gefühlston, mit dem man von Sternen spricht, die schriftsprachliche Form vielfach als die angemessenere erscheinen mußte. — Dazu kommt nun vielleicht noch, daß *etu̯ẹl* mit seiner Endung den Eindruck eines Diminutivums machen mußte, so daß das Wort als Ausdruck eines Begriffs, für den ja nicht die wirkliche, sondern die scheinbare Größe des Gegenstands in Betracht kommt, vorzüglich zu passen schien. Namentlich für einen großen Teil Lothringens, wo *etu̯ẹl* und daraus entwickeltes *etu̯al* gegen *tol*, *tal* stehen, könnte dieses Moment von einer gewissen Wichtigkeit gewesen sein.

Daraus ergibt sich: wir dürfen von vornherein weder von *tela* noch von *stella* die Lautgrenze richtig wiedergegeben erwarten. In der Tat sehen wir, daß bei beiden Wörtern die *u̯*-Form vielfach in Gebiete eingedrungen ist, wo sie nicht zu Hause ist. Ein Vergleich mit anderen Karten zeigt uns, daß sie besonders nach Westen, gegen die Normandie, vorgeschoben ist; so gehören z. B. die Punkte 318, 334, 329, die für *tela* und *stella* den Diftong aufweisen, noch zum *e*-Gebiet. Und gäbe es jemand, der für diese Gebiete *toile*, *étoile* als Eindringlinge anzuerkennen etwa deshalb zweifeln wollte, weil ein ebenso gebautes Wort nicht zur Verfügung steht, so ist ein solcher Zweifel für die im prov. Sprachgebiet gelegenen Punkte 729, 822 ausgeschlossen, wo uns durch die Karte *123*: *belette* die lautgesetzliche Fortentwicklung *-ela* > *-yalo* : *mustela* = *mustyalo* belegt ist.

Da die Motive der Ausdehnung ganz verschieden sind, so ist nicht zu erwarten, daß die Ausdehnungsgebiete sich decken. Und zwar zeigt sich, daß für *stella* die Neigung, die schriftfranzösische Form anzunehmen, größer, für *tela* geringer war. Wir werden das leicht verstehen, wenn wir daran denken, daß die Erzeugung der Leinwand bis vor kurzer Zeit noch vielfach Gegenstand der Hausindustrie war, die Gefahr der Beeinflussung durch den kaufmännischen Verkehr also nicht so groß, als es zunächst scheinen mag. Freilich zeigt sich andrerseits, daß im Süden die echte heimische Form leichter bei *tela* als bei *stella* durch fremde — u. zw. nicht schriftsprachliche — Formen ersetzt wird: offenbar handelt es sich hier um die Formen irgendwelcher südfranzösischer Handels- und Verkehrszentren, die aufs Land hinausdringen. So zeigt in Gegenden, in denen *e* vor *l* zu *ie*, *ia* geworden ist, *tela* die sozusagen normale prov. Form (*tęlo*, *tẹlo*): 712, 715, 840, 847, 836, 855, 875 und zwar legen in den 4 letzten Nummern die Reflexe von *mustela* dafür Zeugnis ab, daß das *ye ya* von *stella* wirklich bodenständiges Produkt ist.

Im allgemeinen also ist die *u̯a*-Form bei *étoile* viel weiter verbreitet als bei *toile*; zirka 45 Punkte haben für *étoile* den *u̯*-Diftong, für *toile* nicht, während nur 1 Punkt (nicht wie Jaberg angibt, 2) das umgekehrte Verhältnis zeigt, nämlich die prov. Nummer 810, die aber auch für *stella* nicht die richtige Wiedergabe, sondern eine Entlehnung aus einer Nachbarmundart aufweist, wie wieder *mustyago* aus *mustela* mit dem dort lautgesetzlichen Wandel *l* > *g* beweist. — Auch zeigt sich, daß *étoile* und *toile* häufig nicht in der gleichen Form weiter drangen, so hat 386 *u̯ẹ* bei *étoile*, *u̯a* bei *toile*, was darauf hinweisen dürfte, daß *étoile* das ältere Lehnwort ist, während z. B. in 6, wo das *u̯ę* von *toile* die reguläre Entwicklung sein könnte, das *u̯a* von *étoile* die Herkunft aus dem Schriftfranzösischen dartut. Freilich liegen bei vielen dieser Ungleichheiten offenbar jene Schwankungen der Auffassung zugrunde, von denen wir oben sprachen.

Aus einem eingehenden kritischen Studium der beiden Gilliéronschen Karten; aus einer Vergleichung derselben mit andern; einer Vergleichung mit andern dialektologischen Quellen der Vergangenheit und der Gegenwart ließe sich gewiß noch vieles lernen. Das Vorangehende dürfte aber genügen, um uns zu überzeugen, daß man mit einer so oberflächlichen Art, an den Gegenstand heranzutreten, wie es die Jabergsche ist, den Glauben an die Lautgrenzen und Lautgesetze nicht zu erschüttern vermag.

Denn auf die Verschiedenheiten der Reflexe müssen wir gefaßt sein, wenn wir mit genauer Rücksichtnahme auf die speziellen sprachlichen Verhältnisse und auf die Art des Zustandekommens der Angaben an das Studium der zwei Karten

gehen. Neben diesen Verschiedenheiten steht aber die große Überzahl der Übereinstimmungen; und auf diese kann niemand gefaßt sein, der die Gesetzmäßigkeit der lautlichen Entwicklung und damit die Konstanz der Lautgrenzen a priori leugnet.

## 6. soif.

Als erstes Beispiel dafür, wie die „Wörter wandern", führt Jaberg in der genannten Schrift den *f*-Typus von *SITE* an. Das *f*-Gebiet umfaßt nach Gilliérons Karte die Départements Seine, Seine-et-Oise, Seine-et-Marne, erstreckt sich nach Nordwesten bis an die pikardische Grenze, reicht nach Süden bis knapp an die provenzalische Grenze, sendet vom Département Cher einen schmalen Arm die Loire abwärts bis nahe an die Mündung und sendet schließlich von der Ile de France einen zweiten schmalen Arm durch die Champagne bis genau an die lothringische Dialektgrenze. —

Jaberg akzeptiert die Deutung Meyer-Lübkes, wonach wir es hier mit einer Analogiebildung zu tun haben (*sois soif* nach *nois noif* etc.) und fährt dann fort:

„Eine imminente Analogiebildung war *soif* nicht; es muß daher[5]) auf einem engbegrenzten Gebiete — unsere Karte weist uns auf das Zentrum Nordfrankreichs — entstanden sein und sich von da aus verbreitet haben."

Jaberg schließt also so: Weil ich mir eine so eigentümliche Analogiebildung wie *soif* höchstens auf einem kleinen Gebiet erklären könnte, so muß ich annehmen, daß die ziemliche Ausdehnung des *f*-Typus auf Entlehnung (Wanderung) zurückzuführen sei. Und dieser Schluß erscheint Jab. so evident, daß er *soif* als prächtiges Beispiel für das Wandern der Wörter verwendet. Und doch würde Jab. einen solchen Schluß kaum gewagt haben, wenn es nicht eben gerade Paris wäre, das als Ausgangspunkt der Bewegung aufgefaßt werden könnte und die behauptete Ausstrahlung eine Stütze in den zahlreichen andern lexikalischen Einflüssen gefunden hätte, die von der Hauptstadt ausgehen. Aber eben weil unser Fall erst eines solchen Rückhalts, einer Stütze durch andere evidentere Fälle bedarf, ist er als Beispiel übel gewählt.

Die Kräfte, die bei Analogiebildungen wirksam sind, kennen wir im einzelnen noch viel zu wenig, um zu beurteilen, ob ein Fall „imminent" sei, ob das Wort unter einem starken System- oder Normzwang gestanden sei (das soll doch wohl „imminent" bedeuten). Das können wir nicht a priori sagen, sondern nur a posteriori, d. h. aus dem rückschließend, was uns der Fall selbst und seine geographischen Daten in Vergangenheit

[5]) Von mir gesperrt gedruckt.

und Gegenwart lehren. Was wir a priori erwarten, mögen wir immerhin feststellen; bevor wir es aber zur Erklärung verwenden, müssen wir doch eben alle diese Daten sorgfältig sammeln und stimmen diese nicht zu unserer Erwartung, so ist das eben ein Beweis dafür, daß entweder die angenommene analogische Einwirkung unrichtig war, oder daß wir dabei irgend welche Zusammenhänge übersehen haben, die wir noch zu ergründen versuchen müssen.

Daß die *f*-Form in manchen Fällen aus dem Schriftfranzösischen oder sagen wir lieber aus der gemeinfranzösischen Verkehrssprache entlehnt wurde, ist sehr leicht möglich, ist sogar für einzelne vorgeschobene Punkte, wie 447, 435, wo das *ue* von *suef* nicht heimatsberechtigt zu sein scheint, ferner für die isolierten Nummern 284, 475, 479, 518[6]) durchaus das wahrscheinliche. Im großen und ganzen aber ist die Jabergsche Anschauung unrichtig und das heutige *f*-Gebiet im Gegenteil eher als der Rest eines früheren größeren Gebiets aufzufassen.

Das gesamte *f*-Gebiet der Gilliéronschen Karte zeigt uns den *u*-Diftongen (*suaf*, *suef*) mit einziger Ausnahme des ganz im Süden, an der Grenze gelegenen Punktes 600, der *sef* hat. Da dieser Punkt, soviel ich nach den andern Karten sehe, noch zum *ue*-Gebiet gehört, so hat wohl auch hier ursprünglich *suef* bestanden und der Wandel zu *sef* erklärt sich vielleicht, wie wir oben S. 131 den zu *etel* in 5 erklärt haben, wobei etwa noch eine dissimilatorische Einwirkung von seiten des *f* anzunehmen ist. Eine andere Erklärungsmöglichkeit wäre, daß heimisches oder importiertes *suef* mit dem südlichen *se* kontaminiert wurde. Wir dürfen also wohl von diesem einen im Bourbonnais gelegenen Punkt absehen und die heutigen *f*-Formen, die uns der Atlas bietet, sämtlich auf die vokalische Variante *soif* zurückführen.

Das war aber nicht die einzige *f*-Form, die existiert hat. Im Normannischen gab es die Formen *seif*, *seyf*, *sef*, die sogar über den Kanal ins Anglonormannische verpflanzt wurden: En. 2750, Simund de Fresne, Rom. Ph. 684, 694, Saint Grégoire in Bartsch, LLfr. $99_7$, vgl. auch die Beispiele bei Godefroy. Das

[6]) Im Südwesten, wo diese letzteren Punkte liegen, scheint SITIS z. T. zunächst der Volkssprache abhanden gekommen zu sein. Wenigstens ersetzt 478 (nördl. von 479) den Begriff durch *besogne de boire*, 621 (nicht weit von 518) durch *envie de boire*. (Statt des letzteren Punktes (621) ist auf Jabergs Karte fälschlich 529 als derjenige Punkt angegeben, auf dem sitis fehlt, wie ihm überhaupt hier einige kleine Versehen unterlaufen sind: es gehört — wenigstens nach K. *1237* des Exemplars des Atlas, das ich benutze — 400, 800, 901 nicht zum *f*-Gebiet; letztere Nummer, sowie 902 hat vielmehr eine eigentümliche r-Form: *suăr*.)

heutige Normannische zeigt keine Spur einer *f*-Form, sondern hat *sę*, *sǫ̈* etc. Ferner kennt der lothringische Dialogus animae et rationis die Formen *soif saif* und damit befinden wir uns wieder in einer Gegend, die nach dem Atlas heute die *f*-Form nicht kennt.[7]) *soif* scheint auch vereinzelt im Wallonischen und Pikardischen vorgekommen zu sein, wo es heute ebenfalls nicht gefunden wird.[8]) Im Mittelfranzösischen begegnen wir dann der Form *seuf*, die Villon auf *éteuf* und Ronsard aus Vendôme auf *bœuf* reimen läßt. Die **ö**-Formen finden sich auch heute noch in Vendôme, ferner im Maine, Orléanais, auch in der Normandie, aber ohne *f*.

Daraus geht jedenfalls soviel hervor, daß man für die Erklärung des *f* von der ehemaligen, nicht von der heutigen Verbreitung ausgehen muß. Das Nebeneinanderstehen der *f*-Form und der *f*-losen Form macht jedenfalls die Annahme Meyer-Lübkes, daß es sich um eine Analogiebildung handelt, sehr wahrscheinlich. Handelte es sich um ein rein lautliches Phänomen oder um Beeinflussung seitens einer nichtlateinischen Sprache zur Zeit der Romanisierung, so würden wir wohl die *f*-Form eher in großen geschlossenen Gebieten erwarten dürfen. Wenn es aber Analogie ist, so sehe ich keine andere Möglichkeit als eben die von Meyer-Lübke ausgesprochene (hist. Gr. S. 181) nach *neif*, *seif* (SEPE), bei der die Gleichheit des Nominativs maßgebend war.[9]) Es ist zu beachten, daß diese Worte als einsilbige Feminina mit *ei* ziemlich alleinstehend waren und desto leichter gegenseitiger Beeinflussung unterlagen. Ich lasse dahingestellt, ob der Umstand, daß das *t* vor dem Verschwinden wohl einen dem Spiranten *þ* verwandten Laut angenommen hat, also die Ähnlichkeit mit den f-Stämmen erhöht wurde, mit im Spiele war. Freilich bleiben Schwierigkeiten: zunächst, daß wir ursprünglich *seiz* (SITIS), aber *seis* (SEPES), *neis* haben, dann daß *fei*, das vierte Wort, das gleichen Bau hatte, nirgends eine *f*-Form aufzuweisen hat. Doch mag der Unterschied zwischen *z* und *s*, besonders im Satzinnern, nie besonders groß gewesen sein und *fei* durch das anlautende *f*, also durch eine Art Dissimilazion, vielleicht auch durch engen, begrifflichen Anschluß an *lei*, das von den andern Worten dadurch verschieden war, daß

[7]) Jaberg hätte dies nicht entgehen sollen, da er doch den Beleg nach dem Dict. gén. selbst zitiert. [Ein Beleg aus dem lothr. Psalter wird von Groß RF XXVII 607 angeführt. Was die Auffassung des Vorgangs seitens dieses Autors anbetrifft, so wird mit ihm nur der übereinstimmen können, dem der Gedanke nichts Auffälliges hat, daß Lauttendenzen nur gerade dort wirken, wo es ihnen paßt. Korrekt.-Zusatz.]

[8]) Wiese, Sprache der Dial. Grég. S. 104. Wist. le m. 1611, Jean Bod., Jeu Nic. 1059.

[9]) Also wie *muef*, wohl auch *Marbuef* etc. nach *bœuf*, *œuf*, *neuf*; *bief* nach *chief*, *brief*, *grief*.

es von Anfang an vokalisch auslautete, vor einer Form *feif* bewahrt worden sein. Immerhin wird man zugeben müssen, daß man mit dieser Erklärung des *f* ziemlich weit von völliger Sicherheit entfernt ist. — Der Einwand jedoch, den Huber in dieser Zs. XXXIV² 139 erhebt, daß das Wort *soif* „wohl n i e als Subjekt in Verwendung gewesen sei", scheint mir hinfällig; warum sollte man gerade im Altfrz. nie z. B. gesagt haben: 'mein Durst ist größer als mein Hunger', 'der Durst quält mich', also *Ma soiz est plus granz de ma fain, la soiz me destraint?*[10]) Wir können vielleicht annähernd angeben, welche Verbindungen eines Wortes in der h e u t i g e n Umgangssprache geläufig sind, aber über die Verhältnisse der Vergangenheit wissen wir nichts und aus den heutigen darauf Schlüsse zu ziehen, ist zu kühn.

War einmal die Stufe *soif* (= *su̯ef*) erreicht, so fand die Form vermutlich eine kräftige Stütze an den Wörtern *uef*, *buef* (= *ṳ̯ef*, *bṳ̯ef*), in denen der zweite Teil des Diftongen eine identische Aussprache gehabt haben mag.

Daß wir die *f*-Form heute nicht mehr in dem Umfang finden wie ehemals, wird uns nicht wunder nehmen, wenn wir an Formen denken wie *clé* oder an *bœu*, *œu* selbst, die nach dem Atl. lingu. die weitaus herrschenden sind. Mehrere Strömungen haben sich vereinigt, diese Formen zu schaffen: 1) Analogie nach dem Plural; 2) Analogie nach den Formen des Satzinnern (vgl. *šef* neben *šedövr*, *nöf* neben *nö mezõ*), 3) für manche Gegenden wohl auch lautgesetzlicher Abfall selbst in der Pausaform. Daß für *soif* speziell das erste dieser Momente so ziemlich wegfällt, dürfte der Grund sein, daß die *f*-Formen sich hier besser erhalten haben, als bei *bœuf* etc.

Und so darf man denn das Umgekehrte von dem vermuten, was Jab. behauptet hat, nämlich daß viele der heutigen *f*-losen Formen des Atlas auf alte *f*-Formen zurückgehen. Namentlich wird man das für die meisten Orte des Zentral- und Westfranzösischen annehmen, die uns *sö* zeigen, vgl. das oben über Vendôme Bemerkte. Aus *se* oder *su̯e* würde sich *sö* ja vielleicht an dem einen oder andern Punkt gewinnen lassen (vgl. z. B. 349 *dö* = *doigt*), nicht aber auf dem ganzen Gebiet. Dagegen hat der assimilatorische Wandel von *sef*, *suef* zu *söf*, *sṳ̯öf* > *söf* nichts auffallendes, wenn man an weitverbreitete Formen wie *cheu(f)*, *feuve*, *leuve* (lève) etc. denkt.

W i e n. E. HERZOG.

(Fortsetzung folgt.)

---

[10]) Dagegen kommt der Plural wirklich kaum in Betracht, obwohl er nicht ganz ausgeschlossen ist, vgl. Al. 80c (A).



# Martin Fumée's Roman „Du vray et parfait amour“.

## (Ein Renaissanceroman.)

### I.

### Der Verfasser, sein Werk und seine Persönlichkeit.

Der Roman, dem die folgende Untersuchung gewidmet ist, trägt den Titel „*Du vray et parfait amour. Escrit en grec, par Athenagoras philosophe athenien. Contenant les amours honestes de Theogenes et de Charide, de Pherecides et de Melangenie.*“ Erschienen ist er zu Paris im Jahre 1599 und erlebte im Jahre 1612 noch zwei weitere Auflagen.[1]) Er umfaßt 387 Doppelseiten in $16^0$. Der Verfasser nennt sich nicht. Als Übersetzer der angeblichen Übersetzung aus dem Griechischen zeichnet M. Fumée, S. de Genillé.

Über den Verfasser und sein Werk herrschten und herrschen auch heute noch vielfach irrige Vorstellungen.

Zunächst gelang dem Autor die beabsichtigte Mystification. Athenagoras wurde allgemein als Verfasser des Romans betrachtet.[2]) Selbst der gelehrte Bischof Huet glaubte eine

---

[1]) Es ist bisher nicht erkannt worden, daß es sich um zwei Auflagen des Jahres 1612 handelt. Die eine ist erschienen bei Daniel Guillemot *(rue des cordiers derriere les Jacobins)*, der auch die erste Ausgabe verlegt hatte; die zweite bei Toussaincts du Bray *(rue S. Jacques aux Espics meurs et en sa bouticque au Palais à l'entree de la gallerie des prisonniers)*. Ein Exemplar der 1612 bei Guillemot erschienenen Ausgabe ist auf der Göttinger Universitätsbibliothek vorhanden.

[2]) So schreibt Mlle de Gournay in *L'Ombre de la Damoiselle de Gournay*: „*Nous apprenons d'Athenagoras, en son Livre du Parfaict amour, que la Theologie du Jupiter Hammon portoit, que les Demons iettoient par fois en l'air des beuglemens et forgeoient ces orages que nous oyons, pour le deuil de se veoir deslogez par le trespas de chez quelques belles ames qu'ils souloient regir*“ (1626, p. 336).

Zeit lang an die griechische Herkunft des Romans. In seinem Buche „*De l'origine des Romans*"[3]) spricht er ausführlich über ihn, und was er zu seiner Würdigung sagt, ist immer noch das Beste, was bisher über das Werk geschrieben worden ist. Man erkennt, wie gern er an die antike Herkunft glaubte, wie er an sie glauben wollte und sie daher für wahr oder doch für möglich hielt. Aber er war doch zu gewissenhaft, um sich auf die Dauer selbst zu täuschen. So überzeugte er sich denn nach erneuter Lektüre und genauer Prüfung, daß das Werk von einem modernen Verfasser stammen müsse. Doch glaubte er nicht an die Verfasserschaft Fumées. „*La pièce vient d'un plus grand ouvrier que luy, quoy qu'il ne manquast pas d'erudition*", urteilt er und vermutet, es stamme aus dem Kreise der Gelehrten, die der Kardinal von Armagnac um sich versammelte. Ja, er geht so weit zu behaupten, daß der zu seinen Lebzeiten hochgeschätzte Guillaume Philander, der Herausgeber und Kommentator des Vitruv den Roman geschrieben habe, um seine Theorien über Architektur in ihm niederzulegen und unter dem Schutze antiker Autorität zu verbreiten. Er glaubt allen Ernstes, der Roman sei in griechischer Sprache abgefaßt gewesen und Fumée habe ihn, selbst getäuscht, im guten Glauben ein griechisches Original vor sich zu haben, übersetzt.

Die Unhaltbarkeit dieser Annahme liegt auf der Hand. Niemand wäre wohl damals in Frankreich fähig gewesen ein Werk in griechischer Sprache zu schreiben. Außerdem ist zu beachten, daß Philander im Jahre 1565 gestorben ist. Man müßte also die Abfassung des Romans vor diesen Zeitpunkt setzen und weiterhin annehmen, daß die Übersetzung Fumées über dreißig Jahre lang im Manuskript liegen geblieben sei. Die dem Roman vorangestellte Fiktion will allerdings, ohne irgendwie von Philander zu sprechen, den Eindruck erwecken, als ob das Manuskript lange Zeit im Verborgenen geblieben wäre. Der Brief, in dem Fumée von seiner Übersetzung spricht, ist vom 4. Oktober 1569 datiert, aber man darf natürlich keinen Augenblick daran zweifeln, daß er nur eine Fiktion ist. Es hat übrigens gar keinen Zweck, noch länger mit irgend welchen gewichtigen Gründen, wie man sie leicht beibringen könnte, Huets Phantasiegebilde von dem griechischen Original und seiner Übersetzung durch Fumée bekämpfen und entkräften zu wollen. Seine Vermutung mußte nur deshalb erwähnt werden, weil auf sie der Glaube an Philander als an den Verfasser des ganzen Werkes oder einzelner Teile zurückgeht. Auf Huet stützen sich z. B. die „*Bibliothèque des romans*" von Gordon de Percel (Amsterdam 1734) und ganz deutlich die „*Bibliothèque universelle des romans*" vom August 1775, die in diesem Bande auch einen Auszug aus

[3]) Zuerst 1670. Benutzt nach der zweiten Auflage, Paris 1678.

dem Romane bietet. Jn neuerer Zeit hat H. Körting auf Philander nicht ganz verzichten wollen.[4]) Er spricht von einer gemeinsamen Arbeit Philanders und Fumées. Jenem sei die Erfindung, diesem, der über eine gewandtere Feder verfügte, etwa die letzte Redaktion des Werkes zuzuschreiben. Auch diese Ansicht ist durch keinen Beweis zu stützen. Körting behauptet zwar, es ließen sich zwischen den fachwissenschaftlichen Einschiebseln des Romans und Philanders Anmerkungen zu Vitruv Übereinstimmungen nachweisen, aber das ist nicht der Fall. Man darf getrost Fumée als den einzigen Verfasser des Romans betrachten und ihm ohne weiteres die Erfindung der literarischen Täuschung, um die es sich hier handelt, zuschreiben.

Diese Täuschung geschieht auf folgende Weise. Ein gewisser Bernard de San-Jorry, in einem aus Castres vom 1. Oktober 1596 datierten, als Vorrede an den Leser gedachten Brief, schreibt, er habe, nun fast siebzig Jahre alt, seine Papiere wieder durchgesehen und dabei die Abschrift des Romans gefunden, die er nach dem Exemplar, welches an Herrn von Lamané gesandt worden sei, hatte anfertigen lassen. Er habe den Roman von neuem mit großem Gefallen gelesen und halte ihn für zu gut verloren zu gehen. Er habe einen seiner Leute beauftragt, sich in Toulouse zu erkundigen, ob der Roman schon veröffentlicht sei und habe auf einen verneinenden Bescheid hin den Herrn von Fonbouzart, der gerade nach Paris an den Hof reiste, gebeten, die Kopie einem Drucker zu übergeben . . . .

Auf diese hiermit noch nicht beendete, aber uns in diesem Zusammenhange nicht weiter interessierende Vorrede folgt ein von M. Fumée, S. de Genillé aus Marly, den 4. Oktober 1569 datierter Brief an Monsieur de Lamané, Protonotaire de Monsieur le Cardinal d'Armaignac. In diesem Schreiben kündigt Fumée seinem Adressaten an, daß er seiner Aufforderung entsprechend, den Athenagoras *(vostre Athenagoras . . . pour n'avoir veu iceluy en autre main)* zurücksende. Er glaube aus einer Stilvergleichung des Romans mit den anderen Schriften des Athenagoras schließen zu können, daß das Werk wirklich von Athenagoras sei. Mit dem Original sende er ihm eine Kopie der Übersetzung, die er angefertigt habe.

Diesem Briefe schließt sich sodann, um die Täuschung vollständig zu machen, eine Vorrede des Athenagoras selbst zu seinem Roman an und dann erst kann die Erzählung beginnen.

Daß wir es hier mit einer Irreführung zu tun haben, daß Fumée auch die Vorrede des angeblichen Herausgebers B. de San-Jorry geschrieben hat, läßt sich beweisen. Es gibt nämlich

[4]) *Geschichte des französischen Romans im XVII. Jhdt.* t. I p. 38/39.

eine Übereinstimmung zwischen einer von Fumée in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Procops Gotenkrieg geschriebenen Bemerkung und einer Ausführung des Herausgebers. Fumée verteidigt in seiner Vorrede zu Procop seinen Sprachgebrauch und schreibt zu diesem Zwecke: „*Si ie n'ay usé pour les mots propres de la guerre des dictions barbares, desquelles nos soldats usent auiourd'huy si communement, encor que cela aisement me deubt estre permis escrivant de gens aussi barbares, ie ne l'ay neantmoins fait que pour le respect que ie porte plus à la simplicité ancienne fondé sur bonnes raisons prinses de nous mesmes et non mandiees d'autruy, qu'à la subtilité moderne accomodee sans aucune discretion; sçachant d'autre part que faisant autrement i'eusse irrité les plus sages et mieux advisez et excité à se mocquer de moy sans recevoir aucune digne ou vraye louange de ces inventeurs de mots nouveaux.*" Fumée stellt sich mit diesen Ausführungen in die Reihe derer, die wie Estienne Pasquier und andere, ganz besonders Henri Estienne, den Wert und die Würde der guten alten französischen Sprache gegen die respektlosen Neuerer, die sie durch ausländischen Flitter und schillernde Neubildungen entstellen und verunglimpfen, in Schutz nehmen. Und ganz dieselbe Stellung nimmt der angebliche Herausgeber des Romans ein, wenn er in seiner Vorrede auseinandersetzt, daß er die Übersetzung in erster Linie veröffentlicht habe „*pour le doux et simple langage du traducteur, lequel regardant le plain et grand chemin de nostre langue Françoyse vous pourra plus contenter et delecter que ne feroient ces longues clauses parees et enflees ou ces affectees et mignardes paroles desquelles aucuns usent pour le iourd'huy et abusent indiscretement ... y meslans, qui est encore le pis, des mots nouveaux, mal à propos et s'abstenans des propres comme en estans destournés par sottes façons de parler qu'aucuns au commencement introduisent par gausseries et mocqueries et puis par usage sont prinses par les plus mal-advisez comme indignes à des honnestes personnes et non plus recevables parmy nostre langage, le rendant par ce moyen defectueux de bons et anciens mots François et s'aydans d'autres en leur place mendiez, empruntez et escorchez d'autres langues*"...

Wenn man nicht annehmen will, daß Bernard de San-Jorry, als er diese Worte niederschrieb, Fumées Procopübersetzung vor sich hatte, oder daß er mit Fumées Auffassung vom Sprachgebrauch und seiner Sprache selbst aufs innigste vertraut war, so bleibt nur übrig auf Fumée selbst als den Urheber der beiden nach Tendenz und Ausdruck so ähnlichen Ausführungen zu schließen. Wenn aber als der Verfasser des angeblich von Bernard de San-Jorry geschriebenen Vorworts Fumée erkannt wird, so folgt ohne weiteres, daß das Spiel durchschaut und Fumées Autorschaft gesichert ist. Wie geschickt übrigens die Täuschung eingefädelt ist, mag man daraus ersehen, daß im sechzehnten Jahrhundert ein Herr de San-Jorry wirklich lebte, von dem

wir wissen, daß er großes Interesse für die Schriften des Athenagoras hatte. Es gibt nämlich eine Übersetzung der beiden von Athenagoras erhaltenen Schriften, die den Titel trägt: „*Deux Opuscules qui est tout ce qui se trouve d'Athenagore, philosophe grec, chrestien, contenant une Apologie pour les chrestiens, aux empereurs Antonin et Commode, et un traité de la resurrection des morts*“ (Bourdeaux 1577). Die zweite Abhandlung, das Traktat über die Auferweckung der Toten, hat der Übersetzer, Arnaud du Ferrier, gewidmet à Monsieur du Faur, Seigneur de S. Jory, President en la Court du Parlement de Tolose, und er erwähnt dankbar die Verbesserungen zu seinem Autor, die ihm der Präsident gelegentlich hat zukommen lassen. Fumée hat sicher diese Übersetzung gekannt und aus der Widmung den Namen des angeblichen Herausgebers entlehnt, um die Wahrheit der griechischen Herkunft um so augenscheinlicher zu machen.

Über die Persönlichkeit dieses Fumée, der also als Verfasser des Romans „*Du vray et parfait amour*“ erwiesen ist, wissen wir so gut wie nichts. Als feststehend darf erachtet werden, daß er der Sohn des mit Kindern reich gesegneten Martin Fumée, seigneur des Roches St. Quentin, maître des requestes, war. Jener Fumée, von dem die „*Histoire généalogique et chronologique des chanceliers de France*“ berichtet: „*Martin Fumée, seigneur de Genillé et de Marly le Chastel, fit hommage de sa terre de Genillé le 30 mai 1573 et le 21 mai 1588 de celle de Marly le Chastel, prenant la qualité de gentilhomme de la chambre de monsieur le duc d'Anjou*“.[5]) Seine Lebenszeit gibt die „*Nouvelle Biographie générale*“,[6]) ich weiß nicht auf Grund welcher Dokumente als von etwa 1540 bis etwa 1590 an. Da mehrere seiner Werke nach 1590, der Roman erst 1599, erschienen sind, so hat er wahrscheinlich bis zur Wende des Jahrhunderts gelebt.

Martin Fumée ist der Verfasser folgender Werke:

*Histoire generalle des Jndes occidentales et Terres neuves, qui iusques à present ont esté descouvertes. Traduite en françois par M. Fumée, Sieur de Marly le Chastel*, Paris 1569.

In der Vorrede zu diesem aus dem Spanischen des Lopez de Gómara übersetzten Jugendwerkes kündigt Fumée ein Werk über die in Siebenbürgen gegen die Türken stattgefundenen Kämpfe an. Dieses Werk ist jedoch erst erschienen im Jahre 1595 unter dem Titel:

*Histoire des troubles de Hongrie. Contenant la pitoyable perte et ruine de ce Royaume et les guerres aduenues de ce temps*

[5]) 3. éd. t. VI p. 422 f.
[6]) t. 19 p. 56.

*en iceluy entre les Chrestiens et les Turcs. Par Martin Fumée, Sieur de Genillé, Chevalier de l'ordre du Roy.*

Vorher veröffentlichte er:

*Histoire des guerres faictes par l'empereur Iustinian contre les Vandales et les Goths. Escrite en Grec par Procope et Agathias et mise en François par Martin Fumée, Sieur de Genillé, Chevalier de l'ordre du Roy.* Paris, 1587 in fol. Die Übersetzung gibt die beiden ersten Bücher, sowie andere Stellen aus den anderen Büchern nicht wieder.

In die religiösen Streitigkeiten der Zeit greift er ein mit dem Werke: *Traité pour l'union et concorde entre ceux qui se disent Chrestiens. Au Roi, par le Sieur de Genillé, Martin Fumée, Chevalier de l'ordre du Roi.* Tours 1591.

Im Jahre 1599 erscheint dann der Roman „*Du vray et parfait amour.*"[7])

In der Titelangabe aller dieser Werke, mit Ausnahme des ersten, wo er sich als Sieur de Marly le Chastel bezeichnet, nennt sich Fumée Sieur de Genillé, und dieser Umstand mag wohl die Veranlassung gewesen sein, daß man bisher immer geglaubt hat, man habe es mit zwei verschiedenen Verfassern zu tun. Nämlich mit Martin Fumée, Sieur de Marly le Chastel, dem Verfasser der „Histoire generale des Jndes occidentales" und mit Martin Fumée, Sieur de Genillé, dem Verfasser der übrigen, oben genannten Werke.

Seit Lacroix du Maine hat sich diese Meinung festgesetzt.[8]) Daß jedoch zwischen dem Sieur von Marly le Chastel und dem Sieur de Genillé kein Unterschied zu machen ist, geht aus der bereits angeführten Notiz der „*Histoire généalogique et chronologique des chanceliers de France*" hervor und außerdem aus der bisher nicht beachteten Tatsache, daß sich Fumée selbst in der

---

[7]) Dies sind die gesicherten und mir bekannten Werke Fumées. *Die Bibliothèque universelle (nouv. éd.* t. XV p. 289 f.) weiß außerdem noch zu berichten, es heiße, Fumée habe zusammen mit seinem Bruder unter dem Pseudonym *du gendre d'Alcofribas* (eines der Pseudonyme Rabelais') eine Sammlung von Facetien veröffentlicht. Von diesem Werke ist aber nirgends eine Spur zu entdecken. Nach Fabricius, dem Verfasser der Bibliotheca greca, soll er auch Procop „De Ædificiis übersetzt haben. Paris 1587. fol. Auch dieses Werk habe ich nicht entdecken können. Möglicherweise liegt eine Verwechselung mit der im gleichen Jahre im gleichen Format erschienenen Übersetzung des Gotenkrieges vor.

[8]) Juvigny, der Herausgeber des Werkes von Lacroix du Maine, hatte schon die Vermutung ausgesprochen, daß man es mit ein und derselben Persönlichkeit zu tun habe (t. II p. 101 f.) Aber seine Vermutung ist unbeachtet geblieben, da sowohl die *Bibliothèque universelle* (Michaud) wie die *Nouvelle Biographie générale* stets von zwei Martin Fumée als den Verfassern der in Frage stehenden Werke sprechen. Auch in dem Katalog der Bibliothek des *British Museum* ist dieser Fehler wiederholt.

fünften Auflage der „*Histoire générale des Jndes occidentales*“ als Herrn von Genillé bezeichnet.

Sind wir auch über die äußeren Lebensumstände Fumées nur sehr dürftig unterrichtet, so können wir doch aus seinen Schriften einigermaßen erfahren, welch Geistes Kind er gewesen ist. Wenn man nur die Titel seiner Werke liest, so fällt einem die Vielseitigkeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit und damit auch seiner Neigungen und Kenntnisse auf. Die alte und die neue Geschichte, Amerika und Europa, die religiösen Fragen der Gegenwart ziehen ihn an, die schöne Literatur lockt ihn, auch auf ihrem Felde seine Kräfte zu versuchen. Wenn man seine Werke näher betrachtet, so erkennt man, daß man es mit keinem Stümper, sondern mit einem schon in jüngeren Jahren recht ernsthaft gestimmten, gewissenhaft arbeitenden, sehr belesenen Gelehrten zu tun hat, dem es redlich um Erkenntnis der Wahrheit in allen Dingen zu tun ist. „*Ce pendant que ces derniers troubles avoient cours, pour soulager mon esprit grevé de veoir un temps si calamiteux, ie prins ce livre en main, Amy Lecteur, pour te le traduire et te donner cognoissance de beaucoup de choses, desquelles on parle en l'air et par un ouy dire seulement, qui outre passant tousiours ses bornes, selon la nature d'un bruict volant, faict bien souvent changer le vray en faux*“, mit diesen Worten leitet er sein erstes Werk ein, und diese Wahrheitsliebe, die in engster Beziehung steht mit seiner Vorliebe für die Geschichte und die ihn im tendenzlosen Aufsuchen und Wiedergeben der Tatsachen die Pflicht und die Aufgabe des Historikers erblicken läßt, bildet einen der hervorstechendsten Züge seines Wesens.

Ohne ein hervorragender Mensch und Gelehrter zu sein, gewinnt Martin Fumée die Sympathien dessen, der sich mit ihm beschäftigt, durch die Ehrlichkeit und Gediegenheit, von denen sein Streben nach umfassender Kenntnis erfüllt ist. Er hat nichts Ausschweifendes und Ruheloses an sich, vielmehr etwas Gründliches und fast Pedantisches. Von seiner Zeit hat er den Drang nach dem Universalen: „*Voulant ce monde en esprit compasser*“ beginnt ein Sonnet, das er der „*Histoire générale des Jndes occidentales*“ vorangestellt hat, aber von jener gärenden Unruhe, die sie erschüttert und vorwärts treibt, fühlt er wenig in sich. Im Gegenteil, er liebt den Frieden und bleibt gern bei dem Altgewohnten. Er schreibt ein ganzes Buch über die religiösen Fragen der Zeit und kommt schließlich zu der Erkenntnis, man solle das Reden um religiöse Dinge am besten lassen, das führe nur zu Zuchtlosigkeit und Gottlosigkeit. Die Kirche allein habe sich mit der Religion zu beschäftigen. Am besten bleibe alles, wie es vor elfhundert Jahren gewesen sei.

Daß ein solcher Mensch, wenn er sich auf dem Felde der Dichtkunst versucht, kein hinreißendes Kunstwerk schreiben kann, ist klar. Und so ist denn auch sein Roman kein über-

ragendes Gebilde geworden, das, aus persönlichster Schöpferkraft geboren, die literarische Entwicklung in neue Bahnen mit zwingender Macht hätte leiten können.

Aber dieser Roman, so unbeachtet er bisher geblieben ist, stellt sich doch, gerade weil seine Eigenart aus der Wesensverfassung des Autors, trotz des engsten Anschlusses an ein literarisches Vorbild, entsprungen ist, als eine originelle Schöpfung dar, die aus dem Entwicklungsgang des französischen Romans nicht wegzudenken ist, ja, die das Bild der sich vorbereitenden Entwicklung, des sich gestaltenden Ideals auf ästhetischem Gebiet in seinen ersten Umrissen zeigt.

Diese Auffassung von dem Werte des Romans steht im Widerspruch zu der heute allgemein geltenden. Nachdem der Roman anfangs mit größtem Interesse aufgenommen worden war, hat sich im Laufe der Zeit das Urteil über ihn erheblich gewandelt. Z. T. weil man über erfolgreicheren Werken, die auch für die Nachwelt ihren vollen Klang behielten, ihn vergessen, ihn nicht mehr gelesen und z. T. weil einer dem andern, ohne eigne Prüfung, das harte Urteil nachgesprochen hat. Huet nach längeren kritischen Ausführungen war noch zu dem Ergebnis gekommen: „*Cet ouvrage est inventé avec esprit, conduit avec art, sententieux, plein de beaux préceptes de Morale, orné d'une grande varieté d'images agréables et judicieusement arrangées.*"[9]) Die „*Bibliothèque universelle*" vom August 1775 findet das Werk interessant. Die „*Bibliothèque des Romans*" findet es zwar nur wenig interessant, aber von nicht gewöhnlicher Art und gesteht ihm zu „*de grandes beautez et quelques endroits qui sentent l'antiquité.*"[10])

Alle neueren Forscher sind zu weniger günstigen Ergebnissen gekommen. Körting bezeichnet den Roman nur als „Prototyp all der Nachahmungen, die der griechische Roman in Frankreich hervorrief."[11]) Oeftering behauptet sehr absprechend, die Erzählung sei nichts weiteres als ein minderwertiges Pastiche, ein mißlungenes Konterfei des Heliodorschen Urbildes.[12]) Aber er wiederholt mit diesen Worten nur Chassangs Urteil, der den Roman „*ce pastiche mediocre des romans grecs*" nennt,[13]) und dasjenige Schoells, der ihn einfach als „*un mauvais livre*" abtut.[14])

[9]) A. a. O. p. 73.

[10]) T. II p. 11.

[11]) A. a. O. t. I p. 39.

[12]) Heliodor und seine Bedeutung für die Literatur (Literarhistorische Forschungen, 18. Heft, Berlin 1901) p. 61.

[13]) *Histoire du Roman et de ses rapports avec l'histoire dans l'antiquité grecque et latine.* Paris 1862, p. 414, Anmerkung.

[14]) *Histoire de la littérature grecque profane.* 2. Aufl. t. V p. 106 Anm.

Ob diese ungünstigen Urteile der Wahrheit entsprechen, wird die Untersuchung lehren, die ohne Voreingenommenheit, lediglich auf Grund gewissenhafter Prüfung der den Roman zusammensetzenden Elemente seine wirkliche Verfassung, sein Verhältnis zu Heliodor, seine Vorzüge und Schwächen aufweisen möchte.

## II.

## Der Inhalt des Romans „Du vray et parfait amour".

Der Inhalt des Romans ist in möglichster Kürze folgender. Während des Krieges der Römer gegen Perseus von Macedonien ist bei der Einnahme der Stadt Meliböa durch Cn. Octavius eine junge Griechin, namens Charide, in die Hände des Feldherrn gefallen, der sie unverzüglich nach Rom sendet, wo er ihr in seinem Hause großmütig Gastfreundschaft gewährt. Er behandelt sie, als er dann selbst zurückgekehrt ist, nicht wie eine Kriegsgefangene, sondern wie eine Tochter. Das junge Mädchen ist die Braut eines Atheners, Theogenes mit Namen, der sich hatte verleiten lassen die Waffen gegen Rom zu ergreifen. Er ist bald in Gefangenschaft geraten; Charide hat den Schmerz ihn vom Hause des Octavius aus im Triumphzuge des Paulus Aemilius, des Oberfeldherrn im macedonischen Kriege, zu erblicken. Theogenes soll mit den macedonischen Gefangenen ins Gefängnis wandern, aber er wird seinem greisen Vater, der aus Athen herbeigeeilt ist und vor dem Senat um Gnade für den unbesonnenen Sohn bittet, alsbald freigegeben. Charide erhält von Octavius selbst die freudige Nachricht. Nicht lange darauf darf sie, von Dienern des Praetors geleitet, in ihre Heimat zurückkehren.

Während ihres Aufenthaltes im Hause des Octavius hat sie Freundschaft mit der um viele Jahre älteren Melangenie geschlossen, die dem Haushalt des edlen Römers vorsteht und ihr auf ihre Bitten ihr leidvolles Leben erzählt. Das Geschick hat Melangenie früh der elterlichen Fürsorge beraubt, sie ist auf dem Lande, in der Nähe Karthagos aufgewachsen, hat dann, zur Jungfrau erblüht, die Liebe eines jungen Kaufmanns aus Salamis, namens Pherecides, erworben und ist mit ihm entflohen, um in seiner Heimat seine Gattin zu werden. Sie wird aber unterwegs durch Räuber von ihm getrennt, gelangt zum Heiligtum des Jupiter Ammon, lebt dort still mehrere Jahre in Gemeinschaft der frommen Frauen des Orakels, wird dann von unbestimmter, quälerischer Sehnsucht nach dem verlorenen Freund ergriffen, wagt sich wieder hinaus in die Welt, fällt bald zur See abermals Räubern in die Hände, die sie nach Sardinien verkaufen, von wo aus sie nach

einiger Zeit in das Haus des Cn. Octavius gelangt, der sie zur Leiterin seines Haushaltes macht.

Charide, die der neugewonnenen Freundin die Geschichte ihrer Liebe erzählt hat, verläßt Rom und kehrt über Epidamnia in die Heimat zurück. Dort findet sie einen Brief von Theogenes aus Athen. Sie antwortet sogleich und fordert ihn auf zu ihr zu kommen. Theogenes macht sich, ohne zu zögern, auf den Weg, sein Schiff wird aber von Piraten überfallen und er selbst nach Byzanz geschafft. Charide erfährt das Unglück, reist mit dem Sohn einer Freundin, Adraste, nach Byzanz und kauft den Geliebten los, mit dem sie nach so langer Trennung ein frohes Wiedersehen feiert.

Aber das Glück ist ihnen nicht hold. Auf der zu Schiff erfolgenden Rückkehr werden sie von widrigen Winden in das schwarze Meer verschlagen und geraten bei der ersten Landung in die Gewalt der Scythen, die gerade mit dem verwandten Volksstamm der Nomaden in Krieg leben. Adraste und Charide, die beide für keusch befunden werden, sollen zur Herbeiführung eines glücklichen Ausgangs des Krieges den Göttern geopfert werden. Theogenes, der bei der Gefangennahme verwundet worden ist, kann wegen seiner Wunde nach den Gesetzen nicht zum Opfer zugelassen werden. So ist es ihm möglich, die drohende Gefahr von den zum Opfertode Bestimmten abzuwenden, indem er einige Männer und Jungfrauen der Feinde erbeutet, von denen ein Paar an Stelle der Charide und des Adraste des Opfers für würdig befunden wird.

Während darauf Theogenes für den Scythenkönig gegen dessen Feinde kämpft, stellt ein mit dem Schutze der Charide beauftragter Dolmetscher ihrer Tugend nach. Charide aber entzieht sich zusammen mit Adraste durch Flucht der Gefahr. Der Dolmetsch setzt ihnen nach, ohne sie jedoch ergreifen zu können. Theogenes kehrt aus dem Feldzuge heim, findet Charide nicht, dafür aber einen von ihr zurückgelassenen, aufklärenden Brief. Er erwirkt die Hinrichtung des von der vergeblichen Verfolgung heimgekommenen Frevlers, eilt der Geflohenen nach und findet sie wieder.

Nun ist die Zeit ihrer Leiden zu Ende. Sie kehren nach Meliböa, vorsichtigerweise zu Lande, zurück und feiern dort ihre Hochzeit. Nach einigen Monaten des Glückes begibt sich der junge Gatte nach Athen zum Besuche seines Vaters. In seiner Abwesenheit langt in Meliböa Melangenie an, die Octavius der Charide auf ihre Bitte gesandt hat. Theogenes kehrt zurück, um die Gattin dem Vater zuzuführen. Auf der Reise nach Athen trifft man in Korinth ganz unerwartet den Pherecides, den langverlorenen Freund der Melangenie. Nun können die beiden altgewordenen Liebenden noch ein spätes Glück finden. In Argos, im Junotempel, findet ihre Vermählung statt, und dann

ziehen alle gemeinsam nach Athen, wo sie in Liebe und Freundschaft, Tür an Tür, miteinander ihr Leben zubringen.

## III.

## Die Quellen des Romans und ihre Bearbeitung.

Eine aufmerksame Lektüre des Romans verhalf mir bald zu der Einsicht, daß Fumée eine gute Kenntnis antiker Verhältnisse gehabt und Mitteilungen antiker Schriftsteller für die Komposition des Romans verwendet haben müsse.

Während ich auf der Pariser Nationalbibliothek mit dem Forschen nach den von Fumée benutzten Quellen beschäftigt war und die Arbeit bereits ein gut Stück gefördert hatte, sah ich wieder einmal Huets Büchlein über den Ursprung des Romans durch und fand, daß auch ihm eine Anzahl von Stellen des Romans aufgefallen waren, die sich auf antike Schriftsteller beziehen mußten, „*principalement à Herodote, Plutarque, Quinte Curce, Iamblique le Philosophe et Heliodore, qui sont les grands originaux d'où il a tiré toute la matière de son Roman.*“

Etwa zu gleicher Zeit gelangte in meine Hände das Exemplar des Romans, das einst Huet in seiner Bibliothek besaß. Und in diesem Exemplar entdeckte ich eine Reihe von handschriftlichen Bemerkungen Huets zu den Quellen einiger Stellen des Romans. Aus diesen Notizen ergibt sich, daß er auch Entsprechungen zu Callimachus, Lucian, Pausanias, Josephus Antonius, zu Macchiavelli und zur Bibel gefunden hat. Manchmal irrt sich Huet, vieles ist ihm auch entgangen. Das ist natürlich, er hat ja nicht ein systematisches Studium der Quellen vorgenommen, sondern offenbar nur aus der Fülle seiner Kenntnisse und Erinnerungen heraus die jeweiligen Entsprechungen, die er aufgezeichnet hat, gefunden.

Dankbar muß ich anerkennen, daß seine Gelehrsamkeit mir mehr als ein Mal die Arbeit erleichtert hat.

In der Erwägung, daß die Kenntnis der von Fumée benutzten Quellen und die Art ihrer Verwendung durch ihn von der größten Wichtigkeit für die richtige Beurteilung des Romans ist, wollen wir nunmehr die Fahrt zu ihnen antreten.

### Plutarch.[15])

In höchst wirkungsvoller Weise beginnt der Roman mit einer Schilderung des Triumphzuges, den Paulus Aemilius nach

[15]) Plutarch ist in der Übersetzung Amyots, der sich Fumée ohne Zweifel bedient hat, zitiert, und zwar nach der Ausgabe der *Œuvres de Plutarque*, die zu Paris von 1818—1821 in 25 Bänden erschien.

Beendigung des Krieges gegen Perseus von Macedonien in Rom hielt. Sie ist nicht der Phantasie Fumées entsprungen, sondern, was auch Huet nicht bemerkt hat, der Erzählung Plutarchs in seiner Lebensbeschreibung des Paulus Aemilius nachgebildet.

Eine vergleichende Betrachtung der Fassung Plutarchs und der Darstellung Fumées gewährt gleich einen guten Einblick in die Arbeitsweise des letzteren.

Nach Niederschlagung gegnerischer Intriguen wurde, wie Plutarch ausführt, dem P. Aemilius der Triumphzug bewilligt, „*duquel l'ordre et la maniere fut telle:*[16]) *Premierement le peuple ayant dressé force eschaffaux, tant ès lices ou se font les ieux des courses de chariots et chevaux que les Latins appellent Circos, comme à l'entour de la place et autres endroits de la ville par ou l'appareil du triumphe avoit à passer, tous se trouverent avec leurs belles robbes, pour en voir la magnificence. Si estoyent tous les temples des Dieux ouverts et pleins de festons et de perfums, et y avoit par tous les quartiers de la ville des sergens et autres officiers tenant des bastons en leurs mains, pour faire retirer la presse et serrer ceulx qui se jetteroyent à la foule trop en avant par les carrefours et qui iroyent et viendroyent par la ville, à fin que toutes les rues fussent vides et nettes.*"

Der Triumphzug verteilte sich auf drei Tage. Plutarch schildert den ersten und zweiten Tag und fährt dann fort: „*Le troisieme iour au plus matin, commencerent à marcher les trompettes sonnans un son, non point tel que l'on le sonne pour marcher par les champs ny pour faire une monstre, mais celuy propre que l'on sonne à une alarme ou un assault pour donner courage aux soudards quand on est sur le poinct de combatre.*"

Fumée beginnt den Roman mit dem Sonnenaufgang des dritten Tages: Als der Sternenglanz erbleicht und über dem Kapitol die Sonne erscheint, da ist ein jeder schon zum Schauen bereit, „*les uns aux fenestres, autres aux portes et aucuns sur les toicts des maisons et peu par les rues ordonnees pour la monstre de ce magnifique triumphe, à raison que les sergens et commis à ceste charge avec leurs verges et haches en main en faisoyent vider et reculer le peuple, pour laisser la voye plus libre. Les rues estoient encor toutes tendues comme au iour precedent, de belles et riches tapisseries. Ses temples ornés d'excellentes tentures et de grandes et espaisses ramees embellies de certains bouquets façonnez de diverses fleurs et entreposez par les rameaux.... C'estoit une beauté admirable de voir depuis le plant de la ruë iusqu'au plus haut des maisons choses si exquises que l'œil ne pouvait se rassasier à la veue d'icelles, les parois et fenestrages estans revestues de ce que chaque citoyen avoit de plus precieux entre ses meubles; mesme estoit une chose singuliere à voir les visages, la grace et le maintien*

[16]) *Vies des hommes illustres* t. 3 p. 68 ff.

*des ieunes femmes et filles appuyees et acoudees sur les fenestres, qui effaçoyent par leur lustre l'excellence des tableaux, qui çà et là avoyent esté attachez par dessus les tapisseries... Et par la conference que l'on pouvoit faire de l'une à l'autre on iugeoit aysement de combien excede la vive beauté celle qui n'a en soy aucun mouvement. Aussi les rayons, qui estinceloyent du feu naturel des riches pierreries dont leurs chefs estoyent ornez estoyent inimitables au peintre qui en avoit representé de semblables en ses tableaux.*

*Estant ainsi la ville bien disposee et le peuple simple.... estant rangé fort serré le long de la rue sans oser s'avancer plus avant que les sergents et officiers commis à cest effect leur permettoyent, estans par eux repoussez fort rudement avec la hampe de leurs haches ceux qui par une trop grande envie iointe à une indiscretion et temerité s'advançoyent trop avant pour voir promptement de loing ce qu'avec le temps ils pouvoyent contempler pres d'eux, on commença à ouyr des trompettes et clairons faisans un bruit et tintamarre merveilleux, ne sonnans point en façon d'une feste, ny comme on a accoustumé de faire en quelque resiouissance populaire ou autre, mais on eust dit qu'e c'estoit encor une seconde alarme et telle que Hannibal donna une fois aux portes de la ville; tellement qu'à ce bruit aucuns qui ont le cœur plus prompt à se laisser aller à la crainte qu'à se roydir et s'enfler avec raison et iugement contre quelque accident que ce soit, imaginoyent soudain, comme la pensee est plus viste que la parolle, que quelques ennemis entroyent ia en la ville ayans quelque intelligence avec aucuns citoyens et avec les soldats de Paul Æmile... Mais iceux voyans que ceux qui sonnoyent ces trompettes marchoyent plus pausément et plus modestement que ne requeroit une invasion de ville, se r'asseurans contemployent de bon œil ce qui leur apportoit un grand contentement, se voyans devoir estre plus asseurez en leurs cœurs par le bonheur de leur Republique, laquelle se fortifioit et s'estendoit de iour à autre, ainsi que ceste feste pompeuse leur en donnoit preuve et asseurance. Chacun donc estoit fort tendu et tenoit ses yeux fichez contre-bas la ruë, remarquant attentivement tous ceux qui passoyent.*“

Um mehr als das Vierfache dehnt Fumée diesen Teil der von Plutarch gegebenen Beschreibung des Triumphzuges aus, mit dem Erfolge, daß er dem Leser die Buntheit und Bewegtheit des Augenblicks in plastischer Klarheit zur Anschauung bringt. Vorzüglich gelingt es ihm, mit geringen Mitteln die Erwartung und Aufregung der Masse über und in den Straßen zu schildern, das Drängen des engzusammengepreßten Volkes, die allzugroße Neugierde einiger Vorwitziger, die von den Beamten mit rauhen Gesten zurückgehalten werden und nun wenigstens die Hälse recken, um recht bald das nahende Schauspiel zu sehen. Ausführlicher als Plutarch spricht er von dem Schmuck der Tempel. Nicht nur feine Gewebe schmücken sie, auch Guirlanden mit

mancherlei Blumen verziert, sind um sie geflochten. Mit genießender Freude verweilt er bei dem reichen Schmuck der Häuser und besonders bei der Schönheit der edelsteingeschmückten Frauen und Mädchen, die sich aus den Fenstern lehnen und so recht erkennen lassen, wie sehr die lebendige Schönheit die bewegungslose übertrifft. Der kriegerische Trompetenschall veranlaßt ihn ein wenig Massenpsychologie zu treiben und die Wirkung der unerwartet kriegerischen Töne auf die harrende, erregte Menge zu schildern.[17])

Historische Erinnerungen, psychologische und künstlerische Erwägungen, auch die bei Plutarch der Beschreibung des Triumphzuges vorangehende Bemerkung, daß die Soldaten des Triumphators wegen allzu geringer Belohnung unzufrieden mit ihm waren, müssen ihm dazu dienen, seinem Gemälde neue, wirkungsvolle Farben zu verleihen.

Im weiteren Verlaufe der Schilderung schließt sich Fumée ziemlich getreu an Plutarch an, zeigt jedoch das Bestreben, die Vorlage durch allerlei Hinzufügungen in beschreibendem Sinne oder zur Erhöhung der malerischen Anschaulichkeit zu erweitern. So gleich in dem folgenden, die Darstellung weiterleitenden Abschnitte, der bei Plutarch-Amyot kurz heißt: „*Apres lesquelz suyvoyent six vingts bœufs gras et refaits, ayans toutes les cornes dorees et les testes couronnees de festons et de chappeaux de fleurs*“ und bei Fumée ausführlicher: „*Apres ces sonneurs de trompettes marchoyent d'un pas pesant deux à deux six vingts Bœufs les plus grands de corsage et les plus gras qu'on avoit peu choisir, ayans pres d'un pied de distance d'une corne à l'autre et le panon leur pendant quasi iusques sur le iarret, portans leur teste levee et se ioüans de leur queuë en iettant le floquet d'icelle sur leur crouppe comme si de l'estable on les menoit à la pasture, estans toutesfois conduicts pour une fin bien contraire. Car c'estoit pour victimes qu'on les avoit choisis pour cest effect et pour le merite de la feste on avoit doré leurs cornes et mis sur leurs testes des chappeaux de fleurs et de longs festons sur leurs eschines et sur leurs flancs.*“

Es würde zu weit führen, die vollständigen Beschreibungen des Triumphzuges bei Plutarch und Fumée vergleichend einander gegenüberzustellen. Die angeführten Beispiele haben genügend gezeigt, in welcher Art Fumée seine Vorlage verwertet. Schönheitssinn, Freude an unmittelbarer Anschaulichkeit und auch das Bestreben, ein antikes Sittenbild seinen Lesern vor Augen zu führen, haben ihn bei der Ausgestaltung seiner Quelle geleitet.

---

[17]) Bei der Beschreibung des zweiten Tages des Triumphzuges spricht Plutarch von den auf vielen Wagen mitgeführten künstlich durcheinander geworfenen, klirrenden Waffen der Feinde, deren bloßer Anblick einen gewissen Schrecken einjagte. Fumée hat wohl an diese Stelle gedacht, als er den Schrecken der Wartenden über das Trompetengeschmetter seiner Darstellung hinzufügte.

Gelegentlich des Höhepunktes des Zuges, bei dem Auftreten des gefangenen Perseus, kann er es sich nicht versagen, auch eine moralische Betrachtung dem Texte Plutarchs hinzuzufügen.

Mitten aus der Bewegung des Triumphzuges, aus dem eindrucksvollen historischen Augenblick heraus, dessen Schilderung die Phantasie des Lesers mächtig ergriffen hat, läßt nun Fumée in einer glücklichen künstlerischen Eingebung, ganz selbständig, die romanhafte Handlung herauswachsen. Im Gefolge des gefangenen Fürsten schreitet stolz und aufrechten Ganges ein schöner Jüngling. Als er vor dem Hause des Praetors Octavius vorüberzieht, da erblickt ihn von einem der Fenster dieses Hauses herab eine schöne, aus Meliböa nach Rom geführte Griechin. Charide erblickt Theogenes, ihren geliebten Freund. In lange Klagereden bricht sie aus und folgt dem Gefangenen mit den Augen, bis er ihr entschwindet. Nur ihn sieht sie und nicht den siegreichen Feldherrn, der auf seinem Triumphwagen wie ein Phoebus glanzvoll einherzieht.

Soweit die Schilderung des Triumphzugs und seine Verbindung mit der Handlung des Romans.

Die beiden ersten Tage des Triumphes werden an anderer Stelle des Romans von Melangenie der Charide, ebenfalls nach Plutarch, erzählt.[18]) Die Beschreibung ist wieder erheblich ausführlicher als die Plutarchs. Neue Gesichtspunkte für die Beurteilung des Verhältnisses unseres Autors zu seiner Vorlage ergeben sich nicht, daher darf ein näheres Eingehen auf die Schilderung füglich unterbleiben.

Am Abend des Tages, der der Charide für ein paar Augenblicke ihren Liebsten als Gefangenen gezeigt hatte, findet ein Freigelassener des Octavius sie traurig in ihrem Zimmer. Er rühmt ihr zum Trost den Edelmut und die Milde seines Herrn und übergibt sie dann der Sorge der Melangenie, die auch nichts Besseres zu tun weiß, als der armen Verlassenen und Liebeskranken Trost zu spenden. Ihre Rede ist entlehnt der Trostschrift Plutarchs an Apollonius.[19])

| Plutarch-Amyot: | Fumée:[20]) |
|---|---|
| ***Or se douloir et se sentir attaint au vif pour la perte d'un fils est une douleur qui procede de cause naturelle et n'est point en nostre puissance.*** | ***Si c'est le regret que vous pouvez avoir avec raison de ce que vous avez perdu, tant vos parens, amis que vos biens, qui vous detiennent en telles angoisses, certes c'est une douleur qui procede de causes naturelles, lesquelles estans en nous et procedantes de nous dès nostre*** |

[18]) S. 202 ff.

[19]) Consolation envoyée à Apollonius sur la mort de son fils. Œuvres de Plutarque t. 16 p. 210 ff.

[20]) S. 14 b ff.

*premiere conformité, font qu'icelle soit excusable, n'estans les premiers mouvemens en la puissance de l'homme.*

Plutarch ist nicht der Meinung derer, die da loben „*si haultement je ne sçai quelle brutale et farouche et sauvage impassibilité,*" sondern ist für maßvollen Ausdruck des Schmerzes.

*Mais comme les occasions precedentes servans de raison aux effects, qui s'ensuivent d'icelles, doyvent estre prinses et empoignees selon que la necessité le requiert par les plus sages, ainsi devons nous faire paroistre nos peines et ennuis, autant que nous pensions la douleur nous pouvoir apporter quelque consolation.*

Der ist weise, der Glück wie Unglück zu ertragen weiß, „*ayant bien propensé que c'est ne plus ne moins comme en un estat populaire, là où l'on tire les magistrats au sort, et fault que celuy à qui le sort eschet, commande; et celuy qui en est frustré porte patiemment le refus de fortune: ainsi fault il qu'en la distribution des evenements et succès des affaires, il se contente, sans plainte ny resistence, de ce que la fortune luy envoye; car ceux qui ne peuvent faire cela, ne pourroient non plus supporter sagement et modereement de grandes prosperitez . . .*

Durch Selbsterkenntnis und weisen Zuspruch müssen wir unserem Schmerze Linderung verschaffen „*et penser à ce que nous sommes, estans creez par le grand Dieu ainsi que la creation et institution d'une Republique populaire, en laquelle on tire au sort pour parvenir aux Estats d'icelle, là où celuy, qui a esté frustré de son attente obeist volontiers à celuy, qui en est pourveu; estant raisonnable que de mesme nous nous compotitons és accidens de fortune, laquelle les distribue bons à quelques-uns et mauvais à d'autres pour lesquels il ne faut nous estomaquer contre elle. Car faisant autrement c'est nous declarer combien nous serions insupportables és prosperitez d'icelle, qui est un vice fort ennuyeux à chacun . . . .*

Das beste Mittel zu dieser schmerzlosen Ruhe des Geistes zu gelangen besteht darin, sich mit Hilfe der Vernunft von langer Hand gegen alle Wechselfälle des Geschickes zu wappnen. „*car il ne se faut pas seulement recognoistre mortel, mais aussi attaché à une vie mortelle et à des affaires qui facilement se changent d'un estat en un autre tout contraire. Car certainement et les corps des hommes sont mortels et caduques et leurs fortunes mortelles, et leurs passions et affections aussi, et generalement tout ce qui est ou appartient à la vie humaine . . .*

Den Göttern muß man gehorchen. „*Ils nous ont donné la vie, mais suiette à la mort, de laquelle homme, qui iamais aye esté engendré au monde, n'a peu s'exempter quelque art qu'il aye peu apprendre. Nos humeurs, nos passions et nos affections estans nostres sont semblablement mortelles et ne peuvent estre de duree non plus que nous. Aussi sont les evenemens tant bons que mauvais que la fortune nous envoye . . .*

Hesiod schreibt, Pandora habe das Faß mit den Leiden geöffnet, so daß

*Rien ne resta que l'esperance seule*
*Dans ce fort muy, soubs le bord de sa gueule.*

*à quoy nous sert ceste esperance que Pandore nous a reservee pour prendre patience en nos adversitez.*

Ziemlich genau dem Sinne nach, gewöhnlich frei umschreibend, doch auch die gleichen Wörter und Wendungen nicht verschmähend, schließt sich die Trostrede der Melangenie in ihrem größten Teile an die angeführten Stellen aus der Trostepistel Plutarchs an.

Die ernsten und doch freundlichen Worte erfüllen Charide mit Vertrauen zu der Sprecherin. Sie bekennt, daß der Grund ihres Kummers in dem Unglück ihrer Liebe zu suchen sei. Ihr Geständnis gibt der Melangenie Veranlassung zu einer neuen größeren Rede über die Liebe.

Die Rede beginnt mit der Plutarchs Tischgesprächen[21]) entlehnten Bemerkung, daß die Liebe „*estand babillard*" sich nicht verhehlen könne, und inspiriert sich dann in ihrem weiteren Verlaufe aus dem Dialog über die Liebe.

| Plutarch-Amyot:[22]) | Fumée:[23]) |
|---|---|
| *Je dis doncques en somme que le ravissement et enthusiasme des aimants n'est point sans divinité . .* | Die Liebe ist eine die menschliche Kraft übersteigende Raserei. „*amenant avec soy une alienation de l'entendement humain, lequel les vostres ont voulu nommer Enthusiasme, voulans couvrir ceste passion sous inspiration ou repletion de puissance divine.* |
| *Nous sommes contraincts par manifeste evidence de croire que l'accident de l'arc en ciel n'est autre qu'une reflexion du vray de nostre veuë qui donne dedans une nuee humide, egale et moyennant espesse, où elle rencontre et touche au Soleil, en voiant par reflexion sa clarté et lueur, elle imprime en nostre entendement ceste opinion que telle apparition soit empraínte dedans la nuee. Telle est l'ingenieuse habilité et subtile invention de l'amour, qui és ames gentilles et bien nees fait une reflexion de memoire de beautez qui apparoissent et sont ainsi nommees icy au regard de celle divine, veritablement aimable, heureuse et admirable beauté, mais la plus part des hommes vulgaires, poursuivants et maniants une image d'icelle qui apparoit és belles et ieunes personnes, ne plus ne moins que dans des miroirs, n'en peuvent tirer fruict aucun plus asseuré ne certain, que un peu de volupté* | Sie sagen: *Amour estant un Dieu ne pouvoir inspirer en nous que choses divines et que les obiects des beautez que nous voyons ne doivent servir à nos sens naturels que d'un miroir et representation de la beauté divine, à laquelle cest Amour doit eslever nos desirs, demeurans amoureux pudiques et chastes sans s'amuser trop à la contemplation des corps humains et terrestres, laquelle engendre et nous propose lors un Amour contrefait et bastard, comme ils l'appellent, ainsi qu'est l'arc du ciel, aux couleurs et beauté duquel les enfans s'amusent et le pensent manier y aprochans les mains, sans considerer qui est l'autheur d'iceluy et d'ou il procede et ce qu'il represente. Et continuans leurs discours philosophiques disent qu'à cest Amour on luy attribue des aisles pour monstrer que nous devions avec luy eslever, comme en volant, nostre intellect vers la divinité et là nous sanctifier et demeurer* |

[21]) Des propos de Table I 5. T. 18 p. 43.
[22]) De l'Amour. § 39 und dann besonders § 57 und 58 (Œuvres t. 22).
[23]) S. 18 f.

*meslee de douleur, ce qui n'est autre chose qu'un esblouissement et erreur du vulgaire, qui en des nuees et des umbres cherche et poursuit en vain le contentement de son desir, ne plus ne moins que les enfants qui taschent à prendre à belles mains l'arc en ciel, attirez et trompez par l'espece qui apparoit à leurs yeux; mais l'amoureux honneste, pudicque et chaste fait bien autrement, car il esleve son desir de là vers la divine, spirituelle et intellectuelle beauté et rencontrant la beauté d'un corps visible, s'en sert comme d'un instrument de sa memoire, l'aime et le caresse, et en conversant et hantant avec luy, d'aise et de ioye enflamme encore sa pensee d'avantage . . .*

*Celuy qui veritablement est amoureux et aiant approché des vrayes beautez, autant comme il est loysible à l'homme, prend des aeles, devient sanctifié et demeure pour tout iamais là sus, ballant et se promenant tousiours alentour de son Dieu.*

*tousiours autour de ce Dieu. Je ne fais point de doute que vous estant Grecque et de maison telle que ie pense, n'ayez apris tels discours, qui vous peuvent estre plus cogneus qu'à moy estrangere et que suivant iceux n'ayez conduit vostre Amour, remettant seulement devant vos yeux la beauté de quelque personnage que vous pouvez avoir veu ce iourd'huy entre les captifs de vostre pays comme un instrument et memoire des choses intellectuelles et spirituelles qui sont en l'entendement divin, enflammant d'avantage vostre pensee vers la contemplation d'icelles, en hantant, conversant, caressant et aymant ceste beauté corporelle autant pour le moins qu'il vous peut estre aujourd'huy permis; ne voulant penser que ce soit autre Amour impudique, qui cause en vous telles passions . .*

An sich mag es pedantisch und einfältig sein, einem schmerzgebeugten Menschenkind, dem die Reinheit auf der Stirn geschrieben steht, eine solche Rede über die platonische Liebe zu halten. Uns interessiert in diesem Augenblicke nicht die Frage des inneren Taktgefühls, sondern nur die rein äußerliche Tatsache, daß Fumée aus dem Texte Plutarchs eine Rede gemacht hat, welche die entlehnten Gedanken allgemeiner Art mit den durch den Roman gegebenen besonderen Personen und Verhältnissen in Verbindung zu setzen weiß.

-

Auf ihrer Reise in die Heimat steigt Charide im Hause des Poleten von Epidamnus ab. Kaum angekommen, läßt sie sich zum Altar der Schutzgötter führen, um ihnen zu danken für die Aufnahme und dem Neptun für die glückliche Fahrt. Man führt sie durch einen langen Gang, der Zugang zu zwei oder drei Zimmern gewährt, in einen kleinen, nur zwei Quadratfuß großen, steinbelegten, sehr dunklen Raum, in dem man nur mit Mühe die Formen der Penaten erkennen kann. Die Penaten sind zwei, zwei Fuß hohe, in Nischen stehende Holzfiguren, sie stellen Jünglinge dar, die mit Hundefellen bedeckt sind. Vor ihnen befindet sich ein kleiner Altar, in dessen ausgehöhlter Mitte noch ein wenig Kohle glimmt. Neben dem Altar, ein wenig erhöht, ist eine steinerne Hundefigur zu sehen, mit ausgestrecktem Hals,

gehobener Nase, offenem Maul, sich reckend auf den vorwärts gestreckten Vorderbeinen. Der Polet rührt die Kohle um, zündet sie an und reicht Charide Mohnköpfe, die sie nach Verrichtung des Gebets auf das Feuer streut.

Während des Abendessens erkundigt sich Charide bei ihrem Wirt, warum man in den heiligen Räumen der Häuser nur diese beiden Götter, die man Laren oder Penaten nenne, habe. Bereitwilligst erteilt ihr der Polet Auskunft über die Penaten. Castor und Pollux, die Brüder der Helena, wie manche glauben, könnten es nicht sein, da die Laren schon vor dem troischen Kriege, während dessen die beiden Brüder noch lebten, verehrt worden wären. Die Penaten seien vielmehr — so viel sei von seiner Erklärung in diesem Zusammenhange angeführt — die Dämonen „*que nous disons estre gardiens et tutelaires de chaque chose, n'estant ville, pays, Republique, Royaume, ny mesme homme particulier, qui n'aye deux Daimons pour sa garde*". Den Grund, weswegen sie mit Hundefell bedeckt sind und warum ein Hund neben ihnen steht, gibt dann der Polet nach Plutarch-Amyot, *Demandes romaines*: „*Pourquoy est-ce qu'auprès des Lares que proprement ils appellent Præstites, ils mettent un chien et eux sont revestus de peaux de chiens?*"[24])

Im Anschlusse an die Unterhaltung über die Penaten gibt der in religiösen Dingen wohlbewanderte Polet seinem jungen Gaste Auskunft über das Wesen der Gottheit überhaupt.[25])

Nachdem er zunächst auseinandergesetzt hat, daß die Priester allerlei geheime Zeremonien für den Opferdienst erfunden und diese mit Hülfe von dunklen Fabeln erklärt hätten, in der Absicht das Volk im Ungewissen zu halten und dadurch enger an die Gottheit zu fesseln,

erläutert er, was Kaufleute aus Theben ihm während seines Aufenthaltes in Alexandria über die wahre Gottheit gelehrt haben. Sie haben ihm gesagt, daß die allgemein geglaubten Fabeln nicht wörtlich zu nehmen seien, *mais que comme il n'y avoit qu'un monde et qu'un ciel, il n'y avoit aussi qu'un Dieu, lequel ils nommoyent Cnephæos, qui signifie invisible.*

*Ce qui approchoit fort à ce que nos Philosophes Grecs relevoyent et cachoyent sous ceste distri-*

Plutarch-Amyot:

Etwa: „*Et usent les presbtres de marques et de mysteres aucuns plus obscurs autres plus clairs pour conduire nostre entendement à la cognoissance de la divinité (De Isis et d'Osiris* § 66).[26])

*Mais là ou tous les autres villes et peuples de l'Ægypte contribuent la quote qui leur est imposée pour faire protraire et peindre les animaux que l'on y honore, ceux qui habitent en la contree Thebaïde seuls entre tous n'y donnent rien, estimans que rien qui soit mortel ne peult estre Dieu, ains celuy seul qu'ils appellent Cnef, qui iamais ne nasquist ne iamais ne mourra* (Ebda § 21)

*Platon attribue eux Dieux Olympiques et celestes tout ce qui est dextre et non pair et tont*

[24]) *Œuvres de Plutarche* t. 21 p. 293 f.
[25]) S. 235 f.
[26]) t. 17, p. 313.

*bution de nombre pair et impair, donnans l'impair aux Dieux et le pair aux Daimons, voulans par cela monstrer que encor qu'il y eust plusieurs Dieux, il y en avoit toutefois un, qui restoit seul, c'est à dire commandant à tout . . .*

*Jceux disoyent que cet invisible iamais n'eut naissance et qu'aussi il ne prendroit iamais fin, qu'en iceluy estoit la providence souveraine, par laquelle il fait bien à tout ce qui est du monde et par laquelle il a ordonné divinement et prudemment toutes les choses divines.*

*De son ordonnance dependent les consequences des naissances et actions des choses humaines et mondaines, lesquelles procedantes de ceste Deité supresme, retiennent de leur origine un estre divin, qui a donné occasion à nos premiers Theologiens d'inventer la naissance des Dieux, c'est à dire des actions diverses de ceste grande Deité, constituans les uns plus grands et plus puissans que les autres . . . . . Et parce que ces actions et meslanges naturelles procedantes de l'ordonnance du seul Dieu souverain, s'acheminent avec un ordre certain et immuable on a à icelles adiugé une seconde providence, suyvant laquelle on pense iceux Dieux operer et icelle proceder d'eux . . .*

Die Menschen werden gelenkt und regiert von diesem höchsten Gott, aber durch Vermittlung, und zwar durch die in der Luft befindlichen Dämonen.

*Hesiode les nomme autrement Esprits vestus d'une substance aëree et les estime saincts, ayant la garde des humains.*

*Aiceux on attribue une tierce espece de providence, à cause de la charge qu'ils ont pour nostre conservation.*

*ce qui est senestre et pair aux Dæmons* (Ebda. § 24). An anderer Stelle wird auch eine ähnliche Anschauung der Pythagoräer von Plutarch mitgeteilt.

s. o.

*La providence doncques supreme et premiere est l'intelligence et volonté du premier et souverain Dieu, qui fait bien á tout ce qui est au monde, par laquelle toutes les choses divines en tout et partout ont esté tres bien et tres sagement ordonnez et disposees.*

*La seconde providence est celle des seconds Dieux qui vont par le Ciel, par laquelle les choses temporelles et mortelles s'engendrent et ordonneement et regleement et ce qui appartient à la conversation et continuation de chaque genre des choses. (De la fatale destinee* § 20).[27])

Der Gedanke, daß die übrigen Götter durch Geburt von dem einzigen, ewigen und unsterblichen Gott abstammen, findet sich nicht hier, sondern in dem Dialog ,,*Des Oracles qui ont cessé* § 27.[28])

Im 51. und 52. Kapitel der gleichen Schrift werden Verse Hesiods über die Natur der Dämonen wiedergegeben, die lauten:

*Esprits vestus de substance aërée*
*Allans par tout' la terre labourée.*

Und

*Saincts habitans dessus la terre tarde,*
*Pour des humains mortels avoir la garde.*

*La troisieme (providence) se peut vray-semblablement appeller la providence des Demons qui sont parmy la terre, ordonnez pour observer et regir les actions des hommes (De la fatale destinee* § 20).

[27]) t. 19 p. 372.
[28]) t. 17 p. 370.

Das Altertum hat außerdem noch Halbgötter angenommen, mehr aus Schmeichelei gegen die Großen, als weil es in Wirklichkeit welche gäbe . . .

. . . Anfangs war die Religion des Menschen nichts anderes als ein Verlangen nach Erkenntnis des höchsten Gottes, um ihn anzubeten und ihm für seine Wohltaten zu danken. Dieses Verlangen war damals der wahre und einzige Gottesdienst. *Depuis les naturalistes et Mythologiens couvrans leur philosophie naturelle tiree des consequences des choses creés et ordonneez premierement de Dieu, avec leurs fables, pour denoter à quel Dieu, ç'est à dire quelle action du Souverain ils vouloyent adresser leurs prieres, ils inventerent les sacrifices.*

Sodann nach längeren, nichts neues bringenden Ausführungen: *Pour montrer que ces Dieux et le grand Dieu n'est qu'un, on void . . en la ville de Says . . . une image de Pallas, sous laquelle sont escris ces mots: Je suis tout ce qui onques a esté, qui est et qui sera et aucun mortel n'a encore sçeu descouvrir mon voyle.*

Hesiod hat zuerst vier Arten vernünftiger Wesen unterschieden, die Götter, die Dämonen, die Halbgötter und die Menschen . . . (*Des oracles qui ont cessé* § 17.)

Wer in den ägyptischen Priesterorden aufgenommen wurde, dem wurden mitgeteilt *„les secrets de leur philosophie, qui couvroit plusieurs mysteres soubs le voile de fables et soubs des propos qui obscurement monstroient et donnoient à veoir à travers la verité . . .* (*De Isis et d'Osiris* § 7).

*En la ville de Sais l'image de Pallas, qu'ils estiment estre Isis, avoit une telle inscription: Je suis tout ce qui a esté, qui est et qui sera iamais, et n'y a encore eu homme mortel qui m'ait descouverte de mon voile* (Ebda. § 8).

Aus drei verschiedenen Schriften Plutarchs trägt sich Fumée die Ausführungen, die er dem Poleten über das Wesen der Gottheit in den Mund legt, zusammen. Er hält sich häufig genau an seine Vorlagen, aber seine genaue Kenntnis der Schriften des alten Philosophen erlaubt ihm auch, dann und wann mit eigenen Worten den Sinn von Plutarchs Lehre wiederzugeben.

Noch an einer anderen Stelle nimmt er Veranlassung, sich über göttliche Dinge, und zwar besonders über die Dämonen und das Verhältnis der Menschen zu ihnen zu äußern.[29])

Die durch Krankheit im Heiligtum des Jupiter Ammon zurückgehaltene, über die Trennung von ihrem Pherecides trauernde Melangenie tröstet eine der frommen Frauen. Sie finde ihren Schmerz begreiflich. Die Menschlichkeit in uns äußere sich auf diese Weise in solchen Herzen, die nicht kalt und hart wie Marmor seien. So sagt sie ihr, etwa nach ähnlichen Äußerungen Plutarchs in der Trostschrift an Apollonius. Dann führt sie die Dämonen ein. Die guten Dämonen seien auch solchen Leidenschaften unterworfen, wenn sie die Herrschaft über eine

[29]) S. 104 ff.

ihnen anvertraute, tugendhafte Seele, die sich vom Körper löse und in den Himmel eingehe, verlören. Denn wenn sie sich dieser inniggeliebten Seelen beraubt sähen, erhöben sie in der Luft ein Geheul, erregten Stürme und verfinsterten die Luft mit großen, dunklen Wolken. Manchmal auch klagten sie mit menschlichen Lauten und verkündeten mit schrecklicher Stimme den Tod einer großen Persönlichkeit, die sie in ihrem Schutze gehabt hätten.

Es scheint, als ob Fumée, indem er solches ausführt, Plutarch falsch verstanden hätte.

In seiner Schrift nämlich „*Des Oracles qui ont cessé*" führt Plutarch aus, es sei als sicher erwiesen, daß es neutrale und mittlere Naturen gebe, die, an die Grenzen des Göttlichen und Menschlichen rührend, seien „*subjectes aux passions mortelles*". Diese Naturen seien die Dämonen.[30] Soweit entlehnt Fumée richtig. Daß die guten Dämonen beim Tode der ihr anvertrauten Seele eines bedeutenden, tugendhaften Menschen Geschrei erheben, Sturm erregen und die Luft verdunkeln, sagt aber Plutarch nirgends. Dagegen spricht er in anderem Zusammenhang von solchem Treiben der Dämonen.[31] Nämlich da, wo er vom Tode des großen Pan spricht, um zu beweisen, daß auch die Dämonen sterblich seien. Er läßt einen der Interlocutoren desselben Dialogs nach Hörensagen berichten, wie einmal bei Windstille von der Insel Paxes aus eine laute Stimme dreimal den Namen des Steuermannes eines vorüberfahrenden Schiffes gerufen und ihm aufgetragen habe, an einem bestimmten Orte zu verkünden, der große Pan sei tot.

Der Steuermann, an der bezeichneten Stelle angekommen, führt seinen Auftrag aus. Kaum hat er die Worte gesprochen, da hört man einen großen Lärm wie von mehreren klagenden Stimmen. Die Nachricht von diesem merkwürdigen Vorfalle wird nach Rom gebracht. Der Kaiser Tiberius läßt nachforschen, wer dieser Pan sei, und die Gelehrten meinen, es müsse der Sohn der Penelope und des Merkur sein.

Ein anderer Teilnehmer erzählt sodann, daß in der Gegend der Bretagne mehrere öde Inseln seien, die man dort die Inseln der Dämonen und Halbgötter nenne. Er selbst sei im Auftrage des Kaisers hingegangen, um Erkundigungen über sie einzuziehen. Kurze Zeit nach seiner Ankunft habe sich das Wetter in erstaunlicher Weise getrübt und ein furchtbarer, von Donnern begleiteter Sturm habe sich erhoben. Nach Beendigung des Unwetters hätten ihm die Einwohner erklärt, einer von den Dämonen und Halbgöttern sei gestorben. Denn wie eine Lampe, wenn sie

[30]) § 19, t 17, p. 358.
[31]) § 26 u. 27.

ausgehe, üblen Geruch verbreite, so sei es auch mit den großen Seelen. So lange sie leuchteten, seien sie milde und lieblich, aber wenn sie auslöschten, dann erregten sie Gewitter und große Stürme und verpesteten wohl auch manchmal die Luft mit ansteckenden Krankheiten.

Es ist sehr wohl möglich, daß Fumée sich dieser Stelle erinnert, aber vergessen hat, daß es sich um den Tod von Dämonen handelt. Wahrscheinlich hat er auch nicht verstanden, wer der große Pan sei. Ihn hat er wohl für eine der großen Persönlichkeiten gehalten, von denen er spricht, und geglaubt, er sei eine von den Seelen, die unter dem Schutze der Dämonen ständen. Da auch Plutarch von Pan keine genaue Vorstellung hat, so wird sein Mißverständnis um so eher begreiflich.

Die fromme Frau hat deswegen die Dämonen erwähnt, weil sie diese der Melangenie als Beispiel vorstellen möchte. Die Dämonen sind zwar menschlichen Leidenschaften unterworfen, aber da sie zugleich am Göttlichen Teil haben, so sind ihre Leidenschaften nicht von langer Dauer. Ebenso sei der Mensch Körper und Geist, den Leidenschaften untertan und fähig, sich durch die Vernunft über sie zu erheben. An der Hand platonischer Gedanken vom Gefängnis des Körpers und dem geistigen Prinzip, dem wir entstammen, richtet die fromme Frau Melangenie in ihrer Betrübnis auf.

Es ist nicht ganz unmöglich, daß Fumée den Phaidon Platos selbst verwertet hat, engere Anlehnungen finden sich nicht. Wahrscheinlich hat er sich damit begnügt, aus Plutarchs Schrift „*De la vertu morale*"[32]) einige in Betracht kommende Stellen zu umschreiben.

Sicherlich nicht aus Plato, sondern ebenfalls aus Plutarch ist ihm geläufig der Mythus von Penia und Porus, den Plato im Symposion erzählt. In sehr geschickter Weise hat er ihn in die Handlung des Romans verwoben.[33]) Charide bedauert dem Poleten gegenüber, daß sie so unwissend sei und immer nur ja oder nein antworten könne. Sie vergleicht sich mit jener Penia „*l quelle de soy-mesme est tousiours indigente, ne pouvant rien donner de soy et appettant l'autruy pour se parer, pour s'embellir et pour s'enrichir.*" Und so möchte sie auch von ihm täglich lernen, um ihren groben Geist zu bilden. Der Polet, als guter Kenner aller mythologischen Dinge, bleibt in seiner Antwort im Bilde, wenn er entgegnet, da sie sich für Penia halte, so wolle sie also, daß er die Person des Porus spiele. Das aber

[32]) Œuvres de Plutarque t. 13. Zu S. 105a bei Fumée würden etwa passen die Worte: *L'office doncques de la raison active selon nature est d'oster et retrencher tous exces et toutes defectuositez aux passions*, und *elle imprime en la partie irraisonnable les vertus morales qui sont mediocritez entre le peu et le trop* (§ 10).

[33]) S. 257b f.

sei Sache des Theogenes. Und dann wird er höflich und galant. Zwar bedeute Penia das weibliche und Porus das männliche Element, aber man könne jedem von beiden den einen und den anderen Namen beilegen „*puisque Penia nous signifie la matiere indigente, rude et grossiere, et Porus nous denote abondance et richesse desirable et aymable à cause de sa plenitude et de sa perfection*". Diese arme und rauhe Materie könne man aber ebensogut dem Manne wie dem Weibe zusprechen; und vielleicht täusche er sich nicht, wenn er sie, Charide, eher für Porus als Penia halte, *n'estant Theogenes que ceste matiere sans forme, qui pour s'embellir a besoing de ce qui est exquis et abondant en vous.* Doch er will keinem Unrecht tun. Sie beide sind, glaubt er, Hermaphroditus. Sie beide sind arm und reich zugleich. Der Überfluß des einen hilft der Bedürftigkeit des anderen. Einer allein kann das Kind der Liebe, das der Vereinigung von Penia und Porus entspringt, nicht erzeugen, es müßte denn die falsche Liebe sein, die man Philautos nennt.

In „*De Iris et d'Osiris*" erzählt Plutarch nach Plato: „*Penia, c'est à dire pauvreté, desirant avoir des enfans, s'alla coucher au long de Porus, c'est à dire richesse, qui dormoit et que ayant esté engrossie de luy, elle enfanta amour...* Porus ist der gute, weise Vater; Penia, die Mutter, ist arm und bedürftig, *et qui pour son indigence appete autruy... car Porus n'est autre chose que le premier aimable, desirable, parfaict et n'ayant besoing de rien, et ... Penia la matiere qui de soy-mesme est tousiours indigente du bien...*"[34])

Kaum minder geschickt verwendet der Polet in seiner Unterhaltung mit Charide über ihre Liebe zu Theogenes eine andere Bemerkung, die Fumée bei Plutarch gefunden hat. Er versichert der Charide, daß sie beide mit gutem Grunde von Liebe zueinander ergriffen seien; denn sie seien doch kein Liebespaar nach Art der Stoiker, die, wie sie sagen, ihre Liebe nur häßlichen Personen zuwenden. Zwar behaupten sie dieses Paradox dadurch zu erklären, daß sie unter den Häßlichen die Lasterhaften verstehen, die man lieben müsse, um sie zu bessern und auf den Weg der Tugend zurückzuführen, und daß die Liebe nach vollbrachter Besserung sich von diesen ab- und anderen, mit demselben Übel Behafteten, zuwenden müsse, um bei ihnen die gleiche Tätigkeit auszuüben; aber die Liebe, die zwischen euch Beiden wohnt, so schließt der Polet, hat es nicht nötig, einen von euch vom Laster zur Tugend zu bekehren.[35])

Zweimal spricht Plutarch von dieser Meinung der Stoiker. In den „*Propos estranges des Stoiques*" und in „*Des communes conceptions contre les Stoiques*". An der letzteren Stelle, die

[34]) Œuvres de Plutarque t. 17. p. 302 (§ 56).
[35]) S. 254a f.

ihrem Wortlaut nach den Ausführungen des Poleten am nächsten steht, heißt es: *„Ils disent que les ieunes gens sont laids estans vicieux et fols, et que les sages seuls sont beaux et que de ces beaux là, nul iamais n'a esté aimé ny digne d'estre aimé. Et cela n'est pas encore le plus estrange, mais ils disent que ceulx qui sont aimez pour ce qu'ils sont laids, cessent d'estre aimez quand ils sont devenus beaux.*"[36]) Wie der Polet, bezeichnet auch Plutarch in seiner Polemik die Ansichten der Stoiker mehrere Male als paradoxal.

Man wird sich vielleicht schon gefragt haben, was für eine Persönlichkeit denn dieser Polet, der so gut in der Theologie und Philosophie der Alten Bescheid weiß, eigentlich ist. Auf sehr ungezwungene Weise erhalten wir im Roman selbst Auskunft über ihn.[37])

Charide hat die erste Nacht sehr gut in seinem Hause geschlafen, erwacht erst, als es heller Tag geworden ist und findet, als sie ihr Zimmer verlassen hat, den Gastherrn nicht mehr daheim. Auf ihr Befragen teilt einer seiner Diener ihr mit, es sei am frühen Morgen ein Schiff in den Hafen eingelaufen, und mehrere Kaufleute der Stadt hätten seinen Herrn geholt, um nachzusehen, welche Waren das Schiff führe. Charide gibt der Meinung Ausdruck, der Herr Polet sei wohl einer der reichsten Kaufleute der Stadt. Doch der Diener belehrt sie, daß sein Herr nicht Polet heiße und auch kein Kaufmann sei. Er übe vielmehr das Amt aus, die Waren der ankommenden Schiffe auf ihre Güte und Echtheit hin zu prüfen und den Verkaufspreis zu bestimmen. Eine besondere Vergütung für seine Tätigkeit erhalte er nicht, er beziehe nur das Einkommen, das ihm als Mitglied der Stadtverwaltung zukomme. Er gibt sodann ausführlich an, wie die Stadt dazu gekommen sei, dieses Amt einzurichten. Seine Angaben stimmen genau überein mit denen, die Plutarch in den „*Demandes des choses grecques*" über diesen Gegenstand macht.[38])

Außer der Beschreibung des Triumphzuges und neben den längeren Reden und Gesprächen über moralische, philosophische und religiöse Gegenstände, entlehnt Fumée den Werken Plutarchs noch eine große Menge mannigfacher Nachrichten und verarbeitet sie in seinem Roman. Sie alle anzugeben würde zu weit führen, aber je mehr wir von ihnen in der Art ihrer Verwendung kennen lernen, ein um so getreueres Bild von der Zusammensetzung des Romans können wir uns bilden.

[36]) t. 20 p. 381 (§ 33).
[37]) S. 242a f.
[38]) *Qu'est-ce que les Epidamniens qui sont ceux de la ville de Duras appellent Poletes, c'est à dire le vendeur.* T. 21, p. 379.

Als Octavius seinen Triumphzug zu Wasser gefeiert hat,[39] begibt er sich nach einem dem Jupiter dargebrachten Opfer, von einigen Freunden begleitet, in sein Haus. Nach dem Bade beginnt das Mahl, während dessen man nur von dem Kriege gegen Perseus spricht. Hinter Octavius steht ein Sklave, „*qui avec sornettes ne le faisoit que brocquarder, le piquant souvent avec parolles aigres et qui eussent esté insupportables à autres personnes.*“ Octavius jedoch läßt sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Das Verhalten des Sklaven entspricht einem alten Brauch „*ainsi ordonné d'ancienneté pour cognoistre la grace, la constance et la temperance que doit avoir celuy qui par ses vertus belliqueuses obtient ce bel honneur de triomphe.*“

Fumée scheint diesen Zug aus einer Angabe Plutarchs im Leben des Paulus Aemilius entlehnt zu haben. Plutarch erzählt, daß dem Triumphwagen des Feldherrn seine Soldaten folgten, die Siegeslieder sangen, *meslans parmy quelques brocardes et traicts de risee sur leur capitaine.*[40]) Was Plutarch vom Triumphzug erzählt, hätte also Fumée mit einiger Veränderung und moralisierender Nutzanwendung auf das Gastmahl übertragen.

Nach Beendigung der Mahlzeit erfolgt die Spende an die Götter, jeder der Teilnehmer setzt sich einen Blumenkranz aufs Haupt, und alle stimmen ein Lied zu Ehren des Bacchus an. Dann singt ein jeder in Nachahmung griechischer Sitte ein Lied zum Preise einer anderen Gottheit, wobei ein in bestimmter Ordnung von Hand zu Hand wandernder Myrtenzweig die Reihenfolge bestimmt. Wer zur Leier spielen kann, übt seine Kunst. Zum Schluß läßt Octavius persische Leierspielerinnen und -Sängerinnen auftreten, deren Spiel und Gesang die Gäste mit Entzücken anhören. In später Nacht kehren die Geladenen, mit Fackeln versehen, nach Hause zurück.

Noch ein zweites Gastmahl des Octavius führt uns Fumée vor. Genau gibt er die Lage der Personen auf kleinen Betten um den Tisch herum an und erwähnt sodann, daß die tafelnden Senatoren mit Absicht nicht von Politik gesprochen hätten. Sie hielten es für schwierig, nachdem man Blut und Gehirn durch eine größere Menge Wein, als man gewöhnlich trinke, erhitzt habe, sich so zu beherrschen, daß man nicht frei seine Meinung heraussage. Eine solche Offenheit sei sehr gefährlich, da man vor Sklaven spreche, vor denen man sich wegen ihrer treulosen Natur stets hüten müsse.[41])

Ohne Zweifel hat Fumée die Diskussion gekannt, die in den Tischgesprächen Plutarchs sich an die Frage anknüpft: *S'ils faisoient bien de consulter à table.*[42]) Im Gegensatz zu Fumée

[39]) S. 24a.
[40]) t. 3 p. 73.
[41]) S. 147a.
[42]) t. 18 p. 362.

entwickelt dort einer der Sprechenden mit großer Beredsamkeit die Auffassung, gerade bei der Behandlung von Staatsangelegenheiten solle man nicht den Wein verschmähen, der den Geist kräftiger mache, der den Freimut verleihe, die Wahrheit zu sagen, und der die Falten der Seele entfalte. Die bedächtige Natur Fumées vermochte sich, wie es scheint, zu solcher Weinbegeisterung nicht aufzuschwingen.

Den Gastgeber Cn. Octavius bringt er an anderer Stelle mit einer anderen Überlieferung Plutarchs in hübsche Verbindung. Nach einem Besuch bei Charide, bei dem er sie seiner wohlwollenden Sorge versichert hat, verabschiedet Octavius sich von ihr mit einem Kusse. Da er merkt, daß das junge Mädchen über diese Zärtlichkeit etwas betroffen ist, so beruhigt er sie. Er wisse wohl, daß in ihrem Lande bei ehrsamen Leuten der Kuß nicht erlaubt sei, und er verstehe wohl, warum sie einen Schritt zurückgewichen sei, aber er habe ihr diesen Kuß nach römischer Sitte gegeben. Und diese Sitte hätten die Römer von den troischen Frauen übernommen, welche ihre Gatten und Kinder aufs engste umarmt und geküßt hätten, als diese herbeigeeilt wären, um den Brand der Schiffe zu löschen, den sie, die Frauen, angelegt hätten, weil sie es müde geworden wären, noch länger auf dem Meere umherzuirren. Ebenso habe er sie, wie ein Vater seine Tochter, geküßt, um ihren Kummer zu besänftigen.[43])

Diese Anekdote von den Trojanerinnen hat Fumée bei Plutarch gefunden und zwar in „*Les vertueux faicts des femmes (Des Dames troiennes)*.[44])

Einige abergläubische Vorstellungen, die während der Handlung zutage treten, sind auf Plutarch zurückzuführen.

Das Schiff, auf dem Melangenie und Pherecides sich befinden, ist in einen schweren Sturm geraten. Nach vielen Stunden der Gefahr erscheinen auf dem Maste zwei Sterne, Castor und Pollux, die durch ihren Glanz anzeigen, daß die Gebete der Gefährdeten erhört sind. Laute Freudenrufe erschallen; denn nun hat man die Gewißheit, dem Unwetter entronnen zu sein.[45]) Fumée wird diesen Glauben an die Göttlichkeit des S. Elmsfeuers aus der Schrift „*Des Oracles qui ont cessé*"[46]) kennen gelernt haben.

Charide hat einen schlimmen Traum gehabt, der sie um Theogenes und das Glück ihrer Liebe zittern läßt. Nicosie, die Gattin ihres Vormunds, sucht sie zu beruhigen und doch zugleich auch auf die traurige Nachricht von der Gefangennahme des

[43]) S. 32a.
[44]) t. 16 p. 139.
[45]) S. 76a.
[46]) § 41 t. 17 p. 389.

Theogenes vorzubereiten. So gibt sie denn zu, daß man der Jahreszeit nach allerdings dem Traume vielleicht trauen könnte; wäre man im Herbste, so wäre es anders, da seien die Träume ohne weissagende Kraft, im Frühling und Sommer dagegen enthielten sie wohl Wahrheit.[47]) Der Grund, weswegen man die Träume im Herbste nicht zu fürchten brauche, ist nach Plutarchs Tischgesprächen angegeben.[48])

Eine auf abergläubischen Vorstellungen beruhende symbolische Opferhandlung wird bei der Vermählung der Melangenie und des Pherecides erzählt. Der Priester öffnet den Leib des geopferten Tieres, holt die Galle heraus und wirft sie neben den Altar, *voulant signifier par là qu'entre deux conioincts par mariage ne doit demeurer aucune rancune et que la foy et fidelité qu'ils se promettent l'un à l'autre sur l'autel, ne doit estre pleine que de douceur.*[49]) Diese Handlungsweise des Priesters und ihre Bedeutung kannte Fumée aus Plutarchs Schrift „*Les preceptes de mariage*". „*Ceulx qui sacrifient à Juno conjugale ou nuptiale n'offrent pas le fiel avec le demourant de la beste immolée, ains le tirent dehors et le iettent auprés de l'autel, par laquelle cerimonie celuy qui l'a premierement instituée a voulu donner á entendre qu'en mariage il n'y doit point avoir de fiel, c'est à dire amertune de cholere ny de courroux quelconque.*"[50])

Alle bisher behandelten Beispiele stimmen darin überein, daß die vorgenommenen Entlehnungen zu festen Bestandteilen der Handlung, d. h. zu unmittelbar durch Beschreibung, Ereignis, Rede oder Gespräch die Erzählung fördernden Situationen geworden sind. Neben solchen Fällen gibt es nun andere, in denen die Entlehnung lediglich als Belehrung wiedergegeben, keine innerliche Verknüpfung mit der Handlung eingegangen ist, sondern sich nur als rein äußerlicher Aufputz gibt, der im Gefüge der Begebenheiten gänzlich zu entbehren wäre. Sie zeugen nur von der Belesenheit des Verfassers.

So besucht z. B. Charide in der Stadt Epidamnus den Tempel der Venus. Dieser Besuch ist ein Stück der Handlung, wenn auch nur ein recht geringfügiges. Fumée erzählt nun — und das ist an sich ganz überflüssig — daß dieser Tempel von Ulisses zum Andenken an seine Mutter Anticlia gebaut worden sei. Anticlia, so heißt es, rettete sich vor den Nachstellungen des Sisyphus in eine kleine Kapelle. Um sie dem Verfolger zu entziehen, schickten ihre Eltern sie nach Böotien, wo Laertes sie heiratete. Ulisses, der in der Stadt Alalcomenion geboren wurde, nannte

[47]) S. 285b.
[48]) 8. Buch, t. 18 p. 433.
[49]) S. 372a.
[50]) t. 15 p. 16.

später eine Stadt auf Ithaca nach dieser Stadt Alalcomene und ließ an Stelle der Kapelle in Epidamnus einen Tempel errichten.[51]) So führt Fumée aus, indem er eine Legende, die Plutarch in den *Demandes grecques*[52]) erzählt, ein wenig umwandelt und die Gründung des Tempels hinzuerfindet.

Ein anderes Beispiel dieser Art. In den Hafen von Epidamnus läuft ein Schiff ein, in welchem man nur Tote, zwei Schwerverwundete und ein paar große Hunde findet. Eine Erklärung der Vorgänge, die zu diesem Zustand des Schiffes und seiner Bemannung geführt haben, weiß man einstweilen nicht zu finden. Auf der Brust des einen Verwundeten findet man ein Geheimschreiben, wie es die Lacedämonier bei geheimen Botschaften verwenden.[53]) Diese Art geheime Mitteilung *(scytale)*, wie sie Fumée beschreibt, fand er ausführlich erläutert in Plutarchs Beschreibung des Lebens des Lysander.[54])

Pherecides und Melangenie landen im Hafen von Dictinna auf Kreta. In der Stadt befindet sich ein der Göttin Dictynna geweihter Tempel. Melangenie fragt ihre Wirtin, wer diese Göttin sei, und erhält zur Antwort, es sei Diana; der Beiname komme von dem Worte *Dictyon, qui signifie rets et proprement toiles avec lesquelles on chasse aux grosses bestes, à cause qu'icelle a esté inventrice de tels instruments et engins.*[55]) Fumée entnimmt diese Belehrung mit einer leichten Änderung aus Plutarch: „*Aussi l'appelle l'on... Dictynna, c'est à dire aimant les filets à cause de la chasse de la mer.*“[56])

Bei ihrem Aufenthalt in Argos erzählt man den Reisenden allerlei auf die Stadt bezügliche Sagen. So erzählt man ihnen von den Aenaniern, die ihren König Onocleus töteten und dann durch List das Land der Jnachier gewannen[57]) nach Plutarchs „*Demandes grecques*“;[58]) sowie von dem verräterischen Überfall des Cleomenes, des Königs von Sparta, seiner Zurückweisung durch die schnell herbeigeeilten Frauen von Argos und seinem aus Wut und Scham erfolgten Selbstmord[59]) nach einer Erzählung Plutarchs in den „*Apophtegmes des Lacedæmoniens*“.[60])

Abseits der eigentlichen Handlung, als episodische Einfügung, steht die Erzählung einer Höllenvision, die Melangenie erzählt.[61])

[51]) S. 243b.
[52]) t. 21 p. 393.
[53]) S. 250.
[54]) *Les Vies des hommes illustres* t. 4 p. 353.
[55]) S. 63a.
[56]) t. 20 p. 99.
[57]) S. 376a f.
[58]) t. 21 p. 377 u. 364.
[59]) S. 378b.
[60]) t. 16 p. 61.
[61]) S. 158b.

Ein vom König von Aethiopien unschuldig eingekerkerter „*gentilhomme de sa cour*“ wird von Merkur in die Hölle geführt, die ihm ihre Wunder und Greuel und die Strafen der Verdammten offenbart. Er kommt mit einer guten Lehre für den König zurück, der, unterrichtet von der Vision, nach dem Heiligtum des Jupiter Ammon schickt, um zu erfahren, was er tun soll. Fumée ist wahrscheinlich zu seiner Vision angeregt worden durch eine ähnliche Vision, die in der Schrift „*Pourquoy la iustice divine differe la punition*“[62]) enthalten ist. Plutarch erzählt da von einem gewissen Thespesius, der scheintot ist und dessen Seele in die Hölle geführt wird, wo sie, durch das Anschauen der Strafen der Verdammten bewogen, den Entschluß zur Besserung faßt. In den Einzelheiten weicht Fumées Erzählung erheblich von der Plutarchs ab, er schmückt sie mit seinen Kenntnissen von der antiken Unterwelt. Der Schluß der beiden Erzählungen weist eine gewisse Übereinstimmung in Einzelheiten auf.

## Herodot.

Nicht moralische und philosophische oder tiefer eindringende religiöse Belehrungen holt sich Fumée aus dem Werke des „*prince et premier des historiographes grecz*“. Entsprechend dem Charakter der neun Bücher des Geschichtenerzählers entlehnt er ihm allerlei Anspielungen auf historische und legendarische Ereignisse und Anekdoten, religiöse Sagen, Sitten und Gebräuche, Merkwürdigkeiten, Beschreibungen von Tempeln und Kunstwerken.

Seltener wie bei den Entlehnungen aus Plutarch werden die durch Herodot gewonnenen Anregungen zu selbständigen Szenen und Situationen der Erzählung, wie etwa im folgenden Fall: Die kleine Melangenie wächst, wie sie selbst erzählt, auf dem Lande, in der Familie eines Gärtners heran. Solange sie noch jung ist, in kindlichen Spielen. Eine Zeit lang hat sie Umgang nur mit Schafen und Hämmeln. Manchmal vergnügt sie sich damit, die langen Ohren der Schafe, die herabhängen, wie die von großen Spürhunden, zu kämmen. Manchmal vertreibt sie sich die Zeit damit, einen kleinen Wagen zu bauen, um auf ihn die 25 bis 30 Pfund schweren Schwänze der Hämmel zu legen, welche Kaufleute aus Ägypten mitgebracht und ihrem Onkel zum Geschenk gemacht haben.[63]) Diese Geschichte von den Hämmeln ist oft von alten und neueren Schriftstellern wiederholt worden; Fumée hat sie jedenfalls bei Herodot gelesen, der $III_{113}$ erzählt, daß es in Arabien zwei Arten von merkwürdigen Hämmeln gebe, *les uns ont les queües longues de trois coudees,*

[62]) t. 16 p. 349 ff.
[63]) S. 45b.

*lesquelles si on laisse trainer, elles s'escorchent en batant par terre. Mais auiourd'huy chescun berger est devenu charron. Ilz font petitz chariots qu'ils pendent aux queües desdits moutons et dedans mettent et lient les queües*[64].)

In Kapitel 60 des zweiten Buches schildert Herodot die Reise von ägyptischen Wallfahrern nach Bubastis zum Feste der Diana. „*Hommes et femmes s'embarquent ensemble et grand nombre tant d'un sexe que de l'autre se trouve en mesme barque; les aucunes des femmes batent les sonnettes et les hommes sonnent de la fluste et du fiffre, autres chantent et batent les mains. Approchans de ville, prennent terre et là aucunes des femmes font ce que i'ay dit et les autres crient apres celles de la ville, leurs disans mil iniures; les autres dansent et autres taschent à les retirer dans le bateau. Autant en font ilz par toutes les villes qui sont sur le bord de la riviere. Ce faisant ceste allée en Bubastis, ilz y meinent grand nombre de bestial pour sacrifier et celebrer la feste, en laquelle plus est despendu de vin qu'il n'est au reste de toute l'annee...*

Fumée läßt Melangenie eine Reise von Memphis nach Bubastis unternehmen und als ihr eigenes Erlebnis erzählen, was Herodot von der merkwürdigen Wallfahrt berichtet.[65]) *Ceste riviere dite Bubastique estoit quasi couverte de basteaux pleins de personnes qui descendoyent à ceste feste par devotion, hommes et femmes estans meslez ensemble.* In dem Boot aber, in dem sie selbst gefahren ist, waren aus Achtung für ihre Person keine Männer, so will es der sittsame Charakter des Romans. *On n'oyoit sur l'eau que chansons, chaque bastelée s'efforçant de s'esclatter le plus qu'il leur estoit possible. Avec les chants les femmes tenans en main une couronne de sonnettes avec un petit baston les sonnoyent de l'autre main, leur donnant un ton artificiel correspondant aux flustes et fiffres, desquels les hommes ioüoyent pendant qu'autres se battoyent les mains avec certaines mesures venans à la cadence des autres. Par ce moyen il se fait un tel charivari et un tel tintamarre que l'on n'oyroit Jupiter tonner...*

Mit gutem Erfolge verarbeitet Fumée den Bericht Herodots, hier und da ein paar stärkere Akzente aufsetzend, zu einer sehr ansprechenden Schilderung lebhaft bewegter, z. T. derb-komisch wirkender Szenen.

Nicht immer gestaltet er seine Quellen in so glücklicher Weise aus zu einem selbständigen, reizvollen Bilde, wie die beiden angeführten Beispiele es zeigen. Häufig begnügt er sich damit, durch eine dem alten Historiker entnommene Anspielung auf historische Ereignisse oder Anekdoten die Erzählung zu würzen. Wenn z. B. Melangenie erzählt, daß der König der Nasamonen

---

[64]) Herodot ist zitiert nach der Übersetzung von Pierre Saliat, die Fumée wahrscheinlich benutzt hat. Benutzt habe ich die Ausgabe von 1556 in fol.

[65]) S. 183b f.

einen Traum gehabt habe, der Trockenheit bedeute, so weiß sie zu sagen, daß er sich an das Schicksal der Psyllen erinnert habe, die durch einen vom Südwind aufgewirbelten Sandsturm bis auf den letzten Mann verschüttet worden seien. Darum sei er ängstlich geworden und habe eine Gesandschaft zum Heiligtum des Jupiter Ammon geschickt.[66]) Fumée konnte eine solche Erinnerung in dem König erwecken, weil er selbst sich an Herodot IV, 173 erinnert, wo der Untergang der Scyllen berichtet wird.

Ebenso, wenn er die Priester des Heiligtums auf göttlichen Schutz vertrauen und ihr Vertrauen mit dem Hinweis auf die Vernichtung des von Cambyses gegen sie ausgesandten Heeres ebenfalls durch einen Sandsturm begründen läßt,[67]) schöpft er aus Herodot, und zwar aus dem 25. und 26. Kapitel des dritten Buches.

Als Charide den bereits erwähnten, trübe Ahnungen in ihr erweckenden Traum gehabt hat und ihre Freundin sie vor schlimmer Ausdeutung zu behüten sucht, hält sie ihr auch das Beispiel des Cambyses vor, der auf Grund eines Traumgesichtes seinen Bruder ermorden ließ und seine Voreiligkeit später bitter bereute.[68]) Herodot erzählt Traum, Mord und Reue in Buch III, Kapitel 64 u. 65.

Solche kurze, ungezwungen in die Rede sich einfügende Anspielungen machen durchaus nicht den Eindruck gelehrten Aufputzes. Sie sind da, wo sie fallen, ganz an ihrem Platze und verleihen dem Stil der Erzählung Leben und Anschaulichkeit.

So bilden auch, abgesehen von der ganz äußerlich aufgepropften Beschreibung des Jupiter Ammon-Tempels, die in die Erzählung eingestreuten Beschreibungen von Kunstwerken eine glückliche Bereicherung des Stils.

Es ist ausschließlich die für alles Schöne begeisterte Melangenie welche ihrer jungen Freundin von den Werken der Kunst, die sie auf ihren Irrfahrten kennen gelernt hat, berichtet. Ihre Schilderungen beruhen häufig auf Angaben Herodots. So geht die Beschreibung des Tempels der Diana in Bubastis auf Buch II, Kapitel 138 zurück. Melangenies Schilderung entspricht ziemlich genau der Herodots. Sie schließt sehr hübsch ab mit der frei erfundenen Bemerkung: „*Comme nous faisions nos prieres en ce temple, nous n'oyions autre bruit qu'un beslement de brebis et un muglement de bœufs et autres bestes, lesquelles on sacrifioit ça et là tout autour du circuit du temple.*“[69]) Das Bestreben dem Augenblick eine gewisse Realität zu verleihen, zeigt sich in dieser Hinzufügung.

In verschiedenen Kapiteln des zweiten Buches gibt Herodot Auskunft über den Tempel des Vulcan in Memphis; über Kunst-

[66]) S. 92a.
[67]) S. 96b.
[68]) S. 285b.
[69]) S. 187a.

werke, die in und außer ihm zu sehen sind. Fumée, der Melangenie nach Memphis gelangen läßt, nimmt die kurzen Angaben Herodots zum Ausgangspunkt für eingehende, selbständige Beschreibungen. So fand er z. B. in Kapitel 176 folgenden Hinweis: „*Amasis... mit à Memphis devant le temple de Vulcan un colosse gisant à l'envers, long de soixante et quinze piedz. Plus en ce mesme plan feit dresser deux colosses aux deux costez de ce gisant, faits de mesme pierre et portant chescun vingt piedz de haut.*"

Melangenies Beschreibung lautet: „*A l'arrivay... ie fus fort espouvantee voyant un grand Colosse estendu devant le temple ayant la face et le devant du corps contre terre, long de soixante et quinze pieds et ayant à chacun de ses costez un autre colosse debout haut de vingt pieds. Celuy qui estoit couché, estoit taillé comme tout nud ayant les cheveux longs iusques sur les espaules. L'autre qui estoit à son costé dextre, avoit sur soy la semblance d'une peau de Lyon, qui en escharpe luy descendoit d'une espaule sur les parties honteuses, tenant en l'un de ses poings une grosse et lourde masse faicte de mesme estoffe et avoit les cheveux fort crespus. Tout son corps au reste sembloit nud, ayant un pied et la iambe advancez comme pour marcher. Ce que ie croy l'ouvrier avoir fait pour donner meilleur empattement à ce lourd fardeau. Le tiers, qui estoit à gauche, sembloit borgne d'un œil et estoit ceint d'une large bande rapetassee, comme il sembloit, de plusieurs peaux de chevre, laquelle luy couvroit devant et derriere les parties secrettes, et avoit les cheveux non crespus et toutefois assez courts, mais brouillez et entremeslez l'un parmy l'autre. Il avoit les deux pieds ensemble sinon l'un qui avoit le talon eslevé contre mont, se portant de ceste iambe seulement sur les orteils et tenoit en sa main une grande et grosse perche, qui le surpassoit de quatre ou cinq pieds et le gros bout s'advançant d'environ six pieds sur terre servoit d'appuy à ce geant et comme d'arc-boutant pour soustenir ceste masse.*" Sodann folgen noch Bemerkungen über die Kunst der Künstler, die es verstanden haben, bei der Anfertigung dieser Kolossalfiguren die richtigen Verhältnisse zu wahren und auch die Gesetze der Perspektive zu beobachten.[70]) Bei der Beschreibung scheinen Fumée wohl irgendwelche Statuen oder Bilder vorgeschwebt zu haben, wie es sicherlich der Fall war bei seiner ausführlichen Beschreibung eines Standbildes der Ceres, das Herodot im 121. Kapitel kurz erwähnt.

Diese Statue, so lautet der Text Fumées, „*porte la semblance d'une femme enceinte representant la Deesse Ceres comme il semble, parce qu'elle tient en sa main un gluis de bled, et en l'autre elle porte un rameau de iuiubes et sur sa teste une couronne faicte de plusieurs fruicts pendans à leurs reinceaux. Elle est vestue d'une cotte, qui semble si legiere, et les plis si proprement et dextrement*

[70]) S. 179b f.

*vuidez qu'iceux n'empeschent point qu'on ne voye la grosseur, la longueur et proportion des iambes et des bras, estant la subtilité de l'ouvrier si delicate que l'on iugeroit les membres estre veritablement couverts d'une vraye cotte de lin clair et legier. Elle a les cheveux longs pendans sur les reins et les deux mammelles rondes et enflees.*“[71])

Wie bei den aus Plutarch entlehnten Beispielen haben wir auch unter den Entlehnungen, die Fumée Herodot zu verdanken hat, eine Reihe von solchen, die in rein äußerlicher Weise als belehrende Mitteilungen Verwendung finden.

Einmal ist in einem solchen Falle wenigstens der Ansatz zu gesprächsmäßiger Behandlung gemacht und so der Belehrung eine etwas lebendigere Augenblickswirkung gesichert worden.[72])

Herodot berichtet in II, 54 zwei über den Ursprung des Orakels von Dodona bestehende Legenden. Nach der einen Sage, die von den Priestern des thebischen Zeus verbreitet werde, hätten die Phönizier einst zwei heilige Frauen aus Theben entführt und die eine den Afrikanern, die andere den Griechen verkauft, und diese Frauen seien die ersten gewesen, welche bei diesen Völkern Orakel eingerichtet hätten. Die weissagenden Priesterinnen von Dodona behaupten demgegenüber, es seien aus dem ägyptischen Theben zwei schwarze Tauben entflogen, von denen die eine nach Afrika, die andere zu ihnen gekommen wäre. Die eine habe von einer Buche herab ihnen mit menschlicher Stimme verkündet, es solle an dieser Stelle ein Orakel des Jupiter eingerichtet werden, und die andere habe in gleicher Weise das Orakel des Jupiter Ammon begründet.

Fumée verwendet diese Nachricht, indem er von Melangenie die erste Fassung der Legende vortragen und von Charide die zweite hinzufügen läßt. Sodann spinnt er die Unterhaltung weiter, indem Melangenie eine dritte, von den Priestern des Ammontempels für wahr gehaltene Version über den Ursprung ihres Heiligtums anschließt. Eine Nachricht über die Gründung dieses Tempels fand er bei Herodot (II, 42). Er verwendet sie jedoch nicht, sondern gibt eine andere Legende wieder, von der ich nicht weiß, woher er sie hat.

Gelegentlich löst irgend ein Erlebnis, der Besuch eines Tempels etwa, die Belehrung aus. So hat Melangenie von einer frommen Frau im Tempel der Diana Dictynna den Grund für die Feier einer in ihm von den Samiern abgehaltenen religiösen Zeremonie erfahren. Was sie gehört hat, erzählt sie der Charide:[73]) Periander von Korinth wollte sich an den Einwohnern von Corcyra rächen, die seinen Sohn Lycophron getötet hatten, weil Periander ihm die Herrschaft über Korinth abgeben und sich selbst nach Corcyra zurückziehen wollte. Die Corcyraer aber mochten den

[71]) S. 181a f.
[72]) S. 151.
[73]) S. 64b ff.

Periander, dessen Grausamkeit sie fürchteten, nicht in ihrer Stadt haben und töteten seinen Sohn, damit er gezwungen sei, in Korinth zu bleiben. Um sich zu rächen, ließ Periander dreihundert Söhne der vornehmsten Familien von Corcyra ergreifen und sie nach Sardes schicken, wo sie kastriert werden sollten. Als die korinthischen Schiffe in Samos anlegten, erfuhren die Samier das den Knaben bevorstehende Schicksal und rieten diesen, sich in den Tempel der Diana zu flüchten. Die Korinther belagerten den Tempel, um die Entflohenen auszuhungern. Da veranstalteten die Samier festliche Reigen, bei denen sie den Eingeschlossenen heimlich Lebensmittel zuführten. Schließlich fuhren die Korinther unverrichteter Dinge ab. Die Samier aber feiern bis auf den heutigen Tag die damals eingerichtete religiöse Zeremonie. So erzählt Herodot in den Kapiteln 48—53 des 3. Buches und nach ihm Fumée in seinem Roman.

Anlehnend an diese Sage erzählt Melangenie von der Auflehnung der Samier gegen ihren Tyrannen Polycrates und zwar mit unbedeutenden Abweichungen nach dem in den Kapiteln 44, 45, 54, 57—59 des dritten Buches verstreuten Bericht Herodots.

Bei Herodot konnte Fumée auch von jener wunderbaren Sonnenquelle lesen, die im Heiligtum des Jupiter Ammon entspringt, des Morgens lauwarm ist, dann im Laufe des Morgens sich abkühlt, bis sie des Mittags am kältesten ist, um dann wieder an Wärme zuzunehmen, derart, daß sie um Mitternacht ins Kochen gerät. Herodot gibt Kunde von dieser merkwürdigen Quelle, von der auch noch andere Historiker und Geographen zu berichten wissen, im 181. Kapitel des 4. Buches. Melangenie unterrichtet Charide von diesem Wunder und gleich darauf von der Einrichtung des „Sonnentisches" im Lande der Äthiopier nach Herodot III, 18.[74])

Herodot ist es schließlich gewesen, der unserem Autor eine Reihe von Angaben über Sitten, Gebräuche und Merkwürdigkeiten bei den Scythen geliefert hat. Charide und Theogenes werden zu diesem Volke verschlagen, und es ist nur begreiflich, wenn Fumée gewissermaßen als Milieuschilderung allerlei Züge aus ihrem Leben beibringt. Nicht alle Angaben, die er über sie macht, kann ich quellenmäßig belegen. Aus Herodot entlehnt er: ihre Abneigung gegen fremde Sitten, bezeugt auch durch die Ermordung des Anarchasis, der nach seiner Rückkehr aus Griechenland griechisches Wesen bei ihnen einführen wollte, nach IV, 76. Die Namen einiger ihrer Götter nach IV, 59. Ihre Marsopfer nach IV, 62. Den im ganzen Jahre gleichmäßigen Wasserstand ihrer Flüsse nach IV, 50. Die Zeremonien beim Begräbnis ihrer Könige nach IV, 71.[75])

---

[74]) S. 169a.

[75]) Alle diese Angaben auf den Seiten 309—320 f.

## Livius.

Alle im Roman erzählten Begebenheiten, die sich auf den Krieg der Römer gegen Perseus von Macedonien beziehen, mit Ausnahme der dem Plutarch entlehnten Beschreibung des Triumphzuges des Paulus Æmilius, entnimmt Fumée dem Geschichtswerke des Livius.

Auf Buch 44, Kapitel 46 stützt er sich, wenn er Cn. Octavius die Stadt Meliböa erobern und plündern läßt.

Für die Beschreibung des Triumphzuges, den Cn. Octavius zu Schiff hielt, verwendet er aus 45, 42 die Stellen: „Cn. Octavius Calendis Decembribus de rege Perseo navalem triumphum egit", und „Naves regiæ captæ de Macedonibus, invisitatæ ante magnitudinis, in campo Martio subductæ sunt". Aus Kapitel 35 zieht er außerdem noch die Stelle heran: „Paulus ipse post dies paucos regia nave ingentis magnitudinis, quam XVI versus remorum agebant, ornata Macedoni is spoliis non insignium tantum armorum, sed etiam regiorum textilium, adverso Tiberi ad urbem est subvectus, conpletis ripis obviam effusa multitudine."

Aus diesen kurzen Angaben macht er die ausführliche Beschreibung eines prächtigen Schauspiels.[76]) Mit dem Sonnenaufgang sieht man das Volk längs der Tiberufer, *ayans tous les yeux tournez vers le couchant, tellement que la splendeur du Soleil ne leur donnant en veue, ils avoyent la commodité plus grande de voir à leur ayse la magnificence des vaisseaux.*

Zuerst kommen die römischen Zwei- und Dreiruderer mit geschwellten Segeln; denn der Zephirwind war dem Triumphe sehr günstig. Die Waffen der auf den Schiffen in Reih und Glied aufgestellten Soldaten strahlen in wunderbarem Glanze, von den Sonnenstrahlen, die auf sie fallen. Unaufhörlich ertönen Fanfarenklänge. Die römische Jugend, die noch nie eine solche Veranstaltung gesehen hatte, ist ganz hingerissen von all dem Glanz und Getöse. „*On eust pensé que c'eust esté un renouvellement du ravissement de Proserpine.*"

Darnach erblickt man die gewaltigen macedonischen Schiffe. „*Elles representoyent de grandes Colosses et sembloyent entre tant d'autres vaisseaux ces trois hautes Piramides situees entre celles qui les environnent.*" Sie sind mit reichen persischen Geweben bedeckt; zu beiden Seiten sind macedonische Schilde auf ihnen angebracht, zwischen denen geschickt große Lanzen aufgesteckt sind, so daß man hätte glauben können, die Schiffe seien voll von feindlichen Soldaten. Die weitgeschwellten Segel verdecken den Ausblick auf die anderen Schiffe, die ihnen folgen. Diesen großen Fahrzeugen, an die andere Schiffe angekettet sind, folgt die von Ruderern vorwärts bewegte Galeere des Feldherrn, deren

---

[76]) S. 22b.

Segel nicht aufgespannt sind, damit man um so besser ihren reichen Schmuck und die Person des Triumphators erblicken könne. Dieser sitzt , mit seinen Waffen angetan, auf dem Verdeck in einem Sessel aus vergoldetem Silber, *representant le Dieu Neptune quand il est accompagné de Tritons.* Im Hafen angekommen werden die macedonischen Schiffe mit Hülfe von Maschinen auf das Ufer gezogen und auf dem Marsfelde aufgestellt, um dort als Erinnerungszeichen an den Sieg über Perseus zu dienen.

Zeigt diese Schilderung des Triumphzuges, wie Fumée mit Hülfe seiner Phantasie die knappen Angaben der Vorlage zu einem an malerischen Bildern reichen, bewegten Vorgange auszugestalten und dem Leser die Illusion römischen Lebens zu geben weiß, so gewährt ein anderes Kapitel seines Romans eine nicht minder interessante Anschauung von seiner Arbeitsweise. Fumée führt uns eine Senatssitzung vor, in der über das Schicksal der macedonischen Gefangenen und auch des Theogenes entschieden wird.[77])

Zunächst übersetzt er fast wörtlich aus dem 42. Kapitel des 45. Buches die folgenden Stellen: „Patres censuerunt, ut Q. Cassius Persea regem cum Alexandro filio Albam in custodiam duceret . . . Bitys filius Cotyis regis Thracorum cum obsidibus in custodiam Carseolos est missus. Ceteros captivos, qui in triumpho ducti erant, in carcerem condi placuit." Im Roman heißt es: „*Quinte Cassie eut la charge de mener le Roy Persés avec l'un de ses fils qui se nommoit Alexandre, en la ville d'Albe pour la tenir prison, et fut ordonné que Bitis fils du Roy de Thrace seroit mené à Carseoles et que les autres prisonniers seroyent dispersez par les prisons de la ville.*"

Theogenes, der besonders auffällt *à son port et à sa grace*, soll mit Bitis fortgeführt werden. Livius berichtet, daß einige Tage nach dieser Sitzung Gesandte des Königs Cotys gekommen seien, um die Gefangenen loszukaufen. Fumée läßt diese Gesandtschaft an demselben Tage auftreten und gibt die bei Livius nur kurz angedeutete Rede der Gesandten und die Antwort des Senates in erheblich erweiterter Form wieder, wobei er auch einige Stellen aus dem 11. und 12. Kapitel des 42. Buches in die Rede der Thracier hineinarbeitet.

Mit der Gesandtschaft, so erzählt Fumée, ist ein Athener namens Polycrates, ein würdiger Greis, gekommen, der nun in geziemender Weise den Senat um Gehör bittet. Dieser Greis ist niemand anders als der Vater des Theogenes, der die Freilassung seines Sohnes erbittet. Er stellt dem Senate vor, wie Theogenes, ohne Feind der Römer zu sein, von Kameraden verleitet, von jugendlichem Drang nach kriegerischen Abenteuern getrieben, in den Dienst des Perseus getreten und wie er

[77]) S. 32a ff.

dann bald gefangen worden sei. In beweglichen Worten fleht er die Milde des Senats gegenüber dem jugendlichen Leichtsinn und der Undankbarkeit gegen die Römer, die Freunde der Athener, an.

Von Polycrates, dem Vater des Theogenes, und von seinen Sorgen um den Sohn weiß natürlich Livius nichts zu berichten. Fumée aber weiß ihn mit der Geschichte in Verbindung zu bringen, indem er sich verschiedener Stellen aus Livius bedient. Er macht aus diesem Polycrates einen der politischen Führer der Athener, der mehrere Male mit den Römern in offizielle Beziehungen getreten ist.

Im Verlaufe seiner langen Rede erinnert der Alte an diese Beziehungen, die ihn stets als Freund und Förderer der römischen Interessen gezeigt haben. Es ist nun sehr interessant, zu sehen, wie Fumée diese Rede aus einer Reihe von historischen, durch Livius vermittelten Tatsachen zusammensetzt.

Polycrates gibt sich als Mitglied der Gesandtschaft zu erkennen, die vor 35 Jahren nach Rom gekommen sei, um die Hülfe der Römer gegen den Vater des Perseus, Philipp von Macedonien, zu erbitten. Im 1. und 5. Kapitel des 31. Buches erwähnt Livius solche Gesandtschaften. Er erinnert ferner daran, daß er es gewesen sei, der auf der zu Korinth abgehaltenen Versammlung mit einer besonderen, ihm durch die Freundschaft zu den Römern eingegebenen Kühnheit gesprochen habe: „*T. Quintie sçait avec quelle hardiesse provenante de l'amitié sincere que nous portons au peuple Romain, ie parlay en l'assemblee, qui fut faite à Corinthe contre Nabis.*" So schreibt Fumée nach Livius 34, Kap. 22 und 23: „Quinctius conventum Corinthum omnium sociarum civitatium legationibus in diem certam edicit." Quintius befragt die versammelten Abgeordneten über ihre Meinung betreffs eines gemeinsamen Handelns gegen Nabis, den Tyrannen der Lacedæmonier, und da heißt es von dem Gesandten der Athener, er habe „quantum poterat gratiis agendis" die Verdienste der Römer um Griechenland hervorgehoben.

Der Greis erinnert an die Hülfsbereitschaft der Römer gegenüber den Athenern, als diese von Philipp bedroht waren: „*Nous n'avons mis en oubly la diligence dont usastes à nos prieres quand vous nous envoyastes C. Claude Cento pour nous garentir du siege dont le Roy Philippe nous menaçoit*". Diese Anspielung nimmt Fumée aus Livius 31, 14: P. Sulpicius begibt sich nach Macedonien; „ibi ei praesto fuere Atheniensium legati orantes, ut se obsidione eximeret. Missus extemplo Athenas est C. Claudius Centho, cum viginti longis navibus et mille militum copiis." Weiterhin ruft er dem Senat die Ergebenheit der Athener in einem anderen Falle ins Gedächtnis zurück: „*Vous n'ignorez aussi comme pour nous associer du tout avec vous et oster toute esperance à Philippe de nous reconcilier avec luy, nous fismes abbatre en nostre ville et ès autres, qui dependent de nostre Republique toutes les statues*

*et images de Philippe et de tous ses predecesseurs tant d'hommes que de femmes et rayer et effacer leurs noms, casser et annuller tous les iours de feste et les prestres ordonnez en leur memoire; detester et execrer Philippe, ses enfans et son Royaume par nos prestres toutesfois et quantes qu'ils feroient priere pour vous, pour le peuple Athenien et pour leurs associez.* Fast wörtlich übersetzt Fumée diese Stelle aus liber 31, cap. 44: „Rogationem extemplo tulerunt plebesque scivit, ut Philippi statuæ, imagines omnes, nominaque earum, item maiorum eius virile ac muliebre secus omnium tollerentur delerenturque; diesque festi, sacra, sacerdotia, quæ ipsius maiorumve eius honoris causa instituta essent, omnia profanarentur ... Sacerdotes publicos, quotienscumque pro populo Atheniensi, sociisque, exercitibus et classibus eorum precarentur, totiens detestari atque exsecrari Philippum, liberos eius regnumque, terrestres navalesque copias, Macedonumque genus omne nomenque.

Noch einen anderen Beweis der athenischen Freundschaft führt er an: „*Il n'y a pas encor longtemps que nous fismes aussi paroistre ceste hardiesse et ceste affection envers vous quand en l'assemblee Panætolique, estans quasi toutes les villes Grecques pour le Roy Antioche embrassant une tyrannie sous couleur de defendre les Ætoliens, nous rompismes ceste ligue à la priere de celuy, qui commandoit à vostre armee et persuadasmes aux Ætoliens de vuider leurs differens avec vous, plustost par parolles que par armes; comme aussi par nostre entremise et nous intercedans pour eux vous fistes trefue avec eux et Acilie leva le siege de devant la forteresse d'Amphisse, qui leur appartenoit.*“ Diese Ausführung entlehnt Fumée aus dem 6. und 7. Kapitel des 37. Buches. Livius erzählt von Scipio Africanus: causam relinquendi honeste Aetolici belli quærens Asiam et regem Antiochum spectabat, iusseratque Athenienses non Romanis solum, ut pacem bello præferrent, sed etiam Ætolis persuadere . . Und es erlangen dann die Ætolier vom römischen Konsul Waffenstillstand; „soluta obsidione Amphissæ, M. Acilius, tradito consuli exercitu, provincia decessit.“

In ähnlicher Weise macht sich Fumée außerdem noch das 8. Kapitel des 43. Buches und das 10. Kap. des 38. Buches zu Nutze. Im ganzen setzt er aus sieben verschiedenen Stellen, die er fünf verschiedenen Büchern des Livius entnimmt, die Rede des Polycrates zusammen.

Der Erfolg dieser diplomatischen Rede bleibt nicht aus. Theogenes wird seinem Vater ohne Lösegeld zurückgegeben, und die Beurteilung seines Verhaltens wird dem athenischen Volke überlassen.

In ganz ähnlicher Weise beutet Fumée seinen Livius bei einer anderen Gelegenheit aus. Er läßt den Octavius aus der Sitzung des Senats zurückkehren, sich zu Charide begeben und ihr gute Nachrichten über das Schicksal Macedoniens über-

bringen.[78]) Er sagt ihr u. a.: „*Aujourd'huy au Senat a esté confirmee la grace qu'avoit fait le Consul avec les dix Legats ou Ambassadeurs du Senat envoyez vers luy apres la deffaite de Persés, à tous Macedoniens, qui avoyent suivy son party. Par icelle iceux Macedoniens demeurent en leur liberté et avec la ioüyssance de leurs terres et possessions sans rien innover en leurs costumes, sinon pour le regard de ce qui touchoit la principauté, au lieu de laquelle on a divisé le Royaume en quatre Provinces qui se gouverneront chacune à part en forme de Republique. Il est vrai que tous ceux, qui sous Persés ont commandé en ses armees terrestres et navales avec leurs enfans qui sont au dessus de l'aage de quinze ans, ne sont aucunement comprins en ceste liberté et a esté arresté que ceux de ceste qualité, qui ont esté amenez en ceste ville, seront retenus és prisons . . . . Aussi quand cest arrest envoyé par le Senat fut prononcé en Latin par le Consul, auquel ie servais puis apres de truchement en le rapportant en Grec, le peuple qui estoit là convenu en fort grand nombre, y ayant esté appellé de toutes les villes de la Macedoine, au lieu d'estre marris de se voir priver de la presence de leurs Capitaines et superieurs, firent demonstration d'en estre tres contens, se voyans par ce moyen delivrez de toute guerre, à laquelle tendent tousiours ceux qui n'ont fait autre mestier, ne pouvans s'employer à autre chose.*"

Für diese Mitteilung sind maßgebend gewesen Stellen aus dem 29. und 32. Kapitel des 45. Buches. Paulus Æmylius hat nach Amphipolis die Ersten der macedonischen Städte zu feierlichem Tribunal geladen. „Silentio per præconem facto, Paulus latine, quæ senatui, quæ sibi ex consilii sententia visa essent, pronunciavit: ea Cn. Octavius prætor (nam et ipse aderat) interpretata sermone greco referebat. Omnium primum liberos esse iubere Macedonas, habentes urbes easdem agrosque, utentes legibus suis, annuos creantis magistratus . . . Deinde in quatuor regiones dividi Macedoniam (Kap. 29)". In Kap. 32 wird von einer neuen Versammlung der Macedonier erzählt, in der erklärt wurde: „Quod ad statum Macedoniæ pertinebat, senatores, quos synedros vocant, legendos esse, quorum consilio respublica administraretur. Nomina deinde sunt recitata principum Macedonum, quos cum liberis, maioribus quam quindecim annos natis, præcedere in Italiam placeret. Id, prima specie sævum, mox apparuit multitudini Macedonum pro libertate sua esse factum".

So weit verwendet Fumée die Angaben des Livius an dieser Stelle seines Romans. Livius schreibt in Kapitel 32, im Anschluß an die Auffassung, welche die Macedonier von der Maßregel der Römer gewannen: „Nominati sunt enim regis amici purpuratique duces exercituum, præfecti navium aut præsidiorum; servire regi humiliter, aliis superbe imperare adsueti, prædivites

[78]) S. 68a f.

alii, alii, quos fortuna non æquarent, his sumptibus pares . . . Omnes igitur, qui in aliquibus ministeriis regiis, etiam qui in minimis legationibus fuerant, iussi Macedonia excedere atque in Italiam ire, qui non paruisset imperio, mors denunciata".

Fumée hat sich auch diese Angabe nicht entgehen lassen und sie an einer ganz anderen Stelle seines Romans angebracht.[79]) Auf ihrer Heimkehr nach Meliböa reist Charide durch das vom Kriege heimgesuchte Macedonien und kann sich nicht der Tränen erwehren „*se presentant devant les yeux les ruines fresches du pays et considerant les villes degarnies de riches bourgeois à raison que les Romains avoyent fait passer en Italie (sur peine de la vie à qui n'obeyroit à leur Edict) tous les principaux des Macedoiniens, tous les Officiers du Royaume iusques à ceux, qui avoyent servy le Roy és plus petites charges, qui fussent, en sorte qu'on voyoit les villes degarnies de honestes et riches citoyens. Le menu peuple estimoit que ce changement luy estoit à grande descharge; parceque telles personnes serviables en toute humilité d'un costé à leur Roy, estoyent d'autre part accoustumez à commander au peuple avec façon superbe et insupportable, les uns estans opulens et abondans en richesses et les autres ausquels fortune n'avoit departy tant de biens se rendans à ceux-cy pareils par des despences somptueuses le tout au despens du peuple.*"

Die Entlehnungen aus Livius, soweit sie mit dem macedonischen Kriege und den in ihn verwickelten Schicksalen der Charide und des Theogenes zusammenhängen, sind mit diesem letzten Beispiel beendet.[80])

Auch das Geschick der Melangenie hat unser Autor aufs engste mit bedeutsamen historischen Ereignissen verknüpft. Zu Beginn der Erzählung ihrer Leiden läßt er den Schatten Hannibals einen Augenblick vor dem Leser auftauchen.

Zwischen Rom und Karthago ist Friede geschlossen. Hannibal, zum Prætor der Stadt ernannt, ist unversöhnt und denkt nur daran, den Frieden zu brechen. Er gewinnt durch die Einrichtung volksfreundlicher Gesetze das niedere Volk und reizt die Großen gegen sich auf, die ihn daraufhin bei den Römern verdächtigen. Der römische Senat schickt unter vorgespiegeltem

---

[79]) S. 261b f.

[80]) Einige weniger wichtige Anspielungen auf Tatsachen, die Livius berichtet, finden sich noch in einer Unterhaltung des Poleten von Epidamnus mit Charide. Wenn der Polet erzählt, die Stadt habe nach Beendigung des Krieges den Römern Schiffe gestellt, so entspricht das, nicht ganz genau, einer Angabe des Livius in 42, 48. Von der Zufriedenheit der Römer mit der Stadt kann der Polet sprechen, gestützt auf 45, 43. — Ehe Charide Rom verläßt, verrichtet sie ihr Gebet im Tempel der Juno „*surnommé Camiilean pour avoir esté dedié par le Consul Camille apres avoir subiugué les Veies*", schreibt Fumée S. 230b und nimmt diese Nachricht von der Tempelweihe durch Camillus aus Livius V, 22.

Vorwand drei Abgesandte nach Karthago. Hannibal, der erkennt, daß es auf ihn abgesehen ist, rettet sich durch die Flucht zum König Antiochus, der noch unschlüssig ist, ob er gegen Rom zu Felde ziehen soll. Die römischen Gesandten wissen nach Bekanntwerden der Flucht ihres Feindes das Volk ihm abspenstig zu machen und ganz auf die Seite Roms zu bringen. So beginnt in genauem Anschluß an Livius 33, 46—49 die Erzählung der Melangenie, um dann in romanhaftes Fahrwasser einzulenken. Der Vater Melangenies — auf diese Weise gewinnt Fumée den Anschluß an die Historie — ist einer der vornehmsten Karthager und der getreueste Freund Hannibals. Am Morgen nach der Flucht begibt er sich zum Schein in Hannibals Haus, um ihn zu begrüßen, und verläßt darauf eiligst die Stadt. Die Tochter übergibt er einem Verwandten. Und so ist ihre Leidenszeit angebrochen.

Nach einer Reihe von Jahren finden wir sie als Sklavin auf Sardinien. Da bricht der Aufstand gegen die Römer aus, der Consul Tiberius Sempronius schlägt ihn in mehreren Schlachten, in denen mehr als 15 000 Sarden fallen, nieder, führt 250 Geiseln von den nicht Aufständigen nach Rom, ebenso alle Aufrührer mit dem größten Teile ihres Vermögens, und auch Melangenie gelangt nach Rom, wo sie für den Haushalt des Octavius erworben wird.[81])

Diese historischen Ereignisse, die von neuem das Geschick der Melangenie beeinflussen, sind von Livius in verschiedenen Kapiteln (10, 12, 13, 16, 21, 26) des 41. Buches berichtet worden. Er spricht auch von der Unmenge der gefangenen Sarden, die in Rom billig als Sklaven verkauft wurden.

## Quintus Curtius.

Die Schilderung der Wanderung, die Melangenie in Begleitung der Gesandtschaft des Königs der Nasamonen durch die Wüste zum Tempel des Jupiter Ammon unternimmt,[82]) lehnt sich an die Erzählung an, die Q. Curtius Rufus in seinem Werke, De rebus gestis Alexandri Magni," im 7. Kapitel des 4. Buches von dem Marsche Alexanders zu demselben Heiligtum gibt.

Wie bei Q. Curtius das Heer Alexanders, so ziehen auch die Personen Fumées unter großen Beschwerden durch den unfruchtbaren, lockeren, unter den Füßen der Wanderer nachgebenden, die Spuren verwischenden Wüstensand, haben sie zu leiden unter Hitze und Durst. Und gleicherweise verschafft ein starker Regen ihren Leiden Linderung. Q. Curtius erzählt, wie plötzlich die Sonne durch Wolken verdunkelt wird und bald

81) S. 192b ff.
82) S. 90a ff.

darnach der Regen niederrauscht. Dann fährt er fort: „Enimvero, ut largum quoque imbrem excusserunt procellæ, pro se quisque excipere eum, quidam ob sitim impotentes sui, ore quoque hianti captare cœperunt.“ Diese Angabe erweitert Fumée folgendermaßen. Er spricht zunächst davon, daß dieser Regen als eine von Gott gesandte Vorbedeutung auf glücklichen Ausgang betrachtet wurde, und erzählt dann das Verhalten der Erfreuten: „*Ceste pluye fut receue d'un chacun avec un tel contentement qu'il n'estoit possible de plus, et pour en rendre graces à Dieu les uns se mettoyent à genoux, autres estendoyent les bras en l'air et puis baisoyent la terre comme si avec la langue ils l'eussent voulu lescher. Chacun avoit son petit vaisseau ou gobelet pour boire, lequel ils tendoient à la pluie et ceux qui n'en avoient point se renversans la teste et le col en arriere et tirans la langue de dehors le plus qu'ils pouvoyent recevoyent une merveilleuse volupté par le decoulement de ceste eau fresche lequel se faisoit le long de leur gosier iusques en l'estomach.*“ Gewiß eine gut, gelungene stilisierende Ausschmückung der durch Q. Curtius gegebenen, kurzen Anregung.

In der Nähe des Heiligtums erscheinen dem Heere Alexanders einige Raben. „Jamque haud procul oraculi sede aberant, quam complures corvi agmini occurrunt, modico volatu prima signa antecedentes, et modo humi residebant, quum lentius agmen incederet; modo se pennis levabant, antecedentium iterque monstrantium ritu. So schreibt der lateinische Historiker, und Fumée: „*Le cinquiesme iour nous remarquions de l'œil des oyseaux voleter, et estans plus prez nous apperceusmes en la campagne des aigles et corbeaux non pas ensemble; car le corbeau redoubte fort les serres de l'aigle. Nous ne voyons point les corbeaux qu'en trouppe se tenans ainsi ensemble pour se garentir de l'Aigle qui ne s'accompagne gueres de son espece sinon lors qu'il est en amour.*‘ Im Gegensatz zu seiner Quelle, die nur von Raben berichtet, spricht Fumée auch von Adlern, versäumt er nicht eine naturwissenschaftliche Belehrung hinzuzufügen und läßt er außerdem noch den Führer der Truppe seinen Leuten verbieten auf diese Vögel oder andere Tiere zu schießen, aus Furcht, man könnte irgend ein dem Juppiter geheiligtes Tier töten.

Die Ankunft im Haine des Heiligtums, die Beschreibung der Örtlichkeit erfolgt ebenfalls im Anschluß an Q. Curtius. „Tandem ad sedem consecratam deo ventum est. Incredibile dictu, inter vastas solitudines sita, undique ambientibus ramis, vix in densam umbram cadente solo, contecta est; multique fontes dulcibusque aquis passim manantibus alunt sylvas. Coeli quoque mira temperies, verno tepori maxime similis, omnes anni partes pari salubritate percurrit.“ Erheblich ausführlicher schildert, ausgehend von dieser Darstellung, Fumée den heiligen Hain: „*Enfin nous entrons en ces forests que nous voyons de si loing. Icelles sont refreschies de plusieurs ruisseaux d'eau douce*

*et fresche, qui coulent sous leurs verdures. C'est une chose admirable comme en si peu d'espace on trouve un si grand changement. Nous venions ce nous sembloit des fourneaux des Cyclopes et tout soudain nous estions tombez és isles fortunees. Nous rencontrions un vray printemps contre toute raison humaine. Car nous fourrans plus avant dedans ceste voye aduste et brulee par la mauvaise conduite de Phæton, qui est ceste zone et climat torride que les anciens ont estimé estre inhabitable pour sa trop grande chaleur, nous rencontrions le frais, la region habitee, le pays plaisant à merveille. Telle chose incredible à ceux qui ne l'auroyent veu, nous faisoit une preuve claire et evidente que le grand Dieu Juppiter se plaisoit à faire souvent sa demeure en ce temple . . .*

Man kann nicht sagen, daß trotz der größeren Wortfülle die Schilderung Fumées anschaulicher oder eingehender wäre. Wie so oft, tritt eben nur an die Stelle vielsagender Knappheit die seichtere, umschreibende Breite. Immerhin ist auch hier das Bestreben nach Stilisierung nicht zu verkennen; so, wenn Fumée bilderreicher als Curtius die glückseligen Inseln[83]) den Öfen der Cyklopen entgegensetzt oder von der überheißen Sonnenglut als der *mauvaise conduite de Phæton* spricht. Als eine sehr gute Hinzufügung und Vertiefung der Vorlage ist es zu betrachten, wenn Fumée von den frommen Empfindungen der Ankommenden spricht, wenn er ausdrückt, wie ihnen die Heiligkeit und Berühmtheit des Heiligtums bewußt und erklärlich wird, und wenn er besonders die gehobenen und feierlichen Gefühle der Melangenie beschreibt. ,,*Certainement ie croy quant à moy veu l'emotion qu'entrant en ceste forest ie sentis soudain laquelle tendoit à un ravissement de mon esprit, que tout ce lieu est rempli de divinité, ou que ceste emotion procedoit de l'admiration que nous pouvions avoir avec raison de la beauté, de la douceur, et de la temperie de l'air que nous avions rencontré, ainsi que nous nous sentons esmeuz pour une chose inesperee.*"

Q. Curtius berichtet über die Bewohner des Heiligtums und ihre Wohnungen folgendes: ,,Incolæ nemoris, quos Ammonios vocant, dispersis tuguriis habitant; medium nemus pro arce habent, triplici muro circumdatum. Prima munitio tyrannorum veterum regiam clausit, in proxima coniuges eorum cum liberis et pellicibus habitant; hic quoque dei oraculum est, ultima munimenta satellitum armigerumque sedes erant."

Fumée rühmt zunächst, was Q. Curtius nicht hat, die Einfachheit, Milde, Liebenswürdigkeit und den Diensteifer der Bewohner, er erzählt, wie sie ihre Gastfreundschaft, Lebensmittel und überhaupt alle Bequemlichkeiten, die sie gewähren können, anbieten, wie aber der Führer nichts annehmen will,

---

[83]) Μακάρων νῆσος nennt III, 26 Herodot die Oasis, die auf dem Wege von Theben nach der Oasis des Jupiter Ammon liegt.

ehe sie nicht den Tempel besucht hätten, wie sie auf dem Wege dorthin eine große Anzahl hier und da verstreuter Hütten bemerken „*composees de gros marrin, sur lequel pour couvertures ils arrangent des feuillards si dextrement et si bien serrez en poincte que l'eau du ciel n'y peut entrer.*" Im übrigen wiederholt er die Angaben des Q. Curtius von der Dreiteilung der Wohnungsanlage.

Am Eingang des zweiten Ringes traf, so erzählt Fumée, die Gesandtschaft auf die Priester. Alle grüßten, indem sie ihre Häupter entblößten, die Priester neigten sich tief zum Gruße und wandten sich dann dem Tempel wieder zu. „*Apres eux sans aucun intervalle suivoyent des femmes et des filles en assez grand nombre qui nous firent pareille salutation, nous donnans par là à entendre que nous les devions suivre. Ces femmes et filles chantoyent en leur langage certaines chansons à l'honneur de Juppiter. Les Prestres parvenus à l'entree du temple se rangerent d'une part et d'autre et les femmes et filles qui sont voüees au service du Dieu, entrerent au temple continuans leurs chants, restans nous autres devant ces Prestres au dehors. Cependant quatre Prestres venans du profond du temple s'advancerent vers l'entree, apres lesquels le grand Prestre se voyoit porté en une chaise par deux autres Prestres à cause de sa vieillesse. A son arrivee tous les Prestres se prosternerent en terre comme nous fismes aussi et laissans la veue contre bas par humilité et tenans iceux en leurs mains certains vaisseaux d'or, qui sont plats et un peu creux, dedans lesquels y avoit des charbons ardents; ils ietterent dessus des drogues aromatiques, qui rendoyent une odeur la plus douce qu'il estoit possible.*"

Für diese feierliche Zeremonie fand Fumée nur wenig Andeutungen bei Q. Curtius. Dieser erwähnt nur, daß die Priester kostbare Gefäße schwingen, daß ihnen Frauen und Jungfrauen folgen, welche „patrio more inconditum quoddam carmen" singen, um Jupiter günstig zu stimmen, und endlich, daß der älteste Priester Alexander begrüßte. Die ganze, höchst anschauliche Inszenierung der Begegnung ist Fumées selbständige Komposition.

Nach dem Beispiel Alexanders bringt auch der Führer der Gesandtschaft Geschenke dar.

Was Fumée dem Werke des Q. Curtius zu verdanken hat, ist hiermit erschöpft.[84]) Er hat mit Glück und Geschick die Nachrichten des Historikers verwendet und aus ihnen eine der am besten erzählten Episoden seines Romans gemacht.

---

[84]) An anderer Stelle (S. 155) gibt er, lediglich als historische Belehrung, die Antwort wieder, die Alexander von dem Ammonpriester zuteil wurde, und verwertet für diese Angabe den Schluß desselben Kapitels.

## Procop.

Anschließend an den Tod des Scythenkönigs und die im Scythenlande üblichen Leichen- und Begräbnisfeierlichkeiten spricht Fumée auch von dem Jenseitsglauben der Scythen und erzählt dabei Folgendes: Die Scythen glauben, daß die Glückseligen auf einer Insel im Ozean zwischen Britannien und Thule nach Osten zu wohnen, und daß die Seelen ihrer Könige, die das Volk nicht unterdrückt und tugendhaft gelebt haben, dorthin geführt werden. An der Küste der östlichen Bretagne, so sagt man, wohnen Fischer, die deshalb dienst- und zinsfrei sind, weil es ihre Aufgabe ist, die Seelen dieser Fürsten hinüberzufahren. Die Seelen langen des Abends oder in der Nacht an, wenn die Fischer schlafen. Sie klopfen an die Türe, und die Fischer machen auf und hören, daß man sie zu ihrer Pflicht ruft. Alsbald stehen sie auf, begeben sich ans Gestade und finden dort fremde Schiffe, ohne Matrosen oder andere Insassen auf ihnen. Sie treten hinein und beginnen zu rudern. Und wie sie rudern, bemerken sie wohl, daß die Schiffe beladen sind wie mit Menschen, aber sie sehen Niemanden. Dann plötzlich erblicken sie sich am Ufer jener glückseligen Insel, in kürzester Zeit haben sie den Weg zurückgelegt, zu dem sie in ihrem eignen Fahrzeuge einen Tag und eine Nacht gebrauchen würden. Wieder sehen sie Niemanden, aber sie hören die Stimme derer, die die Neuankommenden begrüßen und mit ihrem Namen und dem ihrer Eltern, nach ihrem Rang und ihren Taten benennen. Und sobald die Schiffer ihrer Last ledig geworden sind, werden sie mit derselben Schnelligkeit, mit der sie gekommen waren, wieder zu ihren Wohnungen zurückgeführt.

Diese schöne, geheimnisvolle Sage hat Fumée in Procops Gothenkrieg, im 20. Kapitel des vierten Buches gefunden und mit kleinen Auslassungen in den Roman übernommen.[85]) In seine Übersetzung des Gothenkriegs hat Fumée neben manchen anderen Kapiteln auch dieses Kapitel ausgelassen, da es seine Absicht war, nur die unmittelbar auf den Krieg sich beziehenden Ereignisse in seiner Übersetzung mitzuteilen.

## Vitruvius.

Melangenie übergibt der Charide eine ausführliche schriftliche Beschreibung des Tempels des Jupiter Ammon.[86]) Diese Beschreibung ist das Phantasiegebilde eines mit der Wissenschaft der Architektur vertrauten Mannes, wie es deren im

[85]) Von Thule steht in dem benutzten Kapitel bei Procop nichts, dagegen spricht er II, 15 von Thûle als einer sehr großen, zehnmal größeren Insel als Britannien, die weit im Norden liege.

[86]) Feuill. 206b—226a.

architekturfreudigen Zeitalter der Renaissance viele gab. Das klassische Werk über architektonische Fragen war seit langer Zeit das Buch des Vitruvius „De Architectura", das allen Arbeiten auf dem Gebiete dieser Kunst und Wissenschaft zugrunde lag.[87]) So beruht denn auch die Beschreibung des Juppiter Ammon-Tempels z. t. auf den Angaben und Vorschriften des Vitruvius. Wie Fumée den Vitruv verwertet, mögen einige Beispiele zeigen.

Wenn Fumée schreibt „*Le temple de Hammon est eslevé sur sept marches comprins le plan pour une marche . . . Ce nombre impair est à fin qu'en montant le pied droict se trouve sur le plan, parce que coustumierement on leve le pied droict le premier pour faire la premiere demarche,*" so denkt er an Vitruvius III, 3: „Gradus in fronte ita constituendi sunt, uti sint semper impares. Namque cum dextro pede primus gradus ascendatur, item in summo templo primus erit ponendus." D. h. was Vitruv als allgemeine Forderung aufstellt, wird bei ihm unter Beibehaltung der theoretischen Begründung die besondere Eigenschaft des Tempels. Von den Säulen schreibt Fumée: „*Les quatre colonnes, qui constituent les quatre coings sont un peu, comme environ d'une cinquantiesme partie, renforcees. Ce qui toutesfois ne semble pas paroistre à l'œil à cause de l'air environnant plus à l'aise les coings pour l'amour de leur contour, qui abuse nostre œil.*" Diese Beobachtung liefert ihm Vitruvius III, 2: Etiamque angulares columnæ crassiores faciendæ sunt ex sua diametro quinquagesima parte, quod eae ab aere circumciduntur et graciliores esse videntur aspicientibus."

Wenn Fumée die Gestalt und den Schmuck der jonischen Säulen auf eine besondere Absicht der Alten zurückführt, so schöpft er wieder aus Vitruv. Dieser berichtet IV, 1 die dorische Säule sei nach dem Bilde des männlichen Körpers geformt worden und fährt dann fort: „Item postea Dianae constituere aedem, quaerentes novi generis speciem, iisdem vestigiis ad muliebrem transtulerunt gracilitatem, et fecerunt primum columnae crassitudinem altitudinis octava parte, ut haberent speciem excelsiorem, basi spiram supposuerunt pro calceo, capitulo volutas, uti capillamento concrispatos cincinnos praependentes dextra ac sinistra collocaverunt et cymatiis et encarpis pro crinibus dispositis, frontes ornaverunt, truncoque toto strias, uti stolarum rugas matronali more demiserunt."

Fumée: „*Or combien que la base se trouve simplement bastie, toutefois ce chapiteau est en ses platesbandes et demy bozel et demy nacelle tout couvert de menus ouvrages de fleurs et quelques plaisans compartimens. Ce qui a esté inventé à ce que i'ay apprins, par les anciens, voulans par leurs colonnes Joniques representer de belles et ieunes filles, faisans à ceste fin ces colonnes plus longues et plus deliees que ne font les autres nations les leurs; et par ces*

---

[87]) Mir lag vor die Ausgabe Lugduni MDL II.

*volutes ils ne vouloyent representer que les cheveux ainsi bien tressez et pliez par cordons en formes de limaçons, faisans de l'une à l'autre couler ces bandes couvertes de fleurons, comme signifians par icelles les couronnes de fleurs que leurs filles portoyent en teste par dessus leurs cheveux à leurs festes et assemblees solennelles* (213 b f.); und indem er von anderen Säulen spricht, die eine für die frommen Frauen des Heiligtums bestimmte Gallerie stützen: „*La forme de ses colonnes est composee d'une autre façon, encor qu'elle soit Jonique comme est le bastiment du temple, duquel les colonnes estans plaines, celles-cy sont canelees, voulans les anciens architectes par ces caneleures representer les plis des robbes de leurs Joniennes*" (222a).

Abgesehen von diesen Beispielen direkter Entlehnung sind auch die Angaben der Maße des Gebäudes, die Ausführungen über die Symmetrie der einzelnen Teile der Säulen und andere Einzelheiten nach Vorschriften des Vitruvius, wenn auch durchgehends unter Zugrundelegung anderer Zahlenverhältnisse gehalten. Übereinstimmungen mit den Anmerkungen des Philander, wie Körting angibt, habe ich nicht gefunden.

Die lange Beschreibung ist außerordentlich monoton und ermüdend und bei der Fülle der termini technici und wegen der peinlichsten Pedanterie in der Besprechung von Kleinigkeiten eher geeignet im Leser das Gefühl der Verwirrung zu erregen, als eine klare Anschauung von dem beschriebenen Tempel zu gewähren. Es hat ganz den Anschein, als ob sie von einem gelehrt erscheinen wollenden Dilettanten in architektonischen Dingen, wie Fumée es unzweifelhaft war, verfaßt worden ist.

### Macrobius.

In seiner Belehrung über die Penaten teilt der Polet auch folgende Ansicht mit: „*Aucuns ont voulu faire accroire que les Dieux Penates estoyent ceux, par le moyen desquels nous respirons, nous sommes faicts corps et ioüyssons de raison . . .*" (234 b). Diese Angabe übersetzt Fumée wörtlich aus dem 4. Kapitel des 3. Buches der Saturnalien des Macrobius: „Qui diligentius eruunt veritatem, penates esse dixerunt, per quos penitus spiramus, per quos habemus corpus, per quos rationem animi possedemus."

Weiter gibt der Polet an, warum man den Manen Mohnköpfe zum Opfer darbringt. Im 7. Kapitel des 1. Buches der Saturnalien spricht man von den Festen zu Ehren der Laren und ihrer Mutter, der Göttin Mania. Es heißt dort, daß auf Befragen über die Art des Opfers das Orakel des Apollo geantwortet habe: „Ut pro capitibus capitibus supplicaretur." Daher wurden lange Zeit der Mania Kinder zum Opfer gebracht. Diese grausame Sitte beseitigte der Consul Junius Brutus nach Vertreibung des Tarquinius und ließ statt mit Kinderköpfen mit Knoblauch- oder

Mohnköpfen opfern. Fumée spricht weder von der Göttin Mania noch von dem römischen Consul. Er läßt den Laren selbst opfern auf Grund des doppelsinnigen Apollo-Orakels. Statt des Consuls sind es die Griechen, welche das Orakel in menschlicherem Sinne auffassen, da sie wissen, daß die Götter und unter ihnen Apollo keine Menschenopfer verlangen (S. 235).

Noch eine dritte Anlehnung an Macrobius findet sich in dem Roman.

Der Polet in seiner Rede über die Gottheit spricht nämlich auch von dem der Minerva, der Juno und dem Jupiter zugleich gewidmetem Tempel in Samothrace: „*Ainsi que nous pouvons remarquer par le temple de l'Air en Samothrace, lequel est dedié à Juno et à Minerve, attribuans la plus haute region de l'Air à Minerve, la plus basse a Juno et celle du millieu à Juppiter, feignans Juppiter mary de Juno pour estre l'air inferieur commandé par le superieur, et Minerve sortie du cerveau de Jupiter, qui est la plus haute partie de l'homme*" (S. 237b). In Saturn. III, 4 heißt es: „Esse autem medium aethera Jovem, Junonem vero imum aera cum terra et Minervam summum ætheris cacumen. Et argumento utuntur, quod Tarquinius Demerati Corinthii filius, Samothracicis religionibus mystice imbutus, uno templo ac sub eodem tecto, numina memorata coniunxit."

Die Abweichungen Fumées von Macrobius sind leicht ersichtlich. Bei keinem alten, von mir durchgesehenen Schriftsteller sind die angeführten drei Angaben zu finden, so daß wohl Fumées Abhängigkeit von Macrobius anzunehmen ist.

## Pausanias.

Für die Eindrücke und Belehrungen, die den Reisenden in Argos zuteil werden, scheinen neben Plutarch die *Korinthiaca* des Pausanias unserem Autor einiges Material geliefert zu haben. So spricht z. B. Pausanias in Kapitel 17 von Statuen, die vor dem Eingang und im Vestibül des Tempels aufgestellt sind, sowie von einer Junostatue aus Gold und Elfenbein, die Polycletes angefertigt habe. Ohne Zweifel von Pausianias angeregt schreibt Fumée: „*Ce temple de Juno est fort renommé et entre autres singularitez, qui y sont, il est grandement embelly et enrichy pour les statues qu'on y veoid taillees de la main de Polyclete, lesquelles pour l'art de sculpture surpassent celles qu'on trouve avoir esté faictes par le sculpteur Phidias*".[88])

Von den Opfergaben erwähnt Pausanias einen aus Gold und Edelsteinen verfertigten Pfau. Fumée läßt seine Personen neben Hämmeln und Tauben auch Pfauen zum Opfer darbringen.

[88]) S. 372b.

Schließlich spricht er noch nach Pausanias (II, 15) von der Feindschaft der Argier gegen Mykene und von der Zerstörung dieser Stadt durch die Argier in einem günstigen Augenblicke.[89])

Den Kampf der Frauen von Argos gegen Cleomenes, den Pausanias ebenfalls kurz erwähnt, erzählt er, wie wir sahen, nach Plutarch.

### Apollodorus.

Auch Pausanias erzählt im 8. Kapitel des 2. Buches seines Werkes die Sage von Melampus, der die Frauen von Argos vom Wahnsinn geheilt habe um den Preis der Teilung des Reiches zwischen dem Könige Anaxagoras, ihm selbst und seinem Bruder Bias. Aber Fumée, der diese Sage in seinem Roman vorbringt,[90]) ist nicht seiner Fassung, sondern der Überlieferung, die Apollodorus im 2. Kapitel des 2. Buches seiner Bibliothek gegeben hat, gefolgt, wie eine Gegenüberstellung der beiden Texte, die aber bei der geringen Bedeutung, die die Erzählung der Sage in der Ökonomie des Romans einnimmt, nicht nötig ist, erweisen würde.

Auch den Danaemythus, den Fumée auf der gleichen Seite erzählt, macht er sich im wesentlichen nach der von Apollodor im 4. Kapitel desselben Buches mitgeteilten Fassung zu eigen. Kleine Abweichungen finden sich, so eine wohl absichtlich rationalistischer Art. Den Goldregen des Jupiter nämlich, der nach dem Bericht des Apollodor Danae verführt, wandelt er in Gold, mit dem der Wächter der eingeschlossenen Jungfrau von einem Liebhaber bestochen wird.

---

Mit den angeführten Beispielen ist die Summe der Entlehnungen aus antiken Schriftstellern bei weitem nicht erschöpft. Es sind nur angegeben worden die Quellen, von denen mit Bestimmtheit gesagt werden konnte, daß sie dem Verfasser unmittelbar vorgelegen haben müssen, als er seinen Roman schrieb, oder solche, an die er sich so genau erinnerte, daß er sie ungefähr so wiedergab, wie er sie kennen gelernt hatte. Alle für die Komposition des Romans wichtigen Quellen sind bei dieser Beschränkung nach ihrer Herkunft und der Art ihrer Verwendung aufgewiesen worden. Alle Entlehnungen aus dem Altertum, die sich in dem Roman finden, anzugeben, würde zu weit führen. Es wäre auch gänzlich überflüssig; denn daß einem Schriftsteller der Renaissance das Schrifttum der Antike aufs innigste vertraut ist, ihm bei seiner Tätigkeit unaufhörlich Motive und Gedanken, Tatsachen und stilistische Wendungen liefert, ist eine altbekannte Sache und hätte nicht noch einmal an einem neuen Beispiel gezeigt zu werden brauchen. So sind denn viele, nur eben flüchtig

[89]) S. 377.
[90]) S. 375a f.

auftauchende und wieder verschwindende Reminiszenzen aus dem Altertum, die dem Autor auf den verschiedensten Wegen hatten zugehen können, die etwa schon ein allgemeines Gut der Gebildeten geworden waren und von ihm verwertet worden sind, ohne daß man an eine ihm im Augenblick gegenwärtige Quelle zu denken hat, nicht mit berücksichtigt worden. Um das Bild des Romans, das man sich nach den genannten Quellen vielleicht gemacht hat, zu vervollständigen, genügt es, sich vorzustellen, daß zu den behandelten Entlehnungen noch eine ganze Reihe von anderen kleinen und kleinsten hinzutreten, die zwar irgend welche neuen Gesichtspunkte für das Verständnis des Werkes nicht mehr hinzufügen, von denen eine jede aber mit dazu beiträgt, jenen antikisierenden Hauch zu verstärken, der über das ganze Werk ausgebreitet liegt.

Eine besondere Art von Quelle darf jedoch noch Anspruch auf Erwähnung machen. Das ist die geographische Karte. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verzeichnet Fumée jedesmal, wenn sich ihm die Gelegenheit bietet, den Reiseweg seiner Personen, gibt er genau die Lage der Örtlichkeiten an, die sie berühren. Neben dem Studium geographischer Werke hat ihm zur unmittelbaren Anschauung der geographischen Verhältnisse unzweifelhaft die Benutzung von Atlanten verholfen.

## Macchiavelli.

An die Schilderung der beiden ersten Tage des Triumphzuges des Paulus Æmilius durch Melangenie knüpft Charide eine Betrachtung allgemein-geschichtlichen Charakters an. Sie wundert sich nicht, daß die Römer täglich ihre Macht weiter ausbreiten, da sie den Ruhmespreis des Triumphzuges ihren Heerführern als Belohnung verleihen. Denn nichts lasse uns das Leben mehr verachten und sporne besser zu den schwierigsten Dingen an als der Ruhm. Wenn wir Griechen, so vergleicht sie schmerzlich, ebenso gehandelt hätten, anstatt unseren Ruhm auf die Wagenrennen zu gründen, so wäre die Macht der Römer jetzt nicht so ausgebreitet in unserem Lande... Wir haben auch in Griechenland tapfere Feldherrn gehabt, aber die Belohnung für ihre kriegerischen Taten ist immer sehr mager gewesen; denn unsere Vorfahren glaubten, ein Feldherr dürfe sich nur durch den Willen nach Recht und Gerechtigkeit leiten lassen. So und noch weiter philosophiert — ein wenig aus der Rolle der schüchternen Jungfrau und sentimentalen Liebhaberin fallend — die kleine Charide (204b f.).

Fumée kann wohl aus sich selbst diese Betrachtung gezogen haben. Immerhin darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß Macchiavelli in seinen „Discorsi sopra la prima deca di T. Livio", und zwar Buch I, Kap. 28 und 29, Rom und Athen

einander gegenüberstellt, was die Belohnungen angeht, die beide Staaten ihren Heerführern zukommen ließen.

## Francesco Colonna.

In einer handschriftlichen, wohl aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Notiz, welche in einem auf der Pariser Nationalbibliothek befindlichen Exemplar des Romans enthalten ist, heißt es unter anderen Bemerkungen: *L'auteur est vraisemblablement Guillaume Filandrier, au moins des descriptions d'Architecture et peut-être du tout à l'imitation de Francesco Colonna.*

Der Roman Fumées ist sicher keine Nachahmung der „Hypnerotomachia di Poliphilo" des Francesco Colonna. Doch ist es nicht ganz unmöglich, daß Fumée an das Beispiel dieses Romans gedacht hat, als er in sein Werk die architektonischen Teile und die Beschreibungen von Kunstwerken einführte. In dem auch in Frankreich viel verbreiteten Werke des Italieners finden sich in reicher Fülle halb wissenschaftlich-theoretisch, halb künstlerisch-anschaulich gegebene Beschreibungen von Bauwerken, Statuen und Bildern. Irgend welche Berührungen aber in der Anlage des Ganzen oder in einzelnen Beschreibungen sind nicht zu entdecken. Von einem greifbaren Einfluß Colonnas auf Fumée kann also keine Rede sein. Der Sinn für Kunst und künstlerische Beschreibung war diesem Zeitalter an und für sich eigen.

## Eine alchimistische Allegorie.

Auf der Reise, die Theogenes und Charide nach allen glücklich überstandenen Gefahren der Heimat zuführt, erzählt Theogenes seiner Braut als Wegkürzung von einem seltsamen Schauspiel, das einer der Großen des Scythenreichs eines Abends in seinem Zelte habe aufführen lassen.[91])

Dieses Schauspiel hat folgenden Inhalt: Der Gott Apollo tritt auf, mit schöngekämmtem, bis auf die Schultern herabhängendem, blondem Haar und spricht einige dem zuschauenden Theogenes unverständliche Worte. Bald darauf erscheint unter einem weißen Schleier ein Dämon „*palpable ce sembloit-il, toutefois ne se pouvoit il arrester*". Blitzschnell nähert er sich dem Gotte und sogleich ist es dem Zuschauer — täuscht ein Trug seine Augen — als ob Apollo verschwunden wäre und nur der Dämon noch übrig bliebe. Dann kommt Vulcan herbei, offenbar in der Absicht, Apollo zu rächen; denn er fährt den Dämon mit heftigen Worten an, so daß dieser augenblicklich verschwindet und Apollo wieder sichtbar wird. Dieses dem Zuschauer gänzlich unver-

[91]) S. 345b ff.

ständliche Schauspiel wiederholt sich fünf- oder sechsmal. Nach dem letzten Mal sieht Apollo ganz hinfällig aus, obwohl sein Teint derselbe geblieben ist. Er deutet mit Gesten an, daß er sich ganz gebrochen fühle. Der Dämon ist aber noch nicht zufrieden mit seinem Werke, er erscheint von neuem mit einem von einem langen gelben Gewande über und über bedeckten Kameraden, und beide bearbeiten Apollo dermaßen, daß er wieder ganz unsichtbar wird. Wieder eilt Vulcan zu Hilfe und zwingt die beiden Dämonen zur Flucht. Apollo zeigt sich, schwächer als je, nicht mehr fähig, sich vom Boden zu erheben. Da erscheint Aesculap. Der läßt sogleich ein Bad von gewissen, aus gereinigtem Sand der cyrenäischen Wüste bereiteten Droguen zurichten. Mit diesem Bade wird Apollo vor einem Feuer mehrere Male gesalbt und eingerieben und ebenso oft wird er wieder abgetrocknet. Dann legt man ihn für einige Zeit in ein kaltes Bad *„faict des excremens de Bacchus“*. In diesem Bad wird Apollo immer kleiner und zerschmilzt wie Schnee an der Sonne, derart, daß seine Substanz sich überall in dem Wasser verbreitet. Dieser eigentümliche Erfolg seiner Kur macht den Arzt gar nicht irre, er ist vielmehr seiner Sache sehr sicher und läßt das Bad so oft wiederholen als der Kranke vorher gewaschen, gerieben und getrocknet worden war. Schließlich wird das gesamte Badewasser mit Hilfe eines kleinen Feuers erwärmt, all die Feuchtigkeit verschwindet und Apollo erscheint getrocknet, aber noch schwächer von all den Waschungen und Salbereien. Theogenes hält ihn für verloren und wundert sich nur, wie man in diesem Lande dazu komme, dem Volke den Tod eines Gottes vorzuführen, da doch die Götter für unsterblich gehalten werden. Aber er sollte sich täuschen. Denn der Arzt ruft den Sohn der Luft und des Mondes herbei, der ihm übergibt *„du plus beau et plus precieux qui fut en soy“*. Dieses geheimnisvolle Etwas des geheimnisvollen Wesens gibt Aesculap dem Apollo zu verschlucken, der durch dieses Mittel sofort seinen lebendigen und wunderschönen Teint wiedergewinnt, *avec une telle plenitude de vie que se communicquant en tel estat aux malades et decrepits, il les remettoit en meilleure disposition qu'ils n'avoient esté.“*

Damit ist das Schauspiel zu Ende, und es ist dem Theogenes wohl zu glauben, wenn er versichert, daß der Sinn dieser Vorführung ihm ein Geheimnis geblieben sei.

Auch mir blieb die Bedeutung des Rätsels verschlossen, bis ich sie in der oben erwähnten handschriftlichen Notiz fand. Es steht da zu lesen:

*Clef pour les Chimistes.*

*Apollon — L'or*
*Daimon — le mercure*

*Vulcan — le feu de la nature et le feu*[92])
*Vetement blond — le soufre*
*Drogues des sablons de la contrée Cyrenaique — sel Ammoniac*
*Excrement de Bacchus — Tartre*
*fils de l'air et de la lune — Rosée*
*Apollon plein de vie — Grand œuvre et l'or fin*
*Aesculape — l'artiste.*

Wir haben es also in jenem Schauspiel unter dem Scythenzelt mit einer allegorischen Einkleidung des großen, göttlichen Werkes zu tun, an dem Jahrtausende hindurch die Alchimisten gearbeitet haben. Genau nach den Vorschriften, wie sie die alchimistischen Schriftsteller in ihren Werken geben, vollzieht sich, ihrer Allegorie entkleidet, die Prozedur, die Fumée schildert. Die äußerliche Vernichtung Apollos und seine Wiederbelebung bedeutet nichts anderes, als etwa die in einem dem Avicenna zugeschriebenen Traktat enthaltene Forderung „ut corporeum fiat spirituale sublimando et cum est spirituale, fiat iterate corporeum descendendo".[93]) Bei Hermes Trismegistus in der Übersetzung Berthelots: „*Si tu ne dépouilles pas les corps de leur nature corporelle et si tu ne donnes pas une nature corporelle aux êtres incorporelles, rien de ce que tu attends n'aura lieu.*"[94])

Allegorische Darstellungen des Goldmachens finden sich bei alten und neuen alchimistischen Schriftstellern. So z. B. bei Zosima, wie sie Berthelot in seiner Sammlung mitteilt[95]), oder in dem Werkchen von Zachaire: *Opuscule tres-excellent de la vraye philosophie naturelle des Metaulx, traictant de l'augmentation et perfection d'iceux*,[96]) dessen letzter Teil die Überschrift trägt *Cy commence la tierce partie, en laquelle L'aucteur monstre la practique soubz allegorie.* Keine der mir bekannten Allegorien entspricht genau der von Fumée erzählten, aber es kann gar kein Zweifel sein, daß Fumée mit der Geheimsprache der Alchimisten, welche die Metalle, Salze und die anderen dem Werke dienenden Körper z. T. mit antiken Götternamen belegten, vertraut war, ebenso wie mit den geheimnisvollen Allegorien, die ihre Werke enthalten.

Der unbekannte Verfasser der handschriftlichen Eintragung setzt seine Notiz noch mit einigen Bemerkungen fort, aus denen hervorgeht, daß er Guillaume Philander für den wahrscheinlichen

[92]) So lese ich die an dieser Stelle nicht ganz deutliche Handschrift.

[93]) Bibl. chem. de Manget t. I. p. 629; nach Berthelot: Collection des anciens alchimistes grecs t. II. p. 124 (Paris 1888).

[94]) Ebda.

[95]) T. II p. 125 ff.

[96]) Lyon 1574 in-16⁰, darin enthalten auch der „*traicté de venerable docteur Allemant Messire Bernard Conte de la Marche Trevisane sur le mesme subiect*, in dessen 4. Teil der Autor ebenfalls „*un peu paraboliquement*" von der *pratique* spricht.

Verfasser des Romans hält. Anhänger dieser Theorie könnten eine Bestätigung für sie finden in der weiteren, auf dem Büchlein von Zachaire fußenden Bemerkung „*on faisoit de la Chimie chez le Cardinal d'Armagnac ainsi que de l'architecture.*" Tatsächlich erzählt Zachaire, daß er sich mit einem Abbé aus der Nähe von Toulouse zusammengetan habe, *qui disoit avoir le double d'une recepte pour faire nostre grande œuvre, que un sien amy qui suyvoit le Cardinal d'Armaignac luy avoit envoyé de Rome.* Aber dieses Zusammentreffen braucht uns durchaus nicht zu veranlassen auch den Verfasser des Romans in der Umgebung des für Kunst und Wissenschaft begeisterten Kardinals zu suchen.

Auch Martin Fumée war ein Mensch der Renaissance, fähig in sich aufzunehmen und auf seine Weise zu verarbeiten, was an geistigem Gehalt sie mit sich führte.

## Die Art der Entlehnungen aus dem Altertum.

In überraschend reichem Maße, das hat die Untersuchung bisher gelehrt, durchdringt das Altertum den Roman. Eine Fülle von Kenntnissen und Anregungen, die er aus antiken Autoren gewonnen hat, verarbeitet Fumée in seinem Werke.

Plutarch, Herodot, Livius, Quintus Curtius, Procop, Vitruvius, Macrobius, Pausanias und Apollodor haben sich als die mit Sicherheit festzustellenden antiken Autoren erwiesen, aus denen Fumée für die Komposition seines Romans Elemente in mehr oder minder größerer Anzahl verwendet hat.

Ihnen gegenüber hat er aus neueren Quellen so gut wie nichts geschöpft. Möglicherweise hat ihn der Roman des Francesco Colonna angeregt auch in seinem Roman der Wissenschaft der Architektur einen Platz einzuräumen, sicher haben ihm auch moderne alchimistische Schriften die Idee zu der allegorischen Darstellung des großen Werkes gegeben, vielleicht hat ihm auch einmal eine Erinnerung an Macchiavelli vorgeschwebt, aber der Kern des Romans bleibt von direkten Entlehnungen aus neueren Schriftstellern so gut wie frei.

Verschieden wie die Zahl der den einzelnen Autoren entnommenen Entlehnungen, ist auch der Grad des Anschlusses, den die verschiedenen Quellen an den Roman gefunden haben. Manche sind fast wörtlich verwertet, manche sind weitläufiger ausgeführt, manche sind kürzer behandelt worden. Manche müssen dem Verfasser textlich während der Bearbeitung vorgelegen haben, manche sind wohl aus dem Gedächtnisse herangezogen worden.

Der innere Zusammenhang, den die Quellen mit der Komposition des Romans eingegangen sind, ist ebenfalls sehr ver-

schieden. Eine große Menge bleibt äußerliches Beiwerk. Sie erscheinen als lose aufgesetzte Anekdote, als historische, geographische, naturwissenschaftliche, mythologische Belehrung, ohne jede Verbindung mit der Handlung oder mit dem äußeren oder inneren Leben der Personen. Andere, ohne ihren belehrenden Charakter zu verleugnen, sind doch unzertrennlich mit der Handlung und mit dem Wesen der Personen verknüpft worden. Sie sind zu Reden oder Gesprächen in bestimmten Situationen zu bestimmten Zwecken geworden, sie geben Aufschluß über Überzeugungen, Ansichten und Gefühle, die das Innenleben ihrer Träger erschließen. Wieder andere sind zu Impulsen des Geschehens geworden oder begleiten die äußeren Handlungen mit pittoresker Anschaulichkeit. In den letzteren Arten ihrer Verwendung gehören sie zu den wichtigsten, die Eigenart des Romans wesentlich mit bestimmenden Elementen des Werkes.

### Das geschichtliche Element in dem Roman.

Unter allen Romanen seiner Zeit wird unserem Roman dadurch eine eigenartige Stellung gewährleistet, daß der Verfasser seine Handlung auf einem geschichtlichen Hintergrund sich erheben läßt. Aus den großen geschichtlichen Ereignissen ihrer Zeit wachsen die Schicksale der Personen heraus. Die Wechselfälle des Römerkriegs gegen Perseus von Mazedonien haben Charide nach Rom geführt. Der gleiche Krieg hat dem Theogenes die Waffen in die Hände gedrückt und ihn ebenfalls in die Gefangenschaft nach Rom gebracht. Bei einem historischen, genau in seinem wirklichen Verlauf und Milieu geschilderten Ereignis erblickt Charide unverhofft den gefangenen Geliebten. Die Loslösung des Theogenes durch seinen Vater wird fast zu einer Staatsangelegenheit aufgebauscht, bei deren Verhandlung das ganze Verhältnis der Römer zu den Staaten der griechischen Halbinsel aufgerollt wird und zwar nach genauen geschichtlichen Quellen. Die Großmut des römischen Senats gegenüber der erfundenen Person des Romans erscheint so gewissermaßen nur als ein Glied in der Kette der Beziehungen, welche Rom mit seinen Freunden und Bundesgenossen verbindet.

So steht das äußere und innere Leben der Personen, ihr Tun, ihr Leiden und ihr Gefühl in inniger, dem Leser immer wieder zum Bewußtsein gebrachter Verknüpfung mit diesem Krieg, seinen Wechselfällen und Rückwirkungen. Und ebenso ist Melangenies Leben durch die hohe Politik bestimmt worden. Hannibals endliches Unterliegen schleuderte sie aus den ruhigen Bahnen ihres Lebens, und die sardinische Empörung ließ sie für manche Jahre ein Asyl als Dienerin im Hause des römischen Prätors finden.

Überall haben wir es in den Grundlinien des Lebens unserer Personen mit klaren, auf historisch-wahren Voraussetzungen beruhenden Verhältnissen zu tun, mögen dann auch im einzelnen die abenteuerlichen Zutaten sich einstellen.

Neben den bedeutenden historischen Persönlichkeiten und Erlebnissen, mit denen die erfundenen Personen des Romans in Berührung gebracht werden, ist es eine große Reihe von kulturhistorischen Einzelheiten, welche dem Roman eine gewollt antikisierende Färbung, den Eindruck der Echtheit und Wirklichkeit des Milieus verleiht. Die enge Verknüpfung mit dem alltäglichen Leben, die der Verfasser den Begebenheiten des Romans zu geben gewußt hat, gibt ihm häufig Gelegenheit, Sitten und Gebräuche zu schildern, kleine Gewohnheiten zu berühren, deren Existenz ihm aus seiner Kenntnis des Altertums geläufig war. Die Schilderung zweier von Octavius veranstalteten Gastmähler, die Versuche, Einrichtung, Würde und Aufgaben des römischen Senats erkennen zu lassen, Opfer und Gebet der Charide am Altar der Laren, sowie die häufig erwähnten Opfer und Gebete aller Personen in den Tempeln der Götter, das unablässige Hineinspielen so mancher mythologischer, historischer und dichterischer Erinnerungen in die gewöhnliche Rede, solche und viele andere Dinge geben zwar keine besonders tiefe und umfassende Anschauung vom Leben und Empfinden der Umwelt, in der die Personen sich bewegen, aber sie sind doch als Anfänge des Aufmerkens auf die durchschnittliche Kultur einer vergangenen Zeit und der Verwertung dieser Beobachtung für die Erzählungskunst entschieden zu beachten.

Die Echtheit des historischen Milieus wird allerdings dadurch gleich wieder in Frage gestellt, daß die Personen, die so in einer bestimmten Zeit lebend gedacht werden, von religiösen, philosophischen und moralischen Vorstellungen erfüllt sind, die erst Jahrhunderte später in das Bewußtsein der Menschen gelangten. Was an Religionsphilosophie und Moral in dem Roman steckt, das hat Fumée aus Plutarch genommen, der um die Wende des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. lebte, während der Krieg gegen Perseus von Mazedonien in den Jahren 171—168 v. Chr. ausgefochten wurde.

## Die Bedeutung Plutarchs für den Roman.

### Seine Religionsphilosophie.

Immerhin stört dieser Anachronismus nicht allzusehr. Das Historische bezieht sich auf Äußerlichkeiten des Lebens und der Geschicke der Menschen, das Philosophische und Religiöse auf die Innerlichkeit ihrer Gedanken und Gefühle. Diese beiden

Welten gehen im Roman nebeneinander her, ohne sich gegenseitig zu stören. Dem Kenner der Geschichte wird zwar ihre innere Unvereinbarkeit klar, aber der Roman verschmilzt sie ohne Schwierigkeiten.

Betrachtet man die Entlehnungen, die Fumée aus Plutarch in religionsphilosophischer Hinsicht macht, so findet man, daß er mit sicherem Blick das Wesen der Plutarchischen Theologie erkannt und demgemäß in seinem Roman verarbeitet hat. „Ein reiner und würdiger Gottesbegriff, eine dualistische Weltanschauung und im Zusammenhang damit der Glaube an Offenbarungen der Gottheit und an Wesen, die sie vermitteln," das sind nach Eduard Zeller[97]) die hervorstechendsten Züge der an Plato und an den Neupythagoreismus sich anschließenden Theologie Plutarchs. Gott ist gedacht als das ewige und einheitliche Wesen, als das Gute, welches alle Vollkommenheit in sich hat und in neidlosem Wohltun sich allen mitteilt, als die Vernunft, deren versorgendes Walten sich auf Alles erstreckt. Den Göttern haften keine menschlichen Schwächen und Leidenschaften an, auch die physikalische Deutung der Mythen, die Übertragung der Götternamen auf Elemente und Naturereignisse, streitet nicht mit der Natur des Göttlichen.

Diese Auffassung von dem höchsten, unsichtbaren und ewigen Gott der Güte, von den unter ihm stehenden, von ihm geschaffenen übrigen Göttern und der Glaube an die Dämonen als die in der Mitte zwischen der Gottheit und den Menschen lebenden, höheren Geister der Luft ist in den von Plutarch gegebenen Grundzügen in den Roman übergegangen.

Christliche Vorstellungen hat Fumée in seine religiösen Betrachtungen nicht hineingetragen. Höchstens könnte man erwähnen, daß in äußerlicher Weise die Schilderung des Lebens der Priester und der frommen Frauen im Heiligtum des Jupiter Ammon in einzelnen Zügen christlich-mönchische, nonnenhafte Färbung erfährt.

Auch jener gemilderte Stoizismus, der die Philosophie Plutarchs durchzieht und sich mit dem Idealismus Platos und der aristotelischen Vernunftlehre verbindet, ist in Fumées Werk wieder anzutreffen und besonders in der Persönlichkeit und in den Reden des Octavius und der Melangenie nachzuweisen.

Daß auch die im Roman geltende Auffassung der Liebe zwar auf Platos Liebesbegriff zurückgeht, aber in ihrem lehrhaften Ausdruck nicht unmittelbar auf ihren Schöpfer, sondern auf Plutarchische Bearbeitung zurückzuführen ist, hat die Untersuchung gezeigt.

[97]) *Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung.* Dritter Teil, zweite Abteilung p. 183. Vierte Auflage (1903).

Die Römertugend.

Durch die Lektüre Plutarchs ist schließlich ein Gefühl in unserem Autor ausgelöst worden und in seinen Roman übergegangen, das in der Folgezeit von großer Bedeutung für die französische Literatur, besonders für die Tragödie, geworden ist. Das ist das Gefühl der Bewunderung für Römergröße, der Sinn für Römertugend. Es ist ganz offenbar, daß die Gestalt des Praetors Cn. Octavius, wie sie im Roman erscheint, unter dem Einfluß dieser von Plutarch verbreiteten Begeisterung für das Römertum aufgefaßt ist. Octavius erscheint als der ideale, edle Römer. So etwa wie Paulus Aemilius von Plutarch geschildert ist, charakterisiert ihn Fumée. Plutarch kennzeichnet die Natur des Paulus Aemilius als „*doulce et humaine*". Er rühmt die „*liberalité et magnanimité*" seines Geistes, die Sorge, mit der er sich um das Wohl seiner Soldaten und um das Schicksal der Besiegten kümmert.

Nicht anders ist Octavius von Fumée gedacht. Noch ehe wir ihm selbst im Roman begegnen, singen Diener und Dienerinnen das Lob seiner edlen Gesinnung. Melangenie verheißt der Charide, daß sie bald kennen lernen werde seine Tugend „*accompagnée de toute doulceur et courtoysie*". Obwohl die Freiheit des Krieges es ihm gestattet hätte und obwohl ihre Jugend und Schönheit ihn hätten verlocken können, so habe er doch nie ihre Ehre anzutasten versucht. In seiner Enthaltsamkeit folge er nur dem allgemeinen Beispiel; denn „*la continence des Capitains Romains excede en cela les autres nations, ne se licentians en aucune chose indigne de vertu non plus à la guerre qu'à la maison*". So rühmt sie in dem Einzelnen die Gesamtheit. Weiter weiß sie von seinem mitleidigen Herzen zu erzählen. Er möchte, daß jeder der gleichen Freiheit sich erfreue wie er selber. Schon mehreren Sklaven habe er die Freiheit geschenkt, und wenn sie seine Güte anflehen wollte, so würde er auch gegen sie die gleiche *liberalité et douceur* zeigen, aber da sie jeden Tag die *douce humeur* ihres Herrn spüre, so ziehe sie es vor, bei ihm zu bleiben.

Als Octavius dann auftritt, zeigt er sich so, wie man ihn auf Grund des von seinen Dienern ihm gespendeten Lobes erwartet: als ein feiner, taktvoller, gütiger Mann. Als er zum erstenmal das Zimmer der Charide betritt, grüßt er sie nicht wie ein Herr seine Sklavin grüßt oder mit der affektierten Grazie *dont on use envers quelque garce ou concubine*, sondern mit solch achtungsvoller Ehrerbietung, als wenn er eine vornehme Dame, die in seinem Hause Gastfreundschaft genösse, vor sich hätte. Die Worte, die er an sie richtet, sind ganz von väterlicher Fürsorge und Liebe durchdrungen. Sie soll sich bei ihm fühlen wie eine Tochter, will er, sie soll volle Freiheit genießen, als ob

sie zu Hause wäre. Eine hohe Absicht leitet ihn bei seinem Verhalten. Er möchte, daß sie das Lob der Römer mit in ihre Heimat trüge; *que si un Philippe et un Alexandre Roys de vostre pays se sont montrez continens à l'endroit des Dames captives, vous avez essayé un Romain victorieux non moins garny de pareille vertu.* Das ist die einzige Belohnung, die er für sein Tun erstrebt, *n'estant mon but qu'en proffitant à mon semblable faire chose qui m'apporte et à ma republique gloire et honneur.*

Sein Wunsch soll in Erfüllung gehen. Als Charide heimgekehrt ist, verkündet sie dankbaren Herzens sein Lob. Sie erzählt ihrer Amme, wie es ihr ergangen ist. Bei der Plünderung der eroberten Stadt hätten Soldaten sie ergriffen, da sei Octavius, der Feldherr, gekommen und ihm sei sie übergeben worden. Und der ist die Tugend selbst, und er hat mich erkennen lassen, daß nicht ohne Grund die Götter den Römern ihre Gunst erweisen; denn wo die Tugend herrscht, da ist die Gottheit gegenwärtig.

Der mit solchen römerfreundlichen Gefühlen Zurückgekehrten versäumt ihre mütterliche Freundin nicht, die Greuel der Verwüstung und Brandschatzung, die sich ihre Vaterstadt von den Römern hatte gefallen lassen müssen, zu berichten. Das Herz der Freundin ist von Bitterkeit gegen die siegreichen Feinde erfüllt. Wo sie nur kann, macht sie ihre Empörung gegen die Römer Luft. Aber an dem Abend, da sie zum ersten Male wieder mit Charide zu Tische sitzt, muß sie es dulden, daß auch Capito, der Freigelassene des Octavius, mit von der Gesellschaft ist, darf sie von nichts anderem reden, als von der Größe und von dem Ruhm, von der Gerechtigkeit, Güte und Milde des römischen Volkes; denn so will es Charide.

Diese Hochschätzung der Römer als eines Volkes, in dem edle Menschlichkeit gedeiht, in dessen Wesen Edelmut mit Staatsklugheit sich paart, dessen glänzende Macht unter dem Schutze der Götter sich entfaltet hat, sie ist ein nicht unwichtiger Charakterzug des Romans, sie ist einer der Fäden mehr, die ihn mit dem Geiste seiner Zeit verbinden.

## Amyots Plutarchübersetzung.

Daß es gerade Plutarch war, der dem Autor zu seiner Römerbegeisterung verhalf, wie er ihm auch die moralischen und philosophischen Gedanken lieferte, mit deren Hilfe er die Fabel seines Romans vertiefte, hat nichts besonders Auffälliges an sich. Man braucht sich nur die Tatsache zu vergegenwärtigen, daß dank der ihm durch Amyot gewordenen Übersetzung kaum einer

der antiken Schriftsteller in dieser Zeit einen so starken Einfluß gewonnen hat wie gerade Plutarch.

Plutarch hat in geschicktester Weise den ganzen Stoff der antiken Philosophie in Diskussion und Kritik verarbeitet und der Nachwelt aufs Bequemste dargeboten. Bequem für die, welche auf das tiefere Studium der verschiedenen philosophischen Systeme verzichten und nur die allgemeinsten Gedanken aus ihnen sich aneignen wollten. Er selbst stand auf dem Standpunkt einer Philosophie, für die das Zeitalter ganz besonders empfänglich war, auf dem Standpunkt des Neoplatonismus. Er hat ferner einen großen Teil der alten Geschichte, indem er die geschichtlichen Ereignisse im Anschluß an das Leben und den Charakter des von ihm dargestellten Mannes behandelte, dem Leser in anregender Weise dargeboten. Er hat ein großes Tatsachenmaterial zusammengetragen, er hat die Fülle der rein menschlichen Züge, der Begebenheiten des Alltags, die pittoresken Einzelheiten, Anekdoten und Legenden, Mythus und Fabel, kurz, er hat keine Mittel verschmäht, das umfassende Gemälde von antiker Kultur, von innerlich gedanklichem Bestreben und äußerlichen Vorfällen zu entwerfen, das er uns hinterlassen hat.

Darum wurde sein Werk für viele eine unerschöpfliche Fundgrube. Für den Historiker und Moralisten, den Philosophen und Dichter. Die Tatsächlichkeiten seines Werkes so gut wie der allgemeine Geist, von dem es durchweht ist, haben auf lange Zeit bestimmende Wirkung ausgeübt. Namen wie Rabelais und Montaigne, Balzac und Rousseau tauchen sogleich auf und erinnern an die Macht, die Plutarch, auf jeden in anderem Sinne, ausgeübt hat.

Die direkten Entlehnungen, die Fumée aus Plutarch gezogen hat, sind uns durch die Untersuchung bekannt geworden und mit ihnen der Geist, den sie in das Werk hineingetragen haben. Aber es ist vielleicht noch mehr durch das Medium der Amyotschen Übersetzung aus Plutarch in unseren Roman hinübergegangen. Der menschlich-einfache, schlichte Ton, der die Übersetzung Amyots auszeichnet, das allem äußerlichen Prunk Feindliche, das dem Stil des Bischofs eignet, Eigenschaften, die so gut der bürgerlich-geschwätzigen, niemals aufregenden, von allem Pathos freien Art des griechischen Philosophen und Historikers entspricht, sie finden sich bis zu einem gewissen Grade in dem Romane Fumées wieder. Nicht so rein und schön wie bei Amyot. Aber sie sind doch da und verleugnen sich nicht. Wie sie sich äußern, soll in dem letzten Teile der Arbeit, der den Roman „*Du vray et parfait amour*" den äthiopischen Geschichten Heliodors gegenüberstellt, zu zeigen versucht werden.

## IV.

## Das Verhältnis des Romans zu Heliodors „Aethiopischen Geschichten“.

### Ähnlichkeiten und Unterschiede.

Der Roman ist bisher ausschließlich unter dem Gesichtspunkte des ihm zugrunde liegenden Quellenmaterials, der Art der Nutzbarmachung dieses Materials und nach den Fäden, die ihn in dieser Beziehung mit dem literarischen Schaffen seiner Zeit verbinden, betrachtet worden.

Es kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß unter diesem Gesichtspunkte der Roman sofort ein erheblich größeres Interesse gewinnt, als es die bisherigen Urteile über ihn, die ihn lediglich als sklavische Nachahmung des Heliodorromans gelten lassen wollten, ahnen ließen. Zwar ist es an sich wohl kulturgeschichtlich interessant genug, daß gerade zur Zeit der Renaissance der spätgriechische Liebesroman einen so umfassenden, auf lange Zeit hinaus wirksamen Einfluß auf die Romanliteratur gewinnen konnte; was aber des Interesses und der wissenschaftlichen Forschung erst in erhöhtem Maße wert ist, das ist die Untersuchung, wie der unter dem Einflusse des griechischen Romans neu sich entwickelnde moderne Roman aus den kulturellen Kräften und Bestrebungen seines eignen Zeitalters seine innere Verfassung herausbildet.

### „Du vray et parfait amour“ — ein Renaissanceroman.

Mag der Roman zunächst auch unter dem die freie Schöpferkraft lähmenden Einfluß Heliodors entstanden sein, mag der Verfasser vom Anfang bis zum Schluß vielleicht auch nichts anderes beabsichtigt haben, als ein dem Heliodor genau entsprechendes Gebilde zu schaffen, mag selbst seine Arbeitsweise ihm als die gleiche erschienen sein, wie diejenige, welche er als die des Heliodor erkannt hatte,[98]) dennoch hat er ein von seinem

[98]) Von Heliodor und seiner Arbeitsweise schreibt Rohde (Der griechische Roman und seine Vorläufer, Leipzig 1876 p. 455 f.): „Im übrigen hat er nicht ohne eine gewisse Sorgfalt die einzelnen Züge seiner Darstellung aus Büchern gezogen . . . . Er ist ein Büchergelehrter und teilt von seiner Gelehrsamkeit reichlich mit. Überall schafft er sich Gelegenheit zu Exkursen und gelehrten Ausführungen über Gegenstände der Naturkunde, der wirklichen oder der fabelhaften, der Altertümer, ägyptischer, persischer oder griechischer, wobei ihm denn in Ermangelung lebendiger Anschauung, bisweilen curiose Irrtümer begegnen.“ Man könnte diese Ausführungen wörtlich auf Fumée anwenden. Er arbeitet nicht anders. Wahrscheinlich hat er sogar

Vorbild verschiedenes Werk geschaffen, dennoch hat seine Arbeit das höchste Interesse; denn er kann gar nicht anders als unter veränderten Kulturbedingungen und dem Heliodor fremden literarischen Voraussetzungen schaffen.

Wir haben es in dem Verfasser mit einem Menschen jener Zeit zu tun, für die das Studium der Werke des Altertums, das Verwerten der antiken Erfahrung und Weisheit für das Leben der Gegenwart höchste Lust und heißester Ernst war.

In vielfach verschiedener Form wurde diese Arbeit geleistet, kamen die Erträgnisse des emsigen Fleißes der Gelehrten dem allgemeinen Kulturleben zugute. Wir sehen diese Arbeit in den zahllosen Spruch- und Sentenzensammlungen, die den antiken Weisheitsstoff in gehäufter Menge darboten, damit ein jeglicher sich nehmen könne, was ihm zusagte für die Erweiterung und Vertiefung seiner Bildung und Lebensauffassung. Wir sehen sie im kecken Werke Rabelais', das lachend und höhnend auf alles Dunkle und Staubige, Unfreie und Unnatürliche losschlägt, im Namen der unablässig zitierten Autorität des Altertums. Wir finden sie wieder in der streng und nüchtern sich gebenden, vom Geist der Antike durchtränkten Tendenzschrift des La Boétie, im philosophisch durchsetzten, ebenfalls auf der Fülle antiker Gedanken und geschichtlicher Tatsachen sich aufbauenden Essaybuch des Montaigne, in anekdotengehäuften, halb ernsthaften, halb lockeren Unterhaltungsbüchern, wie es Henri Estienne in seiner „*Apologie pour Herodote*" und Guillaume Bouchet in seinen „*Serées*" dem Publikum bieten.

In allen diesen Werken haben wir die verschiedenen Variationen eines großen Themas vor uns, Manifestationen einer Zeit, die nach neuen Idealen strebte, nach Schönheit und Freiheit, nach Erneuerung der enthusiastisch verehrten Antike zum Besten der ringenden Kräfte.

Und in diese Bestrebungen hinein, als ein origineller Arbeiter trotz der Masse der benutzten Quellen, stellt sich auch Martin Fumée. Was andere auf anderen Gebieten, leistet er auf dem Gebiete der kunstmäßigen, romanhaften Erzählung. Unendlich schwächer als die Großen vor und neben ihm, als der ungestüme, geniale Rabelais und der auswählende, dem Innerlichen zugewandte Lebenskünstler Montaigne, darf er sich doch im Prinzip an ihre Seite stellen Als einer der in der zweiten oder dritten

von der Arbeitsweise Heliodors eine ähnliche Anschauung gehabt wie Rohde. So hätte er ihn also mit vollem Bewußtsein „sklavisch" nachgeahmt. Sicher ist die Übereinstimmung, was die Büchergelehrsamkeit angeht, die denkbar größte, und die Neigung zu Exkursen teilt Fumée vollkommen mit Heliodor. Die Ähnlichkeit seines Werkes in dieser Hinsicht mit dem Heliodors wird nicht im mindesten geleugnet. Es soll auch nicht versucht werden, irgend welche inneren Unterschiede nach dieser Seite hin zu konstruieren.

Linie folgenden Mitstreiter im Kampfe jener Zeit, nicht auf dem Gebiete der höchsten Lebensfragen in Philosophie und Moral, aber auf dem Gebiet des ästhetischen Empfindens, des inneren Taktes und des sittlichen Feingefühls; denn auf diesem Felde bemühte sich auch sein Roman um die Anerkennung neuer Werte.

Dieser innige Zusammenhang des Verfassers mit seiner Zeit trennt sein Werk von dem des Heliodor.

Gewiß, auf den ersten Blick sind die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Romanen groß. Ja, auch wenn man genauer zusieht, wird vielleicht der Eindruck zunächst nicht anders sein. Man entdeckt vielmehr immer neue Übereinstimmungen, man erkennt, wie getreu in allen Teilen Fumée das Werk Heliodors gekannt und wie abhängig er in seiner eigenen Schöpfung von ihm ist. Unendlich viel von dem äußerlichen Aufputz hat er ihm abgeguckt, und wenn es nur nach diesem Äußerlichen ginge, so möchten die wohl recht haben, die seinen Roman ein wertloses Pastiche nennen. Aber die wirkliche Erkenntnis vollzieht sich glücklicherweise nicht nach Äußerlichkeiten, und so dürfen wir es wagen, unter voller Anerkennung all der vorhandenen äußerlichen Ähnlichkeiten, nach den Abweichungen und Unterschieden zu suchen, die das eine Werk innerlich von dem anderen scheiden.

### Die Komposition der beiden Romane.

Nach dem Vorbilde Heliodors geht auch Fumée sogleich in medias res[99]). Es ist fast ein Gesetz, das sich die Romanschriftsteller nach Heliodors Beispiel auferlegen, ihre Romane nicht mit dem Beginn der Beziehungen ihrer Personen zueinander, sondern mitten in den sie betreffenden Ereignissen anfangen zu lassen. Fumée, der erste konsequente Nachahmer Heliodors, macht es nicht anders. Aber sogleich fällt der Unterschied beider Werke ins Auge. Statt wie Heliodor mit einer phantastisch-rätselhaften, von Blutgeruch, Orgiendunst und Leichen erfüllten Szene, in der die beiden Hauptpersonen des Romans eine halb rührende, halb heroische Gruppe bilden, statt mit einer Szene, deren Bedeutung erst sehr spät im Verlaufe der Erzählung bekannt wird, beginnt Fumées Roman mit der maßvoll-künstlerischen Schilderung eines historischen Ereignisses, des durch die Straßen Roms sich bewegenden Triumphzuges des Paulus Aemilius. Und fast zu gleicher Zeit, auf die einfachste und kürzeste Weise wird dem Leser das Schicksal der beiden Hauptpersonen in

[99]) Zum Vergleich muß natürlich die Übersetzung Amyots herangezogen werden, die unter dem Titel „*Histoire Ethiopique*“ 1547 zuerst erschien. Eine Neuausgabe in der „*Collection des romanciers grecs et latins*“, Band 2 u. 3 der Sammlung. Paris 1822.

seinen wesentlichen Zügen klar. Seine Phantasie, angeregt durch Gesagtes und nicht Gesagtes, überschaut sogleich, ohne noch über Einzelheiten unterrichtet zu sein, die Lage. Bei Heliodor wird vom ersten Augenblick an die Spannung auf den höchsten Grad gebracht, auf lange hinaus fiebernd erhalten und nicht befriedigt. Bei Fumée halten sich Erwartung und Befriedigung die Wage, ausgeglichen durch die vom Autor geschickt auf den richtigen Weg geleitete Mitarbeit der Phantasie des Lesers.

Es soll mit diesem Vergleich nicht behauptet werden, daß die Szene Fumées in ihrer ganzen Ausgestaltung besser sei als die Heliodors, wie überhaupt die Untersuchung nicht absolute, ästhetische Werturteile zutage fördern will; es soll nur eben der verschieden geartete Charakter der beiden Werke aufgewiesen und dargetan werden, daß verschiedene ästhetische Maßstäbe zu ihrer Beurteilung herangezogen werden müssen.

Die Komposition des Heliodorschen Romans wird weiterhin dadurch gekennzeichnet, daß wir in seinem ersten Teile eine beständige Mischung von Handlung und Erzählung haben. Während allerlei Wechselfälle das Liebespaar in beständiger Aufregung halten, erzählt ein mit ihrem Schutze beauftragter Grieche ihnen die Geschichte seiner Leiden, und erzählt ein alter ägyptischer Priester, der selbst in sehr wichtiger Weise in das Geschick des Liebespaares eingegriffen hat, diesem Griechen die Geschichte des Paares und erklärt endlich am Schlusse des 5. Buches, wie es gekommen ist, daß man die Beiden in der seltsamen, im ersten Kapitel dargestellten Situation gefunden hat.

Das Wesentliche in dieser Komposition ist neben dem Wechsel von Handlung und Erzählung, gelegentlich sogar von Handlung und Erzählung der Erzählung, der Umstand, daß die Handlung die Personen in immer neue Verwicklungen hineinführt, daß immer neue Gefahren sie bedrohen. Kaum sind sie einer entronnen, bedroht sie eine andre. Kaum sind sie wieder vereinigt, werden sie wieder getrennt; immer neue Feinde, Verfolger, Bedroher ihrer Keuschheit und ihres Lebens stehen wider sie auf, beständig kommt es dabei zu Mißverständnissen und Verwechselungen, immer neue Anforderungen werden an ihre Erfindungsgabe und an ihre Widerstandskraft gestellt. Unaufhörlich wechselt der Schauplatz, treiben Raub, Mord, Brand, Kampf, Flucht die Personen ruhelos umher und halten ihre Gefühle in angespanntester, hin und her schwankender Erregung.

Genau übernimmt Fumée das Schema dieser Komposition, im ersten Teil Mischung von Erzählung und Handlung, im zweiten Teil Handlung allein. Es liegt uns wieder ob, zu prüfen, ob denn auch in der Art, wie dieses Schema von ihm mit Leben erfüllt worden ist, die Übereinstimmung mit dem Vorbild so groß ist, wie man gewöhnlich gemeint hat.

Da fällt zunächst auf, daß er, statt seine Personen von Ort zu Ort zu jagen, sie zunächst auf das Haus des Octavius zu Rom, fast auf ein oder zwei Zimmer des Hauses, beschränkt hat, daß er anstatt einer ruhelos bewegten Handlung, so gut wie nichts irgendwie Aufregendes geschehen läßt, sondern daß er dafür in ungleich stärkerem Maße als Heliodor es tut, allen Nachdruck auf die breitere Darstellung des Seelischen, auf die eingehendere Ausmalung der Gefühle, auf die Komposition von Reden und Ermahnungen, auf die eindringliche Fassung moralischer, philosophischer Betrachtungen legt. Und während aller dieser Reden und Gespräche, durch kleine, eingeflochtene Andeutungen wie durch ausführlichere Auseinandersetzungen, wird der Leser allmählich genauer in das Schicksal der Charide und des Theogenes eingeweiht.

Mit der Vielheit der Ereignisse bringt Heliodor immer neue Persönlichkeiten auf den Plan, Räuber aller Art, Krieger, Priester, Frauen, Kaufleute; Personen, die kommen und gehen, länger oder kürzer verweilen, ganz aus dem Roman verschwinden, weil sie getötet werden oder sonst unentbehrlich geworden sind. So werden wir gleich zu Anfang ausführlich mit den Geschicken des Griechen Knemon bekannt gemacht, sehen wir ihn handelnd in einer Reihe von Szenen auftreten, und dann wird er an eine Ägypterin verheiratet und bleibt fürderhin aus dem Spiele.

Nur ganz wenig Personen führt Fumée in seine Handlung ein. Zunächst eigentlich nur zwei Frauen, die ältere Melangenie und die jüngere Charide. Das intime Zusammenleben dieser beiden Frauen, die bald zu Freundinnen werden, ruft ohne weiteres den Eindruck großer Ruhe und stillen Friedens hervor. Sie sind es, die einander die Geschichte ihres Lebens und ihrer Liebe erzählen. Die eine, alt geworden, ohne Hoffnung, resigniert, ganz in den Pflichten des Haushalts aufgehend, voll Dankbarkeit für den, der ihr ein Asyl gegeben und sein Vertrauen geschenkt hat, wohl geeignet, die junge Freundin zu trösten, deren Wunden noch frisch und ungeheilt sind, die sich in Tränen und Trauer verzehrt, sich dann wie ein Kind besänftigen läßt durch trostreichen Zuspruch, durch die Erzählung von fremdem Leid und von den Dingen der weiten Welt. Zu diesen beiden stillen, feinen Frauen im Frauengemach tritt die edle Persönlichkeit des väterlich gesinnten Octavius, der keinen Aufruhr des Geschehens und der Gefühle mit sich bringt, sondern nur bemüht ist, die letzten Stürme und Zweifel in der Brust des trauernden Mädchens zur Ruhe zu bringen.

In dieser Atmosphäre des Friedens erzählt zuerst Melangenie, dann Charide ihre Geschichte. Keine aufregenden Ereignisse, wie es bei den Erzählungen in Heliodors Roman der Fall ist, stören und unterbrechen sie. Die Gründe, die ihrem Erzählen von Zeit zu Zeit ein Ende machen, sind ganz natürlicher Art,

die Essenszeit, der Einbruch der Nacht, die Tätigkeit im Hause, wie sie alle Tage getan werden muß, die Sorge der Melangenie für die Ruhe der Charide, das Kommen und Gehen des Octavius. Kein Laut von außen dringt zu ihnen, keine Handlung lenkt ab, höchstens daß einmal Octavius ein Gastmahl hält oder daß in der Senatsitzung Polycrates seinen Sohn zurückgewinnt.

Zwingend fällt der Unterschied auch dieses Teiles der Komposition der beiden Romane ins Auge. Hier Unruhe, schillernde Zerfahrenheit, künstlich gesteigerte, durch allerlei Kniffe und Kunststücke in wechselvollem Auf und Ab gehaltene Erregung. Hier Ruhe und Einheit der Stimmung, eine große seelische Erschütterung, die sich äußert in jammernden Klagen, dann durch freundliches Zureden zu gleichmäßigem, trauerndem Gefühl sich ebnet und zuletzt in hoffnungsvolle Erwartung neuen Glückes sich verwandelt.

Bemerkenswert ist auch, daß die in diesem ersten Teile erzählte Lebensgeschichte der Melangenie, was ihren äußeren Umfang wie ihren inneren Gehalt angeht, einen viel bedeutsameren Platz im Gefüge des Romans einnimmt, als die ganz episodenhaft bleibende Erzählung des Knemon bei Heliodor. Auch die innige Verbindung, in der Melangenie und Charide sich aneinander anschließen, trägt zur Erhöhung des Interesses für Melangenie bei. Dabei hat es Fumée verstanden, mit Hilfe einer aufmerksam retouchierenden Behandlung der Charide ihre Stellung als Heldin unangetastet zu bewahren. Indem er am Ende seiner Erzählung die Melangeniehandlung mit der Charide-Theogeneshandlung zusammenstoßen läßt, vereinigt er sehr geschickt sie, die bisher nur als Erzählung vorgetragen worden war, mit der eigentlichen Handlung.

Die Abhängigkeit Fumées von Heliodor geht so weit, daß sie sich sogar in der Namengebung zeigt. Chariclea und Theagenes heißt das Liebespaar im griechischen Roman, Theogenes und Charide im französischen. Der Klang der Namen ist fast gleich, aber die Menschen, sie die tragen, sind doch nicht ganz dieselben. Die beiden Frauen, die in beiden Romanen viel stärker hervortreten als die Männer, unterscheiden sich bedeutend voneinander.

Chariclea ist so recht die Gestalt eines Abenteuerromans. Sie stammt aus äthiopischem Königsgeschlecht. Lange war die Ehe ihrer Eltern ohne Kinder geblieben. Da wird in einer von der Gottheit bezeichneten Stunde das Kind von der Mutter empfangen. Während der Schwangerschaft betrachtet die Königin häufig ein Bild der Andromeda, und darum ist das Kind, das sie zur Welt bringt, von weißer Farbe. Ein Kind von weißer Farbe, geboren von dunkelfarbigen Eltern! Aus Furcht, sie möchte der Untreue bezichtigt werden, setzt die Mutter das Kind aus. Ein äthiopischer Philosoph, ein Gymnosophist, zieht das Kind auf und übergibt es, als es sieben Jahre alt geworden

ist, zusammen mit reichen Kostbarkeiten, in Ägypten einem griechischen Priester aus Delphi, namens Charicles. Der erzieht sie als seine Tochter. Sie weiß nichts von ihrer hohen Abkunft, wächst in unvergleichlicher Schönheit heran, wird Priesterin des Apollo und weiht sich zugleich der Diana, da sie fest entschlossen ist ihre Jungfräulichkeit zu bewahren und für immer der Ehe, die sie haßt, zu entsagen. Wie begreiflich, wird sie eine leidenschaftliche Jägerin und durchstreift mit Pfeil und Bogen die Wälder, zur großen Bekümmernis ihres wackeren Pflegevaters, der keinen sehnlicheren Wunsch kennt, als sie einem Neffen zu vermählen.

Dagegen Charide. Sie ist ohne alle Wunder empfangen und geboren worden. Sie ist die Tochter des höchsten Beamten von Meliböa, der, in seiner Jugend am Hofe Philipps von Mazedonien erzogen, nach bestem Wissen und Gewissen die Stadt verwaltet, als wahrer Freund des Perseus. Er ist früh, ebenso wie seine Gattin, gestorben, das Kind ist als Waise und zugleich als reiche Erbin zurückgeblieben. Einer ihrer Vettern ist ihr Vormund geworden und bemüht sich redlich um ihr Bestes. Sie ist nicht anders als andere junge Mädchen ihres Standes herangewachsen, sie ist nicht Priesterin und nicht Jägerin, sie hat auch keine grundsätzliche Abneigung gegen die Ehe. Es ist nichts Wunderbares in ihrem jungen Leben vorgefallen.

Bei den Männern tritt die Verschiedenheit nicht so stark hervor.

Theagenes bei Heliodor ist aus dem Geschlechte des Achilles, er ist der Führer einer Gesandtschaft, die von den Enianiern, einer thessalischen Völkerschaft, zu den phytischen Spielen nach Delphi gesandt wird.

Theogenes bei Fumée ist der Sohn eines in den politischen Angelegenheiten seiner Vaterstadt sich betätigenden Atheners.

Gänzlicher Verzicht auf alles Wunderbare und Außergewöhnliche in der Herkunft seiner Personen, deutliche Hinneigung zu einfacheren, natürlichen, bürgerlichen Verhältnissen kennzeichnet also den Roman Fumées im Gegensatz zu dem des Heliodor.

Sehr ähnlich ist die Art, wie in beiden Romanen die erste Begegnung der beiden Paare geschildert wird. Chariclea und Theagenes sehen sich zuerst bei einer feierlichen Opferhandlung und werden sogleich von Liebe zu einander ergriffen; Charidens und Theogenes' erstes Zusammentreffen erfolgt bei einem Feste zu Ehren der Minerva, und mit der gleichen Plötzlichkeit stellt sich auch bei ihnen die Liebe ein.

Sieht man aber genauer zu, vergleicht man alle Umstände, die zu dieser Begegnung führen, ferner wie die Begegnung verläuft und die erste Liebe sich äußert, wie die Vereinigung der Liebenden ermöglicht wird, wie es zur Trennung kommt, so

wird man von neuem die große Verschiedenheit, die zwischen beiden Romanen waltet, gewahr.

In feierlichem Zuge, unter Hymnengesang und Tänzen thessalischer Jungfrauen, begibt sich die thessalische Gesandtschaft zum Tempel des delphischen Apollo. Inmitten einer glänzenden Reiterschar reitet auf stolzem, tänzelndem Pferde, das frei im Winde flatternde Haar von keinem Helm beschwert, mit einem wehenden Mantel angetan, Theagenes, von allen Frauen bewundert und ersehnt, der schönste der Männer. Es naht die schönste der Frauen, Chariclea, auf einem von weißen Ochsen gezogenen Wagen, in purpurnem, gold durchwirktem Kleide. Ihr Haar wallt zum Teil frei auf die Schultern herab, zum Teil ist es von blumigem Kranze zusammengehalten. In der linken Hand hält sie den vergoldeten Bogen, der Köcher hängt ihr an einer Schärpe über die Schulter; in der rechten Hand trägt sie eine Fackel, deren Leuchten überstrahlt wird von dem helleren Glanz ihrer Augen.

Es folgt die Opferhandlung. Nach der Sitte muß Theagenes aus der Hand der Priesterin das heilige Feuer empfangen. In dem Augenblick, da Charide es ihm reicht und er es nimmt, da sie beide einander ins Gesicht sehen, werden sie beide von Liebe ergriffen. Abwechselnd rot und blaß färben sich ihre Wangen.

In ihrem Gemach angekommen wirft sich Charide auf ihr Bett, *toute languissante, les yeux baignés et arrosés d'amour*. Ihr Pflegevater hält sie für krank und gerät in große Angst. Auch mit der Ruhe des Theagenes ist es vorbei. Er vertraut sich schließlich dem in Delphi weilenden ägyptischen Priester Calasiris an, der längst die plötzlich entstandene Liebe der beiden jungen Menschen erkannt hat, aber ihnen, sowie dem Charicles gegenüber, den allwissenden, prophetisch begabten Magier spielt. Er sinnt, wie er die Flucht der Liebenden bewerkstelligen könne. Ein geheimnisvolles, bei der Opferhandlung verkündetes Orakel, deutet ihm an, daß die Götter etwas besonderes mit dem Paare vorhaben; im Traum erscheinen ihm Apollo und Diana und fordern ihn auf sich der Liebenden anzunehmen und sie nach Egypten fortzuführen. Nachdem sich Chariclea und Theagenes bei den Wettspielen, die Theagenes aus den Händen der Geliebten den Siegespreis verschaffen, noch einmal gesehen haben, bewerkstelligt der schlaue Egypter die Flucht auf einem phönizischen Schiff. Nun beginnt die lange Reihe der dem Paare bestimmten Leiden. Zunächst wird ein Piratenführer von Liebe zu Chariclea ergriffen. Er kapert das Schiff, auf dem sie vor ihm fliehen wollen und bekommt sie so in seine Gewalt. Vom Sturm werden sie an die Nilmündung verschlagen, Chariclea willigt zum Schein in die Heirat mit dem Piraten ein. Calasiris überredet einen seiner Offiziere, Chariclea liebe ihn und nicht den Hauptmann. Darauf fordert der Getäuschte das Mädchen für sich, ein wüster Kampf

entspinnt sich, in dem schließlich alle Seeräuber fallen. So gelangt der Leser auf mannigfachen Umwegen zu der das Buch eröffnenden Szene. Nach kurzer Zeit werden die Liebenden vorübergehend gewaltsam auseinandergerissen. Theagenes wird zum egyptischen Gouverneur des Großkönigs geschickt, Chariclea gelangt in die Hände eines Kaufmanns.

Wiederum behält Fumée das äußere Schema des Schicksals der beiden Personen bis zu diesem Punkte bei.

Bei einem Feste der Minerva in Meliböa führen eine Anzahl junger Mädchen der Stadt einen Tanz zu Ehren der Göttin auf. In zwei Gruppen bewegt sich die Schar. Die eine Gruppe wird von einer die Göttin darstellenden Priesterin der Minerva geführt, die andere von einem als Apollo verkleideten Jüngling. Zu seinen Liedern tanzen die Mädchen vor dem Tempel. Theogenes, der wegen Teilnahme an einem Duell für einige Zeit aus Athen verbannt worden und nach Meliböa zu einem Oheim gekommen ist, schaut dem Tanze zu, *appuyé sur les petites murailles du parvis.* Und wie nun inmitten der anderen Mädchen Charide an ihm vorübertanzt, fällt ihr Blick auf ihn und treffen seine Augen die ihrigen. Während des Tanzes können sich ihre Blicke nicht mehr voneinander trennen. Wie Charide selbst in der Rückerinnerung erzählt, überkam sie zugleich eine geheime Scham, welche sie zwang *arrivant vis à vis de luy, de baisser un peu la paupiere de mes yeux, laquelle soudain après l'avoir un peu outrepassé, ie relevois et m'aperceu bien qu'une pareille honte le saisit aussi.* Sie achtet nicht mehr auf den Rest des Festes, nur hätte sie wohl gewünscht, der Tanz möchte noch länger dauern *à fin de laisser repaistre mes yeux d'une douce humeur qu'ils humoyent de ce bel obiet qui se presentoit ainsi fiché devant eux.* Nach dem Tanze müssen die Mädchen eine Hymne singen. Diejenige, welche den Preis davonträgt, wird mit dem Minervagewande bekleidet und in festlichem Zuge in ihre Wohnung zurückgeleitet. Wer den Preis davongetragen hat, weiß Charide nicht. Als die Reihe zu singen an ihr war, da hatte die Leidenschaft, die sie beherrschte, so sehr all ihre Sinne verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie tat und sagte, ihre Stimme zitterte, ihre Augen irrten umher, ihre Haltung war unsicher, und wenig Zusammenhang war in ihren Worten. Daher wurde ihr der Preis nicht zuerteilt.

Beim Abendessen war es ihr nicht möglich, zu essen, sie träumte nur, da ihr Geist wo anders war. *Ma contenance n'estoit que d'arrondir entre mes doigts mes miettes de pain et tenir mes yeux fichez sur la table.* Ihr Vormund fragt sie, was sie habe, warum sie nicht esse, ob sie krank sei. Wenn sie sich nicht wohl fühle, so müsse man beizeiten Abhülfe schaffen, denn wenn man sich der Medizin zu spät bediene, so schaffe sie manchmal keinen Nutzen. Die Gattin des Vormundes glaubt den Grund der

Krankheit gefunden zu haben; sie meint, das Mädchen sei krank aus Trauer, daß sie nicht wieder den Preis davongetragen habe, der dieses Mal der Tochter des Protagoras zuerteilt worden sei. Sogleich tröstet sie, sicher sei da Begünstigung mit im Spiele gewesen, man habe wohl dem Protagoras danken wollen für die Sorge, die er der Stadt gewidmet habe, und keine Rücksicht auf das Verdienst genommen. Der Vormund läßt sich täuschen und hält dem Mädchen eine lange Rede über die Ehre dieser Welt und gibt ihr zu bedenken, daß sie doch schon zweimal den Preis gewonnen habe. Charide ist froh, daß man auf falscher Fährte ist. Sie legt sich zu Bett, kann aber nicht schlafen, sondern wendet sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, als ob sie vom Fieber geplagt wäre. In der Dunkelheit sieht sie immer die Schönheit des fremden jungen Mannes vor sich.

Sie überlegt, wie sie ihn sprechen könne; denn sie hat gemerkt, daß er, der ihr bis zu ihrem Hause nachgefolgt ist, dieselben Gefühle hegt wie sie. Sie ist sich auch ganz darüber klar, daß sie, da sie keine Eltern mehr hat, frei über sich verfügen könne und daß sie, wenn er vielleicht nicht viel Geld habe, sie doch genug für zwei besitze. Am anderen Morgen erhebt sie sich, kränker als zuvor. Die treubesorgte Pflegemutter rät ihr mit zwei Freundinnen in den nahegelegenen Tempel der Juno zu gehen und die Göttin um Linderung ihrer Traurigkeit und um einen guten Mann zu bitten, denn sie sei doch nun alt genug, um sich zu verheiraten.

Theogenes schreibt der Charide und bringt bald darauf eine Begegnung mit ihr zustande, indem er seinen Oheim in das Haus ihres Vormundes begleitet. Charide erwartet ihn. Sie kommen nach dem Mittagessen. Charide hat sich nicht aus dem Zimmer ihres Vormundes gerührt und ist mit einer Stickerei beschäftigt, als die beiden sich melden lassen. Es trifft sich sehr gut, daß Nicosie, die Gattin ihres Vormundes, ausgegangen ist, um eine kranke Freundin zu besuchen. Während die beiden älteren Herren von ihren Geschäften reden, begrüßen sich die beiden Liebenden, reden zunächst von allgemeinen Dingen und sprechen dann bald von ihrer Liebe. Sehr deutlich gibt Charide ihrem Liebhaber sogleich ihre Auffassung von ihrem Verhältnis zu verstehen: *attendu que par vostre lettre ie vous voy faire mention de Venus et de Cupidon son fils, ie ne veux point vous celer mon intention, laquelle quelque amour qu'il y ait ne tend à exposer mon honneur au babil du peuple, ny par la perte d'iceluy acquerir le blasme d'une Thays. L'amour que vous avez peu cognoistre que ie vous porte n'a prins racine en moy que sous condition de Mariage.* Theogenes bekennt, daß auch er kein anderes Ziel erstrebe.

Die Liebenden sehen sich nach dieser Begegnung dann noch oft im Hause der Witwe Pamphylie, einer Freundin der Charide, die zugleich mit dem Onkel des Theogenes verwandt ist. Die Freundin ist bei ihren Zusammenkünften stets mit anwesend;

denn sie verschiebt ihre Beschäftigungen auf andere Stunden. Ein Jahr lang verkehren sie so miteinander, dann bittet Theogenes durch Vermittlung seines Oheims bei dem Vormunde der Charide um ihre Hand.

Diese Tatsache wird in der Stadt bekannt und erregt allgemeinen Unwillen. Man ist empört, daß die reiche Erbin einen Fremden heiraten will. Andere Freier stellen sich ein, und die nicht ruhenden Intriguen bringen es dahin, daß Theogenes aus der Stadt gewiesen wird.

Der Wunsch des Liebespaares geht darnach, sogleich zu heiraten. Charide ist entschlossen, mit dem Geliebten fortzuziehen. Aber in einer Aussprache über die Sachlage überredet der Vormund sie einstweilen zum Scheine nachzugeben, das Gerede der Leute nicht herauszufordern, sich für eine gewisse Zeit zu trennen, ohne doch ihrer Verbindung, die er später ermöglichen wolle, zu entsagen. Theogenes weint vor Freude über die guten Absichten des Vormundes und aus Trauer über die bevorstehende Trennung. Charide bleibt ruhiger, denn ihr Wille steht fest. In diesem schweren Augenblicke geht der taktvolle Vormund im Zimmer auf und ab und stiehlt sich dann ganz unvermerkt davon, wobei er sich der Tränen nicht erwehren kann. Die Liebenden benutzen den kurzen Augenblick des Alleinseins, um sich zum erstenmal zu umarmen und zu küssen. Bald kehrt der Vormund zurück, Theogenes überreicht der Charide den Verlobungsring, küßt sie mit Einwilligung des Vormunds ein zweites Mal und nimmt dann mit Tränen in den Augen Abschied. Der Rest des Tages geht für Charide hin in Gesprächen mit ihren Pflegeeltern über ihre Liebe. In der Nacht kann sie nicht schlafen, da ihr Geist von Leid erfüllt ist. Sie fürchtet, Theogenes möchte aus Liebeskummer in die weite Welt gehen und sich allerlei Gefahren aussetzen, um sein Leben zu enden; oder er könnte sie vergessen, wenn er sie nicht mehr sehe. Dann wieder ist sie gutes Mutes und glaubt an seine Liebe, da sie beide zu fest miteinander verbunden seien, als daß ihre Liebe zerbrechen könnte. „Und dann benetzte ich mein Kissen mit Tränen, erfüllte meine Kammer mit Seufzern und schaute immer wieder zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob der Tag anbräche. Ich konnte es nicht erwarten, den Geliebten zu sehen und den Abschied voneinander so lang als möglich zu gestalten.“ Als es dann endlich Tag geworden ist, kleidet sie sich an und schmückt sich weniger als sonst, wie es andere Mädchen wohl getan hätten. „*Je ne songeois point à telles ruses, n'estant mon esprit occupé que de la seule force de mon amitié spirituelle.*“

Bei der Freundin Pamphylie treffen sich die Liebenden. Nach langen Reden von Liebe, Tugend und Treue küssen sie sich unter Tränen, begeben sich in den Tempel der Juno, legen vor ihr ein Eheversprechen ab, umarmen sich vor dem Gottes-

bild zurückhaltend mit einem Kusse und trennen sich dann ohne längeres Abschiednehmen. Es wäre ihnen nicht möglich gewesen, so war ihnen beiden das Herz beklommen.

Theogenes schifft sich ein, sein Onkel begleitet ihn zum Hafen und schaut ihm nach, so lange er das Segel bemerken kann. Charide bleibt still zu Hause, die Geselligkeit gefällt ihr nicht, Pamphylie besucht sie oft, sie spricht mit ihr von ihm, und das erleichtert ihren Kummer. Theogenes schreibt ihr, daß er die Absicht habe, die Ruinen Trojas zu besuchen und von da aus mit ihrem Einverständnis in das Königreich Pontus zu gehen, um dort in dem gegen die Scythen ausgebrochenen Kriege die Kampfesweise dieses Volkes kennen zu lernen. Nur einmal kann Charide ihrem Freunde schreiben. Dann bricht der Krieg aus und führt sie beide als Gefangene nach Rom.

Wer diese Erzählung von Liebe, Vereinigung und Trennung der Charide und des Theogenes mit dem entsprechenden Abschnitte des griechischen Romans vergleicht, wird zugeben müssen, daß es der „sklavische Nachahmer“ verstanden hat, trotz allen äußeren Anschlusses etwas ganz neues zu geben. Alles Pompöse und Prunkhafte ist aus seiner Erzählung verschwunden. Da reicht keine purpurbekleidete, mit Pfeil und Bogen versehene Apollopriesterin einem glänzenden Gesandtschaftsführer das heilige Feuer und den Siegespreis. Da verkünden die Götter nicht geheimnisvoll dunkle Orakel und entbieten ihren Willen in Traumgesichten, da treibt kein ägyptischer Prophet ein frivoles Magierspiel, da findet keine listenreiche, mit Waffengeklirr und Stimmenlärm inszenierte Entführung statt, keine Piraten entbrennen in Liebe, töten sich gegenseitig um den Besitz der Schönen, keine Räuber und Krieger bedrohen die Liebenden und reißen sie schließlich auseinander. Vielmehr spielt sich alles was geschieht, in friedlichen, natürlichen, bürgerlichen Verhältnissen ab. Modern, wahr, realistisch stellt Fumée dar, was bei Heliodor antiquiert, abenteuerlich, konventionell erscheint. Ganz unwillkürlich vergißt man eine Zeitlang, daß ja die Handlung im alten Griechenland vor sich geht, man stellt sich die Straßen und Häuser einer kleinen Stadt zu Fumées Zeiten vor, die Menschen im Kostüm der Renaissance, man sieht sie leben in ihrer deutlich geschauten Umgebung, im alltäglichen Dasein.

Weder Charide noch Theogenes heben sich sonderlich über ihre Umgebung heraus. Charide tanzt in der Schar der Mädchen und Theogenes schaut zu, wie alle anderen Zuschauer auch. Nirgends heißt es, daß beide die schönsten ihres Geschlechtes seien. Trägt Theogenes bei den Spielen den Preis davon, so entgeht Chariden der Preis, weil die Liebe sie verwirrt hatte. Schlicht, innig und wahr wie die erste Begegnung, sind auch alle die anderen Etappen der Liebe geschildert, das Mahl zu

Hause mit den klugen Reden der Pflegeeltern und der das Brot zerkrümelnden, träumerisch entrückten Charide, das erneute Zusammentreffen, der Entschluß zur Trennung, der Abschied. Kaum, daß die Außenwelt mit vernehmbarem Geräusch in das heimliche Liebesglück sich hineinmischt, alles Geschehen bleibt auf die natürlichsten Handlungen der beteiligten Personen und auf die ebenso natürlichen Äußerungen ihres seelischen Zustandes beschränkt. Und wenn die Außenwelt dann doch einmal sich störend bemerkbar macht, wie glücklich ist da vom Dichter ihr hemmendes Eingreifen motiviert worden. Der Unwille der heiratsfähigen Männer der Stadt darüber, daß ihnen die reiche Beute entgeht und dem Fremden zufallen soll, und der Zwang der Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung — solche Dinge erinnern die Liebenden daran, daß sie nicht allein auf der Welt sind.

Es verdient mit Anerkennung hervorgehoben zu werden, daß Fumée unter dem mächtigen Zwange des Heliodorschen Einflusses sich d i e Selbständigkeit des Schaffens bewahren konnte, die ihn zu so origineller Darstellung der Beziehungen der Charide und des Theogenes befähigte.

Ähnlich, ebenso anschaulich und natürlich mit realistischen Zügen durchsetzt, hat er die Liebe der Melangenie und des Pherecydes geschildert. Nicht, wie im vorhergehenden Falle, in die Kleinstadt führt er uns, sondern ein ländliches Idyll läßt er vor uns erstehen, keimende Liebe zwischen Blumen und Gemüsebeeten, neckende Worte bei Blumenpflücken und Früchtesammeln, die Liebeserklärung in schattiger Laube, während die Gärtnerstochter vom Zahnweh geplagt in der Stube hockt, die heimliche Flucht an dem Tage, da der Gärtner mit Früchten und Zwiebeln zu Markte gezogen ist.

Vergebens sucht man bei Heliodor nach solchen anmutigen und wohltuenden Szenen. Bei ihm findet man Abenteuer, immer wieder nur Abenteuer von Anfang bis zu Ende.

Natürlich ist Fumées Roman vom Abenteuerlichen nicht frei. Nachdem er einmal seine Paare zusammengeführt hat und sie sich ihrer Vereinigung zu freuen anfangen, beginnen auch für sie die Abenteuer. Ganz nach dem Vorbilde Heliodors. In den Teilen des Romans, welche die den Personen zustoßenden, abenteuerlichen Gefahren schildern, ist die Abhängigkeit Fumées von Heliodor am stärksten. Doch auch hier wird uns die vergleichende Betrachtung das richtige Maß der Abhängigkeit erkennen lassen.

Wir hatten Theagenes und Chariclea da verlassen, wo er als Sklave zum Großkönig geschickt werden sollte, sie in den Besitz eines Kaufmannes kam. Theagenes nun gelangt nicht zum Könige, sondern nach Memphis an den Hof des Satrapen Oroondates. Dort findet ihn Chariclea, die von Calasiris los-

gekauft worden ist und in Bettlerkleidung auf der Suche nach ihm das Land durchstreift hat, wieder. Theagenes kennt sie in ihrer Verkleidung anfangs nicht und schlägt die zudringliche Bettlerin, für die er sie hält, sogar ins Gesicht. In Memphis geht es ihnen sehr schlecht. Theagenes muß sich die Nachstellungen der sinnlichen Gattin des Satrapen gefallen lassen, und da er sich weigert, ihr zu Gefallen zu sein, Sklavendienste tun. Chariclea wird mit Vermählung an einen der Beamten des Hofes bedroht. Beide werden ins Gefängnis geworfen, Chariclea eines Giftmordes beschuldigt und zum Feuertode verurteilt, aber durch die Wunderkraft eines magischen Steines, den sie bei sich trägt, vor dem Tode bewahrt. Ihrer Feindin ledig, gelangen sie schließlich auf Umwegen in die Gewalt des Königs der Äthiopier und werden, da sie die Keuschheitsprobe bestehen, zum Opfer für die Götter bestimmt. Aber Chariclea wird rechtzeitig als Tochter des Königs erkannt. Nach Überwindung von mancherlei letzten Schwierigkeiten und Gefahren entgeht auch Theagenes dem drohenden Opfertode, und die beiden Liebenden werden endlich durch das Band der Ehe miteinander vereinigt, und der Wille des Gottes, der sich einst in dunklem Orakelspruche kundgegeben hatte, ist nach all den Prüfungen und Hindernissen in Erfüllung gegangen.

In Fumées Roman ergeht es den Personen folgendermaßen: Der Krieg führt beide nach Rom. Theogenes darf, von seinem Vater freigemacht, nach Athen zurückkehren. Ebenso kehrt Charide friedlich nach Meliböa zurück, wobei sie unterwegs im Hause des Poleten zu Epidamnus absteigt und mit ihm religionsphilosophische Gespräche führt. Auf ihre Bitte reist Theogenes zu ihr, wird auf dem Wege von Seeräubern gefangen genommen und nach Byzanz geschleppt. Charide kauft ihn los. Sie gelangen ins Scythenreich, Charide soll nach bestandener Keuschheitsprobe geopfert werden. Theogenes wendet die Gefahr ab. In seiner Abwesenheit flieht Charide vor den Nachstellungen eines Scythen. Theogenes findet sie bald wieder. Gemeinsam kehren sie nach Meliböa zurück, heiraten und ziehen nach Athen zu dem alten Polycrates.

Das ist alles nicht sehr verschieden von Heliodor, aber doch auch nicht gleich. Das Abenteuerliche bei Fumée ist um ein paar Grade schwächer als bei Heliodor, auch die Zahl der Abenteuer ist geringer. Eigentlich handelt es sich nur um die erneute Gefangennahme des Theogenes, um den drohenden Opfertod der Charide und um die Nachstellungen durch den Scythen. Wir finden keine Bettlerverkleidung, keine Verführungsversuche an Theogenes, keine Anklage wegen Verbrechens, keine wunderbare Errettung vor dem Feuertode und keine wundersame Wiedererkennungsszene. Außerdem sehen wir die Personen nicht nur leidend, sondern auch handelnd. Charide macht sich ohne

Zögern auf den Weg nach Byzanz und kauft den Geliebten los, Theogenes befreit durch Taten die Geliebte vor dem Opfertode, Charide rettet sich vor der Entehrung durch die Flucht. Überall suchen die Personen durch tatkräftiges, schnelles Handeln, nicht nur, wie bei Heliodor durch Listen und scheinbares Nachgeben, gegen die Tücken des Schicksals zu kämpfen. Vollständig fehlt der unsichtbar alles Geschehen lenkende Wille der Gottheit und damit das Orakel und seine Erfüllung. Alles Unterschiede, die in der gleichen Richtung wie nun schon so manche bemerkte Abweichungen liegen.

Auch die Geschichte der Melangenie und des Pherecydes ist nicht allzu reich an abenteuerlichen Elementen. Nach Heliodors Beispiel werden sie von Räubern festgenommen, dann für viele Jahre voneinander getrennt und als altgewordene Leute wieder vereinigt. Das Göttliche spielt bei ihnen insofern eine Rolle, als gleich nach der Trennung dem schlafenden Pherecydes sein Schutzgeist erscheint und ihm verheißt, daß er einst unerwartet die Verlorene wiederfinden werde. So sucht er sie, bis er sie endlich findet.

### Die Liebe in den beiden Romanen.

Wie sich zwei Liebende in unerschütterlicher Treue in allen Gefahren, trotz aller Verführungsversuche und Anschläge auf ihre Keuschheit und Jungfräulichkeit gegenseitig ihre Liebe bewahren, das ist das Thema des Heliodorschen Romans und der Nachahmung durch Martin Fumée. Dieses Thema vor allem zog ihn an, wie es auf die Zeit den größten Eindruck machte. Das Thema von der verfolgten und standhaften Liebe wirkte und reizte zur Nachahmung, mehr als die abenteuerlichen Elemente an sich, die man allerdings gern mit in Kauf nahm.

Das Liebesproblem war dem Zeitalter eine wichtige Sache. Der Roman Heliodors kam gerade gelegen und wurde mit in die Bewegung, welche die Verfeinerung der Liebe anstrebte, hineingerissen. Der Roman Fumées zeigt diese Tatsache aufs Deutlichste; und auch unter diesem Gesichtspunkte stoßen wir auf neue, wichtige Unterschiede, die ihn von seinem Vorbilde trennen.

Bei Heliodor ist die Entstehung der Liebe im Jüngling zunächst nur sinnliche Glut. Er will das schöne Mädchen besitzen, genießen; wenn es nicht anders geht, auch gern heiraten. Er quält sich in unbefriedigtem Verlangen. Bei der Jungfrau wirkt das plötzliche Erstehen der Liebe wie eine ermattende Krankheit. Ihr Gefühl ist nur Qual, die ihr alle Kräfte raubt, Angst, wie sie die Jungfräulichkeit, die sie sich gelobt, vereinbaren könne mit dem neuen Gefühl, das sie überwältigt, Scham über das Verlangen, das sie beseelt. Sie hilft sich, als sie sieht, daß

sie nicht mehr widerstehen kann, gewissermaßen, indem sie sich dem Gefühl der Liebe hingibt, aber sogleich den Geliebten schwören läßt, ihre Unschuld zu bewahren bis zur Hochzeit oder wenigstens bis zu dem Augenblick, da sie von selbst einwilligen werde, die Seine zu werden. Mit den schwersten Eiden schwört der Jüngling, was sie verlangt. Und nun bewahren beide, trotz aller Gefährdungen, ihre Keuschheit. Dem Manne wird es nicht allzu leicht. Mehrere Male muß Chariclea sein Flehen zurückweisen, und auch sie selbst bleibt nicht frei von sinnlichen Regungen. Einmal, als sie, von Theagenes getrennt, im Hause des Kaufmanns Nausicles weilt, wird sie in ihrer Kammer, während gerade die Tochter des Kaufmanns Hochzeit feiert, von bachantischer Leidenschaft ergriffen. Sie zerrauft ihr Haar, zerreißt ihr Kleid, sie stimmt aus ihren durch das Hochzeitsfest im Hause erregten Sinnen ein wildes Klagelied an. Sie jammert über ihre Verlassenheit, spendet dem Fernen ein Tränenopfer wie einem Toten, wünscht ihn im gleichen Atemzug in ihr Lager und wünscht ihn wieder hinweg; sie will jungfräulich bleiben und kann doch nicht wider ihre Leidenschaft. Sie bildet sich ein, sie hätte den Freund neben sich und sie küßte und umarmte ihn.

Eine solche Szene wäre in Fumées Roman ganz undenkbar.

Man fragt sich, wenn man Heliodors Roman liest, vergeblich nach den tieferen moralischen Gründen, welche die Personen veranlassen, keusch und einander treu zu bleiben. Man könnte als Antwort aus dem Roman herauslesen, daß es eben der edlen Natur des Menschen und besonders der Frau eigen ist, die einmal geschworene Liebe treu zu bewahren. Man könnte sagen, daß es die Absicht des Verfassers gewesen sei, das Lob der sorgsam gehüteten Keuschheit und Reinheit, des Widerstrebens gegen alles Unreine und Unerlaubte zu singen, seine Helden als ideale Verkörperungen der reinen, standhaften Liebe hinzustellen. Heliodor mag eine solche Absicht gehabt haben.

Das eigentliche Thema des Romans jedoch scheint von einer solchen idealistischen Durchdringung frei zu sein. Es gehört ganz wesentlich zu dem Thema Heliodors, daß von Anfang an der Wille des Gottes, des Helios-Apollo, die Geschicke der Personen bestimmt. Zurückführung der Charide in das heimatliche Sonnenland, trotz aller Gefahren und Hindernisse, das ist der eigentliche Vorwurf des Romans. In diesem Sinne müssen wir die zu Anfang dieses Abschnittes gegebene Definition des Themas enger ziehen. Bewahrung der Treue und Keuschheit erschien den Zeitgenossen Fumées als das wirkliche Thema. Und so vernachlässigte denn auch Fumée selbst alles Orakelhafte und verkannte damit die eigentliche Bedeutung des Romans.

Daß der Gott die, welche seine Priesterin ist, unverletzt an Leib und Seele bewahrt, versteht sich von selbst. Das Interesse

des Verfassers liegt ausschließlich darin, eine möglichst große Anzahl möglichst gefährlicher Abenteuer in effektvoller Abwechselung aufeinander zu häufen und durch dieses nervenanspannende Spiel, denn ein Spiel des Gottes und des Autors ist der Roman, mit dem Leser zu spielen.

Die Bewahrung der Liebe und Keuschheit ist also nur eins von den Mitteln, vielleicht das bedeutsamste, welches dem Spiel zu seiner Wirkung verhilft. Insofern ragt die Behandlung der Liebe im Roman nicht über die anderen im Roman geschilderten Seelenvorgänge hervor, als nirgends der Versuch gemacht worden ist, sie als ein tieferes Gefühl erkennen zu lassen. Chariclea ist zu Anfang lediglich das konventionelle Bild einer fabelhaften Jägerin und Priesterin, der natürlich weiblich zu fühlen versagt ist. Sie steht abseits ihres Geschlechts. Sie haßt die Ehe — warum, wird nicht gesagt — und hat den Willen, sich nie einem Manne hinzugeben. Die Kühle und Gefühllose wird dann mit unerhörter Heftigkeit von der Leidenschaft gepackt, überläßt sich ihr nach qualvollem Kampfe, aber nur, wie wir sahen, unter der Bedingung, daß sie unberührt bleiben darf, so lange es ihr beliebt. So und nicht anders ist ihr Verhältnis zur Liebe.

Von irgend einer tieferen, moralischen oder philosophischen Begründung der reinen Liebe, ebenso wie von einer tiefinnerlichen Durchdringung des ganzen Menschen durch das Gefühl hingebender Liebe ist in dem Roman keine Rede. Und auch darum klafft ein so weiter Unterschied zwischen Heliodor und Fumée.

„*Du vray et parfait amour*" betitelt sich der Roman Fumées. Und diese wahre und vollkommene Liebe, wie sie der Verfasser darstellen wollte, ist die platonische Liebe, in der Auffassung, die er und seine Zeit von ihr hatte. „*Mon entreprise n'est que pour cest Amour lequel nous disons estre fils de Jupiter, qui trace le chemin à ceste amitié qui nous fait paroistre divisez d'avec les bestes brutes, laquelle procedant de ce vray Amour nous rend amateurs des choses divines et aussi aymez de la divinité, estant iceluy divin et spirituel*, so äußert sich der Verfasser in seiner Vorrede und fügt hinzu, daß er nicht durch gelehrte Diskurse oder Dialoge, sondern in einer anderen, an diese Art der Belehrung sich anlehnenden Form den Geist seiner Mitbürger erheben wolle *à l'amour des choses celestes et vertueuses.*

Von selbst bot sich ihm für seinen Zweck das Schema des spätgriechischen Liebesromans dar. In ihm fand er reine Liebe dargestellt. Aber auch nicht mehr. Keine Spur von der philosophischen Grundlage, die Plato dem Liebesbegriff gegeben hatte, die die Zeit der Renaissance sich von neuem aneignete, die der Verfasser, wie wir gesehen haben, in direkten Entlehnungen aus Plutarch sich holte.

Charide und Melangenie fühlen tief und innig, menschlich wahr und wissen, warum sie sich rein halten. Weil sie ihre Liebe

von vornherein unter den platonischen Liebesbegriff stellen, weil sie unter ihr einen Abglanz höherer Liebe verstehen, weil die irdische Liebe, recht verstanden, zu himmlischen Erkenntnissen, zum Göttlichen führt, darum geben sie sich. ohne Angst und Qual, beseligt ihrer Liebe hin.[100])

Man darf nicht von dem Verfasser erwarten, daß er mit gereifter Kunst das moralische und philosophische Element so in den Roman hineinzuarbeiten versteht, daß es als ursprüngliche Äußerung ihres eigensten Wesens wieder aus den Menschen herausstrahlte; zu solcher dichterischen Schöpfung reichte seine Kraft nicht aus. Die Philosophie seiner Personen ist vielmehr etwas Angelerntes, und sie geben sie von sich wie eine Lektion, die sie hersagen. Nur auf Grund technischer Ungeschicklichkeiten vermag sie häufig genug Eingang in die Komposition seines Romans zu finden. Es fragt sich auch, ob Charide, so wie sie Fumée zeichnet, gerade die geeignete Persönlichkeit ist, diese platonische Liebe zu verkörpern. Im Grunde ist sie viel zu sehr das junge, für die warme, natürliche, von aller Philosophie freie Liebe geschaffene Weib. Keusch und sittsam, ehe sie liebt, keusch und sittsam, wenn die Liebe sie ergriffen hat, und nur darauf bedacht, bald mit dem geliebten Manne in der Ehe vereinigt zu sein. Was der Chariclea abgeht, das Weiche und Mädchenhafte, das besitzt sie in schönster Harmonie. Weil sie in der natürlichen Reinheit ihres Gefühlslebens aller Philosophie entsagen könnte, steht ihr die Liebesphilosophie nicht gut zu Gesicht. Darum hat der Verfasser auch mit gutem Takt die meisten und deutlichsten philosophischen Äußerungen der älteren, gereifteren Melangenie in den Mund gelegt.

Es ist nun eine natürliche Folge der Hineintragung dieses Liebesbegriffs in das übernommene, äußerliche Schema, daß die Gefahren und Anfechtungen, denen die Liebenden ausgesetzt sind, an Zahl und Bedeutung so auffällig hinter denen in Heliodors Roman zurückbleiben. Es ist fast, als ob dem Verfasser das alte Thema unter der Hand zerrönne. Was hat die spirituelle Liebe, die er seinen Mitbürgern weisen will, mit geheimnisvollen Orakeln und deren Erfüllung zu tun? Was braucht er die Häufung von zahllosen Nöten und Gefahren, um diese Liebe zu prüfen und zu quälen? Die geistige Liebe hat es mit Gefühl und Erkenntnis zu tun, wo die Laune des Gottes von Willkür zu Willkür

[100]) Wenn Charide in der ersten Nacht, die auf die Liebeserkenntnis folgt, wie vom Fieber geplagt ist und auch am anderen Morgen sich noch nicht besser fühlt, so haben wir ein dem Heliodor entlehntes Motiv vor uns, das Fumée gedankenlos beibehalten hat. Ein Motiv, das außerdem in der gesamten Romanliteratur der Zeit mit unfehlbarer Sicherheit sich einstellt, sobald jemand von Liebe ergriffen wird. Wirkliche Qualen wie Chariclea sie fühlt, kennt die Liebe der Charide nicht. Auch ist die Krankheit nach dem ersten Schreiben des Theogenes, das sie seiner Gegenliebe versichert, spurlos verschwunden.

schritt und das Keuschheitsverlangen der köchertragenden Chariclea eine simple technische Notwendigkeit des erfindungsreichen Erzählers war.[101])

So wird uns aus dem veränderten Standpunkt Fumées gegenüber dem Thema Heliodors die veränderte innere Ökonomie seines Romanes klar. Wir verstehen, warum sein Werk, mag es auch noch so viel Elemente des äußeren Schemas beibehalten haben, doch nur ein Schatten dieses Schemas geworden und an innerlichem Gehalt so weit über das Thema des nachgeahmten Werkes herausgewachsen ist.

## Die künstlerische Darstellung der Gefühle.

Die Innerlichkeit, die im Gegensatz zu Heliodor in den Roman hineingekommen ist, zeigt sich auch darin, daß der Verfasser in ungleich stärkerem Maße die Gefühle seiner Personen, und zwar wahre und echte Gefühle, schildert. Die Gegenüberstellung der verschiedenen Ausschnitte aus den beiden Romanen hat den Unterschied zwischen ihnen auch in dieser Beziehung deutlich hervortreten lassen. Es soll nicht von neuem gezeigt werden, welcher Art das Gefühlsleben ist, wie es hervortritt in dem Verhältnis der Charide zu Theogenes, der Melangenie zu Pherecydes, der Melangie und der Charide, des Octavius zu Charide, in dem Verhältnis des Vaters Polycrates zu seinem Sohn, der Charide zu ihren Freundinnen — überall haben wir es mit natürlich-menschlichen Beziehungen und echten Gefühlen zu tun, während wir im Roman Heliodors beständig auf verwickelte, sonderbare Verhältnisse stoßen und auf Gefühle, die zwar hier und da durchaus ernst und innig, in der Regel jedoch blos heftig flackernd, abnorm, zufällig und schwankend sind, so daß sie den Leser innerlich kalt lassen. Mit welchen künstlerischen Mitteln Fumée die Gefühle seiner Personen zu veranschaulichen weiß, soll zum Schluß noch untersucht werden.

Nicht nur auf schulmäßig-rhetorische Art, durch ausführliche, schön komponierte Reden, durch lange, mit erregten Ausrufen durchsetzte Klagetiraden läßt er seine Personen ihre Stimmungen und Gefühle äußern, sondern auch edlerer Mittel, der Kunst realistischer, die Situation durch Haltung und Gebärde malender Erzählung, weiß er sich mit Erfolg zu bedienen.

Als der Triumphzug vorübergezogen ist, tritt Capito, der Freigelassene des Octavius in das Zimmer der Charide und findet

[101]) Zu bemerken ist auch, daß aus Fumées Roman alle Beispiele von sinnlicher und unreiner Liebe verbannt sind. Keine verheirateten Frauen entbrennen in sündiger Glut zu schönen Jünglingen, nie, mit einer Ausnahme, stellt die Sinnlichkeit der Männer den Frauen nach.

sie *couchee sur un petit lict estendue sur les reins une iambe croisee sur l'autre et un bras estendu avec la main negligemment pendante contre-bas, tenant le bout de son voyle de l'autre avec lequel elle couvroit son visage.*[102]) Diese Haltung kennzeichnet so ihren traurigen Gemütszustand, daß Capito ihr versichert, auch wenn er nicht ihre klagende Stimme gehört hätte, so würde er doch gleich mit den Blicken erkannt haben, daß sie von Trauer erfüllt sei. Er hält ihr nun eine längere Trostrede, während derer Charide nicht unbeweglich bleibt. *Charide s'estant ia un peu relevee aux parolles de Capito et penchee sur un costé, estant appuyee sur le coude et ayant réiecté sur sa teste son voyle à demy, tellement qu'on ne luy voyoit que le nez et la bouche, se print en plorant tousiours amerement à proferer ces mots . . .*[103])

Als dann Melangenie eintritt und zu ihr redet, erhebt sie sich nicht von ihrem Ruhebette, sondern läßt ruhig alle ihre liebreichen Worte über sich ergehen. Erst als Melangenie, auf ihre Liebe anspielend, stärker an die Wunde rührt, gerät sie in plötzliche Erregung: „*A ces mots Charide comme soudain poussee par un esprit incogneu se tourna tout le corps de dessus son petit lict et se laissa choir sur Melangenie, l'embrassant par le col avec ses deux bras, les cuisses et iambes restans encore sur la couchette, luy disant avec une voix plaintive et resonnante, aiant les ioues et la bouche pleines de larmes . . .*“[104]) Am Morgen des übernächsten Tages macht Octavius ihr seinen Besuch. Ihn empfängt sie nicht liegend, sondern hört, wie es sich geziemt, stehend seine Worte an: „*Pendant les propos d'Octavie, Charide, qui des l'entree d'iceluy s'estoit levee en pieds, s'estoit tousiours tenue immobile ayant le voile abaissé iusques sur les sourcils des yeux, lesquels elle tenoit fichez en terre, tenant ses mains cachees sous son vestement comme pour le soustenir et s'estant le sang retiré es environs du cœur, qui la faisoit paroistre plus blanche et son teinct imiter le marbre Parien, ressembloit à ceux-là, qui amenez devant le tyran n'attendent qu'un iugement inique à la torture ou meurtrisseure de leurs corps; ne pouvant au reste si bien se contenir que l'on ne vist quelques larmes couler de ses yeux.*“[105]) So wird sehr gut ihre ängstliche Schüchternheit und die Ungewißheit ihrer Seele ausgedrückt. Dann, als Octavius sie mit freundlichen Worten beruhigt, erleichtert sich ihr Herz und in die bleiche Marmorfarbe ihres Antlitzes ergießt sich rosiger Schimmer.

Diese ersten Szenen mit den immer wieder durch leise Schattierungen leicht veränderten Bildern des trauernden Mädchens stellen dem Leser die Gesamterscheinung dieser rührenden Frauengestalt mit zwingender Macht vor die geistigen Augen.

---

[102]) S. 9b.
[103]) S. 11a.
[104]) S. 17b.
[105]) S. 30b f.

und durch den ganzen Roman begleitet ihn die Vorstellung von Charide als einem Tröstung heischenden, sehnsüchtigen Wesen.

Mit großer Liebe hat der Verfasser den Abschied der Charide von ihren Freunden in Rom geschildert.[106]) So groß ihre Sehnsucht ist im Heimatlande wieder mit dem Geliebten vereinigt zu sein, so schwer fällt ihr doch die Trennung. Offen spricht sie mit dem väterlichen Freund über ihre zwischen Freude und Trauer geteilte Stimmung, wie hart es ihr sei, aufzugeben die „*doulce et amiable frequentation*“ mit ihm. Bei der letzten Mahlzeit ißt sie sehr wenig. Melangenie trägt die aufgetragenen Speisen fast unberührt wieder hinweg. Als sie ins Zimmer zurückkehrt, findet sie Charide auf dem Ruhebett liegend, nicht schlafend, sondern träumend von verschiedenen Dingen. Am anderen Morgen begrüßt Octavius, ehe er sich in den Senat begibt, die Scheidende, sagt ihr mit gütigen Worten Lebewohl und wünscht ihr glückliche Reise. Da neigt sich Charide tief zur Erde, richtet sich bescheiden wieder auf, senkt den Blick und hebt ihn wieder und spricht ihm in langer Rede ihren Dank für seine Wohltaten aus. Als sie geendet hat, fällt sie auf die Knie, umarmt die des Octavius unter strömenden Tränen. Octavius faßt sie unter die Schultern, hebt sie auf, umarmt sie zärtlich und küßt sie, *mouillant ses levres au ruisseau des pleurs qui couloyent le long des ioues et par tout le visage d'elle.* Seine Festigkeit verhindert nicht, daß auch ihm weich zu Mute wird, Tränen treten ihm in die Augen und beweisen, daß die Philosophie, *le laquelle estoit imbeu se sage et vertueux Capitaine*, nicht ganz das Menschliche in ihm töten konnte. Er fühlt seine Schwäche und möchte sie verbergen. Er küßt Charide nochmals und geht dann schnell mit einem kurzen Reisewunsch aus dem Zimmer. Ehe er das Haus verläßt, befiehlt er dem Capito während der Reise aufs Beste für seine Schutzbefohlene zu sorgen und begibt sich, die Tränen zurückdrängend, *fort pensif et portant une face bien triste*, in den Senat. Charide aber, von tiefstem Schmerz bewegt, wirft sich auf ihr Bett und weint und seufzt ohn' Unterlaß, weil sie den verlassen soll, den sie lieben, achten und ehren muß wie keinen andern. Melangenie, die selbst nicht weniger schmerzlich bewegt ist, nimmt sich zusammen, mahnt zum Aufbruch und tröstet. Da wendet Charide sich um, wirft beide Arme um ihren Hals und klagt, daß sie scheiden muß von ihnen Beiden, die gleiche Tugend haben, denen sie so viel zu danken hat für Belehrung und Beispiel. Sie steht auf, küßt sie von neuem und schenkt ihr einen Ring, den sie vom Finger zieht. Melangenie kann nicht sprechen, ihre Tränen zeugen von ihrem Schmerz. Stumm hilft sie der Charide die Treppen hinuntersteigen. Die geht zum Gebet in den Tempel der Juno,

---

[106]) S. 198b f. und S. 226b ff.

kehrt zurück, wird auf's Pferd gehoben — ein letztes Lebewohl, und alle bleiben in Trauer zurück.

Wer hätte eine so künstlerisch-maßvoll geschilderte, von der Wärme echten Gefühls beseelte Szene in diesem so gering geschätzten Roman vermutet? Nichts war für ihre Gestaltung aus Heliodor zu holen. Sie ist ganz des Verfassers unbestreitbares Eigentum.

Ähnlich, aber weniger ausführlich malt Fumée die Heimkehr der Charide, die tränenreiche Begrüßung mit der alten Amme, das Wiedersehen mit der inzwischen verwitweten Gattin ihres Vormundes, die erste Nacht im eigenen, leeren Hause, den Empfang des von Theogenes an sie gerichteten Briefes, die Absendung ihrer Antwort. Sehr hübsch, ganz kurz, ist ihr Gemütszustand in der Morgenstunde veranschaulicht, in der sie dem Boten den Brief übergeben hat. Wie eine Erleichterung ist es über sie gekommen, *et comme si elle tenoit desia en main la iouyssance de ses amours et s'estimant comme au port asseuré, voulant se donner du bon temps ne voulut bouger du lict pour ce matin et se rendormit.*[107])

Vorzüglich ist die freudige Überraschung des Theogenes geschildert, als der Bote ihm unerwartet den Brief Charidens überbringt; er nimmt den Boten beim Arm, zieht ihn in ein Zimmer und fragt ihn, woher er komme, wo Charide sei, wie es ihr gehe, in welcher Verfassung er sie verlassen habe, wer in jenem Augenblick bei ihr gewesen sei, wie lange sie schon wieder in der Heimat weile — so fragt er kurz und schnell eins nach dem andern und hört dabei kaum auf die Antworten . . .[108]) Und so gibt es eine große Reihe von Szenen, in denen auf die anschaulichste Weise das innere Gefühl zusammen mit dem äußeren Gestus dem Leser nahe gebracht wird. Es würde zu weit führen, sie alle hier anzumerken. Der Stil des Autors, der keineswegs glänzend zu nennen ist, sondern infolge der langen und verwickelten Perioden, die er gerne bildet, häufig etwas Schwerfälliges und Pedantisches hat, gewinnt durch solche Schilderungen bedeutend an Farbe und Lebendigkeit.

Wenn auch die meisten kürzeren oder längeren Szenen dieser Art als Fumées künstlerisches Eigentum unbedenklich betrachtet werden dürfen, so ist doch gewiß, daß auch für diese Seite seines Werkes Heliodors Beispiel nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Auch Heliodor liebt das Malerische, Plastische, Sinnfällige in seinem Stil. Es ist ihm darum zu tun, seine Personen mit ihren Gefühlen anschaulich in die Situation hineinzustellen. Diese Neigung konnte Fumée aus der Lektüre Heliodors gewinnen. Tatsächlich weisen einige seiner Schilderungen starke

---

[107]) S. 273a.
[108]) S. 278a.

Anklänge an verschiedene Stellen seines Vorbildes auf. Aber in der Übereinstimmung zeigen sich doch auch wieder die Unterschiede.

Heliodor ist ein gewandter Erzähler. Mag sein Stil auch schwülstig, outriert, geschmacklos poetisierend sein, er weiß doch zu wirken. Er hat den Sinn für's Heroische. Das Prunkende ist der eigentliche Charakter seines Stils. Er prunkt mit überraschenden Einfällen, mit Witz, mit dem Reichtum der Farben, mit flitterndem Glanz, er prunkt mit Freude und Schmerz, mit dem Heiligen und Unheiligen. Verglichen mit seiner Art hat die Fumées etwas unbestreitbar Monotones, auf den ersten Blick Langweiliges und Pedantisches. Wo Heliodor glänzt und funkelt mit seinen Gauklerkunststücken, schleicht er bescheiden einher und bringt seine besten Gaben eingewickelt in der Hülle gut dokumentierter Gelehrsamkeit und ungeschickt gezimmerter Satz-Perioden. Aber wo denn einmal das Künstlerische bei ihm sich entfaltet — und allzu selten ist das nicht der Fall — trägt es auch ein ehrlicheres und solideres Gesicht als die ungleich geschicktere, blendendere Arbeit des Mannes, der sicher kein Bischof war, wie eine törichte Sage es aufgebracht hat.

Zwei Beispiele nur mögen Heliodors Kunst der malerischen Schilderung vorführen und zeigen, was Fumée aus ihr entlehnen konnte und was nicht.

Die Anfangsszene. Am Strande des Meeres, inmitten von Leichen und wüst umherliegenden Waffen, Steinen und Tafelgeräten erblicken Räuber eine Gruppe, die ihnen Staunen und Scheu verursacht: „*C'étoit une jeune pucelle assise dessus un rocher, de beauté si rare et si émerveillable, qu'à la voir seulement on l'eût prise pour une déesse, Vrai est qu'elle étoit triste à cause du piteux état auquel elle se voyoit pour lors réduite; mais toutefois encore montroit-elle à son maintien la grandeur de son courage. Elle avoit le chef couronné d'un chapeau de laurier et des épaules lui pendoit par derrière un carquois qu'elle portoit en écharpe; son bras gauche étoit appuyé sur son arc tout debout, et laissoit pendre négligemment contre le bas le reste de sa main, sur sa cuisse droite reposoit le coude de son autre bras et avoit la joue dedans la paume de sa main, dont elle soutenoit sa tête, tenant les jeux fichés en terre à regarder devant elle un jeune damoiseau étendu tout de son long . . .*

Kein Zweifel, daß diese Beschreibung Fumée gegenwärtig war, als er die trauernde Charide malte. Die schlaff niederhängende Hand, den traurig gesenkten Blick übernimmt er ohne weiteres, nicht aber das gesamte Bild. Nicht das Theatralische und Aufgeputzte, das Imposante und Heroische der Gruppe. An keiner Stelle seines Romans findet sich ein ähnliches Bild, ebensowenig eine Beschreibung, wie sie Heliodor an die vorhergehende anschließt, wenn er das Bild der in goldfarbigem, sonnenbestrahltem Kleide, bachantinnengleich den Felsen herab-

eilenden Chariclea malt, deren Pfeile bei jedem Schritt klirren und Furcht in das Herz der Barbaren gießen, die eine Göttin vor sich zu sehen wähnen. Solche Farben hat der ehrliche Fumée nicht auf seiner Palette. Ein Blender ist er nicht.

Näher berührt sich Fumée mit einer anderen Schilderung Heliodors. Dieser erzählt, wie die von verzehrender Liebesglut zu Theagenes ergriffene Gattin des Satrapen nicht schlafen kann: „*Elle demoura toute cette nuit ainsi couchée, souvent se remuant, puis sur un côté, puis sur un autre, et soupirant du profond de son cœur; tantôt se dressant sur ses pieds, tantôt se laissant retomber sur les genoux, or découvrant quelque partie de son corps, et puis se rejetant soudain à la renverse dessus son lit, appelant quelquefois l'une de ces femmes sans occasion aucune et puis la renvoyant aussitôt sans lui rien commander* . . . .[109])

Auch Charide kann nicht schlafen in einer Nacht, wie wir bereits sahen. Auch in einer anderen Nacht nicht; als sie zum ersten Male wieder daheim schlafen möchte „*mais pour penser à son amy Theogenes, l'imagination duquel la vint aussitost saisir accompagnee de soing et de soucy pour trouver des expedians tendans à sçavoir de ses nouvelles; et ne pouvant à ceste occasion dormir ne faisoit que se tourner en son lict tantost d'un costé, tantost de l'autre, souspirant, gemissant, et se pleignant sur le doubte qu'un amy a tousiours de ce que il aime.*"[110])

Fumée hat von Heliodor abgeschrieben, kein Zweifel. Charide wendet sich genau von einer Seite zur andern und seufzt und jammert wie die Frau des Satrapen. Nur mildert er etwas die Heftigkeit der Bewegungen. Aus künstlerischer Schwäche oder aus gewolltem Maßhalten? So ist er äußerlich dem Heliodor ziemlich gleich. Aber innerlich wieder nicht. Nicht unreine Liebesbrunst versagt der Charide den Schlaf. Im leeren Hause denkt die soeben Heimgekehrte an den fernen Geliebten. Nur von inniger Sorge „*de soing et de soucy*", ist sie erfüllt, nur von der Unruhe „*qu'un amy a tousiours de ce que il aime.*"

Die Sinnenglut der Frau des Satrapen nimmt kein Leser ernst. Sie ist ja nur da, um dem Theagenes und der Chariclea ein paar schwere Tage zu bereiten und sie beide an den Rand des Verderbens zu führen. Wir wissen, es wird doch alles gut ablaufen. So lesen wir ohne innere Anteilnahme die Qualen der Frau, genießen höchstens mit kühler Bewunderung die effektvolle Schilderung, die der gewandte Erzähler von ihnen gibt. Die Unruhe der Charide im leeren Hause ergreift uns tief. Was bei dem einen leere, technische Geschicklichkeit war, diente dem anderen, um ein echtes Gefühl in Worte zu kleiden.

---

[109]) Livre VII. chap. 3.
[110]) S. 266b.

## V.
## Das Ergebnis.

In der Vorrede an die Leser schreibt der fingierte Athenagoras, daß er, um die Erinnerung an ein Beispiel edler Liebe, wie es in Athen gegeben worden sei, dauernd zu erhalten, sich damit begnügt habe, *de ramasser çà et là par nostre ville plusieurs memoires pour relever et enrichir une histoire qui s'en alloit quasi estre mise en oubly pour la longueur du temps.* Und Martin Fumée in dem angeblichen Briefe an Herrn von Lamané schreibt: „*Quant au suiect que s'est proposé cest autheur ie ne puis dire s'il est fondé sur une histoire ou sur une invention fabuleuse. Les temps toutefois et les personnes dont il fait mention se rapportent fort bien les uns avec les autres, qui feroient iuger sa narration etre plustost d'une histoire que d'une fable.*"

Mit diesen beiden Aussprüchen hat der Verfasser deutlich die Gesichtspunkte angegeben, die ihn bei der Abfassung seines Werkes geleitet haben. Er wollte ein Beispiel edler Liebe erzählen, wie es sich wirklich zugetragen hätte. Die Erzählung sollte eher den Eindruck einer wahren Begebenheit als einer Fabel erwecken, Zeiten und Persönlichkeiten sollten zur Erzielung dieses Eindrucks verhelfen.

Indem Martin Fumée diese Absicht zu verwirklichen suchte, entfernte er sich von Heliodor.

Vom ersten bis zum letzten Worte ist alles, was in dem griechischen Roman geschieht, Phantastik. Als der französische Übersetzer des Werkes, Jaques Amyot, in dem *Proesme du Translateur* das reichlichste Lob gespendet hat und dann ein wenig Kritik übt, da tadelt er an dem Werke, daß es doch eben nur eine Fabel sei. In Wirklichkeit ist ja auch Fumées Roman nichts anderes, aber der Verfasser hatte doch die Absicht das Fabelhafte zurücktreten und den Eindruck des Wahren hervortreten zu lassen.

Und auf diese Absicht kommt es an; denn sie und nur sie gewährte die Möglichkeit eines künstlerischen Fortschrittes über Heliodor hinaus. Das Schema Heliodors und die nicht endenwollende Nachahmung dieses Schemas hat die Entwicklung des französischen Romans gehemmt. Fumée, indem er Wirklichkeit erstrebte, hat die Erzählungskunst gefördert. Seine Anlehnung an wirkliche geschichtliche Vorgänge, der damit verbundene Versuch der Milieuschilderung und des Eingehens auf intim-häusliche Verhältnisse, schließlich die mit künstlerischer Realistik veranschaulichte Darstellung der Gefühle sichern ihm eine unbestreitbare Originalität und lassen ihn teilnehmen an der Entwicklung der französischen Erzählungskunst.

Wenn man die großen Romane des siebzehnten Jahrhunderts, die Werke eines d'Urfé, La Calprenède, der Scudéry betrachtet, so findet man, erstickt in geschwätzigem Wust, aber doch vorhanden, das gleiche Bemühen um künstlerisch-anschauliche Behandlung des Milieus, der Situationen und Gefühle. Kein Zweifel, daß auch das Beispiel des vermeintlichen Athenagoras neben anderen, spanischen und italienischen Einflüssen, maßgebend gewesen ist, denn so vergessen, wie heute war der Roman „*Du vray et parfait amour*“ damals nicht.

So sind es in der Hauptsache drei Eigenschaften, welche den Roman Fumées von dem Heliodors scheiden: Das Element der Geschichte, die vollkommene, platonische Liebe und der künstlerische Realismus in der Wiedergabe der Gefühle.

Nach wie vor, daran ändert das Resultat dieser Untersuchung nichts, wird der Roman unter die Nachahmungen des Heliodorschen Romans einzureihen sein. Aber es war die Absicht der Arbeit, zu zeigen, daß mit einer solchen Klassifikation so gut wie nichts gesagt ist, sondern daß sie nur ein Wegweiser zu der tieferen Erkenntnis sein kann.

Gießen. WALTHER KÜCHLER.

---

# Rousseaus Bekenntnisse in ihrer ersten Fassung.

Der vierte Band des den Fachgenossen wohlbekannten Rousseau-Jahrbuchs, der die Bezeichnung 1908 trägt, aber erst im Laufe des Jahres 1909 erschienen ist, erfreut uns durch eine Gabe, die alle Liebhaber der französischen Literatur dem verdienten Herausgeber, Herrn Theofile Dufour, höchlichst danken werden, nämlich der ersten Fassung von Rousseaus *Confessions*. Freilich nur der drei ersten vollständigen Bücher und der ersten Hälfte des vierten Buches.

Wer von Rousseaus Leben und von seinen Werken spricht, kann es kaum vermeiden, dabei auf Goethe hinzuweisen und einen Vergleich zwischen den beiden, in ihrem Leben und ihrem Geschicke so ungleichen Menschen und doch so verwandten Naturen zu ziehen. Fast unabweisbar ist der Vergleich zwischen Werther und der neuen Heloise; außerordentlich nahe liegt die Gegenüberstellung von Christiane und Therese, um nur e i n Werk und e i n Lebensereignis hervorzuheben. Auch beim Text der *Confessions* möchte man an eine Goethesche Arbeit denken, deren erste Fassung gerade in neuester Zeit so viel von sich reden gemacht hat. Ich meine den Wilhelm Meister. Schon den Zeitgenossen, die dieses Werk bei seinem ersten Erscheinen 1795 ff. lasen, war bekannt, daß das im Druck Ausgegebene eine spätere Bearbeitung darstellte und wenn die Kunde von diesem Faktum auch dem größeren Publikum allmählich verloren ging, so wußten die Kenner, daß eine solche erste Fassung, die auf 12 Bücher, im Gegensatz zu den späteren acht Büchern berechnet war, existiert hatte oder zum mindesten weit vorgeschritten war, so daß mindestens sechs Bücher davon vollendet waren. Auch den Titel dieser älteren Fassung „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ kannte man in Fachkreisen gar wohl. Aber man schien die Hoffnung aufgeben zu müssen, diese Fassung, obgleich man sehr gespannt auf sie war, wiederzufinden, bis ein Zufall sie im März 1910 ans Licht brachte.

Etwas glücklicher ging es mit Rousseaus *Confessions.* Man konnte nicht nur ahnen (sondern hatte ziemlich bestimmt klingende Äußerungen darüber), daß bei einem so langsam arbeitenden Schriftsteller, wie Rousseau einer war, ein Werk so vielfacher Überlegung, bei dem mannigfache Rücksichten zu nehmen waren, nicht gleich in der Weise fertig werden konnte, in der es seinem Autor befriedigte. Und in der Tat waren zwei Manuskripte bekannt, das sogenannte Pariser, das von 1798—1817 wiederholentlich, und das sogenannte Genfer, das von 1782—90 einige Male gedruckt worden ist. Aber diese beiden Fassungen stellen im großen und ganzen den definitiven Text, diesen nur in zwei abweichenden Redaktionen dar.

Früher als diese ist nun eben die ältere Redaktion, deren Handschrift in Neufchatel aufbewahrt wird. Die Tatsache, daß eine solche existierte, war bisher keineswegs unbekannt, vielmehr hatte schon 1850 Felix Bovet in einer Schweizer Zeitschrift die sehr merkwürdige Einleitung zu dieser älteren Fassung herausgegeben; diese einzelnen Fragmente waren 1906 in einer französischen Zeitschrift wiederholt worden. Erst jetzt aber wird diese ursprüngliche Bearbeitung bekannt gemacht.[1])

Sie enttäuscht, sagen wir das gleich von vornherein, einigermaßen und auch darin möchte sie das Schicksal teilen, das Goethes erste Fassung des Wilhelm Meister höchstwahrscheinlich erleiden wird. Denn es ist kein vollständig neues Werk, so daß sich weder große Abschnitte hier ausschließlich finden, noch etwa wichtige und bedeutsame Partien der zweiten Fassung hier noch nicht vorkommen, sondern es ist eine Behandlung derselben Dinge, im großen und ganzen auch in derselben Weise.

Was die Abfassungszeit unseres Manuskripts betrifft, so wird man den Resultaten des Herausgebers im ganzen beipflichten können: es ist begonnen im Oktober 1764 und fortgesetzt bis zum Anfang 1765. Dann trat eine Pause ein, erst im März 1766

---

[1]) *Jean-Jacques Rousseau. La première redaction des confessions livre 1—4* publiée d'après le manuscrit autographe par Theofile Dufour Docteur ès lettres in dem Sammelwerk: *Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau.* Tome quatrième 1908 à Génève chez Julien, éditeur au Bourg-de-Four 32. S. 1—275. Der Einleitung zu dieser Veröffentlichung XVI SS. sind einzelne der vorstehenden und folgenden Bemerkungen entnommen. Der eigentliche Text der 4 Bücher geht von S. 1—224, dann folgen drei Anhänge, deren erster überschrieben ist: 1. *Les débauches.* Eine Reihe sehr interessanter Fragmente, die als Vorarbeiten zu bezeichnen sind, 2. *Le manuscrit Moultou*, eine Beschreibung der oben erwähnten Genfer Handschrift, und 3. *Mon portrait*, gleichfalls Selbstschilderungen, die im Zusammenhang mit der großen Lebensbeschreibung stehen, die schon mehrfach, aber niemals ganz korrekt im Drucke wiedergegeben waren. Die nachfolgende Untersuchung berücksichtigt diese drei Anhänge nicht, sondern geht nur auf die ursprüngliche Fassung, im Vergleiche zu dem rezipierten Texte ein.

und zwar in Wootton nahm Rousseau die lange unterbrochene Arbeit wieder vor und beendete sie (eben unseren Text, d. h. bis zur Hälfte des vierten Buches) im Juni 1766. Statt diese angefangene Arbeit dann weiter fortzusetzen, begann er alsbald die neue Redaktion, die ziemlich rasch das bisher Geschriebene umgestaltete und auch die Fortsetzung verhältnismäßig schnell anfügte, so daß das 5. Buch, das in einer Urfassung überhaupt nicht existiert, sicher dem August 1766 zuzuweisen ist, weil sich in ihm einzelne Anspielungen auf Ereignisse des genannten Monats und Jahres finden.

Die Gründe, die den Schriftsteller zu dieser neuen Arbeit veranlaßten, hat man früher, ehe man die ältere kannte, darin sehen wollen, daß er die Absicht hatte, die ursprünglich psychologische Darlegung in eine apologetische zu verwandeln. Dies ist, wie man jetzt positiv behaupten kann, nicht der Fall. Die Gründe liegen einfach in einer gewissen Unzufriedenheit mit einzelnen Längen, in dem Wunsch manches genauer zu motivieren, vieles stilistisch neu zu gestalten.

Und so kann man nur wiederholen, wirklich neu ist in der späteren Redaktion so gut wie nichts, ausgelassen sind nur verhältnismäßig wenige Namen und Tatsachen. Aber das Ganze ist für die stilistische Kunst des Schriftstellers von so hervorragender Wichtigkeit, ein so außerordentlich merkwürdiges Zeugnis für die Arbeits- und Auffassungsweise des eigenartigen Mannes, daß es sich im höchsten Grade lohnt, diese Urfassung näher zu behandeln.

Bei dieser Darlegung enthalte ich mich, auf die vollständig veränderte Einleitung einzugehen, weil sie den Fachgenossen längst bekannt ist, ich habe versucht, an anderem Orte (in der Deutschen Rundschau) zum erstenmal eine Übersetzung dieser neuen Einleitung zu geben und darf wohl darauf verweisen.

Im allgemeinen darf als Einleitung zu dem folgenden Einzelvergleich folgendes hervorgehoben werden: die Veränderungen sind größtenteils aus stilistischen Gründen erfolgt, aber auch gewisse Tendenzen haben dazu obgewaltet. Und zwar sind bei den Auslassungen die nachfolgenden Momente ausschlaggebend gewesen: es erfolgten Streichungen von Ausdrücken, die ein Selbstlob enthielten, andererseits Auslassungen solcher Stellen, die Ungünstiges über ihn berichteten und Unannehmlichkeiten darstellten, unter denen er litt. Endlich traten Streichungen oder Milderungen solcher Stellen ein, an denen er von Freunden, ja selbst von Feinden Häßliches oder Schlechtes erzählt hatte. Solchen Auslassungen der späteren Fassung sind die Zusätze anzureihen. Bei ihnen erkennt man, daß manche unberechtigt, ja geradezu unlogisch sind, weil sie Stimmungen im Knaben oder Jüngling voraussetzen, die ihn nicht beherrscht

haben können; oder unnötig, weil sie Selbstverständliches enthalten. Treffen beide Momente nicht zu, so kann man auch bei diesen Zusätzen, ebenso wie dies bei den Auslassungen möglich war, bestimmte Absichten unterscheiden, nämlich entweder die, das Gesagte zu verstärken, oder die, die Gedanken, die geäußert worden waren, abzuschwächen. Dagegen finden sich eigentliche Berichtigungen verhältnismäßig selten. Sie bestehen z. B. in Einfügung von Namen, die aus irgendwelchen Gründen ausgelassen waren, seltener in Verbesserungen wirklicher Fehler und Gefühle.

Vergleicht man nun im einzelnen die beiden Fassungen, so kommt man häufig auf die Vermutung, einen ganz neuen Abschnitt gefunden zu haben, und freut sich darüber, da ja die Arbeit des buchstäblichen Vergleichens eine mühevolle und nicht sehr erquickliche ist. Nach wenigen Minuten jedoch überzeugt man sich, daß diese angeblich unbekannte Stelle nur an einem andern Orte steht. Doch sind auch solche Beispiele höchst lehrreich, weil sie treffliche Beweise für Komposition und Technik des Autors geben. Zwei Beispiele sind besonders instruktiv, beide befinden sich im dritten Buch, beide in der Erzählung der zweiten, aber noch nicht definitiven Etablierung bei Frau von Warens. Nachdem der Autobiograph berichtet hat, wie er sich von seinem rasch gewonnenen Freunde Bâcle ebenso rasch wie schmerzlos getrennt hat, und seinen Einzug in das Haus der „mütterlichen“ Freundin beschrieben, schildert er ihre Haushaltung und Dienerschaft, um dann erst von der Lage der Wohnung und Lebensweise zu berichten. In der späteren Fassung dagegen stehen die letzten Abschnitte an erster Stelle, gewiß mit Recht. Denn den Anfang hat die Beschreibung der Örtlichkeit zu machen, ehe man auf die Bewohner und ihre Eigentümlichkeiten eingeht. Sehr charakteristisch ist ferner das folgende. Da Rousseau seine neue Gastfreundin ungemein enthusiastisch charakterisiert hat, fügt er dem stark ausgedrückten Lobe einen kleinen Tadel hinzu, indem er von der Langsamkeit Kunde gibt, die ihm besonders lästig gewesen sei bei ihren Unterhaltungen mit gleichgültigen oder unangenehmen Personen. Darauf folgt ein Abschnitt, wie sehr ihn besonders ihre allzu große Behaglichkeit bei Tische gestört hätte, die darin bestand, daß sie heiße Speisen nur in so großen Pausen zu sich nahm, daß er währenddessen zwei oder drei Portionen verschlungen habe; er habe sich aber aus dieser Unmäßigkeit kein Gewissen gemacht, da er damals in ihre schwierigen ökonomischen Verhältnisse noch nicht eingeweiht gewesen sei. In der endgültigen Fassung dagegen steht dieser ganze Abschnitt weit früher, bei der Schilderung ihrer Wohnung und Lebensweise. Auch hier kann man wohl der neuen Redaktion recht geben, denn die Darstellung der äußeren Gewohnheiten des Daseins gehört gewiß zusammen, und es ist ein Fehler der älteren

Fassung — wohl hervorgerufen durch das Motiv, die einzelnen Äußerungen der Langsamkeit zusammenzustellen —, daß dieser Abschnitt nach der Darstellung des geistigen Verkehrs, der Lektüre, des Inhalts der Unterhaltungen zu stehen kam.

Ein höchst charakteristisches Beispiel dieser Umstellung, vielleicht das charakteristischste, findet sich am Anfange des vierten bezw. am Ende des dritten Buches. In den bekannten Drucken beginnt das vierte Buch mit den Worten: „Ich komme an und finde sie nicht mehr.“ Ein solcher Anfang ist ein grober Fehler. Daß unter „sie“ Frau v. Warens verstanden wird, weiß doch nur der aufmerksame Leser, der hintereinander liest; für den dagegen, der seine Lektüre unterbricht, oder für den, der durch Zufall ein solches Werk aufschlägt und sicher zu sein glaubt, am Anfang eines neuen Buches etwas in sich Abgeschlossenes, für sich allein Verständliches zu finden, bedarf es nun des Nachdenkens oder Nachschlagens, das entschieden vom Übel ist. Aber es ist nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich falsch. Am Ende des dritten Buches war das seltsame Abenteuer erzählt worden, das Rousseau mit dem Singmeister Le Maître aus Annecy hatte. Er sollte diesen, der sich durch üble Behandlung seiner Vorgesetzten gekränkt fühlte, und seinen Quälern einen empfindlichen Streich dadurch spielte, daß er sie gerade beim Osterfeste im Stich ließ, auf das Geheiß seines „Mütterchens“ nach Lyon begleiten. Er machte sich wirklich auf die Reise und erreichte das Ziel. Dort drückte er sich aber heimlich von seinem Gefährten, gerade in dem Augenblick, da dieser, der häufiger und stärker als es ihm gut tat, dem Weine zusprach, von einer Art epileptischer Krämpfe auf der Straße befallen wurde. Ein häßlicher Streich, den der Erzähler durchaus nicht zu beschönigen sucht, denn er schließt seinen Bericht mit den Worten: „Gott sei Dank habe ich dieses zweite[2]) Geständnis beendet; hätte ich viele ähnliche zu machen, so würde ich die angefangene Arbeit liegen lassen.“ Dann beginnt das neue Buch logisch mit der Bemerkung, daß alles frühere, was er zu erzählen gehabt, in der Erinnerung der Menschen eine Spur hinterlassen hätte, daß aber die Ereignisse dieses neuen Buches, die seltsamsten seines Lebens — es handelt sich um den geschlechtlichen Verkehr mit Frau von Warens — völlig unbekannt geblieben wären, wenn nicht er selbst sie enthüllte. Das wird im einzelnen begründet: sein Verlassen Lyons, seine Reise zu dem Mütterchen, die Trauer, daß sie gerade einen Ausflug

---

[2]) Der redigierte Text hat „dritte“. Das ist eine zutreffende Änderung. Der erste böse Streich ist die ungerechte Beschuldigung des Dienstmädchens, sie habe das von Rousseau gestohlene Band entwendet, der zweite die unsittlichen Posituren, in denen er sich den jungen Mädchen in Turin zeigte; der dritte ist dann dieses unwürdige Verlassen eines hilflosen Kranken an einem fremden Orte.

unternommen hätte, dessen Ursache er nicht kannte, wird angedeutet und dann zusammenfassend gesagt — aber eben in der Mitte des Abschnittes und nicht am Anfang: „Ich komme an und finde sie nicht mehr.“ Das ist unendlich viel dramatischer, als diesen eben analysierten Abschnitt an das Ende des dritten Buches zu verweisen, als Programm für dieses Buch (der Bearbeiter mußte daher *le Livre suivant* statt: *ce livre* setzen).

2. Stilistische Änderungen. Es ist dieselbe Darstellung und doch eine Arbeit, bei der der Autor jedes Wort erwog, jeden Satz noch einmal unter die kritische Lupe nahm. Diese Behauptung könnte man durch viele Dutzende von Stellen beweisen, freilich ist zu betonen, daß der Eifer des Bearbeiters erlahmte, und daß diese Veränderungen im ersten und zweiten Buche viel häufiger sind, als im dritten und vierten. Und auch in diesen beiden letzteren ist es sehr bemerkenswert, daß das dritte Buch, wenn auch nicht in dem Grade, wie die beiden ersten, noch zahlreiche Umänderungen aufweist, während das vierte von solchen mühevollen Änderungen verhältnismäßig wenige Spuren zeigt. Um nicht ermüdend zu werden, begnüge ich mich damit, ein paar charakteristische Beispiele hervorzuheben, die eine steht ziemlich am Anfang, die zweite etwa in der Mitte. Ich wähle gerade diese drei Stellen, weil sie nicht bloß sprachlich, sondern auch wenigstens einigermaßen inhaltlich wertvoll sind (ich bezeichne die erste Fassung mit A, die zweite definitive mit B).

A

Ainsi mon père perdit la moitié de son être. Il ne s'en consola jamais. Il passa le reste de sa vie à la pleurer, à parler d'elle. Il croyait la revoir en moi, mais il ne pouvoit oublier que je la lui avois ôtée. Jamais il ne m'embrassa que je ne sentisse à ses soupirs, à ses étreintes convulsives, qu'un regret amer se mélait à ses caresses. Elles n'en étaient que plus tendres par la tristesse qui s'y mêlait. Ah! disait-il en gêmissant, rends-la-moi, console-moi d'elle, remplis le vide qu'elle a laissé dans mon âme, l'aimerois-je ainsi si tu n'étais que mon fils? Trente ans après l'avoir perdue, il est mort dans les bras d'une seconde épouse, mais le nom de la première à la bouche, et son image au fond du cœur.

B

Je n'ai pas su comment mon père supporta cette perte, mais je sais qu'il ne s'en consola jamais. Il croyait la revoir en moi, sans pouvoir oublier que je la lui avais ôtée; jamais il ne m'embrassa que je ne sentisse à ses soupirs, à ses convulsives étreintes, qu'un regret amer se mêlait à ses caresses; elles n'en étaient que plus tendres. Quand il me disait: Jean-Jacques, parlons de ta mère; je lui disais: Hé bien, mon père, nous allons donc pleurer; et ce mot seul lui tirait déjà des larmes. Ah! disait-il en gémissant, rends-la-moi, console-moi d'elle, remplis le vide qu'elle a laissé dans mon âme. T'aimerois-je ainsi si tu n'étais que mon fils? Quarante ans après l'avoir perdue, il est mort dans les bras d'une seconde femme, mais le nom de la première à la bouche, et son image au fond du cœur.

Die zweite findet sich im dritten Buch. Sie handelt über den Geistlichen, den Abbé Gaime, den Rousseau selbst als Urbild seines Vicaire Savoyard angibt.

A

Seulement, la prudence l'obligeant à parler avec plus de réserve, il s'expliqua moins ouvertement sur certains points; mais au reste ses maximes, ses sentiments furent les mêmes, et jusqu'au conseil de m'en retourner dans ma patrie, tout fut comme je l'ai rendu depuis au public. Ainsi, sans m'étendre sur des entretiens dont chacun peut voir la substance, je dirai seulement que ces leçons si sages, mais d'abord sans effet, furent dans mon cœur un germe de probité et de religion qui ne s'y est point étouffé, et qui n'attendait qu'une heureuse culture pour fructifier.

Quoique alors ma conversion à la vertu fût peu solide, j'avais le cœur touché.

B

Seulement la prudence l'obligeant à parler avec plus de réserve, il s'expliqua moins ouvertement sur certains points; mais au reste ses maximes, ses sentiments, ses avis furent les mêmes, et jusqu'au conseil de retourner dans ma patrie, tout fut comme je l'ai rendu depuis au public. Ainsi, sans m'étendre sur des entretiens dont chacun peut voir la substance, je dirai que ses leçons sages, mais d'abord sans effet, furent dans mon cœur un germe de vertu et de religion, qui ne s'y étouffa jamais, et qui n'attendoit pour fructifier que les soins d'une main plus chérie.

Quoique alors ma conversion fût peu solide, je ne laissois pas d'être ému.

Alle die zahlreichen stilistischen Änderungen, von denen absichtlich hier nur ganz wenige Proben gegeben sind, haben bestimmte Gründe. Bald leitet den Bearbeiter die Einsicht, daß der ursprünglich gewählte Ausdruck nicht klar, nicht bestimmt genug, zu stark oder zu milde sei, bald der, daß er nicht gut klinge oder geradezu sprachwidrig sei; in andern Fällen schien ihm die Motivierung nicht ausreichend, so daß er sich genötigt fand, ein paar Worte oder Satzteile einzusetzen und wegzunehmen; kleine Momente, die anfänglich vergessen waren, mußten nachgetragen werden und ähnliches. Das alles waren stilistische, redaktionelle, logische Gründe, nicht aber bestimmte Tendenzen. Aber auch an solchen fehlte es nicht, und auch sie gaben Anlaß zu Änderungen.

Solcher Tendenzen kann man drei verschiedene unterscheiden:

a) Streichungen von Ausdrücken, die ein Selbstlob enthielten. Da Rousseau bei Schilderung seines kurzen Aufenthaltes in Confignon seinen Lehrer, den Geistlichen Monsieur de Pontverre, erwähnt, hatte er gesagt, er „*sans avoir étudié comme M. de Pontverre, j'étais moins mais mieux instruit que lui*“. Bei dem Bericht seines Zusammentreffens mit Herrn von Aubonne in Turin, der sich mit ihm freundschaftlich unterhielt, „ich war entzückt von ihm,“ *croyant qu'il était de moi.* Bei Schilderung seiner gesellschaftlichen Ungeschicklichkeit (II. Buch), heißt es: „Meine Physiognomie und meine Augen

versprachen mehr," ursprünglich hieß es noch als Zusatz zu Physiognomie „*animée et mes yeux pleins de feu*"; bei der Reise mit Mr de Maître „ich brachte so viel natürliche Gründe hervor", war ehedem noch hinzugefügt „*et si bien tournés*". Da er im vierten Buche davon spricht, daß er gegen die Reize der Mademoiselle Marcellet unempfindlich war, hatte er seine Keuschheit ein wenig gerühmt durch die Worte: „*et je ne sache pas que dans tout le cours de ma vie quelquefois assez agacé par des femmes, rien de pareille me soit jamais tombé dans l'esprit.*"

b) Als fernere Tendenz kann man Auslassungen von Stellen bezeichnen, die Unannehmlichkeiten darstellen, unter denen er litt oder die etwas nicht allzu Günstiges von ihm berichteten. Bei dem ersten Zusammentreffen mit Frau v. Warens hatte er eine Charakteristik von sich gegeben und von sich unter anderem gemeldet, er habe „*les dents vilains*" gehabt, das fiel fort. Bei dem Turiner Aufenthalt erzählte er, wie er den Palast des Königs besucht und sich fast wie ein Bewohner des prächtigen Gebäudes gefühlt habe, dabei hatte er ziemlich ruhmredig gesprochen, indem er schrieb: „*je m'en regardais déjà sinon tout à fait comme le maître au moins comme l'un des habitants et cela me paraissait extrèmement beau.*" Auch dies wurde gestrichen.

c) Gestrichen oder geändert wurden endlich Ausdrücke, die andere verletzen konnten. Hatte er ursprünglich gesagt „Monsieur de Pontverre gab mir die unangenehme Aussicht, ein «Bandit» zu werden", so wurde daraus ein «Taugenichts». Dazu gehören auch gelegentliche Milderungen.

Das geschieht an folgenden Stellen: bei der Schilderung seiner Reise nach Turin hatte er zu ungunsten seiner Gefährtin den bösen Ausdruck gebraucht: „*outre l'argent destiné pour notre voyage et dont je ne vis jamais rien,*" dies wurde entfernt. Der Geselle der Mme Basile wurde charakterisiert, er hatte ein gewisses italienisches Lächeln, statt dessen wurde nun gesetzt „etwas Falsches, Boshaftes, Ironisches". Bei der Vorführung des Polizisten, dem er infolge seiner Ausreden entlaufen war, und der sich bei der Wiederbegegnung recht freundlich zeigte, hatte es geheißen, er sei ein guter Mann, *quoique Piemontais*, die letzten Worte fielen fort. Bei der Darstellung von le Maître's Trunksucht stand der Passus „*et dont la gaité de sangfroid valait mieux que celle de sa crapule*", auch diese Stelle fiel weg. Endlich war Mlle Giraud, die ältliche Vermittlerin seines Verkehrs, mit den jungen Mädchen Galley und Graffenried recht schlecht fortgekommen, am Schluß der boshaften Charakteristik standen die Worte „*c'était comme si elle m'eût voulu mordre*", auch diese Stelle fiel.

Viel häufiger als Umstellungen, tendenziöse Auslassungen, Abschwächungen und kleine Zusätze sind Veränderungen, teils Hinzufügungen, teils Auslassungen, bei denen bestimmte

Gründe wohl kaum vorliegen. Ich wähle aus den Beispielen, die ich gesammelt habe, nur einige markante.

1. Auslassungen. Bei der Darstellung der Einführung in die katholische Religion stand vor den Worten „der dogmatische Glaube ist nur eine Frucht der Erziehung," noch die Phrase „*la vanité seule ou l'intérêt ce qui la dicte*; *elle ne pénètre point en dedans.*" Nach den Worten „Mein Schreck war gemildert durch die Liebkosungen, die die Priester in der Umgebung der Stadt Genf den Kindern angedeihen ließen," hatte es früher geheißen: *ce n'était pas l'église qu'il me faisait peur*; *j'aimais fort à les voir au Presbytère.* Bei dem merkwürdigen Abenteuer mit dem Knaben im Seminar, der ihn unsittlich berührt, spricht er von der Glut seiner Küsse, die ihm sehr unangenehm gewesen seien, setzt aber hinzu, *mais qui me touchaient beaucoup*; dies fiel ebenso weg, wie der Zusatz, da er von den ganz unsittlichen Handlungen des Verdorbenen gesprochen hatte: *sans respect de l'autel et du crucifix qui était devant lui.* Diese Unsittlichkeiten erschreckten ihn zwar außerordentlich, übten aber doch die Wirkung aus, ihn einigermaßen bei diesem Vergleiche zu den Frauen hinzuzuziehen. Dann folgte noch die merkwürdige Stelle: *Les idées qu'elle* (der Vergleich) *me fit naître changent en désir et en charme le dégoût que j'avais eu jusque alors pour leur jouissance.* Wenn er ursprünglich geschrieben hatte: „man ist sicher, mich mit Käse, anständigem Wein gut zu bewirten," und noch hinzugefügt hatte: *et la liberté*, so tilgte er später die letzten Worte. Bei dem Abenteuer mit der niedlichen Mme Basile fiel der Satz fort: *en un mot je plus assez à cette jeune dame pour revenir chez elle avec une sorte de familiarité qu'il ne tint pas à mon goût, ni peut-être au sien qui n'augmentât davantage.* Ebenso vor der Nennung ihres Namens die Charakteristik: *son air caressant*, *son être tendre*, *au premier abord il semblait que l'amitiée fût déjà faite et qu'il ne pût rien venir de plus*, und bei dem Fortschritt des Abenteuers die höchst charakteristischen Worte „*ma tête s'en allait*". Hatte der Schriftsteller dann berichtet, „die fünf oder sechs Jahre Altersunterschied hätten sie schützen können," so setzte er diesen Worten, die stehen blieben, ursprünglich die folgenden hinzu: *un reste d'incertitude me faisait trembler d'encourir son indignation et de me faire chasser de chez elle.* Der Mann der Schönen wurde von der Reise zurückerwartet: sie dachte, so wird berichtet, es sei Zeit mich zu entfernen. Ursprünglich stand dann noch „*et peut'être voulait elle prévenir le retour de son mari*". Eine der wenigen Anspielungen auf die Zukunft wurde getilgt und zwar der Satz, der steht, nachdem berichtet worden war „der Graf de la Rocque habe ihm gesagt, das Gewissen des Schuldigen werde den Unschuldigen genugsam rächen": *mais ma punition n'est pas toute intérieure et David Hume ne fait aujourd-hui que me rendre ce que je fis jadis à la pauvre*

*Marion.* — Im Hause Breil ist man in großer Aufregung, man denkt nicht an ihn „*quand on aurait eu en ma faveur tous les beaux projets sur lesquels j'avais un peu trop compté*“ und bald darauf, vor den Worten „ich liebte es Mlle de Breil anzusehen“, hatte mit Bezug auf seine Wünsche gestanden *peut-être par ce que je ne savais pas trop à quoi les fixer.* Gelegentlich des Einzugs bei Mme v. Warens berichtet er, es habe sich um sein Quartier gehandelt, die Wirtin habe ihr Kammermädchen gefragt, wonach dann in der Urfassung die später getilgten Worte standen „*moins je crois pour avoir son avis dont elle ne se souciait guères que pour capter son approbation*“. Bei dem Zusammenleben mit ihr hatte es nach den Worten, „meine Unruhe in ihrer Abwesenheit war geradezu schmerzlich,“ noch geheißen: „*j'étais toujours en crainte qu'on ne lui parlât qu'on ne la dégoutât de moi, qu'il n'y eût quelque chose de fait ou de dit qui nous séparât*“, er erzählt sodann von seinem Stückchen „*L'amant de lui-même*“ und bemerkt: „wenn ich mich in der Vorrede für 18 Jahre ausgab, so habe ich um einige Jahre übertrieben“, worauf dann noch die Worte folgen: „*mais il est certain, que je n'en avais pas vingt-deux et il n'y a rien, qu'il n'y paraisse.*“ Bei seiner Mitteilung, er habe auf der Rückreise von dem Ausflug mit Le Maitre erfahren, Mme de Warens sei nach Paris gereist, war ehemals zu lesen: „*et peut-être l'avais-je rencontrée en route sans en rien savoir,*“ und nach dem Verlassen dieses Reisegefährten hatte ursprünglich die größere Stelle gestanden: „*Ce n'est pas quand une vilaine action vient d'être faite que le sentiment en est cruel, c'est quand on se la rappelle, car le souvenir ne s'en éteint point, le temps efface tous les autres sentiments, mais il aigrit le remords et le rend plus insupportable: surtout quand on est malheureux, on se dit que l'on mérite de l'être et qu'au lieu de trouver en soi la consolation qu'on y cherche, on n'y trouve qu'un nouveau tourment: Je crois que les heureux ont peu de remords, mais celui qui commit le mal doit s'assurer de l'être toute sa vie; autrement il ne sait pas quel avenir il se prépare dans ces malheurs*“. Daraus machte B. „*ce n'est pas quand une vilaine action vient d'être faite qu'elle nous tourmente, c'est quand longtemps après on se la rappelle; car le souvenir ne s'en éteint point.*“

Später ausgelassen wurden auch folgende Abschnitte. Der erste findet sich Buch I nach der Darstellung der merkwürdigen Erzählung, daß der Knabe (10 Jahre alt, nicht 9, wie er berichtet), sich lieber von der Vierzigjährigen (nicht Dreißigjährigen, wie er sagt) Fräulein Lambercier schlagen ließ, als von deren Bruder, und lautet so: „Ich weiß nicht, woher diese frühzeitige, vielleicht durch die Romanlektüre, beschleunigte Sinnlichkeit stammte, nur das ist mir bekannt, daß sie auf mein übriges Leben, auf meinen Geschmack, mein Betragen und meine Sitten Einfluß gehabt. Ich erkenne den Faden dieser Entwicklung und halte es für

nützlich der Spur zu folgen. Wie aber soll ich sie auf diesen Blättern bezeichnen, ohne sie zu beschmutzen?"

„Diese erste Sinneserregung drückte sich dermaßen in mein Gedächtnis ein, daß, als sich nach einigen Jahren meine Einbildung zu erhitzen anfing, dies immer unter der Gestalt derjenigen geschah, die sie anfänglich hervorgerufen, und als der Anblick junger, schöner Frauen mir Unruhe erregte, bestand die Wirkung immer darin, aus ihnen ebenso viele Fräulein Lambercier zu machen."

Ist an allen diesen Stellen B. gekürzt oder läßt diese Fassung interessante Bemerkungen aus, so fügt sie an vielen Orten kleinere oder größere Sätze ein. Auch dafür können aus den zahllosen vorhandenen Stellen nur einige angeführt werden. Diese Zusätze enthalten häufig unrichtige und unpassende Einfügungen von Anschauungen späterer Zeit. So wird z. B. bei der Reise mit dem jungen le Bâcle berichtet, sie hätten geglaubt mit ihrem physikalischen Spielzeug überall Nahrungsmittel zu erhalten, weil sie meinten, diese kosteten den Bauern ja nichts. B. fügte dann noch hinzu: „*et que quand ils n'en gorgent pas les passants c'est par pure mauvaise volonté de leur part.*"

Dieser Zusatz ist nicht begründet, weil der jugendliche Reisende doch nicht so töricht war, eine derartige Anschauung zu hegen. Ähnlich unberechtigt erscheint die Frage, die er stellt, da er zum zweiten Male zu Frau v. Warens kam: „*a l'âge ou j'étais, la peur de mourir de faim donne-t-elle de pareille alarme.*" Das Verlassen des Herrn le Maître entschuldigt er mit den Worten: er hätte ja bei fernerem Verbleiben nur die Kosten verdoppelt, die der gute Mann hätte tragen müssen, worauf B. noch einfügt: „*voilà comment alors je voyais la chose, je la vois autrement aujourd'hui*". Bei der Schilderung des lieblichen Abenteuers mit den beiden jungen Mädchen Galley und Graffenried, meint er, es sei einer der schönsten Tage gewesen, wie man sie im Alter nicht mehr sähe, worauf B. noch einsetzt: „*et qu'on n'a jamais vu dans le triste sol ou j'habite aujourd'hui.*" Ähnlich ist es, wenn am Schlusse des in der alten Bearbeitung erhaltenen Stückes nach den Worten, „das geringste erreichbare Vergnügen reizt mich mehr als die Freuden des Paradieses," noch der lehrhafte Zusatz eingesetzt wird: „*j'excepte pourtant le plaisir que la peine doit suivre: celui-là ne me tente pas, parce que je n'aime que des jouissances pures, et que jamais on n'en a de telles quand on sait qu'on s'apprête un repentir.*"

Einzelne dieser Zusätze sind recht u n l o g i s c h. Im ersten Buche z. B. führt er aus: „keine meiner Neigungen besteht in käuflichen Dingen", dann folgt in B.: *il ne faut que des plaisirs purs et l'argent les empoissonne tous.* Dieser Zusatz unterbricht den Zusammenhang, denn darauf folgt die Stelle: „ich liebe z. B. Genüsse der Tafel," dem Zusammenhang nach müßten diese

unter die unkäuflichen gehören, während sie doch wie alle anderen bezahlt werden müssen. Nicht minder unpassend ist der folgende Zusatz: Rousseau erzählt, wie Mme de Warens ihn bestimmt habe, nach Italien zu gehen. Er setzt auseinander, die Schönheit der zu erwartenden Reise hätte ihn verführt „*la vanité même y mêlait sa pointe; si jeune aller en Italie avoir déjà vu tant de pays, suivre Hannibal à travers les monts me parassait une gloire au dessus de mon âge.*“ Dieser Einschub ist aber deswegen völlig unberechtigt, weil nichts in der früheren Schilderung eine solche Anspielung auf das Altertum begründet. — Der Pfarrer, der ihn im katholischen Glauben unterrichtet, wird von ihm durch die Kirchenväter besiegt. Rousseau fügt jedoch hinzu, schließlich habe er geschwiegen, weil er seinen Lehrer nicht zum Äußersten treiben wollte. Danach setzt B. ein: „*car je voyais assez que le vieux petit prêtre n'avait pris en amitié ni mon érudition ni moi.*“ Das ist aber doch kein Grund, denn da ihm der alte Priester so wie so nicht grün war, so hätte es weiter nichts geschadet, ihn noch mehr zu entrüsten. Auch als er die Pracht des Hofes von Sardinien sah, hatte er schwerlich die Empfindung, die die spätere Fassung mit den Worten bezeichnet „*qui bientôt vue et toujours la même ne frappe pas longtemps.*“ Bei den Abenteuern mit den jungen und alten Frauenzimmern heißt es: an der Art, wie die jungen und alten mich fortgehen ließen, urteilte ich, daß ich mit ihnen allein nicht so leichten Kaufes fertig geworden wäre. In diese Sätze schiebt B. ein: *je jugais que l'homme que j'avais tant craint m'était fort utile.* Dieser Einschub ist an dieser Stelle unpassend, er hätte vielleicht an anderem Orte eingefügt werden können.

U n n ö t i g ist jedenfalls der Zusatz bei dem Unterricht des Abbé Gaime „*dont je n'avais que de fausses idées*“ nach den Worten „er machte mir eine wahre Schilderung des menschlichen Lebens,“ denn in diesem Worte „wahr“ liegt ja schon inbegriffen, daß der Schüler bis dahin eine falsche Vorstellung gehabt hatte.

Gegenüber diesen unlogischen oder unnötigen Einfügungen zeigen sich andere, in denen die Absicht erkennbar ist, das Gesagte zu v e r s t ä r k e n. Bei dem Pfarrer Lambercier hatte A. ausgeführt, dieser habe, obgleich Prediger und Kirchenmann, fast ebenso gut gehandelt, wie gesprochen. Dies begründet B. durch die Ausführung „da er innerlich gläubig war.“ Herr Basile schickt den Knaben durch seinen Commis fort. B. schiebt ein, um eben den Triumph des eifersüchtigen Commis zu erhöhen „*il assaisonna sa commission de tout ce qui pouvait la rendre insultante et cruelle.*“ Einmal zählt Rousseau die Dinge auf, die er gern esse: Birnen, Käse, B. vervollständigt die Liste durch die Worte „*et quelques verres d'un gros vin de Montferrat à couper par tranche.*“ Als der Berichterstatter von Mme de Vercellis

fortgeht, war er träumerisch, unruhig, wünschte ein ungeahntes Glück. Diese Darstellung genügt B. nicht, so daß noch hinzugesetzt wird: ich weinte und seufzte. Le Maître verliert seine Kiste mit seinen Kompositionen, die Arbeit von 25 Jahren, das schien B. noch zu schwach, so daß noch die Worte hinzukommen „*le fruit de ses talents, l'ouvrage de sa jeunesse et la ressource de ses vieux jours.*" Bei der Erzählung der falschen Beschuldigung gegen die junge Marion schien dem Autor die ursprüngliche Schilderung zu stark und man mag aus folgender Gegenüberstellung ersehen, wie er den Gedanken abzuschwächen unternahm:

| A | B |
|---|---|
| Cent fois j'ai cru l'entendre me dire au fond de mon cœur: Tu fais l'honnête homme et tu n'es qu'un scélérat. Je ne savais dire combien cette idée a empoisonné d'éloges que j'ai reçus, et combien souvent en moi-même elle me rend tourmentante l'estime des hommes. Cela va quelquefois au point de me faire regarder comme une confirmation de mon crime de souffrir que l'on pense bien de moi. | Tant que j'ai vécu tranquille il m'a moins tourmenté, mais au milieu d'une vie orageuse il m'ôte la plus douce consolation des innocens persécutés: il me fait bien sentir ce que je crois avoir dit dans quelque ouvrage, que le remords s'endort durant un destin prospère, et s'aigrit dans l'adversité. |

Höchst erwähnenswert sind auch noch Zusätze anderer Art. Zunächst Berichtigungen und Ergänzungen. Da er einmal ausführt, es sei merkwürdig, daß er bei einer so starken Auffassungsgabe von seinen Lehrern nichts gelernt, setzt er hinzu „außer von meinem Vater und Herrn Lambercier." Unter den Geistlichen, die den Singmeister schlecht behandelt, hatte er ursprünglich nur „den Kantor" erwähnt, in der zweiten Bearbeitung läßt er die Namensnennung folgen: „genannt Abbé de Vidonne." In der Kindheitsgeschichte ist die ganze Ausführung neu, die über die gemeinsame Beschäftigung mit seinem Vetter handelt, über die Beschmierung von Papier, die Darstellung des italienischen Charlatans Gamba-Corta und die mit dem Vetter zusammen vorgenommene Abfassung von Predigten und Komödien. Bei einzelnen Abschnitten findet eine völlige Umarbeitung statt. Aus den wenigen Zeilen, die das Liebesverhältnis des Knaben zu Mlle Vulson darstellen, ist in der neuen Bearbeitung eine förmliche, ziemlich ausführliche Geschichte geworden. Die Charakteristik einzelner Personen wird näher ausgeführt. Ursprünglich war der Großvater der Mme de Breil etwas kurz abgefertigt, seine Unterredung mit dem jugendlichen Diener war einfach berichtet worden. In der neuen Fassung wurden zur Charakteristik die Worte eingesetzt „*ce bon vieillard quoique homme d'esprit en avait moins que Madame de Vercellis mais il avait plus d'entrailles et je réussis mieux auprès de lui.*

Die im Vorstehenden mitgeteilten Stellen geben nur eine verhältnismäßig kleine Auswahl der zahlreichen von mir gesammelten Abweichungen. Wollte man alle einzelnen kleinen stilistischen Veränderungen zusammenstellen, namentlich solche, die rein sprachlicher Natur sind, so müßte man Bogen füllen. Gerade eine solche Arbeit ist gewiß von großem Nutzen und würde für Seminararbeiten höchst empfehlenswert sein, sie würde zeigen, mit welch außerordentlicher Genauigkeit Rousseau seine einmal niedergeschriebene Arbeit durchging und würde vielleicht dazu führen, gewisse Gesetze des Wohlklanges zu statuieren, die er bei seiner späteren Fassung zu beobachten suchte. Aber auch schon der vorstehende Vergleich läßt, wie ich hoffe, einen sehr interessanten Einblick in die Werkstätte des bedeutenden Schriftstellers tun.

Berlin. LUDWIG GEIGER.

# Sur les sources de la Légende des Siècles: "Le Romancero du Cid", "Bivar", "Le Cid exilé".

Trois fois dans le courant de la *Légende des Siècles*, le personnage demi-historique demi-mythique du Cid nous apparaît: dans *le Romancero*, *Bivar* et le *Cid exilé.* V. Hugo se serait-il servi pour les trois morceaux de la même source, ou a-t-il employé trois sources différentes ?

Examinons d'abord le morceau le plus important par son étendue, le groupe

*"le Romancero du Cid".*

Les sources peuvent être divisées à deux points de vue différents: d'après le contenu ou d'après la langue dans laquelle elles sont composées. Adoptons la première classification, car elle nous épargnera des répétitions fastidieuses, ce qui se rapporte aux sources écrites en Espagnol pouvant bien souvent s'appliquer aux ouvrages français.

Le plus ancien ouvrage qui fasse mention du Cid est le "*Poema*", ouvrage du onzième siècle. Or un résumé de cet ouvrage a paru en 1841 dans la *France Littéraire* (t. VI) avec la traduction de quelques passages. Plus tard une traduction complète fut publiée en 1858 par Damas Hinard avec le texte espagnol en regard. Nous n'avons pu découvrir aucun accord textuel qui pourrait nous amener à considérer le Poema comme source de V. Hugo. Sans doute le Cid est considéré comme ami du peuple aussi bien dans le Poema que dans V. Hugo. Mais il est douteux que cette conception soit passée d'un poème à l'autre. En effet le Cid de V. Hugo est un ennemi acharné des tyrans, et le roi espagnol auquel il s'adresse semble cacher Napoléon III. Au contraire le Cid du Poema, tout en défendant le peuple, garde pourtant de la déférence pour son roi. Il est donc peu probable que V. Hugo se soit servi du texte espagnol. Dans la traduction de Damas Hinard nous trouvons p. 269 un passage puisé dans les *Antigüedades*

*de España* de Berganza (Madrid 1721). "Lors du premier exil du Cid (entre 1075 et 1080) le roi Alphonse VI, déjà indisposé contre son vassal, fit un voyage du côté de Bivar. Le Cid, bien qu'il n'ignorât point le mécontentement du roi, alla à sa rencontre et s'avança pour lui baiser la main. Don Alphonse refusa de la lui donner et lui dit avec colère: "Allez sortez au plus tôt de mon royaume." Un tel passage se trouve également dans la *Crónica del famoso Cavallero Cid Ruydiez Campeador* (LXXXIX)[1]), mais il manque complètement dans le Poema et dans les Romances où je n'ai pu trouver une indication que le Cid et le roi se soient jamais rencontrés à Bivar. Or le Cid de V. Hugo reçoit le roi à Bivar et c'est là qu'il lui adresse les reproches qui sont la matière des XVI poèmes. Mais si V. Hugo s'était servi ou de Damas Hinard ou bien des *Antigüedades* ou de la *Crónica*, soit dans le texte original soit dans une traduction, où aurait-il donc pris ces reproches interminables? Cherchons dans le seul ouvrage important qui nous reste encore, les Romances qu'on désigne ordinairement sous le nom de Romancero, nom également adopté par V. Hugo pour ses poèmes sur le Cid.

Les éditions espagnoles dont V. Hugo a pu se servir sont innombrables. Les textes français parus du temps du poète sont moins nombreux. Abel Hugo, frère du poète, avait publié en 1822 des „*Romances Historiques traduites de l'espagnol*" sans y insérer les Romances sur le Cid. Il nous dit (p. 100): "C'est encore à cette époque (XI[e] siècle) qu'il aurait convenu de placer les romances sur le Cid, romances assez nombreuses pour former un volume a part". (p. 156 note IV) "Le nombre des romances sur le Cid empêche de les insérer dans ce volume: en attendant la publication de la traduction que j'en ai faite, je vais placer ici un chapitre d'une chronique fort rare sur cet héros." Cette traduction n'a jamais paru.

Dans les *Romances historiques* d'Abel Hugo nous trouvons la remarque suivante: "Par une combinaison assez heureuse, la forme et le mètre usités pour les romances aidèrent à l'imitation exacte du style narratif de la bible: on avait adopté des stances de quatre vers trochaïques." Gaston Paris, dans *les Poèmes et Légendes du Moyen-âge*, nous apprend comment A. Hugo était arrivé à cette conclusion: "A l'époque d'Abel Hugo il était encore d'usage d'imprimer les romances en les divisant en quatrains: c'est pour cela qu'il a divisé ses traductions en paragraphes, dont chacun représente quatre vers." Ensuite G. Paris nous montre comment V. Hugo s'est inspiré de l'idée de son frère: "V. Hugo a été amené par là à faire des strophes — —. Il a

---

[1]) *E el Rey salió de Burgos e llegó cerca de Bivar, e el Cid qui sole besar la mano, mas el Rey non gela quiso dar. E dixole sañudamente: Ruydiez salid de mi tierra.*

gardé les vers de 7 syllabes ce qui prouve qu'il avait jeté les yeux sur quelques romances dans l'original etc.".

En outre V. Hugo s'est servi dans son Romancero de la Romance: *Blanca sois, señora mia*, dont Abel Hugo a inséré une traduction dans ses *Romances historiques* (p. XLVIII).

Pour le reste, V. Hugo s'est-il servi du manuscrit "des romances sur le Cid" de son frère, ou ce manuscrit n'a-t-il jamais existé? voilà ce que nous ne pouvons savoir.

Il en existaient d'ailleurs d'autres traductions. Abel Hugo nous dit lui-même: "Les personnes qui seraient curieuses de connaître les romances du Cid, avant la publication du volume qui les contiendra toutes, peuvent consulter les excellentes imitations que le marquis de Paulmy en a insérées dans la Bibliothèque Universelle des Romans (juillet 1783, tom. II) et les imitations en vers de ces mêmes imitations que M. Creuzé de Lessert vient de publier".

"L'imitation" de la *Bibliothèque Universelle* s'éloigne assez du texte espagnol, quelquefois un passage est mal compris, quelquefois on a choisi volontairement une autre rédaction, on a ajouté des réflexions, plusieurs romances sont réunies en une seule, d'autres partagées en deux et les passages qui semblaient trop naïfs ou pas adaptés aux âmes sensibles auxquelles l'ouvrage s'adressait, sont expulsés, quoique l'éditeur nous dise qu'il traduit les Romances de la collection d'Escobar et qu'il insère seulement celles qui manquent dans son original.

Une de ces romances en prose est bien curieuse. Chimène y fait des reproches au roi sous les lambris du château de Bivar. Or il a été impossible de retrouver l'original de ce morceau. Chimène ne se trouve jamais en présence du roi à Bivar et en l'absence du Cid—car c'est à cette periode de la vie du Cid que la romance semble se reporter—elle avait quitté elle-même le château. Les romances contiennent une lettre que Chimène écrivit au monarque et non un entretien et c'est de Burgos qu'elle est datée.[2]) Nous trouvons en outre deux romances qui nous racontent que le Cid envoya Alvar Fañez à la cour et que celui-ci adressa au roi des plaintes au nom du héros.[3]) Peut-être le marquis de Paulmy a-t-il fait de ces trois romances le morceau que nous allons insérer ici.[4]) Les reproches qu'il contient pourraient facilement se repartir en plusieurs chapitres, correspondants aux titres de quelques-unes des romances de V. Hugo.

*(L'Entrée du Roi.)* Ingrat et cruel Alfonse, disait la Chimène du Cid sous les lambris de son château de Bivar, c'est à moi de me plaindre de ton injustice, car ce n'est que des cœurs de mon sexe que la plainte fait écouler le ressentiment.

---

[2]) *En las solares de Burgos.*
[3]) *Desterrado estaba el Cid — Llegó Alvar Fañez á Burgos.*
[4]) cf. *Bibl. Un.* p. 135.

*(Le Cid est le Cid.)* Malheur à toi, Monarque, pour avoir offensé mon époux : tu n'as osé le faire que de paroles; mon époux ne parle bien qu'avec son épée. Si tu n'avais été qu'un gentilhomme, elle n'aurait pas demeuré muette dans son fourreau.

*(Le Cid honnête.)* Tu le bannis, simple que tu es, un homme comme le Cid est partout dans sa patrie; tu le laisses mordre par l'envie. Va, mon Cid est couvert d'acier, l'envie se brisera les dents. Tu lui laisses emporter son épée; tu ne la redemanderas pas jusqu'à la première bataille, on ne sent le bien qu'avec le remords de l'avoir perdu.

*(Le Roi ingrat.)* De quoi penses-tu, Monarque, qu'il ait à se repentir, s'il est vrai qu'il se repente de s'être fait des ennemis dans toute l'Espagne pour avoir recherché l'amitié des rois.

*(Le Roi couard* et *Le Roi soudard.)* C'est pour vous suppléer tous dans votre incapacité qu'il s'est rendu si redoutable et ce qu'il a pris sert d'agrandissement à vos états, qui seraient encore, sans lui, bornés dans les rochers des Asturies. Le brigand est celui qui profite du larcin.

*(Le Cid fidèle.)* Souviens-toi de la manière dont-il t'a servi, s'il l'eût fait comme tes Guerriers de cour par des louanges et des complaisances ou des mensonges, il te serait encore cher et ses honorables services seraient recompensés. Mais tu l'as vu toujours plus prompt à te donner qu'à recevoir et c'est une charge terrible, pour les princes ingrats, que des sujets bienfaiteurs.

*(Le Roi jaloux* et *Le roi abject.)* Allez, Alfonse, mon époux ne craint point l'exil, c'est un châtiment qui n'était redoutable que pour les oisifs de vos Palais, tous gens infiniment redoutés, non pas des Maures de la frontière, mais des vrais Gentilshommes qu'ils déshonorent, avec l'insolente audace des daguets qui détournent les épouses quand les grands chefs combattent généreusement pour leur honneur et pour leur amour. Malheur à toi, Monarque, la faveur et la vérité n'ont habité qu'une fois ensemble. Tu marches environné de chiens qui te caressent aujourd'hui et qui se jetteront sur toi au premier faux pas pour te dévorer, telle est l'image que doit regarder un roi quand il a perdu les yeux de son âme, aveuglé par des favoris.

Ainsi parlait la noble Chimène dans sa colère et elle ne cessa de parler pour se baigner dans ses larmes."

V. Hugo pourrait facilement avoir ajouté les plaintes qui ne sont pas contenues dans ce morceau en se servant d'autres romances, mais nous ne découvrons que très peu d'emprunts textuels et ces quelques emprunts peuvent assez souvent se rapporter tout aussi bien à la romance espagnole qu'à une traduction ou imitation française. Faisons suivre ce passage tiré de la *Bibliothèque Universelle* de la traduction de D. Hinard des romances espagnoles que nous venons de mentionner comme ayant rapport au même sujet.

"Comment dona Chimène écrivit au roi don Ferdinand."[5])

Dans le manoir de Burgos attendant son Rodrigue, Chimène — écrivit de cette façon au noble roi don Ferdinand:

"A vous mon seigneur le roi, le bon, le fortuné, le grand, le conquérant, le reconnaissant, le sage; votre servante Chimène, fille du comte Loçano, à qui vous avez donné un mari comme pour vous moquer d'elle, vous salue des murs de Burgos où elle vit dans la tristesse. Dieu mène à heureuse fin vos bons projets! Pardonnez-moi, mon seigneur,

[5]) Damas Hinard *Romancero Espagnol* p. 41, d'après la romance *En los solares de Burgos A su Rodrigo aguardando* (*Romancero del Cid* por Escobar).

si je ne vous parle pas avec une confiance entière : car ayant contre vous un mauvais vouloir, je ne puis le dissimuler. Quelle loi de Dieu vous enseigne que vous pouvez pour un si long temps, lorsque vous livrez des combats, démarier deux époux? Quelle bonne raison approuve que vous montriez à un jeune garçon bien appris, bien docile et bien timide à être un brave lion? et que de jour et de nuit vous le traîniez enchaîné sans le lâcher pour moi, sinon une fois par hazard dans l'année" etc.

"Le Cid donne un message à Alvar Fañez"[6])

"Le Cid était exilé de la cour et de ses possessions de Castille par son roi fatigué d'être vainqueur dans les guerres. Et fortuné qu'il est dans les armes, le sang des Mores, qu'il a vaincus sur les frontières, s'est à peine séché sur ses habits, et même ses bannières flottent encore sur les créneaux des superbes murailles humiliées de Valence — lorsqu'il ordonne pour le roi un magnifique présent — — — Il dépêche tout cela vers Burgos et à Alvar Fañez, qui en est chargé, il dit de cette manière pour qu'il le dise au roi."

"Alvar Fañez rend le message du Cid."[7])

"Alvar Fañez arriva à Burgos pour remettre au roi le butin de captifs, de chevaux, de dépouilles et de richesses. Il entra lui baiser la main après qu'il en eut reçu la permission et s'agenouillant devant lui, il commence ainsi son message.

"Puissant roi Alphonse que votre grandeur daigne agréer la bonne volonté et l'offrande d'un gentilhomme exilé. Don Rodrigue de Bivar, ce fort rempart qui vous défend, exilé par l'envie de sa maison et de sa terre, m'ayant commis sa justification, demande que je vous parle librement; et ainsi, pour ne me point tromper, je vais répéter ses paroles mêmes.

Il dit que vous ne fassiez cas de ce faible présent que seulement pour avoir été acheté aux Mores au prix d'un sang généreux; qu'avec son épée, en deux ans, il vous a gagné plus de terres que ne vous en laissa le roi Ferdinand, votre père (qui soit en gloire!), que vous preniez ce don en témoignage de cela, et que vous n'imputiez point à l'orgueil qu'il paie ses dettes à son roi avec les dépouilles des autres rois : car, puisque vous, comme seigneur, lui avez enlevé son avoir, il peut bien, comme pauvre, payer avec le bien d'autrui. Il dit que vous ayez confiance en Dieu et en lui, pendant que sa main presse la Tizona et que son talon frappe Babiéça; et qu'il vous plaise de placer ces drapeaux dans Saint-Pierre. — Qu'il vous supplie de lui envoyer ses filles et sa Chimène, agréables et doux objets pour son cœur triste et affligé, et que si vous n'êtes point touché de son abandon, vous le soyez au moins de celui de son épouse, afin qu'elle se réjouisse de sa gloire acquise pendant une si longue absence." — — A peine eut-il fini le message qu'il vit éclater l'envie des flatteurs jaloux et des vils complaisants. Un comte, piqué de ce langage, se leva — — — Alvar Fañez enfonça son bonnet, mit la main sur son épée et bégayant de colère, fit au comte cette réponse: „Que personne ne bouge ni ne parle! et que celui qui voudra bouger comprenne bien que c'est le Cid présent qui lui parle, car en son absence c'est moi qui le suis! Et s'il vient à entrer quelque faiblesse dans mon pauvre courage, la grande fermeté du Cid me soutient de Valence jusqu'ici. Que nul calomniateur ne le vende, et que ses flatteries ne le vendent pas, car je ne garantirais plus sa tête ni la

[6]) D. Hinard p. 141 d'après la romance *Desterrado estaba el Cid De la corte y de su aldea* (Romancero general).

[7]) D. Hinard p. 143: *Llegó Alvar Fañez a Burgos A llevar al rey la empresa* (Romancero del Cid).

mienne, au nom du Cid. Et vous, roi, qui approuvez et encouragez ces flatteries, vous n'avez que des remparts de flatteries, et vous verrez comment ils soutiennent le choc. Pardonnez à la colère qui me fait manquer de respect à votre altesse."

On remarquera qu'il y a assez de différences et on ne pourrait nullement trouver dans ces romances le sujet des huit poésies de V. Hugo, dont le titre a été mis en parenthèse ci-dessus. Examinons encore quelques détails.

I. "L'entrée du Roi."

Dans la première romance, le Cid reçoit le roi Sancho à Bivar. Le nom de Sancho est probablement un changement arbitraire, peut-être à cause des nécessités du rhythme. C'est le roi Alfonso qui figure, tout aussi bien dans l'entrevue mentionnée dans les "*Antigüedades*" que dans celle qui est citée dans la *Bibliothèque Universelle*; et presque tous les détails qui se trouvent dans cette romance et dans les suivantes se rapportent aux discordes entre Alfonso et le Cid.

La description du château de Bivar et de la nature environnante diffère de celle qui est dans le commencement du *Poema*. Elle semble l'invention du poète français, auquel les romances ne fournissaient pas assez de détails pittoresques.

II. "Souvenir de Chimène."

V. Hugo nous donne une description de la noce du Cid. Elle eut lieu du temps du roi Ferdinand, non du roi Sancho, comme le poète nous le dit. Nous ne saurions indiquer la source, car toutes les traductions françaises suivent d'assez près les romances espagnoles où est racontée la fête.

III. et IV. "Le Roi jaloux" et "Le Roi ingrat."

Ces deux romances font probablement allusion à la querelle du Cid avec Bermudo, quoique suivant les sources cette querelle ait eu lieu à Burgos tandis que V. Hugo dit:

> Quand tu me fais défier
> Par ton clerc à Salamanque,
> A Jaen par ton greffier.

D'accord textuel nulle part.

V. "Le Roi défiant."

La romance peut se résumer en ces vers:

> Qu'est ce donc qu'il prémédite,
> S'il n'est traitre, il en a l'air.
> Dans sa montagne maudite,
> Ce baron-là n'est pas clair.

L'explication de ces vers est dans les accusations qu'Alfonso adressa au Cid après que celui-ci l'avait forcé de prêter serment dans la cathédrale de Burgos attestant son innocence au meurtre de son frère. Le Cid s'était vu forcé de quitter la cour. Cf. *Le Romancero du Cid*: *Si atendeis que de los brazos.* — *Bibl. Univ.* p. 130. D. Hinard p. 111.

VI. "Le Roi abject."

Cette romance est plus intéressante au point de vue littéraire que les précédentes, car la deuxième strophe dans la poésie de V. Hugo:

> Ton vieux père, âme loyale,
> Dit: quelque bohémien
> A, dans la crèche royale,
> Mis son fils au lieu du mien.

ne se trouve pas dans la *Bibl. Univ.* Elle pourrait être prise du *Cancionero de Romances*: *Doliente se siente el rey*, ou de Damas Hinard p. 48: "Les derniers moments du roi Ferdinand". Seulement le bâtard dont il s'agit ici n'était point Sancho, mais un fils qui n'a pas regné: „Celui qui était bâtard se trouve le mieux partagé, car il est archevêque de Tolède." Peut-être V. Hugo a-t-il tiré le passage de son imagination. Les vers suivants:

> Pour ne point passer ta taille,
> Je vais me mettre à genoux

se trouvent dans la *Bibl. Univ.* et dans les romances espagnoles aussi bien que dans les autres traductions.

Le passage: Toi-même tu reconnais
> Que j'ai la peau toute noire
> D'avoir porté le harnais

ne se trouve pas dans les romances sur le Cid, mais dans la romance: *Blanca sois señora mia*, dont nous avons parlé auparavant et qui pourrait être emprunté aux Romances historiques d'Abel Hugo, quoique la traduction de D. Hinard la contienne également (II, 281 L'épouse coupable.)

Le vers "on craint le son de mon cor" est peut-être une reminiscence de la Chanson de Roland, mais le vieux clairon du Cid semble être emprunté à la *Bibl. Univ.* où il joue un grand rôle cf. p. 87, 104, 148, 160, tandis qu'il manque dans les Romances espagnoles. Tout-de-même D. Hinard traduit aussi bien incorrectement la seule romance espagnole qui fasse mention de deux instruments de musique:

> *Al arma, al arma sonabon*
> *Los pifaros y atambores*

par: Alarme! Alarme! sonnaient les clairons et les tambours. (p. 36). Dans les autres romances on mentionne ça et là le tambour. V. Hugo ajoute, en outre du cor, une fanfare de montagne et des cymbales de Bivar.

VII. "Le roi fourbe".

Les vers:

Ta foi royale est fragile,
Elle affirme jure et fuit,
Roi tu mets sur l'évangile
Une main pleine de nuit.

expriment l'idée fondamentale de ce morceau. Il s'agit probablement du serment qu'Alfonso prêta dans la cathédrale de Burgos, que nous venons de mentionner ci-dessus et qui se trouve dans une vingtaine de romances. Sancho prêta serment à son père et le rompit ensuite, mais ici le livre saint n'est pas mentionné.

VIII. "Le roi voleur".

Roi, fallait-il que tu vinsses
Pour nous écraser d'impôts?
Quant à payer, roi bravache,
Jamais! et j'en fais serment.

La seule romance où le Cid refuse de payer est celle, où il dissuade le roi de payer le tribut à l'empereur. Cf. *Bibl. Univ.* p. 71, *Romances de Sepulveda* : *La silla del buen San Pedro*, D. Hinard p. 37.

Mais la situation n'est point analogue, puisque V. Hugo parle d'un impôt que le peuple doit payer au roi. Probablement on chercherait en vain une autre source que l'inspiration du poète français.

IX. "Le roi soudard."

Cette romance est une nouvelle preuve que V. Hugo a connu la *Bibliotheque Universelle.* C'est ici que V. Hugo reproche au monarque sa lâcheté:

Quand vous entrez en campagne,
— — — — — — — — — —
On ferait honte à l'Espagne
De vous nommer Espagnol.

Or nous trouvons dans la *Bibliothèque Universelle* p. 89 — — "quoique, de tous les hommes, il (Don Sancho) fût le plus fort par les membres, il se trouva le plus faible par le courage." Ce passage manque dans les romances Espagnoles. V. Hugo continue

Il faut une certitude
Prise dans le firmament.

L'expression "firmament" pourrait être prise également dans la *Bibl. Univ.*, car le marquis de Paulmy traduit toujours par ce mot l'espagnol *cielo.*

X. "Le Roi couard."

Dans le roi couard c'est encore d'Alfonso qu'il s'agit et la substance du passage suivant se trouve aussi bien dans les versions espagnoles que dans les françaises:

Roi, dans tes courses damnées
Avec tes soldats nouveaux,
Ne va pas aux Pyrénées,
Ne va pas à R ncevaux.

cf. *Bibl. Univ.* p. 127, *Romancero del Cid* por Escobar: *Fablando estaba en el claustro.*

A la fin de la romance les noms de plusieurs héros sont énumerés; V. Hugo a probablement cité de mémoire.

XI. "Le roi moqueur."

Les moqueries du roi à l'adresse des noms Charles, Hercule, Pelage, que le Cid lui a énumérés dans la romance précédente, ne sont pas tirés des romances. Un passage est digne de remarque:

C'est pourquoi je continue,
Te saluant du drapeau,
Et te parlant tête nue
Quand tu gardes ton chapeau.

*Bibl. Univ.* 133. "Que ceux qui vous flattent se couvrent en votre présence, moi je ne le fais pas, je me couvre bien aussi."

D. Hinard p. 114. Ce que le Cid répondit au roi Alphonse.[8]) — "Qu'ils se couvrent et vous flattent, vos oisifs courtisans: Bien que moi je n'en sois point, je puis me couvrir tout le premier."

Le sens est un peu différent dans les trois versions, pourtant il me semble que le texte de V. Hugo s'accorde plutôt avec la version de la *Bibl. Univ.* car il peut très bien avoir lu négligemment la dernière partie de la phrase.

XII. "Le Roi méchant."

Le grand nombre de méfaits que V. Hugo reproche dans cette romance et aussi dans „le roi soudard" au monarque ne se trouvent point dans les romances espagnoles; dans la *Bibl. Univ.* un seul passage y fait allusion:

Ne laisse dans les maisons
Que des os dans de la cendre
— — — — — — — — — —
Sur des tas de femmes mortes
Des tas d'enfants éventrés.

*Bibl. Univ.* p. 109 „Vous avez été l'épouvantail de votre famille et de vos sujets."

Vu l'habitude de V. Hugo de mélanger plusieurs personnes, les vers:

Vous avez fouetté des femmes
Dans Vich et dans Alcala,

pourraient faire allusion aux Infants de Carrion, qui attachèrent les filles du Cid à des arbres et les fouettèrent dans une forêt près

8) *Romancero del Cid* : *Tengovos de replicar.*

de Tormes. Mais cet épisode est bien abrégé par le marquis de Paulmy: "Ils emmenèrent leurs épouses et avant que d'arriver à leurs terres, ils les attachèrent nues à des arbres". En outre, il semble peu probable que V. Hugo, connaissant à fond ces atrocités, n'en ait fait que d e u x vers. Les méfaits des comtes auraient pu fournir au Cid le sujet d'une plainte grave contre le roi.

Le manque complet de ces romances nous semble même fournir une indication que le poète s'est servi exclusivement de la Bibliothèque Universelle.

XIII et XIV. "Le Cid fidèle" et "Le Cid honnête".

Le Cid vante ses bonnes qualités et parle de la méchanceté des courtisans:

> Je ne suis pas de ces traîtres,
> Je suis mûré dans ma foi.
> — — — — — — — — — — —
> Je suis un homme probe
> De l'antique probité
> — — — — — — — — —
> Loin de vos palais infâmes,
> Pleins de gens aux vils discours.

Dans quelques passages V. Hugo se rapproche plus de la *Bibl. Univ.* que des romances espagnoles ou de la traduction littérale.

XV. "Le Roi est le Roi".

Cette romance répète en partie les idées qui se trouvent dans le roi défiant. Le seul passage remarquable est:

> Vous consultez des sorcières
> Pour que je meure bientôt.

Je n'ai pu trouver un passage des romances qui reproduise cette idée et on ne la retrouve non plus dans la *Bibl. Univ.* Mais dans le compte rendu du Poema (*France Lit.* VI p. 188) il y a la phrase: "Quand, par exemple, le lecteur voit se mêler aux personnages historiques du drame une magicienne ou un enchanteur, qui essaient de le surprendre par des merveilles plus ou moins enfantines." Je ne sais si ces mots auraient pu suffire pour faire naître cette image dans la phantaisie de V. Hugo, peut-être n'en avait-il pas même besoin et a inventé tout le passage.

XVI. "Le Cid est le Cid."

Cette romance est en partie un résumé des précédentes. Les vers de la fin:

> Ainsi le Cid, qui harangue
> Sans peur ni rébellion

Lèche son maître et sa langue
Est rude étant d'un lion.

parlent du baise-main que le Cid et le roi, à tour de rôle, avaient refusé. Mais cette indication ne nous permet aucune conclusion sur la source, car elle se trouve à la fois dans les poésies espagnoles et les imitations françaises.

Des deux autres poèmes de la Légende des Siècles qui se rapportent au Cid, l'un, Bivar, appartient au Cycle héroique chrétien, l'autre, le Cid exilé, ne forme partie d'aucun groupe.

## Bivar.

Ce poème qui dans le manuscrit fut d'abord divisé en "Le Cid sous le roi Sanche" et "Le Cid sous le roi Alphonse", fait ressortir deux moments de la vie du héros: sa soumission envers son père et la grande considération dont il jouissait parmi les Maures. Les romances nous font voir l'amour filial du Cid quand il venge l'honneur de son père offensé par le conte de Lozano et la soumission qu'il a pour lui, lorsque le père exige que Rodrigue s'incline devant la volonté du roi.

Plein d'égards pour son père il est aussi dans ce passage: (*Cronica rimada* traduite par D. Hinard p. XCI) "Il fit une incursion, le More .... L'appel parvint à Rodrigue, lorsqu'en sieste il était endormi. Il défendit que personne éveillât son père et que même on l'essayât."

Mais nulle part nous trouvons, ce que V. Hugo nous raconte, qu'il ait servi en valet et étrillé les chevaux par respect pour son père, car un tel service de manant aurait paru dégradant au caractère altier des Espagnols. Sur la visite du "scheik Jabias depuis roi de Tolède" on ne peut trouver d'indication nulle part. Le Cid recevait souvent des ambassades. La plus connue est celle qui est mentionnée dans la romance "*En Zamora està Rodrigo*"[9]) et dans la *Bibliothèque Universelle* p. 74, et celle du sultan de Perse: "*Llegò la fama del Cid*", *Bibliothèque Universelle* p. 156, et *Crónica* c. CCLXXI. Mais puisque tous les détails diffèrent, il est difficile de dire, si V. Hugo a librement inventé d'après un "rudiment imperceptible", ou s'il a eu une source inconnue, sans aucun rapport au Cid.

## Le Cid exilé.

Ainsi que le "*Romancero du Cid*" ce poème a rapport au temps où le Cid était banni de la cour, seulement V. Hugo donne ici au roi son vrai nom Alfonso. Probablement le héros se trouvait alors à Zaragosse, où, d'après la Crónica, il vécut de longues années, quoique le détail dans V. Hugo: "entre l'Èbre et le Cil" ne soit pas très précis. V. Hugo décrit d'abord la situation

[9]) cf. Romancero general et Escobar.

à la cour pendant l'absence du Cid et cite une grande quantité de noms inconnus. Ensuite il nous dit qu'Alfonso rappelle le Cid parce que la maîtresse du roi a eu "quelques mauvais présages" ou bien parce que "le roi du peuple entend-il quelque rumeur?" Dans la *Crónica* c. CLXI on dit: "*la Reyna (Çayda fija del Rey de Sevilla) su muger e algunos cavalleros amigos del Cid escrivieronle que veniesse á servir al Rey etc.*" Dans les Romances

> "*Le envió un mensage*
> *Que se veniese á Requena,*
> *Para que con él lo trate.*"

Cette romance ne se trouve pas dans la Bibliothèque Universelle. La concordance entre V. Hugo et ces deux versions est très faible. Ni dans la Romance ni dans la Crónica nous ne trouvons le nom du messager, tandis que V. Hugo l'appelle "le roi d'Acqs-en-Adour, Santos le Roux", probablement un nom fictif. Après nous avoir décrit le paysage que Santos parcourt, V. Hugo nous conduit dans l'écurie, où le messager trouve le Cid; sujet identique à celui de "*Bivar*". Les admonestations que Santos fait au Cid pendant qu'il lui annonce son rappel, sont tirés des romances qui traitent la querelle entre Alfonso et le Cid et elles ressemblent quelque peu à celles du "*Romancero*" que nous venons d'examiner.

Pour résumer la question des sources des trois groupes de poèmes, il semble bien probable que V. Hugo a pris l'idée des reproches faits au roi — soit Sancho, soit Alfonso — de la romance en prose de la *Bibliothèque Universelle*, citée ci-dessus. Mais il est impossible d'affirmer que V. Hugo n'ait eu recours qu'à cette source. Il se peut bien que sachant un peu l'espagnol — il nous le dit au moins lui-même et G. Paris l'indique aussi[10]) — il ait lu d e u x ou t r o i s romances dans l'original, peut-être au temps où son frère s'occupait de sa traduction, qui coincide avec la traduction de la romance mauresque dans les "*Odes et Ballades*". Il se peut également qu'il ait lu quelque part une traduction française, dont il garda un vague souvenir. Mais certainement, s'il jeta les yeux sur un des ouvrages qui rendent plus fidèlement le texte original, il ne pouvait se passer de la *Bibliothèque Universelle*, tandis que la *Bibliothèque* à elle seule aurait bien pu lui suffire.

M. Rösler.

On s'est servi pour cette analyse des romances en vers de C r e u z é d e L e s s e r t, Paris 1821, et de R é n a l, Paris 1843; des romances en prose de D a m a s H i n a r d (Romancero Espagnol, Paris 1844) et de la *Bibliothèque Universelle des Romans.* On a consulté pour les romances espagnoles le *Romancero general, le Cancionero de Romances*, le *Romancero y Historia del muy valeroso Don Rodrigo de Bivar, el Cid* por Escobar, le *Tesoro escondido* de Melge, les *Romances* de Sepulveda, la *Rosa española* de Timoneda, la *Rosa de romances* de Wolf.

[10]) voir p. 3.

# Vom Infinitiv mit de und à nach commencer und in verwandten Fällen.

## I.

Zu den Aufstellungen, gegen die ich bei der Besprechung von J. Haas, *Neufranzösische Syntax*, Halle 1909 (vgl. Bd. 36 S. 158 dieser Zeitschr.) Einspruch erheben zu müssen glaubte, gehörte auch die S. 313 gemachte Behauptung: „Im allgemeinen sind die Präpositionen" — es handelt sich um ihre Verwendung vor Infinitiven — „ziemlich fest, doch sind auch einige Schwankungen vorhanden; die Bemühungen, eine Gesetzmäßigkeit im Gebrauch von *de* und *à* zu finden, sind gescheitert; nur soviel läßt sich sagen, daß, wo *de* und *à* eintreten können, die Verbindung mit *de* enger[1]) ist als die mit *à*." Ich behaupte demgegenüber, daß sich das allerdings unbestreitbare Durcheinander, das im Gebrauch der beiden genannten Präpositionen vor dem Infinitiv noch im 17. Jahrh. geherrscht (vgl. Haase, *Franz. Synt. des 17. Jahrh.*, die Abschnitte „Infinitiv" und „Präpositionen"), allmählich zu solcher Geregeltheit des Verfahrens abgeklärt hat, daß es keinen Fall mehr gibt, in dem sich die Verwendung einer bestimmten Präposition nicht in vollste Übereinstimmung mit ihrer Grundbedeutung und ihren sonstigen Verwendungsweisen bringen ließe, und stellte gleichzeitig die gelegentliche Erhärtung dieser Behauptung in Aussicht. Selbstverständlich war dies Versprechen nicht so gemeint, daß ich nun alle Ausdrücke und

[1]) Mit diesem etwas vage klingenden Ausdruck scheint Verf. sich auf eine S. 307 gegebene Darlegung zu beziehen, bei der er den Unterschied der Sachlage in den beiden Sätzen *J'ai eu le plaisir de le voir* und *J'ai eu plaisir à le voir* dahin definiert, daß in ersterem Falle der Satz das Resultat einer einfachen Analyse ist, während in letzterem Satze eine Gliederung in zwei Gruppen stattfinde: *j'ai eu plaisir* und *à le voir*, „das eine zweite, der ersteren gleichwertige Analyse ist", worauf er verallgemeinernd fortfährt: „Es ist also da, wo nach einem Substantiv der Infinitiv mit *de* oder mit *à* stehen kann, zwischen den beiden Ausdrücken der Unterschied der, daß mit *de* ein mit dem Substantiv eine Apperzeptionsgruppe bildender Infinitiv eingeleitet wird, dagegen wird mit à ein von seinem regierenden Substantiv selbständig apperzipierter Infinitiv eingeleitet."

Wendungen, bei denen sich ein Infinitiv ebensowohl in Verbindung mit *à* wie mit *de* findet, hier der Reihe nach analysierend und erläuternd durchgehen würde — welche Fülle von Selbstverständlichem und allgemein Bekanntem müßte dabei in ermüdender Wiederholung, in geradezu tötlich wirkendem Wiederkäuen vorgebracht werden! — sondern nur so, daß ich den angebotenen Nachweis für alle diejenigen Fälle zu erbringen mich bereit erklärte, für die mir die Behauptung des Gegenteils zu Gesicht gekommen oder — im Laufe weiterer Erörterung — das Verlangen nach aufklärender Darlegung ausgesprochen werden sollte.

Daß ich gerade das Verb *commencer* in seiner Verbindung mit *de* und *à* vor nachfolgendem Infinitiv zum Ausgangspunkte der Untersuchung mache, hat seinen Grund in dem zufälligen Umstande, daß für dieses, eine jeden Sinnesunterschied leugnende Äußerung eines durch fleißige Sammelarbeit, sowie gediegene Kenntnis der modernen Sprache wohlbekannten Grammatikers vorliegt: Plattner ist es, der im 3. Heft des 2. Teils seiner „*Ausführlichen Grammatik der französischen Sprache*" („*Das Verbum in syntaktischer Hinsicht*") S. 108 mit Bezug auf *commencer de* und *à* mit Infinitiv, kategorisch erklärt: „Die Unterscheidungen, die man versucht hat, sind nicht haltbar; in der Regel bestehen für die Wahl lautliche (!) Gründe. *Bientôt on commença d'apercevoir les arbres les plus proches... Il commençait à s'apercevoir que...* (A. Dumas). Im ganzen ist *à* zu bevorzugen, da *de* ungewohnt erscheinen kann. Bismarck schrieb s. Zt. an Crispi: *Je commence de me remettre* und eine französische Zeitung setzte hinter dieses *de* ein sic!" — Also als Kennzeichnung der Ungewohntheit dieser Verbindung von *commencer* mit *de* und Infinitiv faßt Plattner das sic auf! Da bekanntlich der Journalist von allen Schriftstellern am schnellsten zu arbeiten gezwungen und daher mehr denn andere der Gefahr ausgesetzt ist, sich im Ausdruck in kleinen Dingen zu vergreifen, so wird er — gemäß dem Satze, daß der im Glashause Sitzende nicht wohl daran tut, mit Steinen zu werfen — sich kritische Bemerkungen hinsichtlich der Korrektheit des Ausdrucks sicher nur in Fällen ganz plumper oder doch ohne weiteres auffallender Verfehlungen erlauben, am ehesten wohl noch da, wo er sich eine belustigende Wirkung von solcher Beanstandung verspricht. Ich hätte also Plattner in seiner Auffassung eines sic als Zeichens der „Ungewohntheit" ohne weiteres zugestimmt, wenn es sich etwa um die Wendungen wie **Je voudrais que vous me laiss* a s s i e z *ce livre..* oder um **Ce matin je rencontr* a i *M. N...* gehandelt hätte, die der französische Zeitungsleser, durch ein „sic!" aufmerksam gemacht, mit Schmunzeln als unfranzösische Ausdrucksweise eines Französisch schreibenden Deutschen registriert hätte. Aber davon, daß ein *commencer de* an und für sich auch nur annähernd so ver-

pönt wäre, wie jenes Imparfait du subjonctif oder Passé défini, kann wohl keine Rede sein. Um jeden Zweifel zu beheben, nahm ich mir vor, nachdem ich die hier beanstandete Behauptung Plattners gelesen, bei meiner neufranzösischen Lektüre auf die Sache Acht zu geben. Das nächste Buch, das mir in die Hände fiel, war Claude Farrère, *Les Civilisés*, das nicht nur nach der Zeit seines Erscheinens (1906 — zufällig in demselben Jahre, in dem Plattners Büchlein erschienen ist), sondern ebensowohl nach Inhalt, Behandlungs-, Darstellungs- und Ausdrucksweise als durchaus modern bezeichnet werden muß. Ich fand in diesem, 319 Seiten umfassenden Buche, folgende 10 Beispiele mit *de* (gegenüber nur 5 Fällen mit *à*).

*Le tigre* (den die betreffenden Personen in seinem Käfig beobachteten) *commençait de rugir* p. 65. — *Torral commença de sourire* (beim Anblick eines Freundes) p. 153. — *Les invités, commencèrent d'arriver à dix heures* p. 192. — *Il était comme un fiévreux convalescent qui tout à coup recommence d'entendre à ses tempes les battements brusques de la fièvre mal éteinte* p. 203. — *L'Anglais, haut gaillard, fort en couleur, commença d'assiéger sa partenaire* (ihr eifrig den Hof zu machen) p. 219. — *Le mois d'absence et d'exil avait été lourd à sa constance: le doute et le nihilisme avaient recommencé de le mordre* p. 243. — *Tant mieux: puisque vous avez commencé d'être franche, j'espère que vous le serez jusqu'au bout* p. 261. — *Il fit apporter du vin de Syracuse, et commença de boire* p. 268. — *Quand il eut souffert ainsi plus qu'il n'avait de forces, sa tête glissa entre ses mains, et il s'endormit ou s'évanouit. Mais dès qu'il se réveilla, il recommença de souffrir. Il souffrit même davantage, parce que la pensée fonctionna de nouveau sous son crâne* p. 278.[2]) — (Nach einem vergeblichen Besuch bei einem Freunde will er zu einem anderen:) *A pas lourds, Fierce recommença d'aller* p. 280.

Vielleicht ist es hiernach von Interesse auch die — trotz Plattners Aufstellung hinsichtlich der Gewohntheit und Ungewohntheit des Verfahrens — nur halb so zahlreichen Fälle mit *à* kennen zu lernen: Es sind: *Mais une victoria passa... Et il murmura...: Voilà qu'on commence à sortir* (nämlich nach Beendigung der Siesta, während der heißen Mittagszeit) p. 9. — *Ils avaient dîné presque silencieux; aucun des trois n'était bavard. Mais maintenant, le vin commençait à délier leurs langues, et Fierce contait son voyage* p. 16. — *Fierce* (innerhalb einer betrunkenen Gesellschaft, in der ein Streit ausgebrochen war) *mit la paix, quoiqu'il commençât lui-même à marcher de travers, et à voir deux Otaké-San* (seine japanische Begleiterin)

[2]) Ich habe hier, da es lehrreich schien, den vorhergehenden und den nachfolgenden Satz mit angeführt, um ein sicheres Urteil über das „Milieu", über den gesamten Zusammenhang zu ermöglichen, in dem sich unsere Wendung findet.

*au lieu d'une* p. 45. — (*Elle riait.... «...» dit-elle indifférente*) *«Est-ce vous, par hasard?» — Elle r e c o m m e n ç a i t à r i r e* p. 258 (Also sie hatte gelacht, hatte dann wieder gleichgültig gesprochen und „lachte nun schon wieder"). — (Beim nächtlichen Angriff auf ein noch nicht sichtbares feindliches Kriegsschiff mittels eines Torpedoboots:) *Fierce cherche l'ennemi — pour le tuer; — et il c o m m e n c e à le haïr.* (Vor dem Kampf pflegt der Offizier gegen den Feind nicht Haß zu empfinden; aber bei dieser, die Nerven furchtbar anspannenden Torpedofahrt, kommt ihm plötzlich das Verlangen zu töten, „und (schon) fängt der Haß sich in ihm zu regen an") p. 305.

Das war die Ausbeute an Beispielen, die das erwähnte Schriftwerk bot. Schon bei rascher Durchsicht derselben dürfte mancher Leser den Unterschied des Sinnes, der Gedankenbildung in den beiden Ausdrucksweisen erkannt haben, oder, wenn sich ihm die beim Lesen empfangenen Eindrücke, Empfindungen noch nicht zu klarer Erkenntnis verdichtet haben sollten, doch wenigstens gegenüber der kategorischen Erklärung Plattners: Die Unterscheidungen, die man versucht hat, sind nicht haltbar" skeptisch geworden sein. Auf alle Fälle scheint mir der Beweis erbracht, daß von einem Veraltet- oder Ungewohntsein der *de*-Konstruktion nicht die Rede sein kann. Auch dann nicht, wenn sich herausstellen sollte, daß es ganze Romane gibt, in denen sich neben einer mehr oder minder großen Zahl von Fällen mit *à* auch nicht ein einziges Beispiel für den Infinitiv mit *de* findet. Ein solcher, auf den ersten Blick befremdend wirkender und anscheinend zugunsten von Plattners Meinung sprechender Sachverhalt liegt z. B. vor in R. Bazin, *Le blé qui lève*, sowie in P. Loti, *Aziyadé*, von denen der erstere 27, der letztere 13 Fälle mit *à*, aber keinen einzigen mit *de* enthält. Das könnte allerdings den Gedanken nahelegen, daß die zahlreichen Infinitive mit *de* (nach *commencer*) in Claude Farrère's *Les Civilisés*, eine Spezialität d i e s e s Autors, oder, da sein nächstes Werk, *Mlle Dax jeune fille* auf 307 Seiten neben 5 Fällen mit *à* nur noch 2 mit *de* aufweist, gar eine stilistische Sonderheit der Anfangsperiode dieses Schriftstellers sei, der, ähnlich wie Loti, erst nach mehrjährigem Dienst in der Marine zur Feder gegriffen.[3])

[3]) Eine solche „Anfängereigentümlichkeit" scheint mir in der Tat in der auffallend häufigen Verwendung des „neutralen" Relativpronomens *(quoi)* statt des sonst üblichen „zweigeschlechtigen" *(lequel)* nach Präpositionen vorzuliegen (z. B. *un colossal navire auprès d e q u o i le «Bayard» n'était qu'un yacht* p. 215). Im nächsten Roman findet sich keine Spur mehr davon. Irgend ein guter Freund hat wohl den jungen Autor auf diesen stilistischen „Schönheitsfehler" aufmerksam gemacht. — In ähnlicher Weise wäre ich geneigt mir das völlige Verschwinden der Vergleiche mit „*tel* ohne *que*", z. B. il sautillait tel un chien qui fait le beau (s. *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXXII 678 ff.) bei Léon Frapié zu erklären, dessen Erstlingswerke davon fast überfließen.

Eine solche Annahme wäre jedoch übereilt. Gewichtige Gründe sprechen gegen sie. Einmal braucht man auch bei anderen Schriftstellern als Claude Farrère keineswegs lange nach Verbindungen von *commencer* mit *de* + Infinitiv zu suchen. Sie finden sich, wenn man den Umstand berücksichtigt, daß es dafür allerhand konkurrierende Ausdrücke (z. B. *se mettre à*) gibt — während *commencer à* in seiner Eigenart unersetzlich ist — noch reichlich genug, sogar in Akademiereden. So sagt R. Doumic in seiner Antrittsrede vom 7. April 1910 mit Bezug auf seinen Vorgänger Boissier: *Jusque-là, il n'avait guère eu le temps, cet élève appliqué, de lever le nez de ses livres .... Dès lors il commença de se mêler à la société, au monde.* Was aber das ausschließliche Vorkommen der *à*-Konstruktion in einzelnen Romanen betrifft, so erklärt es sich bei genauerem Zusehen ohne weiteres aus dem stilistischen Charakter derselben; und auch die Wandlung in dem numerischen Verhältnis der Fälle bei Claude Farrère braucht nicht auf eine Art Selbstkorrektur des Autors zurückzugehen, wie es sich bezüglich des tatsächlich ungewöhnlichen und dann mit einem Schlage verschwindenden *quoi* (statt lequel) als wahrscheinlich erwies — sondern sie findet in der Verschiedenheit des Stoffes und der Grundstimmung der beiden Romane eine ausreichende Erklärung. Ist es doch bezüglich des Passé défini eine allgemein bekannte Tatsache, daß, während es in rein oder vorwiegend erzählenden Werken vorherrschende Verbform ist, es in solchen schildernden, beschaulichen, reflektierenden Charakters ganz merklich, ja gelegentlich bis zu völligem Verschwinden, hinter das Imparfait zurücktritt. Vielleicht liegt darin auch in unserem Falle ein Fingerzeig, in welcher Richtung der Unterschied zwischen *commencer de* und *à* zu suchen ist. Gehen wir nun noch einige der *à*-Fälle durch. Da finden wir in Bazin, *Le blé qui lève* zunächst Sätze wie: *Le bûcheron ... considéra les taillis qui commençaient à brunir* p. 10. — *Au-dessus des branches, les hauteurs du ciel étaient pâles, et des étoiles commençaient à poindre* p. 25. — *Il y eut une heure fraîche où les herbes commencèrent à boire la rosée* p. 202. — *Bientôt les pluies commencèrent à tomber* p. 290. Handelte es sich hier überall um Naturvorgänge und deren naturgesetzliches Eintreten, so finden wir in den folgenden Beispielen Wandlungen in menschlichen Wesen, physische wie psychische, aber nur Ergebnisse der organischen Entwickelung, Wirkungen der Situationen und Erlebnisse, niemals bewußte und willkürliche Entschließungen oder auf solchen beruhende Handlungen. So: *Seize ans! C'est l'âge où vous commencez à être des petits hommes!* p. 54. — .. *l'âge où les petits gars ... commencent à avoir envie de faire peur aux grosses bêtes* (dadurch, daß sie auf sie losgehen, sie scheuchen usw.) p. 101. — *Les larmes ... commençaient à monter du fond de ces cœurs violents* p. 152. — (Sie haßten) .. *l'État aussi, qui paye mal, et qu'on*

*commençait à vouloir remplacer par un autre État* p. 177. — *Je commence à penser que mon père a une conversation tout à fait importante avec monsieur de M.* p. 142.

Hiernach könnte man anzunehmen geneigt sein, daß *commencer* mit *à* + Infinitiv das Eintreten von Zuständen und Vorgängen ausdrücke, die sich als Produkte naturgemäßer Entwickelung — im Gegensatz zu bewußtem Tun, absichtlichen Maßnahmen — darstellten. So einfach jedoch liegt die Sache nicht. Man begegnet vielmehr, auch in dem genannten Roman, einer recht erheblichen Anzahl von Beispielen mit *à*, in denen unzweifelhaft von dem Beginnen eines Tuns die Rede ist, und nicht bloß dem eines rein instinktiven, wie bei Tieren oder bei ganz naiven, völlig unter der Herrschaft ihrer Triebe und Empfindungen stehenden Menschen (wie z. B. *Les merles commençaient à s'éloigner d'un coin de forêt où on parlait si haut* p. 105. — Oder in P. Loti, *Aziyadé*: *Toute une nichée de petits chiens dernièrement nés sur le seuil de ma porte, commencent à japer et à remuer la queue* p. 234. — *Ses larmes étaient moins amères ... Elle commençait à dire: «Quand tu seras de retour..»*, p. 261 und ähnl.) — sondern auch bei dem Beginne eines völlig bewußten Tuns, absichtsvollen Verfahrens, auf Erwägungen beruhenden Handelns. So heißt es z. B. (bei Schilderung eines Morgenspaziergangs in der Türkei) in demselben Roman: *On était comme pénétré de bien-être. Quelques Turcs commençaient à circuler, vêtus de robes rouges ..* p. 23 (Vgl. das früher zitierte Beispiel aus Farrère, *Les Civilisés*, 9, *Voilà qu'on commence à sortir* — nach der Siesta). — ... *tant de têtes tombèrent sous le couteau de la Révolution, que ceux qui conservèrent la leur, commencèrent à réflechir* p. 135. — *Je la regardais faire avec étonnement: elle m'avait prié de m'asseoir entre elle et lui* (sc. den Dolmetscher), *et commençait à lui parler en langue turque*, p. 25. — *Je pense que j'écris beaucoup trop. Tant de pages! C'est dur à lire! Mon bien-aimé* — so denkt sie — *a commencé à hausser les épaules* p. 88. — Oder aus Bazin, *Le blé qui lève*: *J'ai travaillé pour les camarades, et ils commencent à me lâcher* p. 89. — *Marie avait nié longtemps ses dettes. Elle commençait à les avouer, en venant quêter le père, chaque semaine* p. 93. — *On labourait des jachères ... on commençait à couper ... les premiers arpents de seigle vert* p. 154. — *Les trois compagnons remontèrent ensemble l'avenue. Ils ne commencèrent à parler entre eux que quand ils furent déjà loin du château* p. 197. — (Von den Vorbereitungen zum Begräbnis des Schloßbesitzers heißt es p. 346:) *Le château demeura pendant vingt-quatre heures entièrement clos, vide et muet. Puis on commença à transformer le vestibule en chapelle ardente* (erleuchteten Katafalk). — *Il fit du regard tout le tour de la colline ronde où il allait recommencer à travailler demain* (laut Verabredung mit dem Besitzer) p. 385.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es angesichts der Beispiele dieser dritten Gruppe ausgeschlossen ist, die Verwendung von *commencer à* auf den Beginn einer rein naturgesetzlichen, absichtslosen Entwicklungsreihe zu beschränken, wie es nach den Beispielen der beiden ersten Gruppen zulässig erschien. Das Moment des Bewußten oder Unbewußten, Beabsichtigten oder Unbeabsichtigten, kann das entscheidende nicht sein. Wohl aber haben sämtliche Beispiele der letzten Gruppe mit den der beiden vorhergehenden das gemein, daß es sich immer um Vorgänge, Tätigkeiten handelte, die in einer bestimmten Situation, wenn auch nicht als sicher eintretend vorauszusehen, so doch wenigstens zu erwarten waren, in dem betreffenden Zusammenhange unbedingt in Frage kamen, sich als durch die Umstände mehr oder minder gegeben darstellten. Daher drängt sich bei der deutschen Wiedergabe der Fälle mit Présent und Imparfait etc. ein „schon" ganz von selbst auf; bei denen aber, wo *commencer* im Passé défini steht, läßt sich wenigstens ein „wie zu erwarten stand, wie es nach der Lage der Dinge nötig war, wie Sitte und Gewohnheit es mit sich brachten", erläuternd einschieben. (Vgl. *Ils ne recommencèrent à parler entre eux que quand ils furent déjà loin du château* — sie hatten viel auf dem Herzen, brannten schon darauf, sich auszusprechen. Oder — im Trauerhause — *Puis on commença à transformer le vestibule en . . .* womit gesagt wird: „Dann kam die weitere, durch die Sitte vorgeschriebene Maßnahme des Umwandelns . . .) Nur wo ein eintretendes Tun oder Handeln als ganz außerhalb der Sphäre des zu Erwartenden, des Vorauszusehenden, durch die Sachlage Gegebenen bezeichnet werden soll, also namentlich bei Einführung von völlig w i l l k ü r l i c h e n Handlungen, greift die Sprache nach *commencer* zum Infinitiv mit *de*. Und das ist es meines Erachtens auch, was jenem französischen Journalisten beim Lesen des erwähnten Bismarckschen Satzes das „sic!" in die Feder gegeben: Wer leidend ist, oder wen Aufregungen, Bekümmernisse irgend welcher Art mitgenommen haben, für den ist Besserung, Beruhigung etwas, worauf, womit er rechnen darf, bei dessen Eintreten er unwillkürlich ausruft: „So nun wird's ja s c h o n — oder: e n d l i c h — besser" und das eben besagt das französische: *Je commence à me remettre.* Ein *de me remettre* würde dem Satze die Färbung geben, als handle es sich bei dem Mitgeteilten um ein willkürliches, unvorhergesehenes Tun, wovon ja im vorliegenden Falle gar keine Rede sein kann, wie es denn überhaupt recht selten sein wird, daß jemand an sich selbst eine präsentische Aussage mit *commencer de* zu machen hat.[4]) — Bemerkt sei übrigens noch, daß die hier dargelegte

[4]) Vielleicht in dem Bericht eines Erlebnisses, z. B. der Klage über einen lästigen, zudringlichen Menschen: *Je commence de siffler une petite chanson, il siffle aussi. Je commence de chanter — il en fait*

Auffassung von *commencer à* sich einigermaßen berührt mit der vor langen Jahren schon von Ploetz gegebenen Formulierung, wonach die Verbindung mit *à* bei Handlungen gebraucht wird, „die einen Fortschritt, eine Vergrößerung erwarten lassen." An den Anfang einer sich im natürlichen Verlauf der Dinge einstellenden Tätigkeit wird sich ja unwillkürlich die Erwartung einer Weiterführung, eines Fortschritts anschließen.

Es ist jedoch bei allen feineren Differenziierungen von der Art der uns hier beschäftigenden zweierlei zu beachten. Einmal, daß die große Zahl der sprachlich weniger Geschulten oder weniger Feinfühligen oder weniger Sorgsamen durch Vernachlässigung des bestehenden und von hause aus wohlberechtigten Unterschiedes, durch Verwechselung und Vertauschung der Ausdrucksformen leicht eine gewisse Verdunkelung und Abschleifung der Verschiedenheit des Sinnes bewirkt, die dann zu völliger Unterschiedslosigkeit werden kann, aber nicht zu werden braucht. Wo immer sich in Büchern Ausdrucksweisen finden, die zu dem als Regel Nachgewiesenen in unvereinbarem Gegensatz stehen, wird man die stilistischen Qualitäten des betreffenden Autors zu prüfen haben und erst, wenn das Gesamturteil unbedingt anerkennend ausfällt, in dem von ihm geübten Verfahren einen Beweis dafür sehen dürfen, daß der Unterschied aufgehört hat zu existieren. So lassen sich leicht Fälle des Infinitivs mit *de* nach *demander* im Sinne von „die Erlaubnis zu einem Tun erbitten", oder nach *prendre garde*, wenn durch die Negation beim Infinitiv der Zielpunkt des Achtgebens ausgedrückt wird, beibringen, ohne daß man darum schon das Vorhandensein einer entschiedenen Tendenz zum Gebrauche der Präposition *à* in diesen Fällen wird in Abrede zu stellen brauchen. Das Vorkommen der unter Einfluß von *se souvenir de* entstandenen Konstruktion *se rappeler de qu. ch.* beweist nicht, daß die „Sprache" d. h. die gesamte Gemeinschaft der sie Sprechenden, das Gefühl für den eigentlichen Sinn von *rappeler* verloren hat (wie sie es z. B. für den von *souvenir* getan) und daß nicht durch plötzlich wach werdende Aufmerksamkeit, der sich bereits anbahnenden Sinnesverschleierung wieder ein Ende gemacht wird. So könnte doch auch im Deutschen das sehr üblich gewordene „Am Donnerstag, den 23. Juni" oder „Da sieh mal einer an" für den auf Genauigkeit und Richtigkeit des Ausdrucks Bedachten niemals ein Hindernis zum Gebrauche des einzig

---

*autant* usw. — Einer ausdrücklichen Ablehnung scheint mir die Bemerkung Plattners (a. a. O.) zu bedürfen, daß *commencer de* auch hieße „anfänglich etwas tun" und dann „dem *commencer par* ziemlich nahe stände." Das Letztere involviert bekanntlich immer eine Gegenüberstellung von zwei oder gar mehreren Tätigkeiten, die als einander ablösend, aufeinander folgend hingestellt werden. In *commencer de* ist von einer solchen Gegenüberstellung keine Spur.

korrekten „Am Donnerstag, d e m ...“ (oder „Donnerstag, d e n ...“) bezw. „Da s e h ' mal einer an“ werden.

Und noch eine andere Erwägung muß zur Vorsicht mahnen und davon abhalten, selbst wenn sich gelegentlich Vernachlässigung des Unterschiedes zwischen der Infinitivkonstruktion mit *à* und der mit de bei commencer nachweisen lassen sollte, gleich von einem definitiven Schwinden desselben zu sprechen. Ich habe mir schon früher (*Zeitschr. f. rom. Phil.* XXV, 339) in einer kleinen, der Erörterung des Unterschieds zwischen Vor- und Nachstellung des attributiven Adjektivs angefügten Betrachtung darauf hinzuweisen erlaubt, daß es sich bei sprachlichen Differenziierungen nicht um konträre Gegensätze (schwarzweiß), sondern um kontradiktorische (schwarz-nichtschwarz) handelt, d. h. also, daß von zwei einander gegenüberstehenden Formen oder Verfahrungsweisen immer nur die eine in ihrer Bedeutung klar ausgeprägt, scharf umgrenzt ist, die andere hingegen zur Wiedergabe aller nicht klipp und klar unter jene Vorstellungsweise, jenen Begriff fallenden, also auch aller indifferenten Fälle bestimmt sein wird, aus dem einfachen Grunde, weil die auszudrückenden Fälle sich zum großen Teil garnicht in konträr gegenüberstehende Kategorien bringen lassen, weil vielmehr immer eine Anzahl solcher übrig bleibt, die mit nahezu gleichem Rechte, sowohl der einen wie der anderen zugewiesen werden können. Das bedeutete für die dort erörterte Frage, daß nur die Nachstellung des Adjektivs eine besondere Auffassung des Sprechenden bewußt und deutlich markiere, nämlich „logische (verstandesmäßige) Distinguierung“ (vgl. Gröber, *Grundriß f. rom. Phil.* I² 273), während Voranstellung in a l l e n Fällen stattfinde, in denen dem Sprechenden eine bestimmt distinguierende Absicht nicht innewohnt, unter anderem auch bei „affektischer Attribuierung“. — Auf die Moduslehre angewandt, würde es besagen, daß nur der Indikativ eine bestimmte Aussage über das Realitätsverhältnis in sich schlösse, nämlich im ausdrücklich bejahenden Sinne, der Konjunktiv hingegen nicht nur da seine Stelle fände, wo Realität nicht vorhanden ist, sondern auch da, wo der Sprechende sie „ignoriert“, wo er, von ihr absehend, sich damit begnügt, die ihn beschäftigenden V o r s t e l l u n g e n auszudrücken (z. B. *Je suis charmé qu'il ait obtenu cette place*). — Für die Frage nach dem Unterschiede zwischen Imparfait und Passé défini ergäbe sich bei Anwendung des Prinzips des kontradiktorischen Gegensatzes, daß lediglich das Passé défini eine scharf ausgeprägte Bedeutung hätte, insofern, als es die betreffenden Vergangenheitstatsachen in ihrer Totalität — in ihrem vollen Verlaufe durch die Stadien des Anfangs, der Mitte, des Endes hin — vorführte (d. h. den Hörer sie sich so zu vergegenwärtigen anregte), während das Imparfait danach nicht bloß bei schon längst bestehenden, schon im Verlauf gedachten,

also nur partiell für die Erzählung in Betracht kommenden Zuständen oder Vorgängen Verwendung zu finden hätte, sondern gelegentlich auch bei neu eintretenden, solchen nämlich, bei denen der Erzähler auf Markierung, Erregung jener Totalitätsvorstellung keinen Wert legt, wo es ihm genügt, daß der Hörer sich — gemäldeartig — eine Situation vorstellt, statt sich, wie beim Passé défini — kinematographisch — den Hergang von Anfang bis zu Ende zu vergegenwärtigen, z. B. also überall, wo er in schildernde, malende Darstellung verfällt. — In dem uns beschäftigenden Falle der Präpositionen *à* und *de* vor dem von *commencer* abhängigen Infinitiv nun, ließe sich unter Verwendung jenes Prinzips etwa sagen, daß nur durch *à* eine ausgeprägte Charakterisierung der Sachlage gegeben wird, nämlich so, daß die durch den Infinitiv ausgedrückte Tätigkeit bei Anwendung dieser Präposition als eine im naturgesetzlichen Entwickelungsverlaufe zu erwartende (*l'enfant commence à marcher*) oder nach der bereits bekannten Gesamtlage der Dinge vorauszusehende, sich von selbst ergebende (*on commença à transformer le vestibule en chapelle*, Zurüstung zur Leichenfeier) markiert wird, während sowohl da, wo eine solche Charakterisierung den Umständen nach nicht am Platze wäre, als auch da, wo sie vom Sprechenden nicht für nötig gehalten, nicht beliebt wird, *de* seine Stelle findet.

Dieses Verfahren der Sprache scheint mir nun — und damit komme ich auf die eingangs dieser Erörterung von mir beanstandete Behauptung Haas' (daß die Bemühungen, eine Gesetzmäßigkeit im Gebrauche von *de* und *à* zu finden, gescheitert seien) zurück — in vollstem Einklang mit der Grundbedeutung, sowie der sonstigen Gebrauchsweise unserer beiden Präpositionen zu stehen. Was ist der Sinn der Präposition *à*? In welches Verhältnis setzt sie das durch das vorhergehende Wort Bezeichnete zu dem durch das nachfolgende Benannten, seien es nun räumlich-körperliche (bezw. als solche v o r g e s t e l l t e) Seiende oder Fälle von (zeitlichem) Sein oder Geschehen? Zweifellos doch in dasjenige ö r t l i c h e r G e m e i n s c h a f t, so nämlich, daß das eine als d a seiend gekennzeichnet wird, wo sich das andere befindet. Die Frage könnte höchstens die sein, ob durch *à* nur die schon vorhandene, eingetretene oder auch die sich erst vollziehende, erst eintretende Ortsgemeinschaft bezeichnet wird; oder: ob es nur den Ruhezustand oder auch die dazu führende, sie vorbereitende Bewegung bezeichnet — oder, in der elementarsten Fassung: ob es nur auf die Frage „wo?" oder auch auf die „wohin?" antwortet. Müßte eine solche Zwiefachheit der Bedeutung zugestanden werden, dann ergäbe sich eine kleine Erschwerung unserer Aufgabe insofern, als bei *commencer à* noch zwischen diesen beiden Möglichkeiten entschieden werden müßte. Ich gestehe, daß es mir trotz allem, was ich in den Grammatiken und Wörterbüchern über *à* als „Bezeichnung des Ortes u n d des Zieles" lese, mehr

als fraglich erscheint, ob eine solche Zwiefachheit der Bedeutung als vorhanden anzuerkennen ist. In feiner und treffender Weise hat Meyer-Lübke in seiner *Romanischen Syntax* p. 468 gezeigt, wie schon im späteren Latein, vor allem aber bei dessen Entwicklung zum Romanischen hin, die Kategorie des „wohin" in derjenigen des „wo" aufgegangen ist. „Man kann wohl nur sagen," heißt es da, „in der römischen Psyche hätte sich bei Angabe des Ortes, auf welchen eine Bewegung gerichtet war, die Ankunft und die folgende Ruhe an dem Ort lebhafter dargestellt als die im Verbum selber ausgedrückte Bewegung."[5]) Noch genauer wäre es vielleicht zu sagen: die römische (und romanische) Psyche hätte den Begriff der Bewegung nur noch im Verbum empfunden (bezw. ausgedrückt), in der Präposition hingegen lediglich das (aus jener Bewegung resultierende) Lokalverhältnis. Die Vorstellungen, die *être dans la maison* und *entrer dans la maison* beim Franzosen auslösen, entsprechen also nicht vollkommen den deutschen „im Hause sein" und „in das Haus eintreten"; es wäre etwa: „im Hause sein" und „*im Hause eintreten". Dementsprechend *être à l'eau* und *se jeter à l'eau*: „im Wasser sein" und „*sich im Wasser stürzen", d. h. sich so stürzen, daß man schließlich im Wasser ist. Diese, wie mir scheint, durch eine genaue Prüfung des Sachverhalts gebotene Auffassung, wird auch keineswegs durch die bekannten „elliptischen" Wendungen wie *au voleur*, *au feu* widerlegt. Diese brauchen eben gar nicht Bewegungen („zum Diebe hin") auszudrücken, sondern können sehr wohl auch bloße Aufforderungen zum Erscheinen „beim Diebe", „beim Feuer" sein. Die Erweiterung, Vervollständigung würde ja doch lauten: *Qu'on coure au voleur! Qu'on se précipite au feu!* Und da läge dann die Bewegung wieder lediglich im Verb ausgedrückt: „*Man eile hin — beim Feuer." Das „man eile hin" wäre als entbehrlich unausgesprochen gelassen.

So ergibt sich denn für *commencer à* der Sinn „anfangen bei, in einer Tätigkeit", was völlig logisch und angemessen da ist, wo es sich um naturgemäße oder durch die Umstände

[5]) Kämen da nicht schon die bekannten Verben der Elementargrammatik „*pono, loco, colloco* etc." mit ihrem „in + Abl." in Betracht? Aber freilich, man braucht *ponere* nur durch „niederlegen" (vgl. frz. *poser la plume*), *locare* mit „unterbringen" zu übersetzen, dann schwindet sofort alles Anormale. — An den weiteren, sehr ansprechenden und gründlichen Darlegungen des Verfassers hätte ich nur die eine Ausstellung zu machen — nicht, daß eine Erörterung der Präpositionen strenggenommen ins Wörterbuch, in die Wortlehre gehört, da ich mich ja (Bd. XXXV p. 15 dieser *Zeitschr.*) selbst gegen allzustarkes Betonen der formal-systematischen Seite in der syntaktischen Forschung ausgesprochen habe — sondern, daß Verf. diesen meiner Ansicht nach treffenden Standpunkt nicht immer energisch genug wahrt, manchmal (z. B. §§ 437, 438, 505 etc.), wohl aus praktischen Gründen, doch von „wohin" und „Ziel", „Zweck" spricht.

gegebene Tätigkeiten (bezw. Zustände) handelt. Bei jedem kleinen Kinde stellen sich im Laufe der Entwickelung die Tätigkeiten des Gehens, Sprechens usw. ein. Da heißt es denn durchaus treffend: „Jetzt fängt es b e i m Gehen an", d. h. in der Tätigkeit des Gehens ist für das Kind das Anfangsstadium eingetreten, „es ist Anfänger i m Gehen", il commence à marcher. Die Vorstellung wird sofort eine ganz andere, wenn von einem Knaben, dem etwa wegen einer Fußverstauchung anbefohlen ist, auf dem Sofa zu liegen, ausgerufen wird „Was fällt ihm denn ein? Was soll denn das heißen! Er fängt an zu gehen?!" Daher denn in diesem Falle *Il commence de marcher* mit derselben Berechtigung gesagt wird, wie vorher *il commence à marcher.*

Was für ein Verhältnis wird nämlich durch *de* bezeichnet? Gehen wir, wie vorher bei *à*, auch wieder auf die Grundbedeutung zurück, so werden wir sagen müssen, daß de nur das (negative) Seitenstück, Korrelat zu *à* ist, und dieses zu seiner Voraussetzung hat. Bezeichnet *à* örtliche Gemeinschaft, so drückt *de* die Aufhebung, Lösung derselben aus, womit dann eben, implizite, vorausgegangenes, früheres Vorhandensein einer solchen und damit auch die Möglichkeit, unter Umständen sogar die Gewißheit ihrer sofortigen Wiederherstellung gegeben ist. *Le livre de Charles* ist das Buch, das j e t z t von Karl räumlich getrennt ist (oder doch so vorgestellt wird), aber vorher b e i ihm war und jederzeit mit ihm wiedervereinigt werden kann (und es sicher auch wird). Daß in diesem Falle *à* mit *de* konkurriert, in der Volkssprache sogar vorherrscht, beruht darauf, daß bei einem Besitztum die Vorstellung der örtlichen Gemeinschaft, mit dem Besitzer ebenso berechtigt, vielleicht sogar natürlicher, angemessener ist, als die der Loslösung (wenn auch nur momentaner) mit der Nebenidee der Möglichkeit jederzeitiger Wiedervereinigung. — *Un homme de bien* ist ein Mensch, der früher beim «*bien*» war, mit der Nebenvorstellung, daß er davon untilgbare Einwirkungen, Spuren mitgebracht hat. — *Partir de Paris* bedeutet eine Bewegung, bei welcher Lösung einer vorhanden gewesenen örtlichen Gemeinschaft mit «*Paris*» stattfindet, also eigentlich „fortgehen, so daß man nicht mehr «*à Paris*» ist". Wie bei *à* nach Verben der Bewegung, muß auch bei *de*, in Verbindung mit einem solchen Verb, betont werden, daß der Begriff der Bewegung lediglich durch das Verbum ausgedrückt wird, daß also *de* nie das K o m m e n, S i c h e n t f e r n e n von einem Punkte bezeichnet, sondern nur die mit einer solchen Bewegung verbundene „Negierung", Tilgung, Aufhebung der vorangegangenen Gemeinschaft, so daß es leicht zu immer abstrakterer Bedeutung, schließlich zu derjenigen „in bezug auf, hinsichtlich" kommen konnte. — So findet es denn überall da Verwendung, wo der Ausgangspunkt einer Handlung bezeichnet werden soll, sei es — ähnlich wie bei *homme de bien* — zur Charakterisierung der Art und Weise (daher bei *manière*,

*façon*), sei es zur Angabe des Materials (*parler d'aventures*, *couronner de fleurs*) oder des Instruments (*tirer d'un arc*), oder des Anlasses, der Ursache (*mourir de faim*, *pleurer de joie*) usw. — wobei überall durch *de* ein zuerst Genanntes zu einem weiterhin Genannten in das Verhältnis einer dereinst vorhandenen, nunmehr aber — vorübergehend oder dauernd — gelösten Gemeinschaft gesetzt wird.

Von all den eben berührten Ausstrahlungen der Grundbedeutung von *de*, den eigenartigen Verwendungen dieser Präposition, scheint mir nun für *commencer* am meisten diejenige in Betracht zu kommen, die wir vorhin bei *couronner de fleurs* konstatierten: die gedachte Gemeinschaft ist hier nach der Seite des Materials hin bedeutsam geworden. „Bekränzen" kann verknüpft sein mit verschiedenen Dingen: Blättern, Perlen, Blumen usw. *Couronner de fleurs* besagt nun, daß der Ausübende das früher mit Blumen verbunden gedachte Bekränzen gewählt hat, dessen Herkunft nun sichtbar zutage tritt — wie beim homme *de bien*.[6]) Danach hieße *commencer d'arriver* genau genommen: „vom Ankommen das Material zum Anfangen entnehmen," nicht (wie *commencer à arriver*) „b e i m (erwarteten, in Frage stehenden, virtuell in der Vorstellung schwebenden) Ankommen einen Anfang machen", sondern „anfangen v o m Ankommen her" („von ankommen"), dem Hörer eine Stoffquelle mitteilend, ihm von einem Sein oder Tun sprechend, an das er noch gar nicht gedacht hatte. So wird man denn sagen dürfen, daß in der *commencer à*-Konstruktion der Schwerpunkt der Aussage mehr oder minder fühlbar auf dem Begriff des A n f a n g e n s, bei der Verbindung mit *de* dagegen auf der durch den I n f i n i t i v ausgedrückten Vorstellung liege.

## II.

Nach der ausführlichen Erörterung des Falles mit *commencer à* und *de*, sowie aller dabei in Betracht kommender Faktoren, werden sich nunmehr eine Reihe verwandter Fälle rasch abtun lassen.

Auch *continuer* weist Infinitivanschluß sowohl mittels *à* als mittels *de* auf. *Continuer à faire qu. ch.* heißt „b e i m Tun von etwas fortfahren"; das Tun selbst schwebt schon in der Vorstellung, der Nachdruck wird wieder auf *continuer* gelegt, so daß dies die Bedeutung von „verharren, (mehr oder weniger hartnäckig) verbleiben bei etwas" erhält. *Il a goûté à tout et s'est dégoûté de tout. Il continue cependant à vivre.* Cl. Farrère, *Les Civilisés* 54 (= Obgleich er alles gekostet und alles satt bekommen

[6]) Die Vorstellung beibehaltener, weiter dauernder Gemeinschaft zwischen Tun und verwendetem Gegenstand führt zum Gebrauch von *à* z. B. *écrire à la plume, au crayon.* — Genau so: *un homme à (la) barbe noire* — denn, ist der Bart beim Mann, dann ist auch der Mann beim Bart. (Vgl. bei Strafe verbieten, d. h. so, daß Strafe d a b e i ist.)

hat, verharrt er im, beim Leben). — *Continuer de faire qu. ch.* heißt wiederum: „von einem Tun das Material zum Fortfahren nehmen", der Nachdruck liegt auf diesem Tun, das zwar schon einmal erwähnt und in der Vorstellung des Hörers vorhanden sein muß, aber doch — inmitten anderer ebenfalls in Betracht kommender Tätigkeiten — eine gewisse Hervorhebung zuläßt, wenn nicht geradezu erfordert. *Ils descendirent de voiture sans savoir pourquoi et marchèrent au hasard en continuant de chanter* ib. 42. — Was das Zahlenverhältnis bei diesem Verbum betrifft, so zeigt sich — im Gegensatz zu *commencer*, aber ebenfalls wohl begreiflich — entschiedenes Überwiegen der *de*-Verbindung. In Farrères *Civilisés* finden sich neben 7 Fällen mit *de* nur 2 mit *à*, in *Mlle Dax jeune fille* neben 7 mit *de*, gar nur 1 mit *à*, in Bazin, *Le blé qui lève* steht 14 Fällen mit *de* nur ein einziger mit *à* gegenüber. Und doch scheint mir aus diesem numerischen Verhältnis, in dem die *à*-Konstruktion eine anscheinend so klägliche Rolle spielt, eine Befürchtung hinsichtlich der Fortexistenz der letzteren sich noch nicht zu ergeben. Findet sich doch in Loti. *Aziyadé*, das eine stattliche Anzahl Fälle von *commencer à* (keinen mit *de!*) brachte, ebensowenig ein Beleg für *continuer de* wie für *continuer à.* Die Seltenheit des letzteren erklärt sich eben hinreichend durch die relative Seltenheit der Umstände, die zu seiner Verwendung Anlaß geben könnten, insbesondere der Fälle, in denen (nach dem Prinzip vom kontradiktorischen Gegensatze) sich die Vorstellung des „Verbleibens, Verharrens bei etwas" so lebhaft aufdrängt, daß der Sprechende die charakteristischere Anknüpfung mit *à* wählt und wiederum nicht so lebhaft, daß er gleich zu den konkurrierenden Verben *persister*, *persévérer* greift.[7]) Wenn Plattner mit seiner Leugnung eines Unterschiedes nur das meinte, daß die meisten sich der sprachlichen Kundgabe darbietenden Fälle sowohl die eine wie die andere Ausdrucksweise „zuließen", dann könnte man ihm bis zu einem gewissen Grade beistimmen. Gibt es eine solche Zwitterhaftigkeit nicht auch oft genug für Imparfait und Passé défini, für Indicatif und Subjonctif, für Voran- und Nachstellung der attributiven Adjektive? Aber wie niemand für die genannten Kategorien auf Grund solcher indifferenten Fälle die innere Berechtigung zur Aufstellung eines Bedeutungsunterschiedes leugnen wird — mag man über Einzelheiten der Formulierung auch noch so verschiedener Meinung sein — ebensowenig wird der Umstand,

[7]) Ähnlich dürfte für *commencer de* das Verbum *se mettre à* eine gewisse Konkurrenz bieten, oder — bei Vergangenheitsangaben —das Passé défini, dem man ja für manche Verben, z. B. *avoir*, *être*, *savoir*, *connaître* etc. geradezu inchoative Bedeutung zuschreibt. — Übrigens scheint mir das numerische Verhältnis, das ich unlängst in Léon Frapié, *L'institutrice de province* antraf, einigermaßen als normaler Ausdruck der Sachlage gelten zu dürfen: *commencer à 4*, *de 1*, *continuer de 3*, *à* 1 Mal.

daß sich häufig genug ein und derselbe Sachverhalt bei commencer und continuer sowohl durch den Infinitiv mit *à* wie durch den mit *de* in einer das Denken zufriedenstellenden Weise zum Ausdruck bringen läßt, als Beweis dafür in Anspruch genommen werden können, daß der Sinn in beiden Fällen absolut der g l e i c h e sei. Vielleicht tritt die Tatsache, daß ein und derselbe Sachverhalt sich zwar manchmal in gleich befriedigender, aber niemals genau gleichbedeutender Weise, durch zwei verschiedene Konstruktionen wiedergeben läßt, nirgends so deutlich zutage, wie bei avoir honte, von dem Plattner (*Schulgrammatik* p. 228) „rein praktisch" sagt, daß es sich „ohne Bedeutungsunterschied" sowohl mit *de* wie mit *à* + Infinitiv finde. Es ist ohne weiteres klar, daß hier *à faire qu. ch.* temporal ist: „b e i einem Tun" und *de faire qu. ch.* kausal: „v o n" einem Tun, wegen eines Tuns.

In ähnlicher Weise wäre ich — um hier noch ein paar andere naheliegende Fälle mit abzutun — geneigt, auch für die Verben des Zwingens (*forcer*, *obliger*, *contraindre* etc.) mit folgendem Infinitiv, den Unterschied zwischen der *à*- und der *de*-Konstruktion dahin zu bestimmen, daß bei der ersteren der Nachdruck wieder auf dem Begriff des „regierenden" Verbums, also auf der Idee des Zwanges, bei der letzteren aber auf der erzwungenen Handlung liegt. *La garnison se défendait bien, pourtant on la força à se rendre* („Sie w o l l t e sich nicht ergeben, aber man z w a n g sie dazu"). Dagegen *Menacé par la ville, on la cerna et la força de se rendre* (ohne daß sich eine ernstliche Schwierigkeit, ein nachhaltiger Widerstand gezeigt hätte). Genau genommen (im ersteren Falle): „Man übte Z w a n g aus beim (deutsch „zum") Kapitulieren", (im zweiten): Man bewirkte, erreichte (selbstverständlich nicht durch Bitten) die Ü b e r g a b e der Stadt. Daß sich die letztere Auffassung besonders häufig in passivischen Sätzen findet — denn, wenn man den Nachdruck auf das Zwingen legt, wird man naturgemäß auch die Person des Zwingenden in den Vordergrund rücken, sie zum Subjekt des Handelns machen (also aktiven Ausdruck wählen), statt sie durch eine adverbiale Bestimmung (mittels *par*) erst nachträglich anzudeuten — scheint zu der „Regel" geführt zu haben, daß im Passiv *de* „erforderlich" sei. Plattner hat das Unzutreffende derselben erkannt. Er fügt der Angabe: „*forcer* nimmt passivisch gebraucht in der Regel *de* zu sich, "sofort die Einschränkung hinzu „doch findet *à* sich auch im letzteren Falle" und gibt zwei Beispiele, unter denen mir das letzte von besonderer Anschaulichkeit erscheint: *Et qui sait si, forcée à tromper le monde, la tête de ce petit être ne peut pas y prendre plaisir.*[8])

[8]) Wie sich *forcer à* faire qu. ch. den Verben *pousser*, *exhorter*, *encourager*, *engager à* an die Seite stellt, so hat *forcer d e* die Ausdrücke *sommer* und *presser qn. d e faire qu. ch.* neben sich. Auch hier handelt

In ähnlicher Weise gibt bei finir der Infinitiv mit *de* die „Stoffquelle“ an, d. h. das Tun, w o m i t ein Ende gemacht, geendet wird; hingegen derjenige mit *à* das Tun, b e i dem jemand oder etwas endet, bezw. „nicht endet“, wozu Plattner die beiden hübschen Beispiele gibt: *Je ne finirais pas à vous raconter* . . und *Ça finira à coûter aussi cher que l'affichage d'une lettre de général.*

Und noch einleuchtender ist die Sache bei dem Verb *réussir*, das ich hier anführen möchte, weil ich seine Infinitivkonstruktion mit *de* noch in keiner Grammatik, auch nicht in der mehr als hundert Verba umfassenden fleißigen Liste Plattners erwähnt gefunden habe. Ihr Sinn ist: m i t einem Tun eine Wirkung, einen Erfolg erzielen (wobei also *de* die Infinitivtätigkeit wiederum als Herkunftsort, Stoff, Mittel, Werkzeug u. s. w. bezeichnet, während sie bei Verwendung von *à* die Stelle ist, b e i der ein erfolgreiches Schaffen, Mühen stattfindet). *Il a bien réussi de leur acheter la «Comédie enfantine»* ruft eine Mutter mit Bezug auf ein ihren Kindern von einem Freunde gemachtes Geschenk aus. „Da hat er was Schönes angerichtet, daß er ihnen die Kinderkomödie gekauft hat“ (L. Frapié, *Les obsédés* 125). — *J'ai bien réussi d'avoir bougonné après Brunetière* id., *La maternelle* 50. Die scheltende Bemerkung über B. ist gehört worden und hat für die Sprechende nun allerhand unliebsame Folgen; deutsch etwa: „O weh, das bekommt mir nun übel, daß ich . . .“ oder etwas burschikoser: „Na, da bin ich schön mit meiner Äußerung über B. hineingefallen“. Aber auch nicht-ironisch findet sich die Wendung in populärer Ausdrucksweise: *Vous auriez mieux réussi d'être entretenue par des étudiants* ib. 48 „Beim Zusammenleben mit Studenten hätten Sie es besser gehabt, etwas Besseres erzielt“ oder „es wäre für Sie etwas Besseres herausgekommen (als bei der mühseligen und schlecht bezahlten Arbeit in der Kleinkinderschule). Das mag Weiterführung alten Brauches sein — Haase, *Franz. Syntax des XVII. Jahrh.* zitiert aus Boileau: *Il semble que l'Arioste ait mieux réussi d e la faire faire par Joconde* — doch wäre solcher Brauch wie so viele andere jener Zeit (z. B. *apprendre*, *chercher*, *réduire d e faire qu. ch* usw.) sicher längst geschwunden, wenn er nicht eben in vollster Übereinstimmung mit dem das heutige Verfahren regelnden allgemeinen Prinzip stände.

Zum Schluß sei noch die bekannte Ausdrucksweise *c'est à qn. à* und *de faire qu. ch.* berührt, bei der der Sinnesunterschied — praktisch wieder ziemlich irrelevant, daher von Plattner als nicht vorhanden bezeichnet — etwas anderer Art ist, als in den früher besprochenen Fällen. Die Verbindung von *à* mit einem

---

es sich um Andeutung des Materials, des Stoffes: „einen auffordern, bedrängen m i t etwas, inbezug auf etwas“ (nicht „z u etwas“ was nach französischer Auffassung ein „bei“ *(à)* ergeben müßte).

Infinitiv hat nämlich außer der üblichen Bedeutung lokaler (temporaler) Gemeinschaft („bei einem Tun") auch noch die (auf lateinisches Gerundivum zurückgehende) der Notwendigkeit eines Tuns. Lateinischem *habeo epistolam scribendam* entspricht frz. *j'ai une lettre à écrire*, lat. *mihi est scribendum*: *j'ai à écrire* (oder *c'est à moi à écrire*) (vgl. Diez III, 236 f. und Meyer-Lübke § 328). So liegt denn nun eine eigenartige Zwiefachheit der Gebrauchsweise und des Sinnes von Infinitiven mit *à* vor. Bezeichnet *elle* eine Person, dann heißt *elle est à écrire* „sie ist beim Schreiben", ist mit *elle* aber ein Brief gemeint, dann bedeutet derselbe Satz, „er ist zu schreiben, muß geschrieben werden." Das syntaktische Verhältnis ist natürlich in beiden Fällen etwas verschieden: Im ersteren ist *à* die gewöhnliche lokale (temporale) Präposition, die die Beziehung des Seins zum Schreiben kennzeichnet, im zweiten bildet *à* mit *écrire* zusammen eine Ausdruckseinheit mit dem Sinne: „Schreibnotwendigkeit."[9]) Die letztere Verwendung liegt nun (wie bei *j'ai à écrire*, *je donne*, *je laisse à deviner* u. ähnl.) auch in der Wendung *c'est à moi à faire qu. ch.* vor, deren genauer Sinn also etwa durch lat. *mihi faciendum est*, deutsch durch: „mir liegt die Notwendigkeit des und des Tuns ob" (noch präziser: „sie liegt mir ob — die Notwendigkeit, Pflicht des Tuns) wiederzugeben wäre. Demgegenüber besagt ein *c'est à moi de faire qu. ch.* lediglich, daß das und das Tun mir zukommt, meine Sache, meine Angelegenheit ist, ohne zugleich den Begriff der pflichtgemäßen Obliegenheit, der Notwendigkeit auszudrücken, gleichsam **mihi est facere*. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß überall, wo das *c'est à moi* den Sinn hat „es ist die Reihe an mir" — ein Fall, der von den meisten Grammatikern besonders erwähnt, vielfach sogar als Sonderfall behandelt wird — nur *à faire qu. ch.* in Frage kommt, da das „Anderreihesein" doch immer den Begriff einer Verpflichtung involviert, insofern jeder, der sich zu gemeinsamem Spiele, Tun usw. mit anderen zusammengesellt, damit *eo ipso* gewisse Pflichten übernimmt. — Plattner will nun auch bei den in Rede stehenden Wendungen eine Sinnesverschiedenheit nicht anerkennen. Er sagt l. c. p. 126: „Das Unberechtigte einer Unterscheidung geht am besten aus Beispielen hervor, die beide Präpositionen nebeneinander aufweisen: *C'est à notre cœur à régler le rang de nos intérêts et à notre raison de les conduire* (Vauvenargues)". Mag auch wie in vielen Fällen bei *commencer*, *continuer*, *avoir honte* etc. der Unterschied

[9]) Etwas Ähnliches zeigt sich bei *de*, sofern diese Präposition sowohl zwei Seiende, bezw. Geschehnisse zueinander in Beziehung setzen als auch (beim sogenannten Teilungsartikel) nur zur Charakterisierung eines (oder mehrerer) Seiende (als zu einer größeren Einheit gehörig) dienen kann. Vgl. *Nous sortons de l'eau* und *Nous buvons de l'eau.*

sachlich oder praktisch belanglos sein — sprachlich, sprachwissenschaftlich ist er unleugbar vorhanden und sollte darum in gründlichen Lehrbüchern nicht völlig beiseite gesetzt werden. Der genaue Sinn des zitierten Satzes wäre: „Die Abwägung unserer Interessen ist eine Obliegenheit (Pflicht) unseres Herzens, Sache unserer Vernunft ist es, sie zu fördern.“ Ähnlich bedeutet der (als Antwort auf die Frage *En quoi ma proposition est-elle contraire à la Constitution?*) gesprochene Satz: *C'est à vous de le chercher et non pas à nous à vous l'indiquer* sprachlich genau: „Das zu suchen ist Ihre Sache, wir haben nicht die Verpflichtung es Ihnen anzugeben.“ Oder: *C'est aux électeurs à savoir bien ne pas se laisser dominer par autre chose que par l'intérêt public. C'est à eux de faire un grand programme politique, clair et net*). „Es ist Pflicht der Wähler dafür zu sorgen (es dahin zu bringen), daß sie sich durch nichts anderes als das öffentliche Interesse leiten lassen. Ihnen steht es zu, ein bedeutsames, klares und unzweideutiges politisches Programm aufzustellen.“[10]) Natürlich kommt dieses „Ihnen steht es zu“ (ähnlich wie „Ihre Sache ist es) einem „Ihre Pflicht ist es“ ganz nahe, aber für die sprachwissenschaftliche Betrachtung scheint mir der Unterschied immer noch erkennbar.

Schlachtensee bei Berlin. THEODOR KALEPKY.

[10]) Gelegentlich wird auch noch ausdrücklich *affaire* eingeschaltet: *C'est affaire aux Naguet, aux Laguerre, aux Déroulède de former à l'écart un petit conseil de guerre. Le reste — une joyeuse chambrée de soldats.* M. Barrès, *L'appel au soldat* 450 „Die übrigen sind untauglich zu solchem Geschäft, kommen daher nicht in Betracht; nur Männern wie N., L., D. steht es zu, nur deren Sache ist es...

# Wortgeschichtliches.

## 1. apostume.

Il Dict. gén. vi vede a p o s t e m a "corrompu, dans sa terminaison et son genre, sous l'action du suffixe fém. t u m e (c o u t u m e , etc.)". Non se se altri abbia contradetto a questa spiegazione o siasi altrimenti occupato della nostra forma; ma io non potrei sottoscrivere alla spiegazione del Dict. gén. Quanto al genere, bastava forse di rimandare a Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II 371, e, ad abundantiam, si può soggiungere che anche l'*a* iniziale poteva condurre al feminlie, vista la facilità che un *l'a-* venisse interpretato come *la p-*. Ma più importa la disinenza *-ume*, la cui genesi dovrebbe apparire chiara da quanto segue. Nei dialetti dell'Italia meridionale (Napolì, Avellino) occorre, per a p o s t e m a , la forma *postéoma* (e *pi-*).[1] L'uscita *-éoma* ricorda *réoma* reuma, e anche **fléoma*, *f l e u m a p h l e g m a , che è provato dal tar. *fióma*, 'la parte vischiosa o mucosa che hanno nell'esterno i molluschi e certi pesci', e anche dall'a. franc. *fleugme* (Dict. gén. s. 'flegme'), che sarà in realtà *fleume*, dovendosi il *g*, forse meramente grafico, alla forma più dottrinale. E v. del resto, Meyer-Lübke I § 403$^{e}$. — È evidente che questi nomi esotici di malattie, potevan facilmente assimilarsi l'*-éma* di a p o - s t e m a , del nome cioè d'un' altra malattia. Dove è da ricordare che f l e g m o n e aveva un significato ben affine a a p o s t e m a. Se dunque l'it. merid. *postéoma* va con **fléoma*, *réoma*, potremo asserire che *apostume* va con **flume* e *rhume*.

## 2. Ancora opiniâtre.

Alla dichiarazione da me tentata di *opiniâtre* in questa *Ztschr.* (XXXVII, 147), P. Barbier fils muove (Revue d. dial rom. II 170), delle obbjezioni la cui portata mi sfugge. Non capisco cioè perchè *opiniâtre* vada messo sulla stessa linea di *acariâtre*, *folâtre*, ecc.; quando quello ha a base un sostantivo, questo (di *acariâtre*, visto l'incerto etimo, nulla si può affermare) un aggettivo. Non

[1]) L'*i* forse per dissimilazione dall'*e* tonico; cfr. il nap. *liquera*, accanto a *lo-*, loquela.

voglio negare la possibilità della cosa, ma chi l'asserisce dovrebbe pur cercar di spiegarcela; poichè l'invocazione di *opiniable* nulla vale, questa voce connettendosi direttamente col lat. o p i n a r i (franc. *opiner*) e risententesi di *opinion* solo nella sua forma esteriore.

### 3. avachir.

L'etimo vulgato, difeso da ultimo dal Meyer-Lübke (Historische Gramm. der franz. Sprache I § 155), ci porterebbe a una base germanica (*waikjan*). L'ostacolo che a questa sorge dal *v*, il Meyer-Lübke tenta di smuoverlo mandando con *avachir* due altri esempi, in cui si ripeterebbe il fenomeno, ma che a me pajon soggetti a cauzione, e sono in ogni modo diversamente conformati. Siccome, dato l'etimo germanico, l'*a-* potrebbe difficilmente rappresentare altro che non il latino ad,[2]) così il solo ragguaglio possibile è quello di *aguet* ecc. — Da *avachir* sembrami non si possa staccare il lomb. *svacá* avvilire, indebolire, (detto principalmente dei mestieri e del prezzo delle merci), guastare, svesciare (al figurato), e il piem. *svaché* dissolversi, svanire, mancare. Per i quali, come quindi per la voce francese, la luce ci viene forse dal Mezzogiorno d'Italia. C'è qui, nell'Abruzzo, un verbo *bacularse -irse* divenir debole, allentarsi di una parte di un congegno, di una machina, (cfr. il nap. *sbacoliare* tentennare; detto soprattutto dei denti), e un aggettivo participiale *sbaculate sv-* debole per eccessive perdite corporali. Quest'ultima significazione è assai preziosa e va posta in relazione con quella di 'svesciare' che ha il lomb. *svacá*; significazione che oggi è solo traslata, ma che nulla impedisce fosse un giorno vera e propria, così come nel lomb. *cagá* c'è il valore proprio e quello traslato di 'palesare tutto'. Ora, la voce abruzzese si connette direttamente col nap. *vacolare* evacuare, che ben rende o e v a c u a r e o v a c u a r e. E alla stessa base radicale riverranno pure la voce alto-italiana e la francese[3]): dove si moverebbe da un *v a c c a r e , in cui o k *u̯* sia ridotto a *kk* come *t u̯* è ridotto a *tt* in *f u t t i t -e b a t ; o, e

[2]) Si potrebbe certo pensare anche al germanico *ab-* (*abweichen*); ma cosa avrebbe dato *-bw-* al francese? Del resto in età antico-alto-tedesca, *ab* era *aba*.

[3]) L'*a-* francese e potrebbe essere direttamente da un prefisso *ad-* (cfr. *affaiblir*, *s'affaisser*), o anche continuare o l'*e-* di **evacc-*, assimilato allora all'*a* della successiva sillaba. Anche potremmo avere la sostituzione di *ad-* a *e-*; nel qual caso, come pure in quello della diretta prefissione, saremmo ad **avvachir* (cfr. *avertir*, ecc.). Quanto alla voce alto-italiana, e potrebbe essere *e x - v a c c - , e potrebbe continuare *v a c c - con *s-* successivamente prefisso. — Quanto all'evoluzione semantica, aggiungerò qui in nota che del resto i concetti di 'vuoto' e di 'molle' si toccano anche per altra via: si pensi, p. es., alla vescica sgonfiata paragonata colla vescica gonfia, o a un acino da cui sia stato succhiato il contenuto.

questa soluzione mi garba meglio, in cui sia da ravvisare un *vacicare (da vacare[4]), con -cicare in -ccare come nei non pochi esempi analoghi messi insieme dal Nigra e da altri (Arch. glott. it. XV 107—8, Miscellanea Ascoli 93, Rendic. Ist. lomb., ann. 1906, pp. 584, 620; dove sarebbe da avvertire che di *straccare* tocca veramente già il Nigra nel passo di cui qui sopra).

Milano. C. Salvioni.

[4]) vacare si continua nel sardo gallur. *svacá* votare.

## **Zu Roland 3995:** *tere d'Ebire.*

Die vielumstrittene *tere d'Ebire* (so liest Stengel mit Recht) ist aus der Zeitgeschichte des Rolandsepos zu erklären. Wahrscheinlichkeit und Analogie von *tere de France* 1861 sprechen zunächst dagegen, daß der Eigenname einen Fluß (so K. Hofmann; vgl. Stengels Namenverzeichnis) oder eine Stadt bezw. ein Dorf bezeichnet (einige Deutungen dieser Art haben wir S. 166 Anm. unserer ‚Vorgeschichte' zusammengestellt); vielmehr ist ein Ländername zu suchen. Am nächsten liegt Epirus, und nichts anderes meint der Rolandsdichter. Er spricht hier (wie noch öfter) durch die Blume; gedacht ist an Bohemunds Kriegszug nach Epirus, 1107/08, gegen den griechischen Kaiser. Der Kreuzzugsheld hat selbst im Jahre 1106 in Frankreich für sein Unternehmen geworben, vor allem auf der Synode von Poitiers (näheres s. in unserem Beitrag zur Festschrift für Vollmöller, ‚Über einen Terminus ...' S. 16). Unser *Ebire* bestätigt also den im gleichen Beitrag aufgestellten terminus ante quem: das Rolandsepos kann nicht nach 1108 (da Bohemund seinen Frieden mit dem griechischen Kaiser gemacht hatte) und wird nicht vor 1106 gedichtet sein. — Das provenzalische *b* in *Ebire* entspricht sonstigen Provinzialismen im Roland (*Rosne* usw.), über die wir noch handeln werden; das *e* am Ende ist gelehrt, auch durch die Assonanz aufgenötigt.

Oppenheim a. Rh. Wilhelm Tavernier.

# Zeitschrift

für

# französische Sprache und Litteratur

begründet von

**Dr. G. Kœrting** und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

**Dr. D. Behrens,**
Professor an der Universität zu Giessen.

**Band XXXVII.**
**Referate und Rezensionen.**

**Chemnitz und Leipzig.**
Verlag von Wilhelm Gronau.

# INHALT.

## Referate und Rezensionen.

## Miszelle.

# Referate und Rezensionen.

**Jullian, Camille.** *Histoire de la Gaule.* III *la conquête romaine et les premières invasions germaniques.* 607 S. Paris, Hachette et Cie., 1909.

Die Frühgeschichte eines Landes ist im allgemeinen mit wenigen Strichen zu zeichnen. Wer das Werk Jullians in die Hand nimmt, wird meinen, Gallien bilde die bekannte Ausnahme der Regel. Ein Jahrtausend, von 600 v. Chr. bis 400 n. Chr., soll zur Darstellung gelangen. Drei große Bände liegen bis jetzt vor mit zusammen fast 1700 Seiten,[1]) am Ende lesen wir erst die Übergabe der alten Griechenstadt Massalia an Caesar im September des Jahres 49 v. Chr.! Und dabei sind die Farben späterer Zeiten nicht mehr als unbedingt nötig zur Kolorierung der gezeichneten Bilder verwendet, ist das Material des provinzialen Galliens nur zur Aushilfe für das freie Gallien herangezogen.

Drei weitere Bände, also wohl ein alterum tantum sind angekündigt,[2]) die für die Schilderung des römischen Galliens diese gleichzeitigen Quellen erst ausschöpfen werden. Man sollte meinen, wir schwelgten im Nachrichtenüberfluß.

Tatsächlich steht es um die Frühgeschichte Galliens nicht anders als um die anderer Länder. Nur für das letzte Jahrzehnt vor der Einverleibung in das römische Reich haben wir zusammenhängende Kunde, auch diese noch einseitig auf den Krieg orientiert. Was vorher Frankreichs Völker erstritten und erlitten, das ist vergessen bis auf wenige Einzelheiten. Und ihr Handel und Wandel, ihr Leben und geistiges Streben ist noch schlechter bekannt. Wohl gibt es ja von dem gallischen Volksstamm mehr zusammenhängende größere Schilderungen als von allen andern alten Völkern — Polybios, Caesar, Diodor, Strabon, Athenaeus, Ammian vor andern sind zu nennen — aber das Fazit entspricht

[1]) Bd. I *les invasions gauloises et la colonisation grecque*, 530 Seiten, erschienen 1908; Bd. II *la Gaule indépendante*, 557 Seiten, erschienen 1908; Bd. III *la conquête romaine et les premières invasions germaniques*, 607 Seiten, erschienen 1909.

[2]) Bd. IV *le gouvernement de Rome*; Bd. V *la civilisation gallo-romaine*; Bd. VI *le Bas Empire*.

den vielen Rechnungsposten nicht. Die genannten Autoren hängen, Polybios und vielleicht Caesar ausgenommen, alle von der Schilderung des Poseidonios ab, und liefern so mehr oder minder ausführlich Kopien desselben Bildes. Und dieses Original, an sich von packender Wirkung, hat noch dazu so manche Züge, die wenige Worte des Nacherzählers fordern, für die wir gern andere uns wichtigere gemalt sähen.

Bei diesem Tatbestand der literarischen Quellen, deren Dürftigkeit für die Zeit vor 49 v. Chr. nur um ein weniges durch Münzen, Inschriften und sonstige Funde gemildert wird, geht man mit einigem Zweifel an die Julliansche Darstellung auf 1700 großen Seiten, auf denen noch dazu kleingedruckte Anmerkungen einen nicht unbeträchtlichen Raum einnehmen. Jahrhunderte lang schon arbeiten Berufene und Unberufene an demselben Thema und öfters hat ihre Arbeit in dickleibigen Werken ihren Niederschlag gefunden, was kann Jullians sechsbändige *histoire de la Gaule*, wo können insonderheit die drei ersten Bände viel neues bieten? Ist sie nur ein ungeheures Sammelbecken von Gutem und weniger Gutem?

Die Enttäuschung ist äußerst angenehm. Prof. Jullian ist ein Gelehrter, der wie kaum einer der Lebenden das Thema beherrscht. Seit mehr als zwei Dezennien hat er die Fragen immer wieder durchdacht und durchgearbeitet. Die dritte Auflage von Fustel de Coulanges *histoire des institutions politiques de l'ancienne France* 1891 stammt von ihm, „*Gallia*" (*tableau sommaire de la Gaule sous la domination romaine*) ließ er 1892 erscheinen, in der *revue historique* stehen seine Berichte über die *antiquités nationales* (*gauloises et galloromaines*), ein eigenes Buch ist dem Nationalhelden V e r c i n g e t o r i x gewidmet, und diese Liste ist leicht zu erweitern. So steht Jullian als Meister über der Materie, und da ihm auch die Sprache willig gehorcht, so ist es ein Vergnügen, ihm auf seinen Wanderungen zu folgen, die häufig auch für den Fachmann zu ungeahnten und schönen Ausblicken führen.

Freilich, Zeit muß der Leser haben, und auf seinen Schein, eine Geschichte Galliens zu lesen, darf er nicht zu engherzig bestehen. Ganze Kapitel wie etwa *la guerre d'Hannibal* (I, 440 bis 503), *les Cimbres et Teutons* (III, 39—92) geben für Gallien nur wenig aus, und auf vielen Seiten steht nichts auf das Land und seine Geschichte Bezügliches. Manch andere wieder — reichlich viele — sind ausgefüllt mit Betrachtungen über Dinge und Zustände, von denen wir so gut wie nichts wissen, und alle Läuschen der alten Autoren werden nacherzählt. Die mit Ketten im Gefechte verbundenen Cimbern (S. 91) erscheinen ebenso wie die Hundemassen des märchenhaften Königs Bituit, die mit den Menschenleibern einer römischen Armee nicht zu sättigen waren (S. 17).

Die Freiheit, zu sagen was beliebt, der so manches wissenschaftliche Buch in Frankreich jetzt sein embonpoint verdankt, ist hier in vollen Zügen ausgekostet. Ist sie wie manchenorts auch ein Fehler Jullians?

Man wird die Antwort von der Frage nach dem Leserkreis abhängig machen, für den das Werk gedacht ist. Und dieser ist nicht klar. Sind es dilettanti, denen die Liebe zum Vaterlande die Ausdauer zu solcher Lektüre gibt? Wir werden Frankreich beglückwünschen, das ein solches Werk nach manchem ähnlichen Vorgänger aufzunehmen vermag. Aber wozu dann der ungeheuer gelehrte Ballast aller Belegstellen, wozu die Seiten voll Literatur von Dupleix *mémoires de Gaules* 1639 und Althamer *commentaria Germaniae* 1536 an bis auf die Einzeluntersuchungen des Jahres 1909? Selbst dilettantissimi werden die mit Lokalliteratur gespickten Anmerkungen über diesen oder jenen Punkt im Terrain nicht zu würdigen vermögen.

Und wieder, wenn das Buch auf die Fachgenossen im engeren Sinn berechnet ist, dann fehlt bei aller Anmerkerei und aller Breite die Auseinandersetzung mit entgegenstehenden Meinungen und die Berücksichtigung ihrer Ergebnisse. Ich für meine Person z. B. freue mich des Glaubens Jullians an Caesars Glaubwürdigkeit und halte seine Abweisung der modernen Hyperkritik für durchaus zutreffend, wie sie bei uns etwa Delbrück treibt, wie sie gelegentlich auch bei Ferrero zum Durchbruch kommt bei seinem Streben, Neues zu sagen. Aber in einem Buche für Fachgenossen können gegenteilige Meinungen so schwerwiegender Art nicht in wenigen Zeilen abgetan werden. Die Frage nach der Entstehung des *bellum gallicum* ist nicht erledigt mit dem Satze «*son livre* (Caesars) *a été improvisé, je crois, au cours de l'hiver de 52—51 a. Chr.*» (S. 151). Das muß bewiesen werden, wenn das Buch für die Fachgenossen geschrieben ist. So gut wie der Zweck der Publikation der *commentarii Caesaris* und ihre Stellung in der Literatur erörtert sein wollen. Und andrerseits, dem Fachgenossen, auch dem geduldigsten, dürfte die Paraphrase der Caesarischen Denkwürdigkeiten auf 388 Seiten (III, 175—563; bei Teubner umfaßt das *bellum gallicum* 225 halb so große Seiten) zu viel sein. Statt der Reden und Listen des Ambiorix, statt der langen Beschreibung von Ciceros Belagerung hätte ich dann doch lieber eine längere Erörterung über Ferreros bestechende Hypothese gesehen, nach der Caesar nach dem zweiten Kriegsjahr die Römer mit der Erklärung Galliens zur Provinz düpierte. Wie denn ein Eingehen auf diese neueste überraschende Darstellung der Caesarischen Politik wohl am Platz gewesen wäre.

Der dritte Band stellt dem Verfasser eine andere Aufgabe wie die vorhergehenden zwei und wie die nachfolgenden drei. Es ist der einzige, in dem gallische politische Geschichte zu

erzählen und historische Personen zu schildern waren. Vorher wissen wir nur Einzelheiten, nachher gibt es keine gesonderte gallische Geschichte. Die Schlachten, die man auf Galliens Boden schlug, gehören der Reichsgeschichte an; für Jahrhunderte ist nach 49 v. Chr. mit der Selbständigkeit auch die selbständige Geschichte zu Ende.

Ist Jullian der Aufgabe gerecht geworden? Nicht so gut wie sonst. Vielleicht ist dieser Band für die Leser, die doch wohl in den Gebildeten eines weiteren Kreises zu suchen sind, der amüsanteste. Aber Jullians Stärke ist die des Kulturhistorikers mehr als die des Historikers. Die Hauptfigur des ganzen Bandes ist stark verzeichnet. *Gaius Julius Caesar amoureux de la victoire jusqu'à la folie* (S. 473), *avec une folie de gloire* (S. 282) *qui a besoin des victoires impossibles et des gloires inconnues* (S. 321), der, mehr als Alexander und Napoleon, immerfort das Opfer einer unerbittlichen Kraft, von dem Ehrgeiz zu herrschen, berühmt zu sein in aller Welt, berühmter als alle Toten, geschüttelt wurde ohne Maß und Rast (S. 168) — d e r Caesar ist ein Fratz.

Und es freut nicht, zur Unterstützung dieses Bildes die alte Anekdote vom tränenvergießenden, vor Alexanders Statue stöhnenden Caesar wieder zu lesen. Tyrannische Kraft der Machtträume soll seinen Verstand umnebelt haben, und er kämpfte gegen die Naturgewalten, um es dem Herkules gleich zu tun. Natürlich, auch Jullian erkennt große Züge im Wesen Caesars: starke Intelligenz, großes Organisationstalent und ungeheure Arbeitskraft. Aber des Diktators Menschenkenntnis ging nicht über die Erfahrung des Arbeiters, der seine Werkzeuge kennt, seine militärische Kapazität war nicht von der Originalität eines Hannibal oder Napoleon. Kriege wie Kriegsbeschreibung, sie sind korrekte Werke, die die Schule spüren lassen nicht das Genie. Für Gallien war Caesar ein Ungeheuer — *il n'a laissé, de son passage en Gaule, aucun souvenir qui le fasse estimer* — und zur Niederlegung seiner Ausnahmegewalt im Jahre 50 v. Chr., wie er es nach dem Gesetze gemußt hätte, fehlte ihm der Mut und die Ehrbarkeit (vertu).

Man braucht nicht auf Mommsens „ersten und doch auch einzigen Imperator Caesar" eingeschworen zu sein, um Jullians Charakteristik für ganz verfehlt zu halten. Die Tatsache allein, die er selbst zu Anfang der zusammenhängenden Schilderung anführt (S. 167), daß Caesar 43 Jahre alt wurde, ehe er sich über den Durchschnittsmenschen erhob, hätte ihn vor dem Zerrbild des ruhmtollen Caesar behüten sollen. Wenn außerordentliche Taten das Genie bezeugen, so kündet Caesars Kriegsführung laut seine Größe. Ihm hat kein Gegner im Norden oder im Süden, mit welcher Macht auch immer er sich ihm entgegenstellte in Afrika oder Europa, auf die Dauer widerstanden. Aus jeder Gefahr ging schließlich er als Sieger hervor und das nur durch

eigene Strategie und Taktik. Und wenn man die Größe eines Mannes aus der Herrschaft seiner Ideen, aus dem Fortleben seines Einflusses messen soll, so gehört Caesar zu den ganz Großen. Manches auch großen Mannes Gedächtnis hat die Geschichte bewahrt, das man tilgen könnte, ohne sie unverständlich zu machen. Wer Caesars Namen eradiert, zerbricht die Kontinuität des weltgeschichtlichen Verständnisses. Napoleons Geschichte Caesars ist kein Meisterstück im einzelnen, aber die Vorrede, die der Kaiser in den Tuilerien 1862 schrieb und die sich gegen die Herabsetzung des Genies richtet, hätte sein Landsmann Jullian wohl in Überlegung ziehen dürfen.

Es ist noch ein anderes Urteil, das Verwunderung erregt: Vercingetorix ebenbürtig dem Hannibal! (S. 535). Der gallische Häuptling, der im eigenen Lande von allen Galliern unterstützt während einer Sommerkampagne dem Caesar kräftigen Widerstand zu leisten wußte, um nach der ersten schweren Niederlage die Sache des Vaterlandes verloren und sich gefangen zu geben, ebenbürtig dem Punier, der Italien und Rom in der Zeit ihrer besten Wehrkraft siebzehn Jahre in Angst und Schrecken bangen ließ und den Weltkrieg entfesselte im Feindesland als Führer eines buntscheckigen Söldnerheeres, wo einer den andern nicht verstand, beargwöhnt und schlecht unterstützt von der Heimat? Man staunt, aber vielleicht erklären sich diese zwei falschen Urteile gegenseitig. Der retrospektive Patriotismus hat sie diktiert: Der ritterliche Held der sterbenden Freiheit der geliebten Heimat und der fremde, beutegierige Imperator — die Versuchung war zu groß, und Jullian ist ihm erlegen.

Um Manches — Großes und Kleines — ließe sich noch mit dem Verfasser rechten;[3]) die Natur der Quellen bringt es mit sich. Das Gesamturteil wird durch alle abweichenden Meinungen nicht beeinträchtigt werden, und das hat dahin zu lauten, daß Jullians Werk eine hervorragende Stellung in der überreichen Literatur über Gallien einnimmt und auf lange einnehmen wird. Wir freuen uns aufrichtig auf die angekündigten Fortsetzungen, und fügen nur den mehr an den Verlag gerichteten Wunsch hinzu, dem großen Werke noch größere Brauchbarkeit durch

[3]) Recht fraglich ist die erst ultramontane, dann nationale Rolle der Druiden im großen Kampfe (S. 374), — Ariovists Prahlrede, mit der Caesar in Rom schrecken und seine Politik verteidigen wollte, darf nicht ernsthaft für politische Pläne des Germanenkönigs in Anspruch genommen werden (S. 234), — die römischen Legionen sind nicht wie Akrobaten auf das Schilddach der Germanen in der Mülhauser Schlacht hinauf gesprungen (S. 238), — der Rhein ist zu Tiberius Zeit links und rechts von Germanen bewohnt, ist wirklich Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze, wie Jullian (S. 240) sagt, — die gemeinsame origo von Germanen und Kelten ist sehr bestritten (S. 40 und Verweise). U. a. m.

Hinzufügen von Karten zu geben, wie etwa sie Desjardins Géographie historique et administrative de la Gaule romaine in so hohem Maße auszeichnet.

Gießen. Max L. Strack.

**Vossler, Karl.** *Die Kunst des ältesten Trobadors* (Estr. dalla *Miscellanea di studi in onore di Attilio Hortis*). Trieste, G. Caprin, 1910. (p. 419 à 440, in 4⁰.)

Dans son beau livre sur *Die göttliche Komödie*, M. Vossler a consacré quelques pages, nécessairement un peu sommaires mais pleines de finesse, aux troubadours, et ce premier essai de remplacer les banalités d'usage par une critique digne de ce nom nous a fait ardemment désirer que M. Vossler se décidât à publier un livre entier sur ce sujet maltraité entre tous. La présente étude nous annoncerait-elle la venue prochaine de ce livre? Je ne sais. Toujours est-il que M. Vossler s'y attaque aux débuts de la poésie des troubadours, à l'art de Guillaume VII.

Je ne dirai aucun bien de cette étude. Les qualités de M. Vossler sont connues, et il serait peu utile de redire une fois de plus ce que tout le monde répète à propos de chaque ouvrage nouveau du distingué critique. Il me semble que je rendrai plus dignement hommage au talent de M. Vossler en lui soumettant, en toute franchise, les doutes et les objections qui me sont venus lors de la lecture de sa plaquette.

Le but de cette brochure est de contribuer à nous faire mieux comprendre l'histoire des origines de ce que l'auteur croit être, à tort, d'ailleurs, parce qu'il oublie la poésie latine du moyen âge, „la plus ancienne des poésies lyriques modernes". Son moyen est l'analyse esthétique des poésies conservées du comte de Poitiers, et sa conclusion, c'est que Guillaume VII hésite entre un art ancien et un art nouveau, à savoir entre la poésie populaire et la poésie courtoise.

C'est donc une conclusion purement historique tirée d'une étude esthétique. On s'en réjouirait, si les analyses de M. Vossler apportaient une confirmation à la théorie qui fait dériver l'art raffiné des poètes courtois des naïves ou grossières chansons au son desquelles les gars de campagne et les filles de ferme sont supposés avoir fêté le printemps antérieurement à la seconde moitié du XI^e siècle. Il n'en est malheureusement rien. *Die Kunst des ältesten Trobadors* n'apporte pas le moindre argument en faveur de cette thèse pour la raison bien simple qu'elle la suppose établie. Que l'art des troubadours procède de l'art du peuple, c'est un fait pour M. Vossler. Il l'accepte pour certain, et en fait la base de ses analyses, qui ont pour but, comme je l'ai dit tout à l'heure, de contribuer à nous éclairer sur les origines de la poésie lyrique provençale (*Entstehungsgeschichte* p. 419).

Cette pétition de principe ne surprendra personne: outre que c'est là le procédé ordinaire en histoire conjecturale, et pour une fois M. Vossler s'est fait historien conjecturiste, il ne faut pas perdre de vue que l'analyse esthétique est un piètre moyen d'investigation historique, car la valeur esthétique de la poésie n'est pas d'ordre historique. „In Wahrheit, avons-nous lu dans un petit livre dont M. Vossler est seul à avoir perdu le souvenir, kann nur der Stoff zeitlich und räumlich bedingt sein, die Form aber, welche das Wesen der Dichtung und der Sprache überhaupt erst ausmacht, bleibt ewig die freie Schöpfung des Geistes".[1])

N'exagérons pas la portée de cette méprise. Si la théorie des origines populaires de la lyrique courtoise est vraie, M. Vossler n'aura pas contribué à nous convaincre de sa justesse. Si par contre ce sont les idées prônées par M. M. F. Novati, Wilh. Meyer (de Spire), F. M. Warren et J.-B. Beck qui doivent triompher un jour, il n'aura pas à se reprocher d'en avoir rendu le succès plus difficile. De toute façon le mal n'est pas grand. La fausse conclusion d'un livre importe peu si elle n'en est que la conclusion. Mais le plus souvent il n'en est pas ainsi. Le danger des pétitions de principe n'est pas de tromper les lecteurs — l'auteur en est, pour la plupart, la seule dupe, — mais de gâter le livre par le fait que la conclusion à démontrer, acceptée d'emblée pour certaine, règne en maîtresse souveraine dans l'ouvrage entier et en commande toutes les propositions en qualité de prémisse nécessaire.

L'étude de M. Vossler n'échappe pas complètement à cette règle. Assurément, il y a, dans cette plaquette, des remarques fort justes et très fines. M. Vossler a beau vouloir ferrailler dans l'histoire, il n'y arrive pas; son tempérament se montre absolument rebelle à cet exercice. Mais on ne mime pas le geste d'autrui sans changer quelque peu ses façons à soi. Les premiers chapitres de M. Vossler ne se ressentent pas encore outre mesure de ses préoccupations d'historien conjecturiste: nous sommes au début de l'ouvrage, et le besoin de hâter la conclusion n'est pas pressant. Mais au fur et à mesure qu'on approche de la fin, sa critique esthétique perd ses qualités habituelles de pénétration et de finesse. Elle devient tout à fait insuffisante dans l'analyse de la pièce *Compaigno, tant ai agutz.* A propos du vers *Non m'azauta cons gardatz ni gorcs ses peis*, M. Vossler observe: *gemeine Naturmoral.* C'est vrai, mais nous en avions quelque pressentiment en nous apercevant que M. Jeanroy avait dû négliger de traduire cette pièce, dans son édition, pour ne pas mettre notre pudeur à une trop rude épreuve. *Senher Dieus, quez es del mon capdels e reis, Qui anc premiers gardet con, com non esteis?* L'invocation à la divinité, forme, nous révèle-t-on, avec la grossièreté de

[1]) *Sprache als Schöpfung und Entwicklung* (Heidelberg 1905) p. 95.

l'idée exprimée, un pénible contraste. C'est encore vrai, mais les miss et les mistress anglaises que nous avous eues pour camarades d'études nous ont par trop souvent assuré que cette pièce était *shocking*, *awfully shocking* pour que nous nous permissions de concevoir le moindre doute à cet égard. Le contraste entre la grossièreté cynique et le pieux pathos, qu'il soit intentionnel ou non, est toujours le signe d'un art barbare, ajoute M. Vossler, et avec cette phrase il est au bout de son latin. C'est tout ce qu'il sait nous apprendre au sujet de cette pièce. Mais ou cette phrase n'est qu'une nouvelle manifestation de l'humeur que M. Vossler éprouve à la lecture de notre chanson, et alors elle n'ajoute rien aux révélations précédentes, ou bien elle constitue un jugement esthétique, et dans ce cas elle serait assez singulière. Car outre qu'au point de vue esthétique un contraste accidentel diffère un peu d'un contraste intentionnel, il convient de se rendre compte que là où la grossièreté devient cynique, l'intention est nécessairement présente. Est-il, au surplus, bien certain que le procédé qui agace M. Vossler eût souri à un ostrogot? Voici deux couplets pleins de *Witz des Zynikers* et qui ne manquent pas de *Pathos des Predigers*:

Meum est propositum in taberna mori;
Sit uinum appositum morientis ori,
Ut dicant, cum uenerint, angelorum chori:
„Deus sit propicius huic potatori".
Magis quam ecclesiam diligo tabernam;
Ipsam nullo tempore spreui, neque spernam,
Donec sanctos angelos uenientes cernam
Cantantes pro ebriis requiem eternam.

Ces vers sont libres, mais ils ne sont pas d'un rustre. Ils peuvent offusquer un dévot et provoquer l'indignation d'un adhérent de la Croix Bleue, mais ils ne dénotent nullement la main d'un sauvage naïvement brutal de l'époque des invasions.

Si les poésies licencieuses de Guillaume n'ont pas trouvé grâce devant M. Vossler, la chanson *Pos de chantar* où le comte prend congé du monde n'a guère été jugée moins sévèrement par lui. Cette pièce déplaît à M. Vossler, et il nous en dit ses raisons. Cela nous renseigne sur ses goûts poétiques, et nous ne nous en plaignons pas. Mais l'opinion de M. Vossler lui est personnelle; la plupart des lecteurs de Guillaume de Poitiers, à commencer par Diez, se sont trouvés émus par cette chanson. M. Vossler le sait, mais il n'en a cure. Il a tort parce que la fonction de la critique esthétique n'est pas de motiver, même avec ingéniosité, des prédilections ou des aversions individuelles, mais bien d'étudier les moyens grâce auxquels le poète a produit sur ses lecteurs l'effet esthétique voulu par lui. M. Vossler me répondra sans doute qu'il n'est pas facile d'expliquer à d'autres ce qu'on ne

comprend pas soi-même, et que, n'entendant rien à notre émotion, il est embarrassé de nous en expliquer les causes. C'est une opinion. Ce qui m'y inquiète, c'est que M. Vossler, qui tient aux étiquettes, veut que la critique esthétique porte celle de la science, et que je ne suis pas bien certain que les terminologistes, qui sont des gens pédants, consentent à faire cet innocent honneur à une critique impressioniste. Car des goûts et des couleurs on ne dispute pas, et les raisons de nos préférences personnelles n'ont pas la force convaincante nécessaire pour s'imposer à autrui. Elles nous éclairent sur l'état d'esprit du critique plutôt qu'elles ne contribuent à nous faire mieux comprendre l'œuvre critiquée. Je sais fort bien que tout notre savoir est plus ou moins subjectif, et que, quoi que nous fassions, notre moi déteindra toujours sur notre science. Mais il ne faut pas ériger en principe ce qui n'est qu'une infirmité de notre entendement. Le goût des hommes est variable, mais il n'en est pas moins vrai que notre sens du beau repose sur un certain nombre de notions communes à tous. La critique esthétique gagnerait à faire abstraction de ce qui est particulier au critique pour n'opérer qu'avec le sens esthétique commun. A défaut de raisons théoriques, le simple souci de l'équité lui commanderait d'agir ainsi. Car les troubadours, je le dis sans mauvaise intention, ne composaient pas leurs chansons pour le déduit particulier de M. Vossler, mais pour le plaisir de tous les amis de leur art, et il est peu équitable de tancer vertement le comte de Poitiers parce qu'il manque un succès qui n'entrait peut-être pas dans ses prévisions.

Paris. JEAN ACHER.

**Deux anciens poèmes inédits sur saint Simon de Crépy,** publiés avec une introduction, des notes et deux glossaires par E. Walberg. Lund, 1909. (Extrait des *Ann. de l'Université de Lund*, nouv. série, section I, vol. 6.) 93 pages in 8⁰.

Dans ce volume, imprimé avec un rare soin, M. Walberg publie deux petits poèmes sur s. Simon de Crépi: 1⁰ *Dou conte Symon*, en alexandrins accouplés deux par deux, incomplet de la fin; 2⁰ *L'histoire du filz du conte de Crespi* en vers de huit syllabes, extrait du *Tombel de Chartrose.*

L'introduction comprend, outre une étude, sobre mais précise, sur le saint et sa légende, des notices détaillées sur la tradition manuscrite, la langue, la versification et la date des deux poèmes. Le seul reproche qu'on puisse faire à M. Walberg, c'est d'avoir mis un peu de pédanterie dans la composition de ces notices. Je ne vois vraiment pas l'intérêt de citer, p. ex., à propos de la rime bien connue *Pere* (Petrum): *pere* (patrem), de nouveaux

exemples de ce traitement ni de répéter, à l'occasion de la forme *femier*, une explication banale de la forme moderne *fumier*, ni d'appuyer par l'autorité de MM. Rydberg et Nyrop la forme, si fréquente à la basse époque, du pron. pers. ton. masc. dat. *li*, ni d'observer au sujet du mot *misere*: „inutile de dire que c'est un mot savant." Oui, c'est parfaitement inutile, et c'est pourquoi cette phrase, comme bien d'autres encore dans l'introduction de M. Walberg, est de trop. Cette réserve faite, je n'ai qu'à louer l'auteur. Son étude, claire et précise, est très bien conduite. Il s'y est pourtant glissé quelques erreurs assez fâcheuses. P. 18. *aisius* (*plus aigres qu'aisius* 28) est le nom. non de l'adjectif *aisif*, mais du substantif *aisil*, vinaigre. — P. 20 n. 4. *afaire* n'est pas souvent masc. en vieux français (M. Walberg éprouve le besoin d'en citer des exemples!), il l'est toujours. — P. 22. *voir*, *poir* du ms. doivent s'interprêter non comme les formes amuïes par le copiste de *v*[*e*]*oir*, *p*[*o*]*oir*, mais comme *voïr*, *poïr*, formes usuelles dans le Nord. — P. 22. La conservation parfaite de la déclinaison dans un texte qu'on attribue à la Picardie n'autorise pas à le dater de la première moitié du XIII^e^ siècle ou „peut-être déjà de la fin du XII^e^ siècle", la persistance tardive de la déclinaison étant précisément caractéristique pour cette région.

L'étude de la versification est exempte de ces négligences, mais on est surpris que M. Walberg n'ait pas éprouvé le besoin de nous renseigner sur la manière dont se comporte la césure dans le poème *Dou conte Symon*, lequel est écrit en alexandrins. Un vers où la coupe ne pourrait être faite qu'en séparant des mots étroitement liés ensemble, comme p. ex. *Ou cil sont dont li sains / evangile raconte* 20 est-il isolé ou fréquent dans le poème? Il importerait d'être renseigné à ce sujet.

Les deux textes sont édités avec soin. La tradition manuscrite du poème en octosyllabes, qui date de la première moitié du XIV^e^ s., étant fort satisfaisante, M. Walberg n'a pas eu beaucoup de peine à en établir le texte critique. Il n'en a pas été de même du poème en alexandrins, dont le manuscrit unique, dû à un copiste assez négligent, avait fréquemment besoin d'être emendé. M. Walberg s'est acquitté avec beaucoup de tact et de goût de cette tâche délicate. Je n'ai que très peu de remarques à présenter sur cette partie de son travail. V. 23. je maintiendrais la leçon manuscrite *Que. C. dobles li ert son bien guerredonnés*, qui est aussi correcte que la leçon conjecturale de l'éditeur: *Qu'a. C. dobles.* — V. 84. Lisez: *Que par. I. poi qu'il n'est de puor* (ms. *paor*) *entouchiez*, en entendant: „que pour un peu il serait empoisonné par la puanteur." — V. 100. *I. crapaut enchancous*, lisez: *enchauçous*. Sauf erreur, ce mot n'a encore été signalé dans aucun texte. Sa formation et sa signification sont pourtant transparentes: c'est un adjectif formé sur le subst. *enchaus*; son sens ne peut être que „agressif". — V. 104. *desouz*, lisez:

*desour* cf. v. 120. — V. 112. *effué*, que M. Walberg est si embarrassé d'expliquer, est le participe passé d'un verbe dont la forme normale est, à l'infinitif, *esfoïr*; on sait que la conjugaison de ce verbe, comme celle de beaucoup de verbes en *-ir*, est fortement influencée par celle des verbes en *-er* (cf. Risop, *Stud. z. Gesch. der frz. Konjug. auf -ir*, aux endroits indiqués à l'index *h. v.*); le verbe *desfoer*, un doublet de *desfoïr*, a exercé ici en particulier son influence. Le sens du passage est: „j'ai eu grand tort de déterrer le cadavre de votre père (cf. v. 97, 19); le sergent qui vous a dit tantôt la vérité, ne vous a point conté une fable."

Le texte de chacun des deux poèmes est suivi de notes explicatives et d'un glossaire. Dans les „notes", il y a de nouveau des remarques bien pédantes, comme p. ex. celles où l'on nous apprend que l'emploi d'*avoir mort* = avoir tué „se retrouve encore de nos jours aussi bien en italien qu'en espagnol", que l'omission du régime pronominal direct 3^e^ ps. devant un régime pronominal indirect 3^e^ ps. (*li* seul pour *le li*) est fréquente en vieux français, qu'*erre*, ailleurs *oirre* iter, est une forme modifiée sous l'influence d'*errer* (pourquoi pas un substantif formé directement sur *errer?*), que fr. mod. *miroir* n'a pas le même suffixe que le v. fr. *mireor* etc. etc.

Les glossaires sont assez copieux, mais on ne saisit pas le principe dont l'auteur s'est inspiré pour les composer. Ce ne sont ni des glossaires des mots rares ou difficiles ni des glossaires complets. Il serait vraiment temps que les éditeurs des anciens textes prissent l'habitude de mettre un peu plus de discernement dans l'accomplissement de cette partie de leur travail. Les personnes qui lisent les textes vieux français n'ont pas besoin qu'on leur explique la signification des mots tels que *ainc*, *ainz*, *amender*, *andeus*, *aparant*, *apendre*, *apert*, *aucun*, *bon*, *chaloir* etc. Par contre, elles ne seraient pas fâchées de connaître l'étendue du vocabulaire des poètes qu'ils lisent, et quand il s'agit de textes aussi courts que les deux poèmes publiés par M. Walberg, elles pourraient même, semble-t-il, demander à l'éditeur de relever tous les vocables en indiquant *tous* les passages où ils se rencontrent. L'exemple donné si heureusement par M. de Boer dans son édition de *Philomena* mériterait d'être suivi.

Le livre se termine par une copieuse „Bibliographie". En contemplant cette longue liste (trois pages de petit texte), un lecteur non prévenu pourrait être tenté de croire que le mince sujet de la légende de s. Simon de Crépi avait fait couler des flots d'encre depuis le XVII^e^ siècle jusqu'à MM. Meyer-Lübke et Nyrop. Il n'en est évidemment rien, et la „Bibliographie" de M. Walberg n'est qu'une liste des ouvrages consultés par lui à un titre quelconque. Aussi son utilité est-elle médiocre. D'autant plus médiocre que M. Walberg cite les collections comme le *Journal des Savants*, la *Romania* ou les *Acta Sanctorum* des

Bollandistes sans indiquer le volume et la page auxquels il se réfère. Le but de l'auteur, qui était de nous montrer l'étendue précise de ses lectures, se trouve ainsi manqué.

Paris. JEAN ACHER.

Vorstehender Besprechung sei mir verstattet einige Bemerkungen über die Reimkunst des Alexandriner-Textes hinzuzufügen: Über die Reime des ersten Textes bemerkt der Herausgeber nur, daß 42 der 161 (richtig 162) Reime weiblich und 52 der männlichen Reime „leonimisch" seien, die anderen seien bis auf wenige Ausnahmen „reich" und hebt hervor, daß *plusieurs exemples* der Bindung eines Reimwortes mit sich selbst begegneten. Demgegenüber ist zu konstatieren, daß der Dichter sichtlich bestrebt war homonyme oder derivative Reime zu verwenden. Ich zähle im ganzen 91, welche so bezeichnet werden müssen. Davon sollen nach W. 55 *a .I. cop* und 203 *diex vous delivrera* dem Kopisten zur Last fallen. Weitere homonyme Reime sind 161 *gens* (Leute), 193 *munde* (Welt), 255 *departirent*: *se d.*, 107, 197 *grant*: *en g.*, 93 *a gré*: *de g.*; 25 *avoir* sb: inf., 121 *bo(i)che* (Mund): (3s. c. v. *bouter)*, 97 *conte* (Erzählung): (Graf), 191 *conté* (sb.): (p. p.), 273 *main* (Hand): (Morgen), 53 *mains* (Hände): (weniger), 181 *manoir* (inf): (sbst.), 265 *nus* (blos): (keiner), 167 *oïe* (pp.): (sbst.), 199 *poings* (Fäuste): (Punkt), 321 *ne point*: a p., 33 *rotiers* (sbst.): (adj.), 37 *saus* (Sou): *(salvos)*, 1 *savoir* (inf): (sbst.), 91 *sort* (3 s.): (sbst.); 65 *aperte*: *à perte*, 35 *apris*: *à pris*, 231 *faut riens*: *fauriens*, 135 *la tour*: *l'atour*, 187 *navrés*: *n'avrez*. Unter den derivativen Reimen reimt entweder Simplex: Kompositum: 225 *malaise*: *aise*, 307 *mesaises*: *aises*, 283 *batre*: *comb.*, 141 *chief*: *meschief*, 115 *cole*: *escole*: (3 s.), 211 *desconfortez*: *conf.*, 17 *conter*: *mesc.*, 165 *conté*: *rac.*, 9 *contee*: *rac.*, 95 *racorus*: *c.*, 147 *croive*: *mesc.*, 41, 227, 237 *fait*: *meff.*, 59 *faite*: *parf.*, 303 *fist*: *forf.*, 235 *juré*: *parj.*, 157 *lessier*: *esl.*, 201 *livre*: *del.*, 47 *demetre*: *m.*, 195 *munder*: *esmonder*, 77 *ovrir*: *descovrir*, 79 *overs*: *desco.*, 313 *partir*: *dep.* 213 *parti*: *dep.*, 317 *departie*: p., 315 *departirent*: *p.*, 185 *esperdu*: *p.*, 7 *prandre*: *ap.*, 201 *pris*: *apris*, 119 *seoir*: *ras.* 125 *servi*: *des.* 101 *torné*: *atorné*, 49 *tout*: *partout*, 311 *vint*: *conv.*, 137 *aviegne*: *veigne*; 19 *conte* (sbst.): *rac.* (3 s.), 81 *fiere* (adj.): *afiere* (3 s. c.), 67 *defois* (Schutz): *fois* (Mal), 69 *eforce* (3 s.): *force* (sbst.), 123 *confus*: *fus* (2 s.), 45 *gieu*: *Mongieu*, 207 *delai* (sbst.): *lai* (1 s.), 179 *demandez* (2 pl.): *mandez* (pp.), 117 *esmerveille* (3 s.): *merveille* (sbst.), 269 *peüssent* (v. *peoir*): *repeuissent* (v. *paistre*), 243, 271 *semble* (3 s.): *ensemble* (adv.), 177 *tort* (sbst.): *retort* (3 s. c.), 43, 131 *vie* (sbst.): *renvie*, 233: *renvie*; oder Kompositum mit Kernpositum: 159 *devant*: *avant*, 5 *enbracier*: *reb.*, 23 *guerredoner*: *adonner*, 245 aprist: esprist, 3 maintenir: retenir, 75 convint: avint, 135 *desvoloir*: *bienvoloir* 135. Unter den von W. als leo-

nimische oder reiche Reime aufgefaßten finden sich zweifellos noch manche, die der Dichter als homonyme oder derivative Reime aufgefaßt hat z. B.: 39 *menu*: *(com)me nu*, 51 *estote*: *toute*, 109, 293 *merci*: *ci*, 21 *moi*: *amoi*. Beachtung verdient auch, daß er öfters nicht einfach leonimisch (vom Vokal vorletzter Silbe aus), sondern reich leonimisch (vom Cons., der dem vorletzten Vokal voraufgeht, an) reimt, 151 *aconsummés*: *son més*, 215 *vestément*: *justement*, 279 *conscïence* : *pacïence*. Interessant sind ferner Reime, die ich als doppelt reiche bezeichnen möchte (bei Verschiedenheit des Vokals vorletzter Silbe reimt der diesem voraufgehende Konsonant): 13 *Simons*: *semons*, 71 *moustier*: *mestier*, 85 *l'avoit*: *le voit*, 127 *faussetés*: *assotés*. Auch die grammatischen Reime 17—20, 49 bis 52, 77—80, 193—196, 201—204, 313—318 sind beabsichtigt, und zu ihnen gesellen sich analoge Spielereien im Innern der Verse.

Greifswald. E. STENGEL.

**Järnström, Edw.** *Recueil de chansons pieuses du XIII^e^ siècle*, tome I. (Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B. Tom. III. no. 1.) Helsinki [= Helsingfors] 1910. Suomalaisen Tiedeakatemian Toimituksia. 176 + IV pages in $8^0$.

M. Järnström publie ici la première partie d'un recueil de chansons pieuses qu'il a entrepris de former sur le conseil de M. Bédier. Les poésies réunies dans ce volume ne donnent pas une idée bien avantageuse du talent des trouvères dévots qui les ont composées. Elles sont, sauf de très rares exceptions, d'une médiocrité désolante, et comme la plupart d'entre elles ont déjà été publiées ailleurs,[1]) on peut se demander si MM. Bédier et Järnström n'ont pas présumé un peu de l'intérêt de ce pitoyable fatras en le jugeant digne d'une édition collective.

L'utilité de cette publication est d'autant plus restreinte que la partie musicale en est complètement bannie. Ce n'est pas que M. Järnström juge la musique des trouvères dépourvue d'intérêt. Bien au contraire, il professe d'excellentes idées à son endroit, mais il s'excuse de „ne pas posséder les dispositions et les connaissances nécessaires“ (p. 17) pour aborder l'étude mélodique des chansons publiées par lui. Je crains bien que M. Järnström ne préjuge trop de son ignorance. Les trouvères dont il édite les œuvres étaient, pour la plupart, des imitateurs, comme il l'a fort bien reconnu lui-même. Il s'agissait donc d'identifier les mélodies qu'ils avaient empruntées en les com-

[1]) Il n'y a que dix pièces inédites dans ce recueil, qui en compte soixante cinq. Ce sont les nos: XXV à XXIX, LVI à LVIII, LXIV et LXV.

parant à celles qui se lisent au-dessus du texte des chansons dont la structure strophique a été, elle aussi, imitée par nos pieux rimeurs. Et cette comparaison n'exigeait que des connaissances très sommaires; M. Järnström les aurait acquises facilement en l'espace d'une demi heure. Les intervalles musicaux sont, en effet, indiqués, dans les chansonniers français et provençaux, par des écartements en hauteur qui correspondent au mouvement ascendant ou descendant de la mélodie et qui sont aisément mesurables grâce aux lignes, munies de clefs, des portées musicales. Rien n'est donc plus simple que de comparer le contour de deux mélodies. L'aide d'un musicien, qui n'a nullement besoin d'être musicologue, suffirait au besoin pour apprécier la valeur des variantes qu'on pourrait rencontrer dans l'ornementation de certaines notes du modèle, plus riche ou plus pauvre par rapport à celle des notes de la chanson imitée.

Cette remarque faite, il convient de rendre hommage à la manière dont M. Järnström a conçu sa publication. Après une courte introduction, qui contient une description des manuscrits et une appréciation sommaire des poésies publiées (une étude littéraire plus substantielle semble être réservée pour le tome II), M. Jänström publie les textes en faisant précéder chaque pièce d'une notice divisée en paragraphes suivants: Manuscrits, Editions, Versification et, s'il y a lieu, Classement des mss., Origine [= dialecte dont se servait l'auteur], Auteur. Des notes explicatives, qu'on souhaiterait, à la vérité, un peu moins maigres, suivent le texte.

Le morceau de résistance des notices préliminaires constitue l'étude de la versification. On regrette que dans cette étude M. Järnström ne consacre pas la moindre remarque à la césure des décasyllabes, qui sont pourtant assez nombreux dans le recueil.[2]) Même quand il rencontre, dans une pièce en décasyllabes à césure régulière sur le temps fort de la deuxième mesure musicale, un vers aussi choquant que *Quar nus ne s'i porroit tant asservir* XXI, 5, il passe sans y prêter attention.

Le texte des chansons est établi convenablement; un errata de dimensions inusitées y apporte, au surplus, de menues améliorations. Le glossaire est venu moins bien. Je ne parle ni de quelques articles défectueux ni même d'un penchant de M. Järnström de se contenter par trop souvent de rendre le sens des vieux vocables *grosso modo*, par des à peu près, parfois tout à fait insuffisants; ce sont là des défauts d'exécution dont il serait injuste de s'offusquer outre mesure. Mais ce qu'on ne peut laisser passer sans protestation, c'est l'aménagement même du glossaire. On chercherait vainement le principe qui a guidé

[2]) Deux fois seulement M. Järnström accorde, par exception, son attention à la césure, dans les notes sur les vers XXXVII, 9 et LIX, 29.

M. Järnström dans l'accomplissement de cette partie de son travail: c'est son bon plaisir seul qui semble avoir décidé que tel mot serait enregistré au glossaire et que tel autre en serait écarté. M. Järnström pouvait évidemment se dispenser de munir sa publication, qui est un recueil factice de pièces de provenances diverses, d'un vocabulaire complet conçu sur le modèle de l'index de *Philomena* de M. de Boer, mais au lieu de se borner à donner la traduction plus ou moins fidèle de vocables choisis au petit bonheur, il aurait pu imiter l'exemple donné par M. Appel en son édition de *Balaam et Josaphat* et faire un glossaire qui contribuât réellement à nous renseigner sur les façons de s'exprimer des poètes publiés dans le recueil.

Je termine par quelques observations de détail.

P. 16. C'est moins dans les sermons, les litanies et les prières que dans la poésie religieuse latine qu'il faut chercher l'origine des lieux communs que développent les trouvères dévots. — C'est aussi a tort que M. Järnström a cru pouvoir s'attendre à rencontrer dans les chansons pieuses des „traits se rapportant à la vie courtoise et aux mœurs féodales". La dévotion n'a rien à faire avec la courtoisie ni avec l'organisation féodale de l'ancienne France.

Pièce II. M. Järnström semble employer les termes *syrma* et *pedes* dans un sens absolument opposé à celui que Dante attribuait à ces vocables. — V. 15. La leçon de *C* est préférable à celle adoptée dans le texte.

Pièce III. Dans les vers dont il s'agit il n'y a pas de coupe, mais bien pause après la cinquième syllabe. — Un décasyllabe ordinaire n'a rien de commun avec le vers formé par la réunion de deux vers de cinq syllabes, voy. Beck, *Melodien der Troubadours* p. 183, sqq., un ouvrage dont la connaissance est indispensable aux éditeurs des poésies lyriques.

Pièce XIX, 31. En abandonnant la leçon de *V*, l'éditeur perd de vue que *mes (magis)* est attesté par l'accord des deux mss., qu'il donne un sens satisfaisant et que le texte critique obtenu par le mélange confus des leçons des deux mss. est d'un français bien contestable et passablement obscur.

Pièce XXI, 4. En séparant convenablement les lettres, on obtient la leçon irréprochable *Or ai mespris, mes entend reservir*, garantie par l'accord des deux mss., que M. Järnström abandonne pour proposer une leçon conjecturale dont le moindre défaut est de répéter la rime du vers 2.

Pièce XXV, 9. La Vierge est appelée ici *Mere sanz acointier pareil.* M. Järnström fait là-dessus l'observation suivante: „*pareil* est neutre", sans dire comment il entend ce vers où il n'y a pas, semble-t-il, de place pour un neutre. J'entends par *pareil* (acc. sg. masc.) le mari de Notre Dame, et je traduis: Mère, sans avoir connu (textuellement: sans connaître) charnellement le mari.

Pièce XXVI. Toute la remarque est à biffer. Il n'est pas question d'engager quoi que ce soit *en fief* dans cette strophe. On y fait l'hommage lige, ce qui est très loin d'être la même chose. — L'auteur de la pièce n'y proteste nullement de son intention de ne pas prier devant l'image de la Vierge. La *lijance* qu'il lui fait comporte, comme on le pense bien, ce „servise". — *Conbateor* du v. 26 sont évidemment des champions et non des jongleurs. Sur la coutume de faire raser le chef des champions avant le combat voy. Ducange-Henschel, v⁰ *campio* t. II, p. 66, un autre ouvrage que M. Jänström a le grand tort de bouder.

Pièce XXVIII, 8. La correction de M. Wallensköld (p. 111) est à rejeter. Il faut lire *Que mes cuers muet de pesance.* La 3ᵉ pers. sg. prés. ind. de *movoir* a été fautivement lue par le copiste du ms. ou par l'éditeur *mues.* Le sens du vers est: que mon cœur se départit de sa tristesse, textuellement: qu'il s'en éloigne, s'en sépare.

Pièce XXXII, 4 sq. Il faut conserver l'excellent texte du ms., en ponctuant: *Ki s'onor ait, en honor et en pris Serait moneis el grant jor del juïs. Moneis*, que l'éditeur n'a pas compris, est la forme lorraine du part. pas. du verbe dont l'équivalent français est *mener.*

Pièce XXXIV. A la liste des imitations de la mélodie *Quant voi la glaie mëure* (Ray. 2107) il convient d'ajouter une chanson latine d'Adam de la Bassée publiée dans les *Analecta hymnica* XLVIII n⁰ 313 p. 303.

Pièce XXXV. La note est à biffer. Le sens du vers est: et encore je ne faiblis point dans mon péché, je continue d'y demeurer.

Pièce XLVII, 11. J'ai les plus grands doutes sur l'exactitude de l'interprétation proposée dans la note sur ce vers. Je crains que l'idée d'un ciel „ombreux, agréable par la fraîcheur" ne soit plus musulmane que chrétienne, et je propose de voir, dans le vers 11, une incise venant interrompre la suite des idées exprimées dans les vers 10 et 12 („De qui la douceur rassasie tout le monde, cette douceur où l'on prend d'autant plus grande part qu'on s'humilie davantage") et signifiant: grâce à vous l'enfer nous perd.

Pièce XLIX, 28. La note est à biffer. *Mairier son grant duel* est une expression stéréotype à laquelle il n'y a rien à changer, voy. p. ex. *Por ces. II. fix son grant duel maine et maire* RCambr. 2634 (incompris par l'éditeur au gloss. v⁰ *maire*). L'idée du moyen âge semble avoir été qu'en épanchant sa douleur, on la ramollissait comme de la cire (*mairier* est le mot technique pour désigner l'action de pétrir la cire, action envisagée, bien entendu, au point de vue de l'effet produit), qu'on l'épuisait en quelque sorte comme si l'on la macérait ou mortifiait.

Pièce L. L'étude que M. Järnström consacre à la versification de cette pièce est à rayer. Voici comment j'entends la structure rythmique et strophique de cette chanson.[3])

| | |
|---|---|
| 7 + 6 ⏑ | De la mere Jesucrist˙, chansonette voil faire, |
| *id.* | Qui par sai bontei conquit˙ lou regne et lou dowaire |
| 8 ⏑ ⏊ | Et lou siege de paraidix; |
| *id.* | De son chant tous me resbaudis. |
| 6 ⏑ ⏊ + 6 ⏑ ⏊ | An joie et an desdut˙ dovons nous estre tuit, |
| *id.* | Car bien nos puet aidier˙ et metre an son condut. |

Les deux premiers vers sont formés chacun par la réunion de deux vers courts, à savoir 7 ⏑ ⏊ et 6 ⏑ ⏊ ⏊. C'est une imitation du vers latin médiéval *Chórus prómit uírginúm˙ iam gaúdiá milléná*, qui lui-même n'est qu'une variété du vers dit des vagants: *Méum ést propósitúm ín tabérna mórí*,[4]) variété où la syllabe anacrousique du deuxième hémistiche (*iam*) occupe la place de la pause séparant les deux hémistiches du vers-type.[5]) Les vers de huit syllabes n'appellent pas d'observation. Pour ce qui est des alexandrins, je les rythme, ici comme ailleurs, en premier mode 6 ⏑ ⏊ + 6 ⏑ ⏊, bien que M. Beck propose de les lire, en principe, en troisième mode.[6])

L'auteur de notre pièce recherche la rime à l'hémistiche sans pourtant vouloir s'en faire une obligation. Ce sont surtout les alexandrins qui le tentent; aussi la licence qu'il se permet dans les deux dernières strophes, où ces vers riment chacun avec son hémistiche et avec son hémistiche seulement, ne choque-t-elle

[3]) Je marque la place de la césure par un point mis au-dessus de la ligne. J'indique la structure rythmique de chaque vers en notant, à gauche du texte, le nombre de syllabes et la cadence finale de chaque membre, ce qui suffit, même pour les personnes les moins familières avec la théorie de l'interprétation modale, à reconnaître le ryth e du vers.

[4]) Les deux vers apparaissent en effet simultanément, voy. W. Meyer (de Spire), *Gesammelte Abhandlungen z. mittellat. Rythmik* (1905) I p. 304 et p. 308.

[5]) Cette pause se réduit donc nécessairement, dans notre vers, à une césure (coupe). — Avec la terminaison masculine, notre vers se rencontre dans un motet de Wolffenbüttel (Stimming XXXI) *Quant froidure trait a fin˙ encontre la saison*, ce qui correspond au latin *Agminá militié˙ celéstis ómniá*, voy. Beck, *Melod. der Troubadours*, p. 188. — D'autres exemples de ce vers, avec une explication singulière, dans Jeanroy, *Origines de la poésie lyrique* p. 352.

[6]) *op. cit.* p. 188. J'avoue ne pas comprendre comment M. Beck, qui, d'accord avec les *Leys d'amors*, décompose très exactement l'alexandrin en deux vers courts de six syllabes chacun, a pu s'aviser de le comparer au vers de neuf syllabes. Pour moi, l'alexandrin français est inséparable de l'alexandrin latin du moyen âge, lequel, ayant l'antépénultième syllabe de chaque hémistiche obligatoirement accentuée (les infractions, peu nombreuses, à cette règle sont des licences), ne peut être rythmé qu'en premier mode: *ĕxpōnĕns prōfĕrām˙ sŭb laūdŭm tītŭlīs.*

pas outre mesure. — Le premier hémistiche de str. II, v. 2 est trop court, mais la correction proposée dubitativement par M. Järnström est peu heureuse. Je lirais: *Bien lai dov[e]roit avoir˙ chascuns en remembrance.* — Le premier vers de la str. III est correct; c'est M. Järnström qui l'a défiguré en se méprenant sur la place de la coupe. Il faut lire: *Quant Deus voit ke sa meire est˙ a genous por lou monde.* — Au lieu de lire l'avant-dernier vers de la str. IV: *Bien avez siaz rescous˙ ke venut au dezous* et de proposer, en note, la correction: *ke venut sont dezous*, qui n'améliore guère le texte, je lis, sans rien changer au manuscrit, mais en en interprétant convenablement la graphie: *k'Eve mit au dezous.*

Pièce LI, 5. La note est à biffer. *Querele* ne signifie pas „tort", mais désigne le procès qui se plaidera au jugement dernier. Le sens du vers est: augmentera les chances du salut éternel. — De même la note du v. 8 est à rayer.

Paris. JEAN ACHER.

**Lanson, Gustave.** *Manuel bibliographique de la littérature française moderne* 1500—1900, t. II dix-septième siècle. in 8⁰. XIX + S. 239—529. Paris, Hachette et Cie. 1910. 4 fr.

In dankenswerter Weise hat bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes Lanson den zweiten Band seines bibliographischen Handbuches zur neueren französischen Literaturgeschichte folgen lassen. Wie im ersten Bande, so ist auch hier Vollständigkeit nicht erstrebt. Das Werk richtet sich nach des Verfassers Absicht in erster Linie an die Studenten und Lernenden. Aber auch dem Forscher wird es eine willkommene und schätzenswerte Basis für seine Arbeiten werden. Neuerscheinungen der literarhistorischen Forschung und Kritik sind bis zum Jahre 1909 einschließlich berücksichtigt.

Die Benutzung wird mit Hilfe des Inhaltsverzeichnisses auch dem Anfänger nicht allzuviel Schwierigkeiten bereiten; immerhin wird eine gewisse Vertrautheit mit der Literatur des Jahrhunderts vorausgesetzt.

Die Anordnung ist zu billigen. Nicht ganz verständlich ist, warum in Kapitel VII Libertins und Jansenisten zusammengeworfen sind. Der Nichteingeweihte könnte zu der Annahme verleitet werden, er habe es hier mit gleichen oder ähnlichen Stimmungen zu tun; auch die Anschauungen des schon etwas Fortgeschrittenen möchten leicht in Verwirrung geraten. Der Gedanke etwa, daß der Jansenismus ganz besonders geeignet gewesen ist, die Libertinage des Jahrhunderts zu bekämpfen, würde noch nicht die von Lanson getroffene Disposition rechtfertigen.

In erfreulichem Gegensatz zu dem ersten Bande sind nur sehr wenig Fehler im Druck deutscher Namen und Büchertitel zu verzeichnen. No. 3418 heißt es Schutz Gora statt Schultz-Gora.

Ein allerdings nicht vollständiges Verzeichnis der Errata des ersten Bandes ist dem zweiten Bande beigegeben.

Gießen. WALTHER KÜCHLER.

**Sturel, René.** *Jacques Amyot, traducteur des Vies Parallèles de Plutarque.* Avec quatre fac-similés. Paris, H. Champion, 1909. (Bibliothèque Littéraire de la Renaissance, dirigée par P. de Nolhac et L. Dorez. Première série, tome huitième). XVI, 646 S.

Diese aus Studien an der Pariser Universität hervorgegangene, G. Lanson zugeeignete Arbeit ist ein Muster philologischer Akribie. Ein erster „bio-bibliographischer" Teil (1—148) arbeitet sich durch den Wust von Anekdoten und falschen Angaben hindurch, der das Leben Amyots umsponnen hat, und stellt unter Benutzung aller Hilfsmittel, der Ausgaben, kollationierten Exemplare und Handschriften Amyots mit möglichster Genauigkeit alle Tatsachen und Daten fest, die für die einzelnen Stadien seiner lebenslangen Arbeit an der Plutarchübersetzung von Wert sind. Der zweite Teil (149—594) untersucht die Übersetzung selbst nach Inhalt, Sprache und Stil, stellt die Ausgaben und Hilfsmittel fest, deren sich Amyot bedient hat, vergleicht sie mit den verschiedenen Redaktionen der Übersetzung seit den ersten Manuskripten von 1542—46, studiert an den aufeinander folgenden Ausgaben (1559, 1565, 1583 und der posthumen von Morel 1619) immer unter Heranziehung der Vorlagen und Handschriften die Fortschritte des Übersetzers und Stilisten und liefert der selbständigen Nachprüfung ausreichendes Material durch Anführung der zeitgenössischen griechischen Texte. Verschiedene Anhänge, darunter ein Stammbaum der Ausgaben, Fac-similes, Wörter- und Namenverzeichnisse erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Die sprachlich-grammatischen Untersuchungen, die durch einen besonderen Index zusammengefaßt werden, sind wertvoll, aber noch nicht als abschließend zu betrachten.

Die Ergebnisse sind sehr vielseitig. Wir heben nur weniges heraus. Die ersten Franz I. gewidmeten Manuskripte (1542—46), die Verf. entdeckt hat, zeigen noch den Anfänger, der häufig seinem Bestreben nach Klarheit die Genauigkeit opfert. Auf einer vierjährigen Reise in Italien vergleicht Amyot die Handschriften der Markusbibliothek in Venedig und des Vatikans und benutzt die so gewonnenen Varianten für seine erste Ausgabe

(1559), die zugleich einen großen Reichtum neuer Erklärungen, stilistischer Besserungen und das Studium aller zur Zeit zu erlangenden Hilfsmittel aufweist. Mit unermüdlichem Fleiße setzt Amyot in den folgenden Jahren seine Arbeit in demselben Sinne fort, indem er alle neu erscheinenden Werke, auch die deutscher Gelehrter, für die Ausgabe von 1565 berücksichtigt. Einer neuen Durchsicht, bei der alle inzwischen erschienenen Hilfsmittel benutzt wurden, unterzog er seine Arbeit 1580—83, wo die dritte und, bei seinen Lebzeiten, letzte Ausgabe erschien. Den großen Wert der Plutarchübersetzung Amyots, die, wie das Buch von Zangroniz über Montaigne (1906) bewiesen hat, auf einen der berühmtesten Zeitgenossen großen Einfluß übte, findet St. in der trotz aller gelehrten Mittel populären Anpassung des antiken Geistes an die moderne französische, aus der Renaissance aufsteigende Kultur. Seine sorgfältig gefeilte Sprache entwickelt sich immer mehr zum reinen klassischen Französich. So hat er durch Inhalt und Form seines Lebenswerkes das große Zeitalter der französischen Literatur heraufführen helfen.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

**Dr. Armaingaud.** *Montaigne pamphlétaire, l'énigme du Contr'un*, XVI, 341 p. Paris, Hachette, 1910. Fr. 3,50.

Un problème fort intéressant passionne depuis quatre ans les critiques qui s'occupent de la littérature française du seizième siècle. Après avoir publié plusieurs travaux importants sur Montaigne, un médecin bordelais, le docteur Armaingaud, a entrepris de prouver que l'ouvrage intitulé «*Discours de la Servitude volontaire*» ou «*Le Contr'un*», attribué jusqu'à présent à La Boétie, est en réalité, du moins dans ses parties essentielles, l'œuvre de l'auteur des *Essais*, qui en aurait fait un pamphlet contre Henri III.

Le savant admirateur de Montaigne a tout d'abord soumis sa thèse au public dans deux articles de la *Revue politique et parlementaire* (mars et mai 1906). Il en a ensuite défendu vigoureusement les différents points contre ses nombreux contradicteurs. Il vient de réunir tous ses arguments dans un volume fort bien écrit et très bien composé, suivi de nombreux documents et du texte du *Contr'un*, d'après l'édition de 1577.

Il soutient sa thèse avec tant de conviction et d'enthousiasme qu'il a séduit de prime abord non seulement la plupart des lecteurs non initiés, mais aussi des critiques avertis et expérimentés. Tels M. Henri Monod, dans un article récent de la *Revue de Paris*,[1]) intitulé «*Montaigne après la Saint-Barthélemy*», M.

[1]) 1. Mars 1910.

Léon Séché, le savant directeur de la *Revue de la Renaissance*, M. Edmond Huguet, professeur à l'Université de Caen, M. Paul Stapfer, dont on connait les beaux ouvrages sur Montaigne et les *Essais*, M. Edme Champion, dont l'*Introduction à l'étude des Essais* a jeté une lumière nouvelle sur la psychologie de Montaigne, M. E. Courbet, l'auteur de la dernière édition achevée des *Essais*, et, tout récemment, M. Henri Laboue, dans la *Révolution française* (14. Sept. 1910).[2]) Et, comme il était naturel dans un débat qui touche à l'histoire de la Saint-Barthélemy, les théologiens se mêlèrent aux débats: mon cousin, M. Nathanaël Weiss, le savant bibliothécaire de la *Société de l'histoire du protestantisme français*, accueillait avec sympathie l'hypothèse nouvelle et se réjouissait de voir le rôle joué par Montaigne dans la lutte ardente entre les huguenots persécutés et la tyrannie détestée.[3])

En face de ces partisans convaincus de M. Armaingaud se sont levés des adversaires non moins ardents. Citons parmi eux: M. Paul Bonnefon, auteur de livres sur La Boétie et sur Montaigne, qui attaqua la nouvelle hypothèse dans la revue où elle fut émise pour la première fois;[4]) M. Pierre Villey, qui préparait un important ouvrage sur les sources de Montaigne, dans la *Revue d'Histoire littéraire de la France*;[5]) M. F. Strowski, qui travaillait à l'édition municipale des *Essais*,[6]) M. Reinhold Dezeimeris, dans une séance de l'Académie des Sciences et Belles-Lettres de Bordeaux, M. Henri Barckhausen, dans la *Revue historique de Bordeaux*,[7]) M. Joseph Barrère, dans une étude sur La Boétie et Machiavel,[8]) M. Delaruelle, dans la *Revue d'histoire littéraire*,[9]) et surtout le savant professeur de l'Université de Clermont, M. Henri Hauser, dans la *Revue historique* (nov.-déc. 1910) et dans la *Revue Critique* (7 juillet et 10 novembre 1910).

En présence de cette polémique ardente, essayons d'indiquer, aussi impartialement que possible, quelle est la thèse de M. Armaingaud dans son livre récent et quels sont les arguments de ses adversaires.

[2]) De même, parmi les savants allemands, M. Elkan, dans une lettre particulière encore inédite et fort intéressante à M. Armaingaud.

[3]) Bulletin de la *Société de l'Histoire du Protestantisme français*, mars-avril, 1910, p. 187—189.

[4]) *Revue politique et parlementaire*, janvier, 1907.

[5]) Oct.-Nov. 1906.

[6]) *Sur l'objectif réel du Discours de la Servitude volontaire*, Bordeaux, 1907.

[7]) mars-avril 1907.

[8]) *Etienne de La Boétie contre Nicolas Machiavel*, Bordeaux 1908.

[9]) Janvier-mars 1910.

Le point de départ de la démonstration de M. Armaingaud est le fait que, d'après lui, le tyran attaqué dans le *Contr'un* est postérieur à la mort de La Boétie.

Le roi que cet écrivain a pu connaître est un prince beau et vigoureux, adroit et agile, d'une stature imposante et habile à tous les sports de son temps. Henri II est proclamé roi alors que La Boétie avait dix-sept ans. Il succombe dans un tournoi peu avant la mort de l'écrivain. Il est réputé comme écuyer dans le monde entier; il est l'amant de Diane de Poitiers et il a eu de son épouse légitime une dizaine de fils et de filles. Le tyran du *Contr'un*, faible et chétif, sans courage comme sans énergie, «le plus lasche et femelin de la nation», incapable de résister ou de lutter, «à grand peine accoustumé au sable des tournois et empesché de servir à la moindre femmelette», ne peut donc être Henri II.

M. Armaingaud ne voit pas davantage auquel des prédécesseurs de ce monarque pourrait s'appliquer le célèbre portrait du tyran dans le pamphlet (p. 3).

Il est, par contre, un Valois à la physionomie duquel s'adapte en tous points, selon lui, le portrait que nous étudions: c'est Henri III, d'abord duc d'Anjou, roi de Pologne au moment où paraît le premier fragment du *Contr'un* (1574), roi de France depuis plus de deux ans au moment où l'on en publie le texte intégral (1577). M. Armaingaud est donc arrivé à la conclusion que ce portrait du tyran, qui, d'après lui, ne peut être qu'un portrait individuel, «est celui, non du Valois qui régnait quand La Boétie aurait pu le composer, mais du Valois qui allait régner, ou qui régnait en France, au moment où le *Contr'un* a été publié, c'est-à-dire en 1574 et en 1577» (p. 5—6). Car ce prince était tout le contraire de son vaillant père. Tous les historiens dignes de foi le décrivent comme un jeune homme de santé délicate, affaibli quant au physique et plus faible encore quant au moral, épuisé par la luxure et par des vices trop précoces. Autant Henri II était infatigable et amateur de jeux et d'exercices en plein air, autant son fils était craintif et lâche. Il passait pour l'homme le moins courageux et le plus efféminé du pays de France.

Non seulement le portrait du *Contr'un* ressemble donc à l'original historique, mais, dit M. Armaingaud, ce sont précisément les traits les plus inattendus chez le despote type, qui correspondent le mieux à la réalité. L'œuvre n'est donc pas «un traité théorique contre la tyrannie en général: c'est un pamphlet politique» (p. 40). Beaucoup de faits importants qu'elle flétrit sont postérieurs à la mort de La Boétie, étant survenus dans les cinq années qui ont précédé la publication intégrale de la célèbre satire (1577).

Dès lors, il faut cesser d'attribuer le *Discours de la Servitude volontaire* à La Boétie, qui est mort plusieurs années avant que Henri III ait été proclamé roi de France (p. 90). Et M. Armaingaud se voit ainsi amené à en chercher l'auteur parmi les ennemis naturels d'Henri III, dans les cercles protestants et parmi les philosophes, plus enclins peut-être que d'autres citoyens à se faire les apôtres de la tolérance et de l'humanité.

Une fois lancé dans cette voie, notre auteur devait immédiatement songer à Montaigne (1533—1592), dont la mère était protestante, ami lui-même des huguenots, et qui fut précisément contemporain d'Henri III, ayant atteint un âge beaucoup plus avancé que La Boétie.

Cependant, une objection très forte se présentait ici à notre historien.

Montaigne lui-même nous donne le *Contr'un* comme un discours rédigé par un jeune homme de dix-huit ou même, selon une correction postérieure, de seize ans, en l'honneur de la liberté opprimée par la tyrannie. D'après lui, ce pamphlet littéraire aurait été trouvé au milieu des notes que La Boétie, sur son lit de mort, légua à son fidèle ami.[10])

Si cette affirmation devait être prise à la lettre, il faudrait renoncer à voir en Montaigne l'auteur de la satire.

Mais il suffit d'y regarder de près, pour constater qu'elle est sujette à caution. Montaigne s'est hâté de faire paraître les écrits laissés par son ami. Or, le fameux *Discours* ne s'y trouve pas. Comment expliquer cette omission ? Pourquoi Montaigne eût-il différé la publication de l'œuvre qui a été considérée comme l'ouvrage capital de son ami et qui correspondait si bien à ses propres sentiments ?

Et, quelques années plus tard, dans les *Essais*, lorsque Montaigne rédige le beau chapitre sur l'*Amitié*, qu'il nous donne tout d'abord comme une occasion de faire connaître le pamphlet de son ami, on se demande pourquoi il renonce à nous donner la satire promise. S'il ne tient pas sa promesse, c'est donc qu'il en est empêché ,qu'il n'a pas trouvé l'ouvrage en question parmi les papiers de La Boétie.

De toute façon, un doute surgit dans notre esprit relativement à l'affirmation de Montaigne.

M. Armaingaud suppose donc que ce que dit Montaigne n'est qu'une ruse de guerre.[11]) Si, comme nous le faisait pressentir l'étude historique du *Contr'un* et du milieu qui l'a certainement inspiré, l'auteur des *Essais* est aussi celui des parties les plus importantes du *Discours*, on comprend qu'il ait éprouvé le besoin

[10]) v. Armaingaud, p. 42 sq.
[11]) p. 71—74.

de se mettre à couvert sous l'autorité de son ami. Celui-ci, en effet, n'avait plus rien à craindre de personne, ayant échappé par la mort aux poursuites du tyran abhorré.

Dès lors, il est permis, selon M. Armaingaud, de supposer qu'il y avait, en effet, parmi les papiers de La Boétie, une note, une esquisse ou une brève dissertation contre la tyrannie, et c'est cette courte ébauche que l'auteur des *Essais* aurait remaniée, développée, illustrée d'allusions historiques aux événements de son temps.

Dans cette hypothèse, on comprend les analogies d'idées et même de style entre les *Essais* et le *Contr'un*. Retiré dans son habitation du Périgord, Montaigne lance l'anathème contre le tyran. Mais, conformément à son caractère, il le fait prudemment, sans se découvrir. Il veut bien rendre service à ses amis huguenots, mais à la condition de ne pas s'exposer au feu de l'ennemi.

En cela, il ne fait, du reste, que suivre la méthode qui lui avait réussi précédemment. De même qu'il s'était effacé derrière les noms vénérés d'un Plutarque et d'un Sénèque pour lancer dans le public les jugements les plus hardis, de même il se sert du nom respecté de La Boétie pour venir en aide à ses amis persécutés.

Telle est, brièvement résumée, la thèse intéressante et nouvelle du docteur Armaingaud.

Si habilement présentée qu'elle soit, l'argumentation serrée du savant médecin n'a pas réussi à faire diparaître tous les doutes.

M. Bonnefon, dont l'attaque fut la première en date, ne peut admettre que le tyran du pamphlet soit Henri III, et veut que le *Contr'un* soit tout entier et La Boétie.

M. Strowsky accorde à M. Armaingaud que le tyran du *Contr'un* pourrait être un tyran déterminé, mais il prétend que ce tyran est Charles IX et ne peut aucunément être Henri III de Valois.

M. Dezeimeris veut y voir le portrait du roi Charles VI.

M. Villey reconnaît que, si le Discours de La Boétie a subi des remaniements importants, c'est Montaigne qui doit être désigné comme l'auteur ou tout au moins le complice de ces interpolations, mais il nie ces remaniements.

M. Barckhausen cherche à établir que les contemporains de la publication du *Contr'un* n'y ont jamais reconnu les allusions à Henri III et à sa politique; et son élève, M. Joseph Barrère, s'efforce de démontrer que l'auteur du *Discours de la Servitude* a voulu écrire la contre-partie du *Prince* de Machiavel.

A tous ces critiques, M. Armaingaud a vaillamment répondu, d'abord dans des articles de revues ou dans des brochures isolées, puis dans son livre récent.

Mais, le mieux armé de ses adversaires est, sans contredit, M. le professeur Henri Hauser qui, dans la *Revue critique*,[12]) reprend ses arguments un à un et le poursuit jusque dans ses derniers retranchements.

M. Hauser montre que les fragments du *Contr'un*, antérieurs à la publication du texte définitif en 1577, doivent être pris tout d'abord en considération. Or, ils ont paru dès les premiers mois de 1574, dans l'édition française complète en deux dialogues, et dans la seconde édition latine — complète elle aussi — du *Réveille-matin des Français*.

A cette époque, c'est Charles IX et non Henri III qui régnait sur la France. Et, comme la plupart des passages où M. Armaingaud croit démêler un tyran réel sont déjà dans le texte de 1774, ils ne peuvent se rapporter, d'après M. Hauser, à Henri III. «Pas une seule fois, dit le savant critique, ni dans les pièces liminaires du *Réveille-matin*, ni dans les 159 pages du premier dialogue, ni dans les 192 du second, pas une fois le «tyran» n'est identifié avec le roi de Pologne, couramment appelé le «frère du tyran». Partout, sans aucune exception, ces mots: «le tyran», désignent Charles IX, et lui seul. Et c'est contre Charles «que les auteurs provoquent le poignard des Brutus». Ils détestent tout autant, je l'accorde, son frère Henri. Mais ce frère est loin; les Polonais l'ont conduit, lui et ses serviteurs, «captifs sous les lois de leur patrie»; ils veilleront à ce que «jamais plus ces bestes farouches ne retournent pour mordre» les Français. La bête qu'il-faut abattre, c'est l'homme que, par un anagramme transparent, Eusèbe Philadelphe appelle le «Chasseur déloyal», Charles de Valois, ou, comme il dit, en un énergique raccourci, *Charles le Tyran*.»[13])

De plus, M. Hauser prétend, après M. Delaruelle,[14]) que les principales phrases du *Contr'un* contre la tyrannie sont inspirées par des textes antiques. Là où M. Armaingaud croit voir Henri III, il n'y a que Néron; là où l'on croit reconnaître Madame du Guast, il faut lire Poppée.[15])

Il résulte donc pour M. Hauser que, lorsque les huguenots firent pour la première fois usage des fragments du *Contr'un* dans les premiers mois de 1574, ils ne pouvaient songer à les appliquer et ne les ont appliqués en effet qu'à Charles IX. Quelque haine qu'ils aient éprouvée à cette époque pour le roi de

[12]) p. 1—10, No. 27. 1910.
[13]) p. 4—5.
[14]) p. 6 sq.
[15]) p. 8.

Pologne, c'est bien le roi de France, «le chasseur déloyal», qui est pour eux le tyran.

Quoique transformé par l'usage qu'ils en font en un pamphlet politique et révolutionnaire, le *Discours* de la Boétie reste pour M. Hauser l'œuvre d'un rhétoricien, une imitation de textes antiques.

A ces arguments si serrés M. Armaingaud répond dans la *Revue critique* du 13—20 octobre 1910 que, même en 1574, le tyran désigné par le *Contr'un* est, non le roi de France, malade et presque mourant, mais bien Henri de Valois, alors roi de Pologne, qui allait monter sur le trône de France.[16]) Il montre combien peu les détails de la description du «hommeau» concordent avec ce que nous savons de Néron par Tacite[17]) et par Suétone,[18]) et combien la mention de la Pléiade et celle de la Franciade de Ronsard (publiée en 1572) ressemblent à des interpolations qu'on ne peut attribuer à La Boétie.[19])

Et M. Hauser, qui prétend terminer la lutte, réplique, le 10 novembre, toujours dans la *Revue critique*, que dans le texte du *Réveille-matin*, le tyran malmené est 89 fois Charles IX. On ne comprend donc pas comment l'auteur de ces dialogues qui contiennent les premiers fragments connus du *Contr'un*, aurait pu utiliser et insérer un texte qui, tout-à-coup, aurait introduit dans le corps de son ouvrage un autre tyran que celui qu'il attaque. C'est là, peut-être, l'argument le plus fort en faveur de la thèse de M. Hauser. Cependant, la psychologie d'un homme qui utilise et remanie des textes au seizième siècle est, pour le critique moderne, une chose si délicate et si mystérieuse que l'on ne saurait voir dans cet argument une preuve absolument décisive.

On voit que l'intéressant tournoi, dont nous n'avons pu indiquer que les phases principales, est loin d'être entièrement terminé. Bien des polémiques surgiront encore autour du nouveau problème avant qu'une solution définitive intervienne — si tant est qu'elle s'impose jamais.

En attendant la lumière plus complète qui doit jaillir de la discussion, que doit penser, actuellement, le critique objectif et impartial de l'état présent de la question.

Il est bien difficile de prendre parti dès aujourd'hui d'une façon absolument définitive. Personnellement, j'ai tout d'abord été très frappé des arguments de M. Armaingaud; mais une étude plus approfondie du *Contr'un* m'a montré que sa solution

[16]) p. 263—265.

[17]) Annales XVI. 15.

[18]) Nero, 51.

[19]) p. 272—274. Cf. H. Monod, *Montaigne après la Saint-Barthélemy*, *Revue de Paris*, 1 mars 1910.

ne résolvait pas toutes les difficultés soulevées par le célèbre discours.

Ce qui fait la force de M. Armaingaud, ce sont les divergences de vues de ses adversaires. La force de ses contradicteurs réside dans le fait qu'ils oublient leurs propres divisions pour monter à l'assaut de sa thèse.

Ce qui paraît certain, c'est que le problème des origines du *Contr'un* est plus compliqué qu'on ne l'a cru jusqu'ici. Il semble bien que sa rédaction trahisse au moins deux mains différentes. L'œuvre contient de la rhétorique et même des puérilités qui n'auraient pas échappé à Montaigne, du moins dans un ouvrage original qu'il aurait lancé dans l'arène sous son propre nom. D'autre part, il y a des pages qu'un garçon de seize ou dix-huit ans n'a guère pu écrire.

La part de La Boétie ou d'un autre écrivain antérieur à la rédaction définitive pourrait être plus considérable que ne le pense le docteur Armaingaud, celle de l'auteur des *Essais* doit être plus importante qu'on ne l'a cru jusqu'ici.

Tous deux auraient eu une part importante dans la rédaction de l'œuvre. Cela ne les diminuerait ni l'un ni l'autre; car, comme le dit fort bien M. Henri Monod, une telle collaboration et une telle amitié «élèvent ceux qu'elles possèdent . . . Ces deux belles âmes se sont en quelque sorte amalgamées. Ou encore, ce sont des vases communiquants: on ne les imagine pas à des niveaux différents».[20])

Arrivera-t-on jamais à faire le partage exact de ce qui appartient à chacun des auteurs présumés du *Contr'un?* Cela n'est pas certain. Les questions de remaniements et d'interpolations sont parmi les plus délicates qui existent, surtout quand il s'agit d'artistes aussi habiles que Montaigne.

Quoi qu'il en soit, M. Armaingaud a le très grand mérite d'avoir attiré l'attention sur les origines mystérieuses du *Contr'un*, sur les difficultés qu'il soulève, sur la manière dont travaille Montaigne, sur sa façon de juger la Saint-Barthélemy et, en général, sur l'une des périodes les plus dramatiques et les plus captivantes de l'histoire politique, religieuse, sociale et littéraire de la France.

Paris. H. SCHOEN.

P. S. L'auteur de ces lignes manquerait à tous ses devoir s'il omettait de remercier M. Armaingaud de l'extrême obligeance avec laquelle il a bien voulu mettre à sa disposition tous les documents qui pouvaient lui être utiles. — Dans une lettre récente, l'aimable docteur nous annonce qu'il va répondre à la

[20]) Voir l'article cité, p. 125, dans la *Revue de Paris*, XVII, 5, du 1er mars 1910.

seconde critique de M. Hauser dans l'un des prochains numéros de la *Revue critique.* Il montrera comment, «dans les premiers mois qui précèdent la publication du *Contr'un*, Charles IX étant très malade, sa mort était prévue comme prochaine . . . On redoutait, nous écrit-il, le retour en France, pour lui succéder, de son frère Henri, roi de Pologne, et alors on a introduit dans le *Réveille-Matin* deux morceaux capitaux qui occupent, l'un les dernières, l'autre les premières pages du volume et ont très vraisemblablement été composés les derniers et révèlent les préoccupations dominantes des auteurs du pamphlet au moment de la publication.» H. Sch.

**Schiff, Mario.** *La Fille d'Alliance de Montaigne Marie de Gournay.* Essai suivi de „*L'égalité des hommes et des femmes*" et du „*Grief des Dames*". Avec des variantes, des notes, des appendices et un portrait. Paris. Librairie Honoré Champion, Éditeur. 1910.

Marie de Gournay, die „fille d'alliance" Montaignes, verstand es durch ihren hervorragenden Anteil an der Herausgabe seiner *Essais* und durch eine schwunghafte Selbstreklame ihren Namen durch ein unlösliches Band mit dem Michel Montaignes zu verbinden und sich so einen Teil seiner Unsterblichkeit zu sichern. Es ist also zweifellos eine verdienstliche Arbeit, ihre Persönlichkeit, besonders aber ihren Anteil an der Publikation der *Essais* genauer zu untersuchen und zu fixieren. M. Schiff hat dies, so weit wir urteilen können, mit redlichem Fleiße und vielem Geschick getan.

Es seien hier die allerwichtigsten Ergebnisse in aller Kürze mitgeteilt. Als Marie de Gournay die 1580 zum ersten Male erschienenen *Essais* kennen lernte, war sie kaum 19 Jahre alt. Sie war von dem Inhalte derselben so entzückt, daß sie nach ihrem eigenen Geständnisse darüber ganz aus Rand und Band kam. („*On estoit prest à me donner de l'hellebore.*") Um ihrem nunmehrigen Ideal, dem Autor, persönlich näher zu treten (sie hatte ihn nämlich bisher noch nicht kennen gelernt), wollte sie mit ihm brieflich verkehren. Da hörte sie, er sei soeben gestorben. Bald darauf aber erfuhr sie in Paris, daß diese Todesnachricht sich nicht bestätige und nun überschüttete sie ihn mit so viel überschwänglichem Lobe, daß er sie aus Dankbarkeit besuchte und ihr seinen väterlichen Freundschaftsbund anbot, den sie selbstverständlich mit größter Begeisterung und Schwärmerei annahm. Bei einem bald darauf erfolgten Besuche Montaignes in Gournay-sur-Arronde, dem Wohnsitze Maries, wurde diese Freundschaft befestigt. Zweifellos hat nun Marie d. G. Montaigne bei seinen unaufhörlichen Verbesserungs- und Ergänzungsarbeiten an den *Essais* kräftig unterstützt, was sie um so besser konnte, als es

das höchste Ziel ihres Ehrgeizes bildete, sich in das Denken und Fühlen ihres Meisters wahlverwandt zu vertiefen und zu einer Art Inkarnation seines Geistes zu werden. Sie verwuchs aufs innigste mit seinen Interessen, wobei sie allerdings nicht zu kurz kam. In diesem Sinne wirkte auch der von ihr 1594 veröffentlichte „*Proumenoir de M. de Montaigne par sa fille d'alliance*". Ihre Korrespondenz mit Montaigne ist leider verloren gegangen. Den am 13. September 1592 eingetretenen Tod Montaignes erfuhr Marie de G. erst am 25. April 1593. 15 Monate, nachdem Montaigne gestorben war, erhielt sie die von seiner Mutter gesammelten und von P. de Brach durchsiebten Papiere. Sie wurde so gewissermaßen die literarische Testamentsvollstreckerin ihres „*père d'alliance*" und gab nun eine neue, sehr erweiterte Auflage der *Essais* heraus. Sie unterzog sich der von ihr übernommenen Pflicht mit aller nur möglichen Hingabe. Es ist diese Ausgabe der Gournay 1595 erschienen und gilt bis heute als die „*Vulgata*" der *Essais*. Wenn man auch mehrere von ihr bei der Redaktion vorgenommene Textveränderungen heute als Unzukömmlichkeiten und Willkür rügen müßte, so verfuhr sie dabei doch bona fide und nicht ohne gebührende Pietät. Von Bedeutung ist folgender Umstand: In der von Marie de G. 1595 veröffentlichten Ausgabe der „*Essais*" findet sich das erstemal (am Ende des 17. Kap. des 2. Buches) die L o b r e d e des Verfassers auf seine „*fille d'alliance*", die sich dann in der von Marie de G. 1635 (dem Kardinal von Richelieu gewidmeten) publizierten Ausgabe in verkürzter und modifizierter Form wiederfindet. Woher kommt nun, so fragt Schiff, die Unstimmigkeit dieser beiden Lobreden?

Daß diese Lobrede ganz und gar eine Fälschung der Marie de G. gewesen sei, ist nicht anzunehmen, da Montaignes Anerkennung für seine Freundin über allen Zweifel erhaben ist. Dafür spricht auch folgender Umstand: Das „*exemplaire de Bordeaux*" (darunter versteht man bekanntlich das von Montaigne selbst mit reichlichen Zusätzen versehene, noch heute erhaltene Exemplar der *Essais*-Ausgabe von 1588) enthält nämlich am Ende des 17. Kap. des 2. Buches ein von dem Paläographen Cagnieul als von Montaignes eigener Hand herrührendes Kreuzeszeichen, das deutlich auf einen hier einzuschaltenden Zusatz verweist. S t r o w s k y erwähnt dieses auf einen Einschub hinweisende Zeichen ebenfalls und bemerkt dazu, auch der fleckige Rand lasse vermuten, daß er mit einem Nachtrage beklebt war, der aber im Laufe der Zeit abgefallen ist. Das von der Gournay als Vorlage für ihre Edition von 1595 benützte Exemplar der Ausgabe von 1588 (d a s a b e r m i t d e m „*e x e m p l a i r e d e B o r d e a u x*" n i c h t i d e n t i s c h i s t) ist nicht mehr vorhanden. Es kann also nur als sicher gelten, daß Montaigne an der in Rede stehenden Stelle eine Interpolation angebracht habe; ob diese aber die Lobrede auf Marie de G. gewesen sei, ist mindestens

nicht ausgemacht. Es gibt nachzudenken, daß diese Lobrede in der 1635er Ausgabe gegen den Wortlaut in der 1595er Ausgabe stark restringiert erscheint. Strowsky will gefunden haben, daß die ängstliche Befangenheit, mit der Marie de G. diese angebliche Lobrede Montaignes wiedergibt, ihr schlechtes Gewissen verrate, was aber Schiff nicht herausfühlen will.

Sehr aufgefallen ist es mir, daß weder Schiff noch Strowsky ein Illustrationsfaktum herangezogen haben, welches Marie de G.'s Unverfrorenheit und Gewissenslosigkeit in literarischen Dingen besonders grell beleuchtet und ganz danach angetan ist, ihr die unverschämtesten und frechsten Fälschungen zuzumuten. Ich meine nämlich das Attentat, das sie auf die Dichtungen Ronsards versuchte, dessen Gelingen nur durch ihre Entlarvung von Seiten Colletets vereitelt wurde. Ich entnehme dies folgendem (bei Schiff S. 34 A. 2 zitierten) Berichte Colletets: ,,*A ce propos il faut que je dise que je n'ay jamais approuvé le bizarre dessein de Marie le Jars de Gournay, qui avoit entrepris de corriger les plus nobles poésies de Ronsard, pour les adoucir, disoit-elle, et les accommoder à notre style. Et de faict, elle eut la hardiesse de mettre les mains sur celles-cy et de les publier mesmes avec quelques autres œuvres, precédées d'un avertissement par lequel elle donnoit advis au lecteur, qu'elle avoit heureusement trouvé un exemplaire de tous les œuvres de Ronsard, revues et corrigées par l'auteur et de sa main propre; ce qui estoit absolument faux, comme elle me l'advoua elle-mesme, en me donnant cet eschantillon d'œuvres corrigées. Aussi luy dis-je dès lors tant qu'il resteroit un Colletet au monde, on scauroit par luy l'erreur et la vanité de cette supposition.*" Ich kann hier aus Raumrücksichten diese Frage nicht weiter verfolgen. Wer sich dafür interessiert, findet das einschlägige Material bei Schiff (l. c.) weiter ausgeführt, wo er auch nachlesen kann, daß Marie de G. die eherne Stirne hatte, ihre Lügen in einer Widmung an Ludwig XIII. zu wiederholen.

Auch was wir sonst von ihr hören, klingt nicht sehr erbaulich, obgleich Justus Lipsius in einem Anfalle von exzessiver Galanterie sich zu dem Komplimente versteigt, daß er in der Bewunderung ihrer geistigen Überlegenheit es bedauere, als Mann und nicht als Weib auf die Welt gekommen zu sein. An eine persönliche Begegnung Maries mit Justus Lipsius in Belgien will Schiff (im Gegensatz zu Bonnefon) nicht glauben, da sie bei ihrer Selbstgefälligkeit und Ruhmredigkeit ein solches Ereignis gewiß nicht unerwähnt gelassen hätte. Im allgemeinen wurde sie als Schriftstellerin nicht sehr ernst genommen und viel verlacht, obzwar sie in alle zeitbewegenden Fragen mit ihrer Feder eingriff und als alte Jungfer sogar pädagogische Direktiven geben wollte. In keinem Falle vergaß sie aber ihre Selbstberäucherung. Jedenfalls hatte sie auch böse Feinde: Balzac bedauert in einem Briefe an Chapelain, daß Marie, trotzdem sie ihm dies vor kurzem in

Aussicht gestellt habe, noch immer nicht gestorben sei, und einige ihrer Gegner haben sie, da sie eifrig alchimistische Studien betrieb, sogar als Hexe ausgeschrieen. Unter ihren zahlreichen hinterlassenen Werken finden sich auch viele kleine Gedichte an ihre Katzen. Die äußerliche schriftstellerische Eigenart Montaignes hat sie ihm auch gut abgeguckt, besonders die Derbheit, mit der er alle Natürlichkeiten beim wahren Namen nennt; ihr fehlt aber außer anderen hervorragenden Begabungen ihres Vorbilds die schon infolge ihrer maßlosen Eitelkeit unmöglich gemachte Unbefangenheit der Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis. Sehr interessant ist, daß Marie auch als feministische Frauenrechtlerin auf den Kampfplatz tritt. Sie hatte sich in dieser Eigenschaft schon in ihrer ersten großen Vorrede zu den Essais (die in den Ausgaben von 1598, 1600, 1602 und 1604 auf zehn Zeilen zusammengeschrumpfte) betätigt. Am kräftigsten aber macht sie sich in dieser Richtung geltend in der „*Egalité des Hommes et des Femmes*“ (1622) und in dem „*Grief des Dames*“ (1626); beide Schriften sind bei Schiff nebst manchem anderen beachtenswerten Anhange abgedruckt und werden gewiß ihre Leser finden. Ich schließe diese Besprechung des sehr dankenswerten Schiffschen Buches mit seinen Worten: „*Marie de Gournay a donné trois preuves de bon sens qui suffiraient à lui assurer la sympathie d'un lecteur attentif et inpartial: elle a été dévouée à la mémoire de Montaigne; elle à admiré Ronsard; elle a eu son avis sur toutes sortes de questions et, en dépit de sa jupe, elle a su le dire hautement.*“

Wien-Hietzing. JOSEF FRANK.

**Maugain, Gabriel.** *Documenti bibliografici e critici per la storia della fortuna del Fénelon in Italia.* Paris, Champion, 1910. pp. XXI. 229.

'E, come il titolo l'indica, uno studio assolutamente bibliografico, che deve esser costato parecchia fatica all' egregio suo autore ed un pochino anche ai trentatrè bibliotecari che l'aiutarono in tale compilazione. Non è possibile, a chi scrive, a meno di rifare la via percorsa dal M., raddoppiando magari il numero delle lettere circolari alle biblioteche, l'asserire che qui sia riunita tutta la fortuna italiana del degno arcivescovo di Cambrai. Non trovo, per esempio, Il mentore cristiano tradotto dal Fénelon (Telemaco) ecc, Modena, tipi dell' Immacolata Concezione, 1872, opera di un certo Fiuti, nè l'altra traduzione stampata in Germania, ma di penna, credo, italiana: Ermanni Sinceri, Fata Telemachi latine versa cum explicationibus germanicis etc. Stuttgardiae, Erhard, 1758. So che alla Palatina esiste una versione del Telemaco in italiano publicata a Parigi

e che reca la segnatura 22. 4. 2. 1, ma non ho indicazioni più esatte, nè potrei dichiarare se, come pare probabile, il M. l'abbia ricordata. Trattasi, ad ogni modo, di piccolissime dimenticanze delle quali occorre appena di tenere parola.

Il M., con retto senso critico, ha bene impostato e diviso il proprio libro, evitando così di smarrirsi nell' ampia e intricata foresta delle citazioni. Dopo una sobria e utile prefazione — l'opera tutta è scritta in italiano e dimostra sicura conoscenza della lingua nostra —, in cui si discorre della fortuna delle opere del Fénelon nella Penisola, constatando come la massima rinomanza dello scrittore francese abbia, più particolarmente, abbracciato un periodo che va dal 1785 al 1845 e dopo aver indagato acutamente le ragioni di tale rinomanza, l'A. esamina il diffondersi in edizioni o in versioni delle singole opere, le imitazioni che se ne fecero e i giudizi che se ne recarono. Alcune volte codesta suddivisione è ancora più minuta, come nel capitolo III, che si riferisce al Telemaco:

«Parte prima della bibliografia. — Traduzioni in prosa italiana.

Elementi delle edizioni in prosa ritrovate.

Parte seconda della bibliografia. — Traduzioni poetiche.

Parte terza della bibliografia. — Edizioni in lingua francese stampate in Italia.

Elementi delle edizioni 81—105.

Parte quarta della bibliografia. — Edizioni in due lingue. — Edizioni poliglotte.

1⁰ Edizioni in francese ed italiano.

2⁰ Edizione in inglese ed italiano.

3⁰ Edizione in inglese e francese.

4⁰ Edizione in tedesco ed italiano.

5⁰ Edizioni poliglotte.

Elementi delle edizioni in due lingue.»

Nè tale metodo parmi inopportuno, perchè risparmia molte fatiche al ricercatore, come pure al ricercatore provvedono le tavole bibliografiche e gli indici e taluni cenni biografici intorno agli autori di cui si notano e riferiscono le traduzioni, le riduzioni, le imitazioni e i giudizi. Qualche appunto può tuttavia muoversi al diligente raccoglitore. Apro a caso il libro e trovo l'elenco delle traduzioni poetiche del Telemaco, con questo semplice N. B. ,,Quanto alle traduzioni poetiche, sono generalmente così libere che ogni ricerca sul testo adottato come modello riesce vana" e del testo seguito c'importa sino ad un certo punto; quello che si vuol sapere piuttosto gli è per esempio, se il Telemaco in ottava rima di Flaminio Scarselli, professore di eloquenza nella Università di Bologna sia scritto con garbo, se modifica e in cosa modifica il testo francese e se aggiunge, come pare probabile e come il M. accenna, qualcosa di suo; infine se adatta al

proprio paese e al tempo in cui vive l'opera dello scrittore straniero. Il M. riferisce un giudizio delle Novelle della Repubblica letteraria. Avremmo perferito intendere il suo e così ci sarebbe piaciuto di conoscere cosa sia certo „Telemaco in verso sciolto, illustrato da moltissime annotazioni geografiche, mitologiche e storiche" dovuto alla penna di Francesco Herman (e chi è questi Herman di cui invano cerco notizia nelle note biografiche; italiano o tedesco almeno di origine?), come il conte Girolamo Polcastro rechi in rima le avventure del figlio di Ulisse e cosa valga la vita e l'analisi dell' opera del Fénelon fatta dall' avvocato Pietro Balducci. Capita talvolta — ed ebbi occasione d'osservarlo in altre ricerche — che codesti traduttori altro non facciano che copiarsi e capita pure che certe versioni rivedute e corrette possano interessarci come indice dei tempi e degli autori. Figurarsi con quali criteri e con quali intenti doveva purgarsi il purgatissimo Telemaco! Cosa sono divenuti gli amori di Calipso e di Eucaride? E poichè quest' opera più dell'altre c'interessa, osserviamo subito come il cap. IV del M. riunisca un mazzo di Giudizi diversi intorno ad essa, che spiegano realmente la ragione della sua fortuna. Prende le mosse dall' Andres, il quale, meglio dell' Arteaga e perchè come questo straniero, seppe divulgare nella Penisola la conoscenza degli scrittori d'Oltr' Alpe e giudicarli con quell' acume di cui spesso i gesuiti diedero prova: „La lode di dare buoni romanzi morali era riservata agli scrittori moderni; ed il primo che l'abbia meritata è stato nel suo Telemaco il Fénelon, al cui sublime talento fortunatamente è riuscito di fare d'un romanzo un libro classico di soda dottrina e di bella letteratura." E un giudizio non meno benevolo aveva già espresso in certa sua lettera il Muratori: „'E un romanzo fatto per inspirare la virtù." Non tutti tuttavia furono di tale parere; gli amori così detti inverecondi delle protagoniste parvero insidie alle anime innocenti; altri considerarono il libro utile esercizio per lo studio della mitologia, altri — e fra questi Cesare Cantù — attribuì ad esso persino meriti divinatori. Il Fénelon avrebbe intuito civè l' 89 e cercato di consigliare al duca di Borgogna una specie di governo costituzionale, idea questa che, cosi espressa, non passò nemmeno per la mente dell' autore della Henriade. Con più retto criterio, il Falchi gli assegna un posto vicino al vescovo di Meaux senza negargli tuttavia relazioni d'idee cogli enciclopedisti; il Fénelon segue la tesi teocratica, non ammette autorità in terra superiore a quella dei sovrani ma vuole che la ragione li guidi, nè appare troppo persuaso della giustizia e della bontà dell' ereditarietà. Ad ogni modo non sembra possa attribuirsi a lui un ideale superiore a quelli del dispotismo illuminato.

Spiacquero, ad altri critici italiani, i troppi elementi didattici che invadono codesto poema in prosa, e l'avrebbero preferito in

versi — ed in versi per l'appunto lo traducono — come se il Fénelon avesse scelta la prosa per puro capriccio e come se il divenir poeta fosse dipeso soltanto dal suo volere. Romanzi imitati dal Telemaco non pare ve ne sieno, almeno stando al M.; rammento però di aver letto, molti anni or sono, certo scrittarello nostro in due volumi di avventure armene e turche che ricordava, non foss' altro nel titolo, l'opera dell' arcivescovo francese. Eccolo:. «Ermanno alla posterità ossia il Telemaco italiano», Firenze, stamperia Luchi, senza data e senza nome di autore.

Il trattato dell' Education des filles ebbe, esso pure, influsso notevole sul pensiero italiano. Gino Capponi, nei suoi Pensieri sull' educazione, imputa ad esso il difetto di sensi aristocratici: ,,Il Fénelon ... cercava di provvedere alla virtù delle duchesse francesi", mentre oggi ,,niuno si porrebbe a scriver libri pe' gentiluomini (come il Locke) o per le duchesse: si scrive per l'uomo: e l'educazione ch' era per lo innanzi un privilegio di pochi, dei prediletti della fortuna, si riconobbe alla fine ... come un diritto, un bisogno, un vincolo dell' umanità. ,,Altri, col Siciliani, si ribella alla subordinazione d'un sistema pedagogico al misticismo ed altri inneggia alla proclamazione dei diritti intellettuali della donna che il libro dell' Arcivescovo propugna. La signora Paci aggiunge che lo scrittore francese" molto prima del Rousseau, ha voluto che si consultasse la natura, che non s'imponesse ai fanciulli una disciplina forzata che ne ammortisce le attività, dimenticando esser quelle dottrine ormai di vecchia data, proclamate in Italia dal Vegio e dal Feltrense ed in Francia dal Rabelais, dal Montaigne e da cento altri.

Notizie interessanti il M. roccoglie intorno alle relazioni fra il Fénelon e la Chiesa ed al processo da questa intentatogli per le sue Dissertazioni sulle massime dei santi, che parvero quietiste e quel ch'ero peggio, pei censori romani d'Innocenzo XII, moliniste e fra coloro che in Italia discorsero del vivo dibattito e dell'esemplare ubbidienza dell' insigne prelato, vuol ricordarsi con il M. il Manzoni, il quale nelle Osservazieni sulla morale cattolica, esce in queste parole: ,,La sua (del Fénelon) pronta e costante sommissione alla condanna delle sue proposizioni, l'altre sue opere, e tutta la sua vita sono una prova della sincerità con cui non cessò mai di protestare che non intendeva, nè di proporre, nè d'accettare cosa alcuna che deviasse menomamente dalla fede della Chiesa", giudizio un po' sbrigativo sul quale c' è parecchio da ridire, sebbene non possa credersi che il pio arcivescovo seguisse le dottrine di Molinos e il misticismo della Guyon. Queste e molte altre cose insegna il libro del M. che però mai discute e raramente sintetizza le opinioni le quali corsero in Italia intorno allo scrittore da lui studiato, ed in questo non possiamo dargli ragione, tanto più sapendo ch'egli era in grado di farlo ottimamente.

Oltre all' elenco dell' opere drammatiche tratte dal Telemaco, le quali interessano, in modo particolare, la storia del melodramma italiano e che presenta poche lacune, il lettore troverà nello studio del M. l'indice delle lettere del Fénelon ritrovate e pubblicate in Italia e in appendice, documento inedito e notevole, una epistola latina autografa, diretta dal prelato francese al cardinale Enrico Noris e conservata nella ricca e bene ordinata biblioteca comunale di Verona. Queste epistola si riferisce al processo testè citato (1697) e come osserva giustamente il M. costituisce una nuova prova dell' abilità colla quale l'arcivescovo sostenne la contesa ed anche della vivacità con cui rispondeva alle contumelie degli avversari.

Pietro Toldo.

**Gaiffe, F.** *Le Drame en France au XVIIIe siècle.* Ouvrage orné de 16 planches hors texte, en phototypie. Paris, Armand Colin, 1910. 600 S. 8⁰. Broché 10 fr.

Dieses umfangreiche Werk löst eine beschränktere Aufgabe, als es nach dem Titel zunächst den Anschein hat: es untersucht das „Drame“ von seiner Begründung in Frankreich durch Diderots „*Fils Naturel*“ im Jahre 1757 bis zu seinem vorläufigen Ende oder seiner Umformung im Jahre 1791, in dem die Assemblée Nationale am 13. Januar das „*décret solennel et péremptoire*“ von der Freiheit der Theater erließ. Der Ausdruck „Drame“ ist im Deutschen kaum wiederzugeben, da er in Frankreich eine bestimmte historische Bedeutung angenommen hat. Wir pflegen unter dem viel weiteren Begriff „Drama“ sämtliche nicht musikalischen Theaterstücke zusammenzufassen, eine Bedeutung, die das französische Wort gelegentlich auch hat. Man könnte den engeren französischen Begriff, wie er in obigem Titel gebraucht ist, höchstens durch die Bezeichnungen „Schauspiel“, „bürgerliches Trauerspiel“ und „Rührstück“ übersetzen, die im Deutschen eine ähnliche Bedeutung haben. Es handelt sich um diejenige populäre dramatische Gattung, die sich in Frankreich im Anschluß an Diderots „*Fils Naturel*“ 1757 zuerst im Gegensatz zur klassischen „*Tragédie*“ und „*Comédie*“ hohen Stils herausbildete und im 19. Jahrhundert als „*drame romantique*“ fortgesetzt wurde.

Der Verf. hat seine Aufgabe für das Drittel des 18. Jahrhunderts, das für ihn in Betracht kam, vollständig gelöst. Er hat Hunderte von gedruckten und ungedruckten, aufgeführten und nicht aufgeführten Dramen gelesen, die meist schon kurz nach ihrer Entstehung in die verdiente Vergessenheit versunken sind, und sucht daraus ein objektives Bild der ganzen Gattung und ihrer Entwicklung in jener Zeit zu entwerfen. Das sehr wertvolle Verzeichnis aller zitierten Dramen (557—577) aus

jenen 34 Jahren, das auch die „*comédies sérieuses*" und die „*opéras-comiques larmoyants*" mit umfaßt und außer dem Verweis auf die Seitenzahlen für jedes Werk Gattung, Aktzahl, sprachliche Form, Autor, erste Aufführung und Druck, in strittigen Fällen sogar die verschiedenen Hypothesen angibt, führt 340 Titel auf. Auch das sehr genaue Autorenregister, das überall zugleich auf den Dramenindex verweist, ist dankenswert und erleichtert neben dem ausführlichen Inhaltsverzeichnis die Benutzung des grundlegenden Buches. Eine einleitende „*Notice bibliographique*" (5—13) liefert eine kritische Auswahl aus den benutzten Werken, die durchgängig das Wertvolle vom Unwichtigen sondert, auch die deutschen einschlägigen Arbeiten eingehend berücksichtigt, was in französischen Büchern immerhin selten ist, und die von gründlicher Sachkenntnis und sicherer Beherrschung des Stoffes Zeugnis ablegt. Eine Anzahl guter Lichtdrucke von Theaterszenen aus Werken des 18. Jahrhunderts schmückt das vornehm ausgestattete Buch.

Der Verfasser behandelt in vier Hauptteilen den Ursprung, die Entwicklung, den Stoff und die Form der Gattung, indem er, um ein allgemein zutreffendes Bild zu zeichnen, mehr auf die Durchschnittsware, als auf die aus der Masse durch größeren literarischen Wert hervorragenden Theaterstücke Gewicht legt. Es sei mir gestattet, einige der wichtigsten Ergebnisse herauszuheben.

Das „Drama" geht aus der großen sozialen Umwälzung, die sich im Frankreich des 18. Jahrhunderts vollzieht, hervor und stellt sich als die theatralische Verwirklichung des bürgerlichen Ideals jener Zeit dar. Seine Entstehung wurde durch den Verfall der klassischen Gattungen der Tragödie und Komödie hohen Stils und durch den Einfluß der auswärtigen Literaturen begünstigt. Es hat weniger ästhetische als moralische Ziele und vernachlässigt deshalb auch, mit geringen Ausnahmen (Sedaine), die Wahrheit der psychologischen und sozialen Zeichnung bis zur Lächerlichkeit. Kühne Neuerungen gegenüber den veralteten klassischen Konventionen wagt es mehr theoretisch als praktisch. Aus dem Zwiespalt zwischen den Regeln, die es z. T. doch befolgt, und einer mißverstandenen Romantik des Inhalts ergibt sich eine Zwittergeburt, die von der Unfähigkeit zeugt, einen neuen Stil zu schaffen. Der einzige künstlerische Fortschritt zeigt sich in der szenischen Darstellung; das Lesedrama verschwindet mehr und mehr. Mit der fortschreitenden Demokratisierung des sozialen Milieus geht eine Anpassung an immer tiefere Volksschichten und damit ein Verfall der Gattung Hand in Hand: vom bürgerlichen Schauspiel in Versen bei de la Chaussée zu dem in Prosa bei Diderot und Sedaine bis zum Volksschauspiel in niederster Prosa bei Mercier und Pixérécourt. Beim Beginn der Revolution sinkt es vollends und geht im wesentlichen im „Mélodrame"

unter. Seine Wirkung auf verwandte Gattungen ist am geringsten bei der Tragödie, am größten beim Lustspiel, in das sich eine Neigung zur Behandlung ernster moralischer und sozialer Probleme hinüberrettet. Aus dem historischen Drame ist das historische Lustspiel, aus dem „*Drame à ariettes*“ des 18. Jahrhunderts die Operette des 19. hervorgegangen. Im Ausland hat das „Drame“ am meisten auf Deutschland gewirkt, ist aber als Rührstück zu einer europäischen Gattung geworden. Der Einfluß auf die beiden wichtigsten französischen Gattungen des 19. Jahrhunderts, das romantische Drama und das Lustspiel, ist gering, da hier als vermittelndes Zwischenglied hauptsächlich das Mélodrame in Betracht zu ziehen ist, das wiederum mindestens ebensoviele Elemente der Tragödie als des Drame in sich vereinigt.

Die Methode des Buches ist wesentlich deskriptiv. Ruhige Sachlichkeit und vorurteilslose Kritik führen überall die Feder. Besonders wertvoll ist der wiederholte Hinweis darauf, daß soziale Wandlungen den Ursprung und die Entwicklung der neuen Gattung bedingt haben. Auch die auf denselben Weg weisenden Neuerungen, durch die Voltaire dem alternden Klassizismus neue Lebensfrische verleihen möchte, werden in das richtige Licht gerückt (25 ff.). Man könnte wünschen, daß diesem höheren Gesichtspunkte eine allgemeinere Deutung gegeben worden wäre. Dadurch wäre z. B. auch der innere Zusammenhang mit der späteren Romantik deutlicher herausgetreten. Es scheint mir zweifelhaft, ob die sozialen Umwälzungen als primäre Ursachen anzusehen sind. Eine Wandlung der ganzen Volkspsyche ging in jener Zeit vor sich. Die verfallende aristokratisch-rationalistische Kultur machte einem neuen, demokratischen, vom Gefühl beherrschten Geiste Platz, der sich auf allen Gebieten des Kulturlebens gleichmäßig durchsetzte. Er begann in der Literatur, das Wort im weitesten Sinne gefaßt. Eine seiner vielen Schöpfungen ist hier das Drame. Dann erfaßte er das Staatsleben. Die große sozial-politische Revolution, die alle Gemüter ins öffentliche Leben riß, ließ für literarische Bestrebungen keinen Raum. Deshalb bricht hier die literarische Tradition plötzlich ab, nicht aber wegen der Erklärung der Freiheit der Theater durch die Nationalversammlung am 13. Januar 1791 (241 ff.); dieses Dekret ist bloß als ein nebensächliches Symptom in der Gesamtentwicklung zu betrachten; sein größter Wert liegt darin, daß es zugleich das Recht auf das geistige Eigentum garantiert. Das Drame hatte schon vor diesem Datum keine Lebenskraft mehr. Aber als der große Sturm der Revolution vorüber ist, setzt auch die literarische Entwicklung wieder ein; mit zeitgemäßen Wandlungen natürlich, doch im großen ganzen mit denselben Tendenzen: der „*Exotisme*“ und die Verherrlichung des Mittelalters geht wieder vorauf, der Schrei nach Natur und Wahrheit ertönt von neuem, die Nachahmung Shake-

speares und der deutschen Klassiker setzt sich fort, und das „*Drame romantique*" entsteht. Daß hier kein „wesentlicher Unterschied" besteht, wie Gaiffe beweisen möchte (47 ff., 438 ff., 553), sondern daß die Reform des 19. Jahrhunderts einfach eine verstärkte und zeitgemäß modifizierte Fortsetzung der des 18. ist, scheint mir zweifellos. Diese erste Reform war natürlich dramatisch noch nicht so radikal, den Klassikern noch nicht so unbedingt feindlich, Shakespeare noch nicht so unbedingt freundlich gesinnt (obwohl z. B. Mercier theoretisch den Romantikern an Schärfe nicht nachsteht), sie war ferner, weil v o r der Revolution, mehr sozial gerichtet: aber all das sind nur Grade, keine Wesensunterschiede. Gaiffe sieht sich daher auch häufig veranlaßt, das Wort „*romantique*" anzuwenden, ja, er entdeckt genug romantische Züge im 18. Jahrhundert (vgl. 322 ff., 400, 410, 421, 436 etc.). Die Bestrebungen beider Zeiten decken sich teilweise so, daß man oft, was G. über das 18. Jahrhundert sagt, ebensogut auf die Reform des 19. anwenden könnte (z. B. 311).

Die Gründe für den „*Exotisme*", für die so plötzlich eintretende Achtung vor den bis dahin als barbarisch verachteten auswärtigen Literaturen, ergeben sich, wie ich hier nicht weiter ausführen kann, in beiden Perioden ebenfalls aus der völkerpsychologischen Wandlung. Sie werden bei G. nicht ausreichend erörtert. Bei Anpassungen ausländischer Werke an den französischen Zeitgeschmack wäre statt der Fülle von unbekannten Titeln gelegentlich eine genauere Angabe der charakteristischen Art der Veränderungen zu wünschen gewesen, wenigstens wenn es sich um Werke von durchschlagendem Erfolg handelt. Solche sind für den Zeitgeschmack immer bezeichnend. Ich will nur ein Beispiel nennen. Von den „*Amants généreux*" (G. hat die Schreibung „amans" etc. durchgängig modernisiert) des Rochon de Chabannes, die am 13. Oktober 1774 einen entscheidenden Erfolg errangen und zwölfmal mit vielem Beifall gegeben wurden, wird nur gesagt, daß alles spezifisch Germanische der Vorlage „Minna von Barnhelm" darin unterdrückt worden sei, und daß der Verfasser von der Kritik gerade wegen der von ihm angebrachten Veränderungen gelobt wurde (62 f., 189, 430 f., 551). Das gibt kein richtiges Bild. Die Veränderungen, die dem Stücke den Erfolg sicherten, sind derartig, daß aus dem feinen, tiefen deutschen Lustspiele hohen Stils eine mit oberflächlichsten Witzeleien gespickte lächerliche Posse wird, in der sich die wenigen beibehaltenen Originalszenen unorganisch genug ausnehmen. Eine Hauptperson ist der Onkel comte de Bruxhal geworden, der bekannte polternde Alte der früheren Komödie, der durch seine ahnenstolze Großmäuligkeit und seine unersättliche Gefräßigkeit die Kosten der Lächerlichkeit bestreiten muß.

Abgesehen von solchen, bei der Fülle des Materials nicht zu vermeidenden Mängeln zeichnen sich gerade die häufigen Be-

merkungen über Lessing durch größte Sachlichkeit aus. Das ist bemerkenswert, weil Lessing sonst in Frankreich wegen seiner überscharfen, wenn auch historisch wohl begründeten Angriffe auf die französischen Klassiker noch heute wenig beliebt ist. Der Einfluß Diderots auf seine Theorien wird trotz der verständigen Bemerkungen über beider Verhältnis (61) doch noch etwas überschätzt, da nicht nur „*Miss Sara Sampson*“ dem „*Fils Naturel*“ vorausgeht, sondern auch Lessings Theorien, wie S. 444 f. und 464 zugegeben wird, über die Diderots hinausweisen. Überhaupt ist der Einfluß des Drame auf die europäische Gattung des Rührstücks nicht so groß, wie es nach G. scheinen könnte, da diese, wie schon „*Miss Sara Sampson*“, mehr auf englische Anregungen zurückzuführen ist.

Daß die psychologische Unzulänglichkeit des Drame großenteils bewußt und gewollt sei (340), ist doch wohl eine zu kühne Annahme. Sie erklärt sich natürlich genug aus der Unfähigkeit der meisten Autoren und hat ihre Parallelen in jeder auf das niedere Volk und seine primitive Psychologie berechneten Kunst.

Im ganzen fällt das vom Drame entworfene Bild recht düster aus; vielleicht deshalb um einige Schatten zu dunkel, weil der Verf. den erwähnten Grundsatz befolgt, hauptsächlich das Mittelgut zu berücksichtigen. Über die Berechtigung dieses Prinzips ließe sich streiten. Jede Blüteperiode der Kunst würde als minderwertig erscheinen, wenn man nur die der Zahl nach stets überwiegenden Durchschnittsleistungen in Betracht zöge. Wie viel mehr eine Zeit des Verfalls. In Wirklichkeit hat G. seinen Grundsatz mit Recht nicht allzu streng durchgeführt.

D r e s d e n. WOLFGANG MARTINI.

**Pitollet, Camille.** *La querelle caldéronienne de Johan Nikolas Böhl von Faber et José-Joaquín de Mora, reconstituée d'après les documents originaux.* Paris, Félix Alcan, 1909. 8⁰, LV + 272 p.

Ce livre qui intéresse, à plus d'un point de vue l'histoire de la littérature et du goût français, débute, après une introduction très touffue, par une étude biographique sur les deux protagonistes de la querelle caldéronienne. M. Pitollet, qui a retrouvé à Hambourg la correspondance inédite de Böhl von Faber, présente ensuite un résumé très complet des polémiques elles-mêmes.

L'auteur bien connu de la *Floresta de Rimas antiguas castellanas* et du *Teatro español anterior à Lope de Vega*, Johan Nikolas Böhl von Faber, né à Hambourg en 1770, fixé à Cadix dès 1785, commerçant distingué, puis consul des villes hanséatiques, s'était fait bientôt le défenseur enthousiaste de la littérature ancienne

et autochtone de l'Espagne, de ces œuvres, pleines d'audace et de fougue, et si peu en rapport avec les tendances alors dominantes. Il ne remporta guère qu'un demi triomphe, si même l'académie en vint à l'accueillir dans ses rangs comme membre honoraire.

Ce fut tout particulièrement Calderón qui lui servit de bouclier dans ses longues polémiques contre les partisans des littératures classiques, et surtout, de celle de la France, dont l'influence sur la péninsule était alors prépondérante.

Le principal adversaire du critique allemand fut un Espagnol, don José Joaquín de Mora, dont la vie, moins connue, paraît également moins digne d'attention. Les idées de Schlegel sur le théâtre, incomplètement et maladroitement présentées aux lecteurs du *Mercurio Gaditano*, provoquèrent, en 1814, la première riposte de Mora qui s'élève contre la mode de désacréditer les "règles éternelles du goût" et de "secouer le joug des précepts". Il représente ces tendances comme favorables aux médiocrités et voit un grave danger dans l'abandon des études classiques, si violemment battues en brèche par l'école "romanesca". Celle-ci se targue d'avoir „amalgamé" la nature et l'art qui sont pourtant ses pires ennemis, alors que c'est le genre antique et classique qui a su réaliser cette fusion. Mora remarque enfin que Schlegel admire précisément, en Calderón, le lyrisme exalté et le maniérisme que tous les Espagnols vitupèrent. Mora et ses amis défendront cette manière de voir, en de longues dissertations qui me semblent le plus souvent déplorablement creuses, si même on y trouve, de temps en temps, quelqu' observation ingénieuse et originale.

Les nombreux articles et pamphlets de Böhl von Faber, parfois vraiment intéressants, sont également de valeur très inégale. Sa prétention de ranger les classiques parmi les „matériaistes" et de réserver le titre de „spiritualistes" pour les romantiques; l'insuffisance de ses arguments contre les prétendues règles éternelles du goût; le côté factice de son enthousiasme pour Calderón; son singulier appel au patriotisme espagnol, ses allusions personnelles et politiques, nous le font apparaître comme un polémiste plus habile et plus décidé que profond. Pourtant, Böhl n'était pas un homme sans valeur, lui qui écrivait avec une aisance et un brio remarquables en sa langue adoptive, et savait faire de sévères leçons aux Espagnols qui péchaient contre la pureté de leur parler natal. Son essai intitulé *Del gusto en la poesia*, qui tend à séparer le domaine poétique de celui de la raison, est loin d'étre banal.

L'article de Mora, publié par M. Pitollet, aux pages 101—103 de son étude, présente une défense intéressante des règles; selon Mora, elles ont été tirées de la nature elle-même, dont on s'écarte

fatalement quand on les esquive. Je signalerai encore, sur les notions de "goût classique" et de "goût français", les réflexions de Dª Francisca, femme de Böhl, et celles d'Alcalá Galiano, reproduites respectivement aux pages 144 et 149—151.

La conclusion de M. Pitollet s'attache à préciser le rang qui revient à la défense caldéronienne dans l'évolution de la critique littéraire en la péninsule, et cherche, par un curieux résumé de ses titres de gloire, à réhabiliter la culture espagnole au XVIIIᵉ siècle.

J'aurais préféré voir la querelle présentée sous une forme plus synthétique, plus dégagée des nombreux extraits qui l'encombrent de discussions souvent oiseuses et de fastidieuses redites. Je ne chercherai donc pas à signaler des lacunes dans ce livre si consciencieux, dont la documentation, très étendue, me paraît plutôt excessive.

Lucien-Paul Thomas.

**Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau.** t. Vième. 1909. Genève. A. Julien. 8⁰. 344 S.

Auch der fünfte Band der „*Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau*“ (die seit 1905 in nicht ganz regelmäßigen Intervallen erscheinen) ist äußerst reichhaltig. Er erweist von neuem wie lebenskräftig sich die Société Jean-Jacques Rousseau bewährt.

Die ersten 117 Seiten des neuesten, genau in der früheren geschmackvollen Weise ausgestatteten Bandes sind der komplizierten Vorarbeit zur Herstellung einer kritischen Textausgabe der *Nouvelle Héloïse*[1]) gewidmet. Der Verfasser dieses äußerst sorgsamen Artikels (Daniel Mornet) verbindet mit dieser ausführlichen Publikation den Appel an hilfsbereite Unterstützung aller Sachverständigen: *Notre étude . . . . . n'a nullement la prétention d'être complète. Préliminaire à une édition critique et historique de la Nouvelle Héloïse qui ne saurait être achevée avant plusieurs années, elle pourra bénéficier de toutes les corrections et additions que la bienveillance des lecteurs et des bibliothécaires voudra bien faire parvenir à l'auteur.*“

An Material zur Herstellung einer kritischen Ausgabe ist nach den vorliegenden Angaben bereits überreiche Fülle vorhanden. Der künftige, gut orientierte Herausgeber hat einen sehr schweren Stand, vor allem, wenn er pietätvoll gegen Rousseau's Andenken verfahren will. Der Briefwechsel Rousseau's mit seinem Buchhändler Rey legt bereits hinreichend Zeugnis

[1]) Die Société J.-J. Rousseau hat sich bekanntlich in Art. 3b ihrer Statuten die Aufgabe gestellt *de publier une édition critique de ses œuvres.* (Cf. *Annales* I, 1905, p. I.)

ab, von den Widersprüchen, die den Verfasser selbst bei der wiederholten Veröffentlichung der *Nouvelle Heloïse* bewegten. Rousseau's wechselnden Ansichten gegenüber fallen die eigentlichen Errata und „*contresens*“ gar nicht so schwer ins Gewicht. Aber er selbst korrigiert sich, bessert nicht bloß aus richtiger Erkenntnis falsche frühere Angaben, sondern bietet auch Anmerkungen, die er später wieder aus nicht immer ersichtlichen Motiven gestrichen wünscht. Dazu treten die Beschränkungen der Zensur, die trotz Malherbes Wohlwollen unter dem zwingenden Einflusse höherer Mächte erfolgen mußten. Psychologisch ist der Einblick in Mornet's Werkstatt außerordentlich gewinnbringend: Rousseau's selbstquälerische Beanlagung erfährt neue Beleuchtung. Sprachlich ist dieser Einblick ebenfalls lehrreich. S. 20 ff. führt Mornet Beispiele von Rousseau's Orthographie und Syntax an, die ein zähes, eigensinniges Festhalten am älteren Sprachfonds bekunden. Wichtig ist (p. 30) der Ausspruch: *quand il compose, Jean-Jacques est un auditif et non un visuel.*

Mögen die sorgsamen Beschreibungen und Angaben über die editio princeps, die späteren Ausgaben, die Manuscripte allgemeine Aufmerksamkeit erregen und noch rechtzeitig zur Beisteuer an etwaigem Material und wichtigen Angaben aufmuntern!

Jean Morel (p. 119—198) bietet Quellenforschungen zum *Discours de l'Inégalité.* Auch diese Aufgabe ist heikel. Rousseau selbst mit seinen krankhaften widerspruchsvollen Angaben in Briefen und den *Confessions* hat die Forschung oft in die Irre geführt. In dem ersten Abschnitte seiner Studie: *Diderot et le Discours de l'Inégalité* hat sich Morel erfolgreich gemüht, die Hypothese von der „*collaboration précise*“ Diderot's endgültig zu entkräften; Rousseau's durch die Angriffe auf den „*Emile*“ genährter Verfolgungswahn hat auch in dieser Frage viel Unheil gestiftet. Schwieriger zu widerlegen war eine zweite Hypothese: *Influence générale de Diderot.* Morel's Standpunkt: *Une influence subie à la fois par les deux écrivains est souvent plus probable* fördert auf alle Fälle nicht den Ruhm Rousseau's als durchweg selbständiger und origineller Denker zu gelten. Es ist ganz gut möglich, daß Rousseau direkt und nicht bloß durch das Medium Diderot an Shaftesbury's Quelle geschöpft hat, sogar sehr wahrscheinlich, daß Diderot den Freund zur Lektüre von Grotius, Pufendorf und Locke angeleitet hat. Wertvolle Fingerzeige bietet Morel mit der gelegentlich eingestreuten Behauptung: *C'est qu'il* (Rousseau) *subit, plus qu'il ne le dit, l'influence des moralistes chrétiens* und mit der eigentlich selbstverständlich klingenden Erklärung: *le Discours de l'Inégalité est, en partie, une œuvre d'esprit encyclopédique.* Im zweiten Abschnitt wird der Einfluß Condillac's auf Rousseau geprüft. Dieser

Einfluß, der durch direkte Lektüre Montaigne's ergänzt wird, ist von fruchtbringender Wirkung. Cf. p. 150: *Sans Condillac, Rousseau n'aurait pu élaborer son idée de l'homme de la nature, plus proche de l'anthropoïde que de l'homme* .......... Als selbständiger Denker löst sich Rousseau dagegen von Condillac's und Locke's Spuren stellenweise im *Essai sur l'origine des langues.* — Feine Fäden des inneren Zusammenhanges mit Ideen von Grotius, Pufendorf, Locke, Hobbes, Sidney werden im dritten Kapitel erörtert. Im Schlußsatz wird die *Information scientifique du Discours* analysiert. Hierher gehört ein früherer treffender Ausspruch Morel's: *Ces idées scientifiques devaient être plus précises chez Diderot que chez Rousseau.* Der letztere schöpft fleißig bei Buffon, forscht an den verschiedensten Orten nach Auskunft über die Naturvölker, so bei Montaigne, le P. Dutertre, in der *Histoire générale des voyages*, bei Coréal (?), wahrscheinlich in der *Relation du voyage de La Condamine*, aber so anerkennenswert sein Streben nach wissenschaftlicher Begründung ist, da seinem Geist in der ersten Jugendentwickelung jede heilsame Disziplin gefehlt hat, wird der Vorwurf Grimm's (*Corr.* III. p. 56ff.) nicht entkräftet: *Le citoyen de Genève vante beaucoup le bonheur de l'homme sauvage. Qu'en sait-il? Il se plaint avec raison de nos voyageurs qui n'ont pas su l'observer: c'est donc de son imagination qu'il tire les idées qu'il a de cet état. Mais il faut se défier de son imagination autant que des relations des voyageurs, surtout quand on est un peu entiché d'un système; car alors cette sorcière mensongère vous peint tout suivant vos idées; elle vous cache les malheurs de la vie sauvage, et transforme ses moindres avantages en autant de délices.*

Mit dem Artikel „*Romantique*" überschreitet Alexis François die engeren Grenzen der Rousseauforschung. Dieses wichtige Thema kann nicht oft genug und nicht vielseitig genug in Angriff genommen werden, denn es bietet immer neue Verwickelungen und Probleme. François entwickelt seinerseits beachtenswerte neue Gesichtspunkte. Rousseau verharrt im Brennpunkt seiner Untersuchung, da in seiner Feder „*romantique*" eine wichtige Phase seiner Begriffsentwickelung angetreten hat. Immerhin bleibt „wortgeschichtlich" Vieles noch unaufgeklärt, obwohl viel wesentliches Material beigebracht ist. Es hat neuerdings den Anschein, als ob etwas einseitig und allzuschnell auf englisches Ursprungsgebiet abgelenkt würde. Die bisher zugänglichen Zitate aus der französischen Literatur, so das früheste aus den *Lettres d'un Français à Londres* von Abbé Leblanc, 1745, Letourneur[2]) und Girardin scheinen allerdings diesen Weg zu weisen.

[2]) François hat sich seiner eigenen Angabe zufolge die charakteristischen Stellen aus Letourneur's Vorrede zu seiner Shakespeareübersetzung abschreiben lassen (cf. S. p. 212). Dieselben Zitate finden sich bereits, bequem handlich in M. G. Cushing's fleißiger Studie über

Immerhin ist aber „*romantic*“ doch echt romanischen Ursprungs und dem „*romanesque*“ mit dem, wie François ganz plastisch nachweist, stark in Konkurrenz tritt, einigermaßen stamm- und sinnverwandt. Die beiden Suffixe geben zu denken. Wenn in der älteren französischen Literatur noch eingehender nachgegraben wird, stößt man vielleicht auf Funde, die der englischen Einwirkung günstig den Boden vorbereiten und veranlassen, daß man nicht mehr von „*mot nouveau*“ sprechen darf, sondern höchstens von einer bedeutsamen Erscheinung der Semasiologie. Der erwachende Sinn für Naturschönheit, insbesondere in ihrer wilden Ursprünglichkeit hat jedenfalls in allen Ländern die Geburt, oder Neugeburt des malerischen Ausdruckes mächtig unterstützt. Auch in Frankreich hat sich diese modern sensitive Naturempfänglichkeit jedenfalls ohne direkt fremdländischen Anstoß entwickelt. Die schüchtern schwankenden Tastversuche der älteren französischen Übersetzer von Pope, Thomson und Whately, die über „*romanesque*“ und „*pittoresque*“ nicht hinauskönnen, hebt François mit Recht hervor. Mit Dank wird man auch seinen glücklichen Einfall begrüßen, Fénelon's behutsames „*je ne sais quoi*“ heranzuziehen. Trotzdem bleiben Lücken auf französischem Literaturgebiet: der Kampf zwischen *romanesque* und *romantique* zieht sich in die Länge, wie früh er begonnen hat, wissen wir nicht, wann er endete auch nicht. Denn die Periode der „*romantiques français*“ setzt neu ein auf rein literarischem Gebiet und wird — wie François richtig betont — noch durch deutschen Strom nachhaltig befruchtet.[3]) Das „*romantique*“ der Garten-, überhaupt der Naturschilderung und das spätere „*romantique*“ der Dichtergruppe fließen nicht unmittelbar ineinander über.

Jeder Leser wird aber François dankbar sein, daß seine ausgedehnten Orientierungserfolge immer neue Fragen anregen. Meisterhaft kennzeichnet er bereits die beiden Hauptquellen der großen romantischen Vorströmung, die Europa durchdringt: *la source anglaise et la source helvétique* (wobei der Hinweis auf Rousseau's *griffe du génie* und *l'empreinte plus molle de Gessner* nicht fehlt).

Pierre Le Tourneur (New York 1908, p. 184—185) mit der Schlußangabe: *Cited also by Michiels, Lacroix, Jusserand, Lounsburg.* Etwas naiv erscheint allerdings ihre zuversichtliche Randbemerkung: *A noteworthy thing in this discours is Le Tourneurs definition of romantique, a term which he uses and explains for the first (!) time in the history of literature.* (p. 184.)

[3]) *Nous n'avons pas de raison de suivre plus loin romantique dans son histoire. Cette histoire en effet entre désormais dans une nouvelle phase. Le mot va être emprunté par le français une seconde fois, non plus à l'Angleterre, mais à l'Allemagne, pour caractériser non plus l'impression produite par la nature sauvage, mais un genre littéraire, une grande école d'art.*

Rousseau's Werke erfahren durch A. M. de Bonac: *Une Lettre inédite de Jean-Jacques Rousseau* (237—240) und Pierre-Maurice Masson: *Rousseau à la Grande Chartreuse (Epitre inédite)* p. 247—258 einige Bereicherung. Für biographische Einzelheiten bietet Philippe Godet (241—245) mit dem Abdrucke einiger Brieffragmente des Fräulein de Marval aus den Jahren 1764 und 1765 interessante Auskunft. Masson liefert außerdem noch einen wertvollen Beitrag (p. 259—271) *Contribution à l'Etude de la Prose métrique dans la Nouvelle Héloïse.*

Für den Urheber des Titelbildes: *J. J. Rousseau et la vue du Pavillon qu'il habitoit à Ermenon ville (d'après le dessin de G. F. Mayer)* gewährt ein Brief des bekannten Verfassers der *Iconographie de J. J. Rousseau*, des Grafen Girardin erwünschte Auskunft.

Sehr reich ist auch die nach Ländern geordnete *Bibliographie* für die Jahre 1907 und 1908 ausgefallen. Sie umfaßt 45 Seiten. Unter den kurzen kritischen Anzeigen deutscher Veröffentlichungen heben wir diejenige von W. Küchler, *Französische Romantik*, Heidelberg 1908, durch A. F(rançois) hervor (p. 282—283). Es handelt sich um die anerkennende Besprechung von Kap. I: *Rousseau, Saint-Pierre, Madame de Staël.*

Die *Chronique* verzeichnet verschiedene Todesfälle. Für Albert Jansen hat E. Ritter einen sympathischen Nachruf in der Generalversammlung vom 17. Juni 1909 gehalten. Der Abdruck dieser Gedächtnisworte findet sich S. 326—329. Die durch seinen Tod entstandene Lücke im Comité: die Vertretung der „rousseauistes de langue allemande" hat Prof. Dr. H. Morf (Berlin) bereitwillig angenommen.

München. M. J. Minckwitz.

**Küchler, Walther.** *Französische Romantik.* Heidelberg 1908. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Obiges Büchlein ist zwar schon vor zwei Jahren erschienen. Durch die Kritik von Olaf Homén im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1910 Nr. 3/4 Spalte 106 ff. sowie durch die Entgegnung von Walther Küchler in dieser Zeitschrift Bd. XXXVI Heft 1 und 3 p. 116 ff. ist es aber wieder aktuell geworden, so daß eine Besprechung wohl noch Berechtigung haben dürfte. Und zwar um so mehr als die oben erwähnte Kritik und Küchlers Antikritik einige hochwichtige Fragen über Literaturbehandlung überhaupt sowie im besondern über Auffassung des 19. Jhdts. im Vergleich zum 18. und über den Gegensatz zwischen der ersten und zweiten Hälfte des 19. Jhdts. aufgeworfen haben. Geht die Romantik auf Rousseau

zurück? Hört die Romantik mit den 50er Jahren des 19. Jhdts. auf? Homén verneint diese Fragen. Küchler bejaht sie.

Der Zufall wollte, daß ich gerade mit den Vorbereitungen zu Seminarübungen über J. J. Rousseau in diesem S.-S. beschäftigt war, als die Kritik von Homén erschien. Sie reizte mich dazu, die Rousseau betreffende Frage in den Mittelpunkt der Übungen zu rücken. Wir stellten uns die Aufgabe, zu untersuchen, was uns in Rousseau's Werken berechtigen könnte, ihn als Schöpfer der romantischen Bewegung anzusehen. Freilich mußten wir uns zur Lösung dieser Frage zuerst eine klare Vorstellung machen von dem, was Rousseau von seinem Jahrhundert trennt. Und so kamen wir denn gerade dazu, die Punkte zu erörtern, die Homén und Küchler in gegensätzlicher Weise besprochen haben. Es ist ganz klar, daß verschiedene Fäden Rousseau mit seinem Jahrhundert verbinden, aber wenn man den Ursprung einer neuen Bewegung, wie die Romantik, untersucht, so ist das nicht das Interessante. Verschiedene Seminarmitglieder begingen in ihren Arbeiten den Fehler, daß sie bei einer Charakteristik der hervorstechenden Merkmale des 18. Jhdts. vor Rousseau unter anderm auch die „sensiblerie" hervorhoben. Bei solchen Aufgaben muß man aber, auf die trennenden, nicht auf die verbindenden Momente achten. So stimme ich denn Küchler vollständig zu, wenn er p. 121 sagt: „Unsere heutige, so eifrig auf die Quellen und Einflüsse zurückgreifende Betrachtungsweise läuft leicht Gefahr, das Originelle zu verwischen, das Eigenkräftige in seiner Bedeutung zu unterschätzen, die Eigenwerte einer Zeit, die sie aus sich selber hervorgebracht hat und die in ihrer momentanen Besonderheit mit ihr verschwinden, zu übersehen oder mißzuachten . . . Wir studieren die Zeiten, ihre Persönlichkeiten und Werke nicht mehr genügend um ihrer selbst willen etc." Wo sollte man die Geschichte der Romantik anfangen, wenn man nicht Rousseau als Ausgangspunkt annähme? Es würde alles ins Vage zerfließen. Ganz mit Recht meint Küchler, daß, wenn man etwa Fénelon als Vorläufer der Romantik ansähe, man ebensogut François de Sales, den Verfasser der Nachfolge Christi, ja jeden Gottesmann, der Abkehr von der Welt gepredigt hat, als solchen ansehen könnte.

Und bringt denn nicht Rousseau ganz hervorragende neue Momente in die Literatur, ja in das Leben seiner Zeit? Mit ihm befreit sich das Individuum von den Fesseln der Gesellschaft, die im 18. Jhdt. sonst unter der höflichen Glätte des guten Tones alles Selbständige zu nivellieren verstand. Und da dieser Befreier ein Mann aus dem Volke ist, der in den niedrigsten Stellungen gelebt hat und um sein tägliches Brot hat kämpfen müssen, so bringt er in das bis dahin aristokratische Zeitalter einen demokratischen Zug hinein, der sich aufbäumt gegen die alles beherrschende feine Form und Convention der *société mon-*

*daine.* Und da dieser Demokrat aus einer der landschaftlich schönsten Gegenden stammt, da er als Vagabund in der freien Natur von Ort zu Ort gewandert ist, so erweckt er zu neuem Leben das Naturgefühl, das in der parfümierten Luft der Salons erstickt war. Und da dieser Wanderer zugleich ein abenteuerlicher Mensch ist, der schon in der frühesten Jugend das Wunderbarste und Seltsamste erlebt hat, da er sich schon als Kind an der Lektüre der Romane den Kopf verwirrt hat, so bringt er die Phantasie mit allen ihren träumerischen und exaltierten Vorstellungen, die unter der Herrschaft der Vernunft und des Verstandes eingeschlummert war, wiederum zu Ehren. Und mit dieser Phantasie zugleich auch das Gefühl. Denn dieser Abenteurer ist zugleich auch ein gefühlvoller, schwärmerischer, sentimentaler Mensch, der im grellsten Gegensatze steht zu trockenen Naturen wie Fontenelle und Voltaire. Und diese Empfindsamkeit rührt vor allem die Frauen und führt zu einer Vorherrschaft des weiblichen Elements in Literatur und Gesellschaft, wie sie früher noch nie in gleicher Stärke vorgekommen war. So führt denn dieser eine Mensch geradezu eine Revolution im ganzen Geistesleben seiner Zeit herbei. Und ein unglaublicher Stolz bemächtigt sich seiner, als er dessen gewahr wird. Er, der lange Zeit zu den Niedrigsten im Volke gehört hat, der als Diener, Schreiber, Musiker mühsam sein Brot verdient hat, der das Leben der Landstraße kennt, der oft genug unter freiem Himmel hat schlafen müssen, er, der Kleine, Verachtete, Unbekannte ist plötzlich durch eine einzige Schrift der bedeutendste Schriftsteller Frankreichs geworden. Er ist mehr als ein Diderot, mehr als ein d'Alembert. Getrost kann er sich neben Voltaire stellen. Alles vergöttert ihn. Alles hängt an seinen Lippen. Wahrhaftig, das genügte, um den unerträglichsten Hochmut bei ihm aufkommen zu lassen. Dieser Größenwahn zieht aber die Empfindlichkeit nach sich. Wer ihn nicht ganz anerkennt, ist sein Feind. Und die Empfindlichkeit führt zum Argwohn und dank der krankhaft erregten Phantasie, dank dem Übermaß des Ichgefühls zum Verfolgungswahn, der nur eine Etappe zum Spleen, zum Weltschmerz bedeutet.

Wenn man sich Rousseau's Wesen und Wirken so vergegenwärtigt, müßte man mit Blindheit geschlagen sein, sollte man in ihm nicht den Vater der Romantik erblicken. Die Elemente, die wir bei Chateaubriand, Lamartine, V. Hugo finden, sie sind *in nuce* hier alle schon in Rousseau enthalten. Seine Persönlichkeit ist der Ausgangspunkt. Gewiß, in dem einen oder andern Punkt hat er schon Vorläufer. Das wird kein Mensch bestreiten. Aber das ist nicht das Wesentliche. Wenn man die Geschichte einer bestimmten Epoche schreibt, kann man doch nicht jedesmal bis auf Adam und Eva zurückgehen. Das scheint aber Olaf Homén zu verlangen. Und ganz mit Recht hat ihn Küchler

in seiner vortrefflichen Antikritik ad absurdum geführt. Ebenso scharf wie er den Ausgangspunkt erfaßt hat, vermag er auch an der richtigen Stelle die Grenzen abzustecken. Ich will nicht *in extenso* darauf zurückkommen. Man lese nur, was Küchler von dem Unterschied zwischen Taine und der früheren Zeit sagt. Das ist alles so schlagend, der Nagel ist so geschickt auf den Kopf getroffen, daß man nur seine Freude daran haben kann. Wenn Olaf Homén von einer Romantik spricht (p. 109), die dem Geiste des Positivismus ihr Opfer darbringt, so zeigt er eben, daß er keine klare Vorstellung von der Romantik hat. „Es gibt keine positivistische Romantik, ebenso wie es keinen *Romantisme bourgeois* gibt,“ sagt p. 123 Küchler treffend.

Und nun zu seinem Büchlein selbst. Eine Geschichte der Romantik ist es nicht und will es nicht sein. Es sind aneinander gereihte, durch den Faden der Romantik miteinander verbundene, geschickt entworfene farbenreiche Bilder der bedeutendsten Schriftsteller der betreffenden Zeit. Küchler versteht es auch vorzüglich, in die romantische Stimmung zu versetzen; er hat im reichsten Maße, was Lasserre abgeht, er hat Sinn für Romantik. Man lese nur, wie er p. 21 ff. z. B. den Inhalt des René angibt. Liebe zum Gegenstand ist die erste Vorbedingung zu der treffenden Schilderung einer Periode.

Ich hätte an Küchler's Büchlein nur einige wenige Ausstellungen zu machen. Zunächst was die Gliederung des Stoffes betrifft. Warum wird Mme de Staël kein ganzes Kapitel gewidmet, wie es für Chateaubriand der Fall ist? An drei verschiedenen Stellen ist von ihr die Rede. Dadurch kommt sie als Persönlichkeit nicht genügend zur Geltung. Ihr Wirken und ihr Einfluß wird verzettelt. Sie erscheint nicht als einer der „Pfeiler der Romantik“, wie Morf sie nennt, der sie sogar für „moderner, entschiedener, umfassender“ ansieht als Chateaubriand (p. 301 der romanischen Literatur in der Kultur der Gegenwart). Das ist um so auffallender, als Küchler Victor Cousin ein ganzes Kapitel widmet. Achtzehn Seiten für ihn, fünf für Mme de Staël im Ganzen. Das ist entschieden ein Mißverhältnis. Die Bedeutung Cousins wird auch dadurch sehr überschätzt. Er ist nach meiner Ansicht kein führender Geist in der Geschichte der Romantik. Er tut nur auf dem Gebiete der Philosophie, was Chateaubriand und Mme de Staël auf dem Gebiete der Poesie tun. Dadurch zeigt er aber gerade, daß seine Rolle sekundär ist. An die Spitze des Realismus kann man einen Philosophen als führenden Geist stellen, Auguste Comte, aber V. Cousin hat lange nicht seine Bedeutung. Mit Recht hat ihm Morf l. c. nur 14 Zeilen eingeräumt. Es ist nicht richtig, wenn Küchler p. 50 sagt: „Ehe noch ein einziger der großen romantischen Dichter aufgetreten war, forderte so Cousin theoretisch, was ihr ganzes, künstlerisches Wesen war, ein fühlendes

ja ein reizbares Herz und besonders eine machtvolle Einbildungskraft." Das hatten schon Rousseau, schon Chateaubriand getan; auch sie waren Dichter, wenn sie auch in Prosa schrieben.

Auch an dem Kapitel über V. Hugo hätte ich etwas auszusetzen. Warum seiner „Poesie" nur fünf Seiten und seinem Theater neun einräumen? Ist das Theater bei ihm wichtiger als die Lyrik? Und ist es gut als Charakteristikum V. Hugo's gerade das Gedicht „la pente de la rêverie" auszuwählen p. 66 ff., ein Gedicht, das ihn eher Lamartine nahe bringt? Die unbestimmte, vage Träumerei ist Hugo nicht eigentümlich. Er sieht in sehr scharfen Umrissen und hat besondern Sinn für helle, grelle Farben. Aber vom „geschichtlichen Kolorit, vom Suggestiven und Silhouettenhaften der Personen, Orte, Taten und Ereignisse der Vergangenheit" spricht Küchler nur beim Theater p. 75. Das ist entschieden ein Manko.

Endlich das Schlußkapitel, die Abrechnung mit Pierre Lasserre. Inhaltlich stimme ich Küchler durchaus zu. Aber fällt dieses Kapitel, diese Kritik nicht aus dem Rahmen der ganzen Darstellung heraus? Als selbständige Rezension wäre sie ja ganz vorzüglich. Aber nicht als Schlußkapitel zu einer Darstellung der Romantik. Sie bringt einen polemischen Zug hinein, der das hübsche Büchlein statt in einem feierlichen Finale in einem schrillen Diskant ausklingen läßt.

Am Schluß noch eine tatsächliche Berichtigung. V. hätte sich vorsichtiger ausdrücken müssen, als er sagte p. 20: „Chateaubriand geht in die amerikanische Wildnis hinüber und schreibt René." Bekanntlich hat Chateaubriand die wahre Wildnis nicht gekannt, sondern von Amerika nur einige Städte des Ostens (cf. J. Bédier, *Chateaubriand en Amérique* in seinen *Etudes critiques* 1903).

Aber diese wenigen Bemerkungen sollen den Wert von Küchlers Büchlein nicht schmälern. Sie sollen nur ein Beweis sein, mit welchem Interesse ich es gelesen habe. Aus dem, was ich Eingangs ausgeführt habe, geht übrigens schon zur Genüge hervor, wie sehr ich im wesentlichen sonst mit ihm übereinstimme. Nein, wir haben es hier nicht, wie Olaf Homén recht wenig freundlich sagt, mit einer Arbeit von „feuilletonistischem Gepräge" zu tun, nach deren Lektüre „trotz der stilistischen Schminke ein ziemlich blasser Eindruck bleibt", sondern mit einer von wirklichem literarischem Verständnis und sehr anerkennenswerter künstlerischer Darstellungsgabe zeugenden ernsten Arbeit zu tun, aus der Olaf Homén selbst noch manches lernen könnte.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

**Stewart, H. F.** and **Tilley, Arthur.** *The romantic movement in French literature, traced by a series of texts selected and edited.* Cambridge, at the University Press 1910, in 8⁰, XI + 242 S. Price 4 sh. net.

Die Verfasser des vorliegenden Buches sind von der Absicht ausgegangen, die Sache der heute gerade in Frankreich so heftig angefeindeten Romantik von ihren Schriftstellern selbst vertreten, die Geschichte der romantischen Bewegung in Frankreich von den Romantikern selbst erzählen zu lassen. Zu diesem Zwecke haben sie aus den Werken der Romantiker folgende, durch erklärende Bemerkungen und kurze biographische Mitteilungen vermehrte Textauswahl getroffen: Einige Kapitel aus Frau von Staëls Buch „*De l'Allemagne*", Lamartines „*Préface des Méditations*" und dem Aufsatz „*Des Destinées de la poésie*", ein Stück aus Sainte-Beuves „*Tableau de la littérature française au XVI*[e] *siècle*", sowie Absätze aus seinen Artikeln über Alfred de Musset und Victor Hugo, ein Fragment aus dem in der ersten Nummer der Zeitschrift „*La muse française*" veröffentlichten Artikel Alexander Guirauds über „*Nos doctrines*". Weiterhin drei Vorreden Victor Hugos zu seinen Oden und Balladen (1824, 1826, 1828) und Teile der Vorrede von Emile Deschamps zu seinen „*Etudes françaises et étrangères*" (1828). Sodann Victor Hugos unvermeidliche Vorrede zu Cromwell, die Alfred de Vignys zu seiner Bearbeitung des Othello und einen Abschnitt aus Théophile Gautiers „*Histoire du Romantisme*". Endlich ein Drittel von Victor Hugos Artikel über Walter Scotts „*Quentin Durvard*", einige Seiten aus Vignys „*Journal d'un poète*", Mussets „*Première lettre de Dupuis et Cotonet*" und als Epilog den Anfang von Sainte-Beuves Essay über Theodore de Banville. In den verschiedenen mitgeteilten Stücken sollen zum Ausdruck kommen der Einfluß Rousseaus und Chateaubriands, der Einfluß der ausländischen Literaturen, der Kampf der Romantiker gegen den Pseudoklassizismus, ihre Bestrebungen auf dem Gebiet des Dramas und des historischen Romans, schließlich der Verfall der Romantik.

Aus der mitgeteilten Inhaltsangabe geht hervor, daß die Dichtungen der Romantiker bei dieser Auswahl gänzlich unberücksichtigt geblieben sind. In ohne Zweifel gewollter Einseitigkeit unterrichtet das Buch lediglich über die literarischen Theorien der Romantik, gibt es ein Bild von den Absichten und Tendenzen, wie sie im Kampfe gegen die Gegner oder zur Rechtfertigung und Erklärung der eigenen Werke von den Verfassern geäußert wurden. Diese Beschränkung hätte im Titel des Werkes zum Ausdruck kommen müssen. Der Titel hätte ankündigen müssen, daß es sich in dieser Veröffentlichung um romantische Theorie und Kritik handelt und um weiter nichts.

Im übrigen entbehrt diese freiwillige Einseitigkeit der Auswahl durchaus nicht der Berechtigung. Es ist sehr zu wünschen, daß auch der Unterricht in weitgehendstem Maße diese Seite der literarischen Erzeugnisse berücksichtigt. Das Studium der Kritiken, Vorreden, Briefe, Memoiren etc. muß als notwendige Ergänzung zu den aus der sorgfältigen, analytischen Betrachtung der Dichtwerke selbst gewonnenen Kenntnissen und Erkenntnissen hinzutreten. Eins darf nicht ohne das andere bleiben. Und so bedarf denn die Zusammenstellung, die Stewart und Tilley vorgenommen haben, noch der Ergänzung durch Texte aus den Dichtungen selbst; wenn nicht in Form eines zweiten Büchleins, so doch im Unterricht und im Selbststudium.

Gießen. WALTHER KÜCHLER.

**Hinstorff, C. A.** *Die Archives littéraires de l'Europe und ihre Stellung zur deutschen Literatur.* Programmbeil. d. Elisabethenschule zu Frankfurt a. M. 1907. 8⁰. 63 S.

Auf Gärtners Studie über das *Journal Étranger* (Heidelb. Diss. 1905) und den Aufsatz von P. Hazard über den *Spectateur du Nord* (*Revue d'hist. litt.* 1906) hat Hinstorff eine Untersuchung der *Archives littéraires* folgen lassen. Die *Archives*, wahrscheinlich eine Gründung der deutschen Buchhändler Cotta und Henrichs, an der auch bekannte Vermittler deutschen Geistes wie Degérando und Vanderbourg teilnahmen, begannen im ersten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts ihr kurzes Dasein. Ihr erstes Monatsheft erschien im Januar 1804. Im April 1808 mußten sie bereits ihr Erscheinen einstellen, nachdem ihnen eine Verfügung des Polizei-Präfekten vorschreiben wollte, sich nur auf Artikel über französische Literatur zu beschränken. Die Gründe für diesen Erlaß sind wohl in der Wühlarbeit des brotneidisch gewordenen *Mercure de France* zu suchen, dann vor allem in politischen Erwägungen, in der Mißliebigkeit des Chefredakteurs Suard, der als Royalist anrüchig war.

Der Titel der *Archives* deutet schon an, daß ihren Herausgebern ähnliche kosmopolitische Ideale vorschwebten wie früheren Gründungen derselben Art: durch regen Austausch der gegenseitigen Arbeiten eine Völkerverbrüderung auf dem Gebiet der Kunst, Literatur und Wissenschaft anzubahnen. Und es ist kein bloßer Zufall, daß das von Degérando verfaßte Programm, das die erste Nummer einleitet *(«des communications litt. et philos. entre les nations de l'Europe»)*, im Gedankengang auffallend an das Programm erinnert, das seinerzeit — genau ein halbes Jahrhundert vorher — Grimm für das *Journal Étranger* geschrieben hatte. Hier wie dort in derselben phrasenhaften Einkleidung derselbe unklare Optimismus, der sich von solchem internatio-

nalem Verkehr Gott weiß was alles für Segnungen verspricht, dasselbe oberflächliche Lob fremder Nationen, derselbe Appell an die Franzosen, endlich ihre intellektuelle Isolierung aufzugeben und sich auch für die Eigenart ihrer Nachbarn zu interessieren.

Nur die Situation, die die *Archives* vorfanden, war nicht mehr ganz dieselbe wie 1754. Sie war auf der einen Seite günstiger. Seit der Modebegeisterung für alles ausländische, wie sie in den 50er und 60er Jahren um sich gegriffen hatte, war das Eis gebrochen, besonders Dank der eifrigen Vermittlertätigkeit von Männern wie Huber, Junker etc. Auf der anderen Seite ungünstiger: Denn dieser erste Versuch war nach schnell vergessenen Scheinerfolgen gründlich mißglückt und zudem war der Augenblick zu seiner Wiederholung recht schlecht gewählt. Von oben herab wehte kühlste Luft. Napoleon machte kein Hehl aus seiner Abneigung gegen die deutschen "Ideologen". Die kosmopolitische Schwärmerei der vorrevolutionären Tage war beim Publikum schon verflogen. Der kriegerische Geist, der Expansionsdrang und das Selbstbewußtsein der Nation waren neu und stärker denn je erwacht. Und gegen das lebhafte Interesse, das die Siegesnachrichten von der *«Grande armée»* erregten, konnte die deutsche Literatur, wie sie die *Archives* feilboten, so wenig als die französische ankämpfen.

Daß die *Archives* unter so schwierigen Verhältnissen nicht viel für die Verbreitung deutscher Literatur tun konnten, ist klar. Wie viel sie getan haben, das wollte Hinstorff untersuchen. Aber leider muß man seiner Arbeit denselben Vorwurf machen wie der Dissertation Gärtners. Sie bleibt zu sehr im beschreibenden stecken. Von ganz seltenen schüchternen Anläufen abgesehen vermeidet sie es durchaus, kritisch Stellung zu nehmen, während uns doch gerade mit einer kritischen Auseinandersetzung gedient gewesen wäre, mit einer eingehenden Beurteilung der Art, wie die *Archives* ihre Vermittlerrolle auffaßten, wie sie ihre Auswahl trafen und wie sie übersetzten. Was Hinstorff gibt, ist nur eine fleißige Inhaltsangabe, aus der der Leser die Schlüsse sich erst selber ziehen muß.

Man gewinnt aus dieser Inhaltsangabe vor allem den Eindruck, daß sich in dem Verhältnis Frankreichs zur deutschen Literatur seit der Mitte des vorhergehenden Jahrhunderts so gut wie gar nichts geändert hat. Man hat seitdem nichts gelernt und nichts vergessen. In Frankreich herrscht immer noch der gleiche nationale Eigendünkel, der dem Lob fremder Literatur (und was sind das für vage, allgemein gehaltene Lobsprüche!) einen unangenehmen Beigeschmack gönnerhafter Herablassung gibt und der jede ausländische Kritik an der eigenen Literatur entrüstet als Majestätsverbrechen empfindet. Einige Ausfälle gegen die französische Literatur, die sich Bouterweck erlaubt

hatte, lehnen die *Archives* mit der stolzen Bemerkung ab: «*Quant aux hérésies attentoires à l'honneur de notre littérature ... nous pensons qu'elles ne pourront scandaliser que les petits.*» Und bei den Übersetzern herrscht noch immer die gleiche Angst den Franzosen zu mißfallen, das gleiche Bemühen, die fremden Autoren erst anzuschminken und aufzufrisieren, ehe man sie vorstellt. Vanderbourg z. B. überträgt stark verstümmelt Schillers Abhandlung über das Erhabene, entschuldigt sich aber noch eigens in einer Einleitung, daß er vielleicht nicht energisch genug verstümmelt habe, daß noch manches stehen geblieben sei, was in Frankreich chokieren könne. Wenn man bei Hinstorff solche Zitate liest, drängen sich einem Analoga in Hülle und Fülle aus der früheren Zeit auf.[1]) Vor allem aber erinnert man sich mit Vergnügen an die treffende Bemerkung Nicolais: «Das Journal Étranger ist . . . ein großer Saal in einer Schule, worinnen die Gelehrten aller Nationen auftreten, die Franzosen hingegen sitzen und dieselben examinieren, inwieweit sie ihnen ähnlich geworden sind.» Und man findet, daß sie auch für die *Archives* noch den Nagel auf den Kopf trifft.

Die Übersetzer sind aber nicht bloß zaghaft. Sie stellen es auch immer noch möglichst dumm an, den Franzosen die deutsche Literatur zu vermitteln. Obwohl der Mitarbeiterstab der *Arch.* sich wohl mit dem des *Journal Étr.* messen kann, sind die Kostproben hier genau so ungeschickt ausgesucht wie dort. Der große Vorteil, daß die deutsche Literatur vor und nach dem Tode Schillers einen ganz anderen Reichtum bot als in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, ist durchaus nicht ausgenützt. Noch immer werden die guten interessanten Autoren über sehr obskuren vernachlässigt, für die die Übersetzer, wie es scheint, zu allen Zeiten eine besondere Vorliebe gehabt haben (und noch heute haben). Man wird ganz ärgerlich, wenn man Namen liest wie Bronner, J. G. Jacobi, C. Pichler, Frau Harmes, Fr. W. von Ramdohr, mit denen die Franzosen wahrhaftig nichts anfangen konnten, die sie nur in ihren hochmütigen Anschauungen über deutsche Literatur bestärken mußten.

Am besten sind noch die deutschen Gelehrten berücksichtigt, deutsche Wissenschaft und Philosophie, überhaupt die Schriftstellerei mit philosophischer Färbung. Vom Göttinger Heyne, von anderen Philologen und Historikern werden Übersetzungen gebracht, der Phrenologe Gall scheint starke Neugier zu erregen, auch von Lavater ist die Rede. Lichtenberg kommt zum Wort, ebenso Schiller als Aesthetiker und Herder, dieser z. B. mit einem Auszug aus den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Der Elsässer Schweighäuser veröffentlicht einen Aufsatz: «*Sur l'état actuel de la philosophie en Allemagne*», der

[1]) vergl. meine Arbeit über Michael Huber, *Rom. Forsch.* Bd. XXV.

über Kant, Fichte, Schelling und F. H. Jacobi orientiert. Kant ist auch durch Übersetzungen vertreten und außerdem widmet ihm Ch. de Villers einen Nachruf, der bei aller Kritik sympathisch gehalten ist.

Aber sonst? Unsere dramatische Produktion wird nur in Einzelrezensionen berührt, in denen gelegentlich auch mit Kotzebue abgerechnet wird. Von unserer Erzählungskunst soll außer Ramdohr und zwei anonymen Verfassern ein einziges Märchen des Musaeus Begriff geben. Unsere Lyrik und Didaktik paradiert mit ein paar Stücken von Claudius und dem Grafen Fr. von Stolberg. Das ist alles. Und unsere Großen? Relativ gut kommt Klopstock weg mit einem Fragment aus dem Messias, drei Oden und ein paar sehr lobenden Artikeln. Für Lessing findet sich nur einmal im Vorbeigehen ein Hinweis auf Laokoon, den 1802 Vanderbourg übersetzt hatte. Für Schiller findet sich ein aus dem Deutschen übertragener Nekrolog, der ganz kluge Bemerkungen enthält und einige verstreute Rezensionen seines Theaters. Übertragen sind von ihm nur drei ästhetische Abhandlungen (mit welcher Vorsicht, das ist schon gesagt worden). Von Goethe ist auch nicht eine Zeile übertragen. Nur seines Theaters wird im kritischen Teil mehrmals anerkennend gedacht.

Die Sinnlosigkeit dieser Art von Vermittlung wird am augenfälligsten, wenn man nachsieht, wie Wieland vertreten ist, aus dessen Werken zwölfmal übersetzt wird, der also in den *Archives* den breitesten Raum einnimmt. Man höre: 1. Inhaltsangabe der schon übersetzten Grazien und Vergleich mit einem Lustspiel von Sainte-Foix. — 2. Übersetzung von «Hann und Gulperche» (in Versen oder in Prosa ?). — 3. Wielands Übersetzung der I. Satire von Horaz mit seiner Einleitung und seinen Anmerkungen. — 4. Übersetzung des Aufsatzes: »Die pythagoreischen Frauen.» — 5. Übersetzung des Aufsatzes: «Über die ältesten Zeitverkürzungsspiele,» den Wieland einfach aus den «*Mélanges tirés d'une grande bibliothèque*» und der «*Académie des Jeux*» kompiliert hatte (vgl. Ausgabe der Werke. Berlin, Hempel. Bd. XXXV p. 98). — 6. Prosaübersetzung von «Das Sommermärchen», worin der Übersetzer selbst sein französisches Publikum darauf aufmerksam macht, das Wielands Gedicht die treue Nachahmung einer französischen Erzählung in der «*Bibliothèque des Romans*» sei. — 7. Übersetzung des Aufsatzes: «Über den Charakter des Maecenas.» — 8. Eingehende Inhaltsangabe eines Gedichtes unter dem Titel: «*Le Procès de l'Amour*» (Hinstorff spricht vom «Liebesprozeß». Ich kenne kein so betiteltes Gedicht Wielands. Es wird sich wohl um den «Verklagten Amor» handeln). — 9. *Hypothèse de Wieland sur l'art poétique d'Horace.* — 10. Übersetzung aus den Briefen an einen jungen Dichter. — 11. *Des jugements humains.* — 12. *Junon et Livie.* Übersetzung

eines Stückes aus Wielands Übersetzung der Göttergespräche Lucians. — Armer Wieland! Arme deutsche Literatur! Das soll in Frankreich ein Bild geben von dem bunten Werk eines der besten deutschen Dichter von damals: Inhaltsangaben, ein paar Aufsätze, die wirklich keine internationale Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen und von denen einer, der unbedeutendste, noch dazu auf französische Quellen zurückgeht, und — als Gipfel des Unsinns — Übersetzungen von Übersetzungen, als ob die Franzosen ihre «*Bibliothèque des Romans*» nicht selber lesen und die Alten nicht selber übersetzen könnten! Mir scheint, der Ausschnitt aus der deutschen Literatur, den die *Archives* bieten, ist noch kläglicher als der im *Journal Étranger* servierte. Von einem Fortschritt in der Vermittlung kann keine Rede sein.

Vielleicht liegt ein solcher Fortschritt in der Art, wie übersetzt wurde. Ich kann das leider nicht sagen, da mir die *Archives* momentan nicht zugänglich sind und da die eine Probe, die Hinstorff abdruckt (Versübersetzung eines Gedichts von Claudius), natürlich keine genügende Grundlage für ein Urteil gibt. Es ist sehr schade, daß Hinstorff diesen Teil seiner Aufgabe ganz übersieht und gar keine Kritik versucht. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, wie man in den *Archiv.* verdolmetschte, vor allem, ob man noch so frei und häufig liederlich übertrug wie im XVIII. Jahrhundert oder ob man dem Beispiel von Villers folgend sich größerer Treue befleißigte. Das wäre jedenfalls wichtiger gewesen als die Höhe des Abonnementspreises und der Honorare, die uns Hinstorff gewissenhaft mitteilt. Denn wie will man die Aufnahme, die eine Literatur im Ausland findet, die Meinungen der Franzosen über die unsere beurteilen, wenn man sich nicht klar macht, wie sie in der fremden Sprache aussieht, inwieweit ihr Geist und ihr Geschmack bewahrt oder dem fremden Geist und Geschmack assimiliert sind? Alle Untersuchungen über literarische Vermittlung müßten m. E. an diesem Hauptpunkt einsetzen.

Trotz der gerügten Mängel ist Hinstorffs Programm willkommen zu heißen wie jede Arbeit, die zu unserer besseren Kenntnis der Beziehungen zwischen deutscher und französischer Literatur beiträgt. Auf diesem Gebiet ist noch so viel zu erforschen. Süpfles Buch ist heute in manchem überholt und veraltet, aber noch immer nicht ersetzt. Das Buch von Rossel war von jeher unzureichend. Man kann deshalb nur wünschen, daß sich die Zahl der Einzeluntersuchungen rasch vermehre, besonders die der Monographien über die Zeitschriften, die im XVIII. Jahrh. im gegenseitigen literarischen Austausch eine so große Rolle spielten. Hier klafft überhaupt noch eine bedauerliche Lücke. Wieviel Funde, Winke und Aufklärungen nicht bloß für den literarischen Kosmopolitismus, sondern auch für die Geschichte

der national-französischen Literatur wären allein schon aus dem *Mercure de France* zu holen, mit dem sich noch niemand näher beschäftigt hat!

Bonn. HANNS HEISS.

## Neuere Arbeiten über George Sand:

1. René Doumic, *George Sand.* Avec quatre portraits et un facsimile d'autographe. Paris, Librairie académique, Perrin et Cie., 1909. 3 fr. 50.
2. Emile Faguet, *George Sand* in La Revue vom 1. September 1909.
3. Alphonse Séché et Jules Bertaut, *La vie anecdotique et pittoresque des grands écrivains. George Sand.* Paris, Louis Michaud.
4. Jean de Gourmont, *George Sand.* Mercure de France vom 16. September 1909.
5. Edouard Rod, *George Sand et le publie d'aujourd'hui.* Figaro vom 20. Januar 1909.
6. S. Rocheblave, *George Sand Lettres à Poncy.* Revue des deux mondes vom 1. und 15. August 1909.
7. Pierre Blanchon, *Lettres de George Sand à Eugène Fromentin.* Revue de Paris vom 15. September und 1. Oktober 1909.
8. Joseph Ageorges, *L'enclos de Gge. Sand.* Paris, Grasset, 1910.
9. Jules Claretie, *A Venise.* Le Temps 16. April 1909.
10. Paul Ginisty, *Le Baron Haussmann et George Sand.* Journal des Débats 31. März 1909.
11. Emile Faguet, *Michel de Bourges.* Revue des deux mondes 1. November 1909.

### I.

„*On ne lit plus George Sand, nous dit-on*" sagt Caro in seiner gedankenreichen Studie über George Sand, und Edouard Rod, der jüngst verstorbene namhafte Schriftsteller, bestätigt in dem oben angeführten Aufsatz, daß die Lesewelt gegen die berühmte Dichterin gleichgültig geworden ist.[1]) Er erklärt dies damit, daß G. Sand zwar eine große Erzählungsgabe besitze, aber weder durch ein eigentliches persönliches Gepräge noch durch neue große Gedanken sich auszeichne und nur durch die wirksame Verkörperung der *passion romantique* eine besondere Bedeutung erlangt habe. Die Zeit der Romantik, die übrigens literarisch eine üble Epoche gewesen, sei längst vorüber. (Aber *Cyrano von Bergerac* ist doch ganz romantisch!)

[1]) Bei uns in Deutschland werden nach meinen Erhebungen bei öffentlichen und Privatbibliotheken George Sands Schriften sehr wenig mehr verlangt.

Ich kann Rod's Ansicht nicht beipflichten. Es fehlt George Sand weder an neuen bedeutenden Gedanken, noch an einer starken persönlichen Eigenart; ihre Werke hätten sonst auch nicht wohl solche Stürme der Begeisterung und der Entrüstung entfesseln können. Es gibt kaum eine große Angelegenheit der Menschheit, über welche sie nicht nachgedacht hätte, und man erstaunt zuweilen, bei ihr Gedanken zu begegnen, die uns ganz modern anmuten. Wenn sie wenig mehr gelesen wird, so ist dies, wie ich glaube, in einem allgemeinen Gesetz begründet, in dem Wechsel des Geistes und Geschmacks der Zeit. Namentlich die erzählende Prosadichtung ist diesem Wechsel unterworfen, mehr als die in strenge Formen gegossenen poetischen Werke. Nur die allergrößten Erzähler überdauern den Wechsel der Zeiten. Wie viele Leute lesen heute noch Chateaubriand oder bei uns Jean Paul? George Sand's Idealismus wurde durch den Realismus und Naturalismus verdrängt. Die heutige unruhevolle Zeit kann die „Longueurs“ und „Digressions“, die George Sand selbst an sich tadelt, die langen, häufig eintönigen Reden und Betrachtungen am allerwenigsten ertragen. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß, wie Doumic hofft, die Welt, übersättigt vom Naturalismus, einmal zu George Sand zurückkehrt. Allerdings wird ein Teil ihrer Werke als unrettbar veraltet ausgeschieden werden, aber es wird genug des Schönen und Wertvollen übrig bleiben.

Mit der Person und dem Leben unserer Dichterin hat man sich bis auf die neueste Zeit stets sehr viel beschäftigt. Die Romane, die sie gelebt hat, haben ein nachhaltigeres Interesse erregt als die von ihr geschriebenen. Die Wissenschaft, auch die deutsche, hat freilich nie aufgehört, ihren Werken Aufmerksamkeit zuzuwenden, wofür eine Reihe gediegener Einzelschriften Zeugnis ablegt.

René Doumic, einer der jüngsten Akademiker, hat es nun versucht, für ein größeres gebildetes Publikum ein zusammenfassendes Bild der Persönlichkeit und schriftstellerischen Tätigkeit George Sands zu bieten, um dadurch die Teilnahme für sie neu zu erwecken. Sein Buch enthält die zehn mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen Vorträge, die er auf Einladung der Société des conférences vom 27. Januar 1909 an gehalten hat und die zuerst in der *Revue hebdomadaire* von 1909 No. 6—15 erschienen sind.

Seine Aufgabe war nicht leicht. Man könnte beinahe von einem Embarras de richesse sprechen. G. Sand hat bekanntlich unglaublich viel geschrieben. Man hat von ihr gesagt, sie habe ein Schreibzeug an der Stelle des Herzens. Es mochten innere oder äußere Stürme toben: sie schrieb; teure Liebesbande mochten mit wildem Weh zerreißen, neue sich knüpfen: sie schrieb; Kriege und Revolutionen mochten die Welt erschüttern und Frankreichs

Boden röten: sie schrieb. Über hundert Bände Romane, Novellen, Theaterstücke, Aufsätze verschiedener Art hat sie geschrieben, wozu noch zehn (in anderer Ausgabe vier) Bände Selbstbiographie, sechs oder mehr Bände Korrespondenz und zahllose ungedruckte Briefe kommen. Und nun sagt uns Josef Ageorges in dem oben angeführten Buch: *George Sand n'est pas encore morte. Elle publie toujours!* Das klingt unheimlich; man denkt an die greise Hussitin Wanda in der *Comtesse de Rudolstadt*, die immer wiederkehrt, wenn man glaubt, sie habe Ruhe gefunden. Ageorges deutet an, daß in einem Schloß bei Nohant noch reiche ungehobene Schätze von Briefen verborgen liegen.

Noch weit mehr aber als G. Sand selbst geschrieben hat, ist über sie geschrieben worden. Über das venetianische Abenteuer allein ist eine Literatur erwachsen, die eine ganze Bibliothek füllen würde. Wehe dem, der diese Bibliothek ganz durchlesen müßte!

G. Sand hat aber nicht bloß geschrieben, sie hat auch gehandelt, erlebt, in die Bewegungen der Zeit persönlich eingegriffen.

Doumic war mit Erfolg bestrebt, das überreiche Material zu sichten und nur das Wesentlichste seinen Zuhörern und Lesern in klarer Übersicht vorzutragen. Er erklärt von vornherein, daß er keine abgeschlossene wissenschaftliche Studie, sondern nur eine Reihe von Betrachtungen über Gge. Sands Leben, ihren geistigen Entwickelungsgang, ihre Werke, ihre zeitgeschichtliche Bedeutung darbieten wolle. Durch Mitteilung einiger ungedruckten Briefe Gge. Sands — *l'inédit est la manie du jour*, wie er sagt — gibt er manche wertvolle Aufschlüsse. Gourmont's Vorwurf, daß Doumic nichts Neues biete, ist unberechtigt. Von besonderem Interesse ist es, das Urteil eines Mannes, der in der vordersten Reihe der literarischen Kritik steht, über G. Sands eigenartige Persönlichkeit zu vernehmen.

Doumic's Darstellung ist, dem Charakter des mündlichen Vortrags vor einem gemischten Publikum entsprechend, nicht im strengen Lehrton gehalten, sondern mehr im Stil einer geistreichen Plauderei, die auch den Humor und die Satire nicht verschmäht, ohne daß deshalb der ernste Grundton fehlte. Der mündliche Vortrag liebt es, Licht und Schatten scharf zu betonen, bei Gelegenheit einen Effekt mitzunehmen und sich auch zuweilen in der Form etwas gehen zu lassen.

E m i l e F a g u e t (im obigen Aufsatz) tadelt es, daß Doumic dem biographischen Teile einen zu breiten Raum gewähre; dadurch erscheine Gge. Sand als eine „sentimentale Grisette". Allerdings hat Doumic die Lebensgeschichte G. Sands stärker berücksichtigt als z. B. Caro; doch hat er die Analyse und Beurteilung ihrer Werke keineswegs außer acht gelassen. Zudem ist das Leben der Dichterin in seinen einzelnen Phasen

so innig mit ihrem schriftstellerischen Wirken verbunden, es ist zugleich ein so anziehendes psychologisches Problem und ein so fesselndes Kulturbild, und es ist auch schon so vielfach zum Gegenstand der Besprechung gemacht worden, daß Doumic näher auf dies Leben eingehen m u ß t e. Seinem ganz richtigen Vorsatz: „*J'étudierai la biographie dans la mesure òu elle est indispensable pour la complète intelligence des œuvres*“ ist er damit nicht untreu geworden. Vielleicht hätte er das Charakterbild von G. Sand noch mehr vertiefen können.

## II.

Als Hauptquelle gibt Doumic an das Werk von *Wladimir Karénine* (Frau Komarow geb. Stassow),[2] ein Werk von bewundernswürdigem Fleiß, großer Genauigkeit und umfassender Literaturkenntnis. Leider reicht es nur bis zur Reise Gge. Sands nach Majorca (1838).

Eine besondere Würdigung erheischt G. Sands „*histoire de ma vie*“. Sie ist geschrieben von 1847—1855 und reicht bis zum Jahr 1847. Das Werk wird vielfach abfällig beurteilt. Julian Schmidt, der heute noch öfters angeführt wird, so auch von Karénine, hat es als eine reine Geldspekulation bezeichnet.[3] Allerdings wollte G. Sand Geld mit demselben verdienen, es ist aber deshalb nicht wertlos. Es ist ungleich und lückenhaft. Die drei ersten Bände (in der zehnbändigen Ausgabe von 1856) geben die Geschichte der Vorfahren von Gge. Sand; erst am Ende des dritten Bandes tritt sie selbst auf den Schauplatz. Ihre Jugend wird sehr ausführlich, ihr späteres Leben zum Teil sehr flüchtig erzählt. Die chronologischen Angaben sind nicht immer zuverlässig. Gleichwohl ist das Buch eine wertvolle Urkunde für die Erkenntnis des Geistes und Wesens der Verfasserin. Es enthält Meisterstücke der Charakterisierungskunst und macht im ganzen auch den Eindruck der Wahrheitsliebe.

Nicht ohne bewußte Absicht hat G. Sand die Geschichte ihrer Eltern und Voreltern und ihrer eigenen Jugend so ausführlich geschildert. Sie wollte offenbar manche ihrer eigenen Charakterzüge und Handlungen auf Vererbung und auf die eigentümlichen Verhältnisse zurückführen, aus denen sie hervorgegangen ist. Mit Recht haben auch die Biographen Gge. Sands die Vorgeschichte ihrer Heldin mehr oder weniger eingehend berücksichtigt. Den Büchern von Séché und Bertaut und von Karénine ist sogar eine Stammtafel beigegeben, durch welche bewiesen werden soll, daß Gge. Sand nicht nur mit Ludwig XVI.,

[2]) Wladimir Karénine *George Sand, sa vie et ses œuvres.* Paris, Ollendorf. 2 Bde., 448 und 458 S.

[3]) J. Schmidt, *Geschichte der franz. Literatur seit der Revolution 1789.* Leipzig 1858. II. S. 509.

Ludwig XVIII. und Karl X. von Frankreich, sondern auch — *qui mieux est*, wie Séché sagt — mit unserem Kaiser Wilhelm II. verwandt ist! Diese sog. Verwandtschaft wird auf ganz „natürlichem" Wege vermittelt durch den Marschall Moritz von Sachsen, den natürlichen Urgroßvater Gge. Sands. Der Marschall war der Sohn Friedrich Augusts I. von Sachsen, Königs von Polen, und der Maria Aurora von Königsmark. Friedrich August I. stammte von der Kurfürstin Magdalene Sibylle von Sachsen, geb. Prinzessin von Baireuth, und indirekt von Johann Georg, Kurfürsten von Brandenburg. Die Genealogie ist an sich nicht zu beanstanden;[4]) es ist eine Spielerei, die immerhin wieder zeigt, daß Kaiser Wilhelm bei den Franzosen etwas gilt.

In der *Revue hebdomadaire*, sowie in dem Buch von Séché und Bertaut ist auch eine Anzahl Bildnisse der Ahnen Gge. Sands nach Gemälden und Statuen veröffentlicht. Es ist in manchfacher Beziehung nicht ohne Reiz, diese Ahnengalerie zu durchwandern.

Den Reigen eröffnet Moritz von Sachsen, nach dem Bild ein energischer offener Kopf mit einem liebenswürdigen sinnenden Zug. Bekanntlich hat sich der berühmte Marschall nicht nur mit Siegen über feindliche Heere und über Frauenherzen, sondern auch mit sozialen und humanitären Plänen beschäftigt und großes Interesse für die Schauspielkunst gehabt. Seine Geliebte, George Sands Urgroßmutter, war die Schauspielerin Marie Rinteau, genannt de Verrières. Ihre Tochter war Marie Aurore de Saxe, Gge. Sands Großmutter, die in zweiter Ehe mit Dupin de Francueil verheiratet war. Dupins ansprechende Gesichtszüge zeigen einige Ähnlichkeit mit seiner Enkelin Gge. Sand, während das Bild seiner Gattin Marie Aurore lebhaft an deren Vater, den Marschall von Sachsen, erinnert, mit welchem Gge. Sand gar keine Ähnlichkeit hat. Dupin war ein Universalgenie, ausgezeichnet als Musiker, Komponist, Maler, Dichter, Architekt, Schreiner, Dreher usw. „*Je ne sais pas ce qu'il n'était pas.*" Er konnte sogar prachtvoll sticken! Sein Sohn, Maurice Dupin, Gge. Sands Vater, war literarisch und künstlerisch begabt, dabei gemütvoll; die Briefe, die er von seinen Feldzügen aus an seine Mutter schickte, sind trefflich geschrieben, voll Empfindung und Humor und haben zum Teil geschichtlichen Wert. Über seine Abenteuer mit deutschen Stiftsdamen und dergl. berichtet er der Mutter gewissenhaft. Wenig erfreulich für diese war es, daß er schon als ganz junger Mensch, der Tradition seines Hauses getreu — auch sein Vater war dieser Tradition gefolgt —, Vater eines natürlichen Sohnes wurde, der Hippolyt Châtiron hieß und als Bruder von Gge. Sand einen wichtigen Platz in ihrem Leben

[4]) Vgl. das *Genealogische Handbuch* von Ottokar Lorenz, bearbeitet von Ernst Devrient. Stuttgart und Berlin 1908. Taf. 38, 45.

einnahm. Die äußere Ähnlichkeit George Sands mit ihrem Vater Maurice Dupin, von welcher sie in ihrer Lebensgeschichte spricht, ist in der Tat auffallend; auch in ihrer geistigen und gemütlichen Veranlagung bestanden viele gemeinsame Züge.

Maurice Dupins Gattin, Sophie Delaborde, die Mutter George Sands, von der kein Bildnis gegeben ist, war die Tochter eines Pariser Vogelhändlers; sie war eine geschickte Putzmacherin, eine Zeitlang Statistin an einem kleinen Theater und folgte dann einem alten General in den Krieg. Sie hatte eine Tochter „*de provenance indécise*". Sophie Dupin - Delaborde war hübsch, von lebhaftem Charakter, nicht ohne Geschmack und Mutterwitz, aber ungebildet, derb und launenhaft. Mit ihrem Gatten lebte sie sehr glücklich. Nach seinem Tode soll sie zu ihren früheren lockeren Sitten zurückgekehrt sein. George Sand bestreitet dies entschieden, und sie selbst hat feierlich versichert, daß sie in ihrer Witwenschaft vorwurfsfrei gelebt und das Andenken ihres Gatten in Ehren gehalten habe. Ob Doumics Äußerung: „*Elle était tout-à-fait galante*" nicht zu hart ist, muß hiernach dahingestellt bleiben; Tatsachen sind dafür nicht angeführt worden.

Auch Gge. Sands Gatte Casimir war ein natürlicher Sohn des Obersten Dudevant. „*Est-ce que tous les enfants ne sont pas naturels?*" fragt Doumic mit Pailleron in „*Le Monde où l'on s'ennuie*".

Von der ganzen oben geschilderten etwas leichtfertigen Gesellschaft hebt sich George Sands Großmutter, Marie Aurore Dupin, „*la femme infiniment respectable*", durch ihr feines Benehmen und ihre strenge Sittlichkeit scharf ab.

Zwischen ihre vornehme Großmutter und ihre plebejisch derbe Mutter war die junge Aurora nach dem frühen Tod ihres Vaters mitten hineingestellt. Beide Frauen kämpften um das Herz des Kindes und um seine Erziehung. Aurora schloß sich viel inniger an die Mutter an als an die strenge, förmliche Großmutter. Die leidenschaftliche wilde Bohème-Natur der Mutter war ihr wahlverwandt. Erst in reiferem Alter lernte sie ihre Großmutter schätzen. Der Widerstreit zwischen den beiden Frauen konnte natürlich der Erziehung und namentlich der Charakter- und Gemütsbildung des Kindes nicht förderlich sein. Es war auch, wie es sich zeigte, kein Glück für das erregbare, schwärmerische junge Mädchen, daß man es dem Kloster zur Erziehung übergab, um es den sich entgegenwirkenden häuslichen Einflüssen zu entziehen.

In George Sands Natur lagen große Widersprüche. Sie war im Kloster *la plus triste et la plus enjouée*. Zuerst einer der wildesten unter den „*diables*", verfiel sie mit einem Male in eine ekstatische religiöse Schwärmerei. Sie schildert sich selbst

als träge, und doch, wer hat fleißiger gearbeitet als sie? Sie bezeichnet sich als eine passive, wenig energische Natur, aber wie leidenschaftlich konnte ihr Herz aufflammen, zu welchen gewagten Entschlüssen ist sie fähig! Sie sehnt sich nach Freiheit, nach Ungebundenheit, und doch will sie geleitet, beeinflußt sein. Von Jugend auf liebt sie es, sich in phantastischen Träumereien zu verlieren, und dabei kann sie doch wieder in Angelegenheiten des praktischen Lebens recht viel gesunden Menschenverstand entwickeln. Sie sagt selbst: *La nature humaine* (vielleicht insbesondere la nature des femmes) *n'est qu'un tissu d'inconséquences et je ne crois point du tout à ceux qui prétendent d'être trouvés d'accord avec le moi de la veille.*

Man könnte beinahe glauben, diese Wandelbarkeit habe sich auch auf ihr Äußeres erstreckt. Häufig denkt man sich George Sand als eine verführerische Schönheit; die Berichte lauten aber sehr verschieden. Sie selbst sagt, sie habe als Kind versprochen, sehr schön zu werden, *promesse que je n'ai pas tenue. Ma pauvre mère, qui estimait la beauté avant tout, m'en faisait souvent de naïfs reproches.* Sie fügt bei, sie habe frühzeitig das *air bête* gehabt, das ihr während ihres ganzen Lebens geblieben sei. Ihr späterer Gatte Dudevant sagte, als er um sie anhielt: *J'ai été frappé à la première vue de votre air bon et raisonnable. Je ne vous ai trouvée ni belle ni jolie.* Auch Pietro Pagello, ihr venetianischer Freund, bewundert zwar ihre merkwürdigen Augen (gli occhi stupendi), fügt aber bei, ihre Lippen seien dick und häßlich. Heinrich Heine dagegen ist von ihrer Schönheit sehr entzückt und preist diese wiederholt; er findet aber auch den Mund nicht anziehend. Bemerkenswert ist die genaue Beschreibung, welche die englische Dichterin Elizabeth Barret Browning, eine eifrige Verehrerin Gge. Sands, auf Grund einer Begegnung vom 12. Februar 1852 von ihr gibt: Sie ist ziemlich stark gebaut, nicht groß, Augen und Stirn edel, die Nase von etwas jüdischem Schnitt; das Kinn fällt ein wenig ab, der Mund ist nicht angenehm, obwohl ausdrucksvoll und blitzartig durch die vorstehenden weißen Zähne zu einem Lächeln erhellt. Das Gesicht hat nichts Liebliches, verrät aber große moralische und geistige Fähigkeiten; nur kann es niemals schön gewesen sein.[5])

Dem Vortrag Doumics sind in der Revue hebdomodaire zahlreiche Bildnisse von George Sand beigegeben (der Buchausgabe nur vier), ebenso dem Buch von Séché und Bertaut. Auch diese Bilder sind unter sich erstaunlich verschieden. Die Bildnisse von Charpentier und Calamatta (welcher der Dichterin nahestand) stimmen unter sich und mit den obigen Angaben am meisten überein. Die Zeichnung von Calamatta gibt auch jenen

[5]) S. den Aufsatz von M. J. Minckwitz in den Grenzboten 1902, No. 46.

träumerisch schläfrigen Zug, den G. Sand als air bête öfters erwähnt.

Auf die Gegensätze in George Sands Natur und auf ihre mangelhafte Erziehung weisen so manche Mißklänge hin, die uns an ihren Werken und in ihrem Leben auffallen. Es beleidigt unser Gefühl, wenn sie, die sonst soviel Herzensgüte besitzt, in der histoire de ma vie ihre Eltern und Verwandten vielfach tadelt und bloßstellt. Es verletzt uns, wenn sie die letzten Worte, die ihre Großmutter auf dem Sterbebett zu ihr gesprochen: „*Tu perds ta meilleure amie*," in „Indiana" der sterbenden Mutter Raymons in den Mund legt. Es verletzt uns, wenn sie Balzac ermuntert, über ihren Freund Liszt und die einst von ihr vergötterte Comtesse d'Agoult einen Roman zu schreiben: „*les Galériens ou les amours forcés.*"[6]) Sie konnte offenbar nicht dem Drange widerstehen, alles, was sie erlebte und erfuhr, literarisch zu gestalten und zu verwerten.

In ihren Werken wie in ihren Briefen ist sie keineswegs zimperlich; sie spricht von geschlechtlichen Dingen mit großer Offenheit[7]) und scheut sich auch nicht, recht unsaubere Anekdoten zum Besten zu geben (z. B. jenes Geschichtchen aus Venedig in hist. d. m. vie V. 3). Dagegen haßt sie die Zote, die Freude am Gemeinen. Beyle (Stendhal), den sie auf der Reise nach Italien trifft, ist ihr zuwider, *comme le fond de son esprit trahit le goût de l'obscénité.* Ihren Freund Balzac, der ihr einiges aus seinen contes drôlatiques vorliest, schilt sie einen *gros indécent* und wirft ihn beinahe zur Tür hinaus, worauf er ihr von der Treppe aus zuruft: *Vous n'êtes qu'une bête.*

## III.

Über George Sands sittliches Verhalten und ihre Ansichten über Sittlichkeitsfragen hat man sehr hart geurteilt. Man spricht von der Frau, die sich so vielen hingegeben, die bald durch ihre glühende verzehrende Sinnlichkeit, bald durch ihre Treulosigkeit ihre Liebhaber zugrunde richtete. Stärkere Ausdrücke als Faguets „Grisette" wurden über sie gebraucht. *Rien de plus large que l'amour tel que l'auteur d'„Indiana" le comprenait, tel qu'il l'introduisait dans ses romans et aussi, hélas! dans sa vie*, sagt Biré. Das ungünstige Urteil über ihr Privatleben hat auch die Meinung des großen Publikums über ihre Schriften beeinflußt. Ich bin mehr als einmal selbst bei gebildeten Leuten folgendem Gedankengang begegnet: George Sand war unsittlich, ergo sind ihre Schriften

[6]) Karénine, Gge. Sand II, S. 451. Balzac schrieb an Mme. Hauska: *Gardez bien ce secret-là!* Man sieht, wie derartige literarische Geheimnisse bewahrt werden.

[7]) So auch in dem von Doumic (S. 52) mitgeteilten Briefe an ihren Nachbar Duplomb, in den Briefen an Boucoiran (s. z. B. Karénine II, S. 79).

unsittlich, ergo lese ich sie nicht (wobei ich es dahingestellt lasse, ob diese Schlußfolgerung auch dann gezogen worden wäre, wenn es sich um einen Modeschriftsteller handeln würde). Auch Karénine, die George Sand verehrt und bewundert, kann an ihren „zahlreichen Liebeshändeln" nicht ohne Tadel und schmerzliches Bedauern, Doumic nicht ohne bitteren Spott vorübergehen. A. und L. Séché erwähnen allerlei skandalöse Geschichtchen, die über sie umliefen. Auch Karénine glaubt, daß ihr anstößiges Privatleben viele zu der Annahme verleite, daß sie in ihren Schriften die Unsittlichkeit predige. Wenn Julian Schmidt einst gesagt hat, daß bei George Sand die Leidenschaft zum Laster werde, daß bei ihren Heldinnen sich sinnliches Verlangen mit Ohnmacht des Gemüts paarte, daß ihrer idealen Sehnsucht eine entzündete Sinnlichkeit zugrunde liege; wenn man ihr vorwirft, daß sie das Heiligste in den Staub gezogen, die Bande der Familie zerrissen, der ausgelassensten Prostitution die Perlen der Tugend um den schamlosen Busen gelegt habe,[8]) so richten sich diese Vorwürfe auch gegen die Persönlichkeit und den Charakter der Schriftstellerin.

Wie man auch sonst über Gge. Sand urteilen mag: Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe wird man ihr im allgemeinen nicht absprechen können. Sie hat sich oft nur zu offen ausgesprochen und den Schein allzu wenig gemieden. *Elle avait un grand besoin de sincérité* (Doumic). Musset schreibt ihr einmal (nach dem Bruch): *Je ne m'abuse sur aucun de tes défauts*; *tu ne mens pas, voilà pourquoi je t'aime.*

In dem Bilde des jungen Mädchens, das uns in der histoire de ma vie entgegentritt, verrät sich kein sinnlicher Zug, wohl aber überschäumende Jugendlust abwechselnd mit schwermütiger Träumerei, das Bedürfnis eines Ideals, seien es Klosterfrauen oder Mitschülerinnen, oder seien es höhere Wesen, die ihre Phantasie geschaffen *(Corambé)*; zuletzt nimmt religiöse Schwärmerei ihr ganzes Denken und Fühlen gefangen. Wir dürfen wohl ihrer Versicherung glauben, daß auch nach ihrem Austritt aus dem Kloster alles, was sich auf Liebe und Ehe bezieht, lettre close für sie war. „*Aucune de ces fibres n'avait encore vibré en moi*". Mit Casimir Dudevant hatte sie wie mit einem Kameraden verkehrt; als solchen sah sie ihn auch an, als sie mit ihm in die Ehe trat. Erst nach längerem Zusammenleben trat der Gegensatz zwischen ihrer idealistischen und seiner praktisch materiellen Natur zutage. Doumic hält es nach Andeutungen in einem unveröffentlichten Briefe Gge. Sands für möglich, daß ihr Gatte sie gleich anfangs durch zu heftiges Verlangen verletzte.

[8]) Vgl. Dr. Ferdinand Haas, *Französische Stoßseufzer und deutsche Reflexionen.* Mainz 1871.

George Sand selbst nennt sich *une personne austère et sérieuse au fond de l'âme* (hist. d. m. v. IX 2). Das „Austère“ und der Kampf zwischen Austérité und Genußsucht spielen ja auch in ihren Werken eine große Rolle (vergl. „*Lélia*“ — einerseits Lélia und Treumor, anderseits Pulcheria, Sténio, Magnus —; „*Mauprat*“ — Edmée und Bernard —; „*Secrétaire intime*“ — Quintilia und St. Julien — ferner besonders Consuelo, eine Gestalt von idealer Reinheit, Yseult und die Marquise, anderseits Pierre Huguenin und der Corynthien in *Le compagnon du tour de France* u. s. f.). Balzac, der mit George Sand befreundet war und dem es nicht an Menschenkenntnis fehlte, sagt von ihr: *Elle est garçon, elle est artiste, elle est grande, généreuse, dévouée, chaste, elle a les traits d'un homme, elle n'est pas femme. ... La femme attire, elle repousse* (au Mme Hanska v. 2. März 1838).

Alexandre Dumas Sohn sagt: *C'est une curieuse excessive, trompée, déçue dans ses incessantes recherches, mais non une passionnée*, und A. Séché fügt bei: *A défaut de sensualité, il y avait en elle un besoin d'affection qui ne pouvait rester sans emploi.*[9]) Auch Jules Sandeau, der sie ja genau kannte, sagt in dem Bilde, das er in „Marianne“ von ihr entwirft: *Son intimité était d'un facile accès, mois sa fière chasteté et son instinctive noblesse mêlaient au laisser aller de toute sa personne des airs de vierge et de duchesse qui contrastaient d'une façon étrange avec son mépris des convenances. L'expression des yeux brûlante, maladive accusait des luttes intérieures, terribles, incessantes, inavouées.*

Man denkt bei dieser Schilderung an Lélia. Etwas Krankhaftes lag offenbar in George Sands Natur; dafür sprechen jene Überreizung der Phantasie, an der sie schon in früher Jugend litt, und die sich bis zu förmlichen Halluzinationen steigerte, der jähe Wechsel der Stimmungen, ihre Neigung zum Selbstmord. Ob jene *Congestion cérébrale espèce d'apoplexie*, von der sie aus dem Jahre 1831 berichtet, ihre Krankheit in Venedig, ihre beständigen Kopfschmerzen damit zusammenhingen, entzieht sich der Beurteilung. Auch ihre Lebensweise, welche die Nacht zum Tag machte, war nicht normal. Übrigens lag etwas Krankhaftes in jener ganzen Zeit der Romantik.

Daß G. Sand der weibliche Stolz nicht mangelte, daß ihr unter Umständen auch die *airs de duchesse* zu Gebote standen, und daß sie ihre Umgebung in Respekt zu halten wußte, wird auch von anderen Zeugen bestätigt.

Aber nun stehen wir wieder vor einem schwer zu lösenden Widerspruch. Wie reimt sich zu jener fierté das Leben, das G. Sand führte? War sie ja doch nach allgemeiner Annahme, der auch Doumic huldigt, die Geliebte von J. Sandeau, Mérimée, Alfred de Musset, Pietro Pagello, Michel von Bourges, Chopin·

[9]) Séché et Bertaut G. S., S. 68.

In der Tat ein stattliches Häuflein. Und im Hintergrund stehen noch der Gatte und Vater Casimir und der brave Aurélien de Sèze. Von Mallefille, der auch unter ihren Liebhabern angeführt wird, will ich absehen. Doumic und Séché nennen ihn nicht, und die Angaben bei Karénine genügen nicht zur Begründung eines Urteils.

Ohne für die Tugend der Frau Dudevant eine Lanze brechen und ohne anderseits mit Doumic den längst im Grab ruhenden Urgroßvater Moritz von Sachsen für die Sünden seiner Urenkelin verantwortlich machen zu wollen, halte ich es für eine Forderung der Gerechtigkeit und Genauigkeit, zu prüfen, was über alle diese Beziehungen erwiesen ist. Ein Blick auf die Psychologie dieser Verhältnisse rechtfertigt sich auch dadurch, daß sie einen wichtigen Teil der Geschichte George Sands bilden.

## IV.

Ihrem Landsmann Jules Sandeau trat Gge. Sand im Jahre 1831 in Paris näher. Sandeau war damals 20, Gge. Sand 27 Jahre alt und seit 9 Jahren verheiratet. Sie hatte sich ihr Verhältnis als eine association littéraire gedacht; Sandeau sollte sie in die Literatur einführen. George Sand war nach Paris gekommen, glücklich, vom Zwang des Zusammenlebens mit einem ungeliebten Gatten befreit zu sein. Das Bohème-Blut wallte mächtig in ihr auf; fröhlich und ungebunden schweifte sie durch die Weltstadt am Arme des kleinen Sandeau, umgeben von einem Kreise jugendlicher Landsleute, „Artisten". Die burschikose Wirtschaft in ihrem Studentenheim gefällt ihr — eine Zeitlang, sie schildert sie drastisch in einem Brief an Emile Regnault (mitgeteilt von Doumic): *Cette petite chambre sur le quai, où je vois Jules en redingote d'artiste crasseuse et déguenillée, sa cravate sous son derrière et sa chemise débraillée, étalé sur trois chaises, tapant du pied ou cassant la pincette dans la chaleur de la discussion, le Gaulois*[10]) *dans un coin, tramant une grande conspiration, et vous sur une table.* Wirklich sehr anmutig!

Der kleine Sandeau faßte ihre Association in weiterem Sinne auf, und er war nicht blöde. G. Sand schreibt (an Regnault): „*Pendant trois mois je lui ai résisté.*" Diese Studentenliebe Gge. Sands endigte mit einem ungeheuren Katzenjammer. Es war eine starke Verirrung.

Weniger klar als dieses Verhältnis sind die Beziehungen George Sands zu Prosper Mérimée, von welchen Doumic sagt: *elles furent courtes et mauvaises.* Sie hatte Mérimée im Juli 1833 nach dem Bruch mit Sandeau kennen gelernt. Sie fühlte sich damals tief unglücklich; sie war irre geworden an ihrem religiösen Glauben, an der Menschheit und an sich selbst;

[10]) Alphonse Fleury.

das Leben hatte ihr nur Enttäuschungen gebracht. Mérimée mit seinem starken klaren Geiste und seiner überlegenen Ruhe erschien ihr wie ein Retter und Befreier. Sie sah sich getäuscht. Statt Neigung und Trost hatte er nur ätzenden Spott für sie. So wurde die Verbindung gelöst, beinahe noch ehe sie geknüpft worden war. Sie schrieb an Ste Beuve: *Si P. Mérimée m'avait comprise, il m'eût peut-être aimée et s'il m'eût aimée, il m'eût soumise, et si j'avais pu me soumettre à un homme, je serais sauvée, car une liberté me ronge et me tue. Mais il ne me connut pas assez et au lieu de lui en donner le temps je me décourageai tout de suite, et je rejetai la seule condition qui pût l'attirer à moi.*" Sie erklärt Ste Beuve, daß sie keine Verschwiegenheit über ihre Mitteilung von ihm verlange. „*Pourquoi aurais-je honte d'être ridicule, si je n'ai pas été coupable?*"

Der ganze ziemlich lange Brief an Ste Beuve ist etwas orakelhaft dunkel und zweideutig. Daß sie die einzige Bedingung, unter den sie Mérimée hätte an sich fesseln können, verwarf, kann sehr wohl zu ihren Gunsten ausgelegt werden. Jedenfalls war sie Mérimée in blindem Vertrauen zu weit entgegengekommen und die tiefe Beschämung über ihren Irrtum ist verständlich. „Après cette ânerie je suis plus consternée que jamais."[11])

Auf die häßlichen Anekdoten über ihr Verhältnis zu Mérimée, die Séche mit allem Vorbehalt erwähnt, ist kein Wert zu legen. Man weiß, wie solcher Klatsch entsteht.

Über das Verhältnis zu Musset, das bald nach jener Episode begann, hat man bekanntlich sehr verschieden geurteilt. Maxime Du Camp sagt, es habe lediglich auf Sinnenreiz beruht.[12]) Das ist gewiß nicht richtig. Neben der Anziehung der Sinne bestand doch ein geistiges Band, daß sich zwischen zwei verwandten dichterischen Ingenien, zwei Größen der Literatur geschlungen hatte. Als eine Art *Association littéraire* hatten sie es sich offenbar auch gedacht, und es fehlte nicht jene leichte *odeur d'encre*, die nach dem Wort eines französischen Schriftstellers die Liebe *entre gens de lettre* begleitet. Auch die gemeinsame innige Liebe zur Musik bildete einen Berührungspunkt zwischen beiden.[13]) Vielleicht waren sie geistig in mancher Beziehung einander sogar allzu ähnlich, und Musset hatte vielleicht in diesem Sinne recht, wenn er sagte: *C'est un inceste que nous commettions.*

[11]) Karénine, G. S. I, S. 397.

[12]) *La destinée a rarement réuni deux êtres plus disparates et plus dissemblables. Ils n'avaient entre eux aucun point de rapport . . . seules les sensations ont pu les rapprocher.* Souvenirs littéraires II, S. 348.

[13]) Dafür, daß Musset die Musik nicht bloß par dandysme liebte, wie Doumic als möglich unterstellt, sondern daß sie ihm Herzenssache war, darf ich mich auf meinen Aufsatz über A. Musset in Bd. 34 Heft No. 1 und 3 d. Ztschr. S. 78 berufen.

Beide waren idealistisch überspannte Naturen, keins von beiden zur Ruhe und Abklärung gelangt, beide suchten ein Ideal, dem sie ihre Liebe weihen könnten. *Nous cherchons le ciel dans une créature semblable à nous. Quand tombe le voile divin et que la créature se montre, chétive et imparfaite, derrière ces nuages d'encens, derrière cette auréole d'amour, nous sommes effrayés de notre illusion,* so schrieb G. Sand in Lélia, und sie läßt daselbst Pulcheria über das Verhältnis zwischen Mann und Weib sogar sagen: *Ces êtres si semblables et si dissemblables sont faits de telle sorte qu'il y a toujours entre eux de la haine même dans l'amour qu'ils ont l'un pour l'autre.*[14]) Und in „*Elle et lui*" sagt Thérèse (Gge. Sand) von Laurent (Musset): *Cet enfant voudrait avoir pour maîtresse quelque chose comme la Vénus de Milo animée du souffle de ma patronne Ste Thérèse.* (Man vergleiche damit Musset, *conf. d'un enfant du siècle*: *Vouloir chercher dans la vie réelle des amours éternels et absolus c'est la même chose que de chercher sur la place publique des femmes aussi belles que la Vénus.*)

Die Charaktere waren allerdings sehr verschieden. In George Sands Natur lag von Jugend auf trotz ihrer sonstigen Wandelbarkeit ein Bedürfnis nach Tätigkeit und regelmäßiger Arbeit. Mit der Zeit entwickelt sich bei ihr der häusliche, sinnige Zug immer mehr, der zuletzt bei der bonne dame de Nohant so ansprechend hervortritt. Musset dagegen liebte die Freiheit und Unregelmäßigkeit; er arbeitete nur, wenn ihn die Laune anwandelte.

Unverkennbar ist es ja, daß die sinnliche Seite eine bedeutende Rolle bei dem Verhältnis spielte; das gilt besonders von Musset. Bezeichnend ist schon jenes hochpoetische, von Leidenschaft durchzitterte Gedicht über die Episode der Noun in „Indiana", das Musset bei Beginn ihrer Bekanntschaft an Gge. Sand schickte.[15]) Musset war damals 23, Gge. Sand 29 Jahre alt. Sie mag sich in der Tat anfangs in die Rolle einer mütterlichen Freundin geträumt haben. Der verwöhnte Lebemann fand in ihr nicht den Reiz, den er erwartet hatte; er fand kein temperamentvolles, feuriges Weib, sondern eine fleißige, geordnete Frau; er nennt sie im Unmut l'ennui pétrifié, une prude, une bête, une religieuse, une rêveuse. Wie sie in einem Brief an Musset schreibt, hat er ihr vorgeworfen, *de n'avoir su donner les plaisirs de l'amour.*[16]) Sie schreibt auch an ihn: *Sans ta jeunesse et la faiblesse que tes larmes m'ont causée un matin, nous serions restés frère et sœur.*

[14]) Nietzsche hat bekanntlich einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen. Auch an „*Jenseits von Gut und Böse*" werden wir erinnert, wenn es in *Lélia* heißt: *Le bien et le mal, ce sont des distinctions que nous avous créées. Dieu ne les connait pas.*

[15]) Corresp. S. 4.

[16]) Laurent zu Thérèse in Elle et Lui: *Je t'ai reproché d'aimer trop chastement et d'être plus faite pour le couvent que pour l'amour.*

George Sand hatte keine Spur von Koketterie; sie konnte sich nie entschließen, viel auf ihr Äußeres zu halten, während Musset großen Wert auf Eleganz legte. George Sand erscheint in der Tat als der männliche, Musset als der weibliche Charakter. Dies zeigt sich auch darin, daß Gge. Sand ernste Unterhaltungen über Fragen allgemeiner Art, über politische, soziale, gemeinnützige Angelegenheiten liebt, während Musset für Dinge, die außerhalb seiner Einzelsphäre liegen, wenig Interesse hat. Gge. Sand hatte auch eine Ahnung gehabt, daß sie nicht zueinander passen würden.

So kam es, daß sie sich gegenseitig bald anzogen, bald abstießen. Die Liebe wächst bei ihnen, sobald sie voneinander getrennt sind und die Entfernung die Gegenstände mit einem verklärenden Schimmer umgibt. Sobald sie wieder beisammen sind, beginnt der alte Kampf aufs neue.[17])

Musset hat einmal an George Sand, die er „*ma sainte fiancée*“ nennt, geschrieben, aus ihrem Liebesbunde würden reine Lilien hervorsprießen. Lilien sind nicht daraus erblüht, wohl aber Rosen, leider auch recht viele Klatschrosen.

Am meisten literarischen Staub hat bekanntlich der Dritte im Bunde, Pietro Pagello, aufgewirbelt. Karénine nennt diesen Dreibund *étrange, idéalement sublime.* Aber bekanntlich ist vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt. Wenn Musset die Hände der beiden in einanderlegt, mit den Worten: *Vous vous aimez et vous m'aimez pourtant*, wenn er über die Liebe Pagellos zu George Sand Tränen vergießt, wenn G. Sand sagt, sie habe Pagello geliebt wie einen Vater (er war 3 Jahre jünger als sie!) und Musset sei ihrer beider Kind gewesen, so ist es für uns Angehörige einer nüchterneren Zeit schwer, ernst zu bleiben. Doumic versteht es sehr gut, das Lächerliche dieser Überspanntheiten hervorzuheben.

G. Sand schreibt von Pagellos reiner, zärtlicher Liebe, er bekränze sie mit Sternen wie eine jungfräuliche Seele und sie lasse ihn auf diesem Glauben. *Je me laisse régénérer par cette affection douce et tendre. Pour la première fois j'aime sans passion.* Sie nennt ihn einmal *un ange de vertu.* Ein späterer Brief läßt aber durchblicken, daß er ihr doch mehr war als ein Vater (Corr. S. 163).

[17]) Über die Darstellung des Verhältnisses in G. Sands Roman „*Elle et lui*“ vgl. die fleißige Untersuchung in K. Wolter, *Alfred de Musset im Urteil George Sands.* Berlin, Weidmann, 1907. Zu den Übereinstimmungen des Romans mit der Korrespondenz möge noch beigefügt werden die Stelle in *Elle et lui* (Brief Laurents an Mlle Jacques) S. 10: „*Je vous jure de ne pos boire de champagne sans me le reprocher amèrement.*“ Vgl. Brief Mussets an Pagello (Corr. S. 123): *Je vous promets que jamais je ne boirai plus de cette maudite boisson sans me faire les plus grands reproches.*

Die obwaltenden Umstände dienen einigermaßen zur Erklärung dieses seltsamen Treibens. G. Sand erkrankte alsbald nach ihrer Ankunft in Venedig und litt später noch wiederholt an neuralgischen Kopfschmerzen, welche ärztliche Behandlung nötig machten. Während sie selbst noch leidend war, kam bei A. de Musset jene furchtbare Krankheit zum Ausbruch, die mit Tobsuchtsanfällen verbunden war und sein Leben gefährdete. (Es war angeblich Delirium tremens, euphemistisch typhöses Fieber genannt.)[18]) Trotz ihrer körperlichen Schwäche pflegte George Sand den Kranken in aufopfernder Weise. Es wird von allen Biographen, auch von Paul Musset, anerkannt, daß nur ihre hingebende Pflege und die sorgsame Behandlung durch den Arzt Pagello ihm das Leben retteten.[19]) Dazu kamen die seelischen Erschütterungen durch den Riß in ihrem Verhältnis zu Musset.

Bei Doumic erscheint übrigens Dr. Pagello in zu ungünstigem Licht, wenn er sagt: *Elle l'aimait, parce qu'il était stupide.* G. Sand hatte auf den Brief, in dem sie ihm mit poetisch begeisterten Worten sagte, daß sie ihn liebe, geschrieben: „*Au stupide Pagello*", weil dieser gefragt hatte, wem der Brief zuzustellen sei. In Wirklichkeit war Pagello kein unbedeutender Mensch. Er war ein tüchtiger Arzt, nicht ungebildet, auch dichterisch veranlagt; er verfaßte z. B. jene Gondellieder in venetianischer Mundart, die in No. 2 der Lettres d'un voyageur veröffentlicht sind. Auch gab er ihr mannigfache Auskunft über venetianische Volkssitten und Verhältnisse und war ihr bei der Abfassung der ersten *Lettres d'un voyageur* behilflich. Auch hier spielte also etwas *Curiosité littéraire* mit! Die Angabe Doumics, daß man ihn von Paris, wohin er George Sand begleitet hatte, Hals über Kopf fortgeschickt habe — *il fut poussé dehors* —, weil er lästig wurde, ist nicht wörtlich zu nehmen. Er blieb noch einige Zeit in Paris und beschäftigte sich dort mit chirurgischen Studien; er wurde nachmals einer der ersten Chirurgen Italiens und war viele Jahre Oberarzt am Spital zu Belluno, wo er hochbetagt starb.

Ich habe keine Veranlassung, auf den immer noch fortglimmenden Streit zwischen Sandisten und Mussetisten näher einzugehen. Gewiß ist die Geschichte mit Pagello kein Ruhmesblatt für G. Sand; in ihren *histoire de ma vie* schweigt sie sich wohlweislich darüber aus. Anderseits ist nicht zu verkennen, daß manche der gegen sie erhobenen Beschuldigungen grundlos sind. So erzählt z. B. Biré in seiner neuen Musset-Ausgabe mit Entrüstung, sie habe anfangs März 1834 wieder die Theater

[18]) Karénine II, S. 67.

[19]) Musset selbst schreibt: *Je te verrai longtemps, mon George, ce visage pâli par les veilles, qui s'est penché dix-huit nuits sur mon chevet! Je te verrai longtemps dans cette chambre funeste où tant de larmes ont coulé* (Corr. S. 25).

besucht, obgleich Mussets Krankheit in jener Zeit ihren Höhepunkt erreicht habe. Musset war aber damals längst außer Gefahr; schon unterm 13. Februar konnte George Sand an Buloz schreiben: Alfred est sauvé.[20])

Auch Doumics Behauptung (S. 161), der Aufenthalt in Venedig habe eine völlige Umwandlung A. de Mussets zur Folge gehabt, bedarf der Berichtigung. Doumic sagt: *Quand il était parti pour Venise, il était le plus charmant des poètes et le plus jeune, fantaisiste et espiègle. Quand il revint, il était le poète le plus douloureux.* Aber Musset war schon als junger Mensch pessimistischen Stimmungen unterworfen und hatte frühzeitig Zerstreuung in berauschenden Getränken gesucht. Schon im Jahre 1831 hatte er in den *voeux stériles* gesagt:

*Il n'existe qu'un être*
*Sur qui mon jugement puisse au moins faire foi,*
*Un seul! . . . je le méprise. Et cet être c'est moi.*

Auch *Rolla*, *La coupe et les lèvres* und so manches andere der früheren Gedichte verraten düstere Schwermut, die ja bei Musset mit übermütiger Heiterkeit abwechselte. Juste Olivier, der ihn im Jahre 1830 sah, erhielt von ihm den Eindruck *d'une belle fleur cueillie et fanée avant le soir.* Seine erste größere Arbeit, die Übersetzung der *Confession of an English opium eater*, ist bezeichnend für seine Sinnesrichtung.

Auch später haben ja wieder heitere und traurige Stimmungen bei ihm gewechselt. Ende 1834 schrieb er das sonnige Gedicht „*Une bonne fortune*“, 1835 „*La quenouille de Barberine*“, „*Le chandelier*“ u. a. Allerdings wäre es wohl ein Irrtum zu glauben, daß die Seelenstimmung eines Dichters sich immer im Gedichte spiegle. Der Dichter vermag es wohl, sich durch seine Kunst vorübergehend aus einer trüben Stimmung herauszureißen. Musset hat aber auch durch sein Leben bewiesen, daß die Lebens- und Liebeslust nicht in ihm zerstört war.

Über George Sand hat er sich lustig gemacht in der heiteren Plauderei „*Le caprice*“, wo er von einem Artikel von Mme Sand über die Orang-Utangs spricht, in dem Scherzgedicht *Le songe du Reviewer* (aus dem Jahre 1836 oder 1837):

*George Sand est abbesse*
*Dans un pays lointain;*

und im „*Merle blanc*“.[21])

Doumic nennt die Reise nach Venedig *le coup de folie romantique.* Er erklärt sie aus dem Wesen des Romantismus. Nach seiner Definition besteht dieser in einer Verquickung des Lebens

[20]) Der Brief ist abgedruckt bei Doumic S. 141.

[21]) Die auf G. Sand bezügliche Stelle in der *histoire d'un merle blanc* ist nicht ganz so harmlos wie Biré meint: *Aucun effort ne coûtait à son esprit, aucun tour de force à sa pudeur. C'était le type de la merlette lettrée* etc.

und der Literatur. Der Romantiker stellt einerseits seine Freuden und Leiden öffentlich zur Schau — er wandelt sie in Bücher um —; so schreibt Gge. Sand nach ihrer Trennung von Musset einen wehmütigen Brief an den verlorenen Geliebten und — an die Abonnenten der *Revue des deux mondes* (in den *lettres d'un voyageur*). Anderseits durchwirkt der Romantiker sein Leben mit den Ideen der Literatur und gestaltet seine Handlungen nach der neuesten literarischen Mode. Emile Faguet billigt diese Theorie mit einer scheinheiligen Verbeugung vor Doumic, zeigt aber deutlich, daß er sie im Ernste nicht billigt. In der Tat kann man sie als eine erschöpfende Bestimmung des Begriffs der Romantik gewiß nicht gelten lassen; sie trifft das Wesen der Sache nicht, sondern einen begleitenden Umstand, der nicht unbedingt da sein muß. Turgeniew, der feine Beobachter, hat von den ihm befreundeten französischen Schriftstellern Zola, Flaubert, Maupassant etc. gesagt: *Ils sentent* (oder *ils puent*) *la littérature.* Das waren meist keine Romantiker!

Richtig aber ist, daß nach den Anschauungen der Romantiker die Liebe eine ganz ausnahmsweise Stellung einnimmt. Sie ist göttlichen Ursprungs und steht über allen menschlichen Einrichtungen. Es ist bemerkenswert, daß diese Idee auch in unserer deutschen Romantik wunderbare Blüten getrieben hat. Die Gattin von A. W. v. Schlegel, Karoline, die man als die Muse der deutschen Romantik gepriesen hat, hat eine ähnliche Stufenleiter der Empfindungen durchgemacht wie George Sand. Nachdem ihre erste Ehe durch den Tod, die zweite (mit A. W. v. Schlegel) durch freiwillige Scheidung gelöst, ein schwärmerisches Liebesverhältnis in die Brüche gegangen, ein kurzer Sinnenrausch verflogen war, fand sie das ersehnte Glück an der Seite ihres dritten Gatten (Schelling).

## V.

Die durchlebten Stürme hatten G. Sand in ihrem tiefsten Innern erregt, wenn sie auch ihre Arbeitskraft und Arbeitslust nicht lähmen konnten. Sie überhäufte sich selbst mit den heftigsten Vorwürfen und fluchte den Menschen und den Büchern, die „durch ihre Sophismen sie der Leidenschaft und dem Genuß in die Arme getrieben hätten" (Brief an Ste Beuve vom 4. April 1835). In der 6. *lettre d'un voyageur* (vom 18. April 1835) sagt sie: *J'ai mal vécu, j'ai mal usé des biens qui me sont échus; j'ai négligé les œuvres de charité, j'ai passé mes jours dans la mollesse, dans l'ennui, dans les larmes vaines, dans les folles amours.* Dieser Brief ist an Everard gerichtet. So nannte George Sand den Advokaten Michel von Bourges, zu dem sie längere Zeit in Beziehung stand.

In der *histoire de ma vie* entwirft sie von ihm folgende verlockende Schilderung: Er war, als sie ihn kennen lernte, 38 Jahre alt, sah aber aus wie ein Sechziger. Er trug zu Hause und in

der Stadt einen dicken groben Überrock und plumpe Holzschuhe. Er war klein, häßlich, hager, kurzsichtig, kahlköpfig; es fror ihn immer und er trug deshalb drei Halstücher übereinander geknüpft. Er war leidend; Brust, Magen und Leber waren angegriffen. Die armselige Gestalt war gekrönt von einem mächtigen Schädel *(il semblait avoir deux crânes soudés l'un à l'autre).* Unter der Brille blickte ein Paar gutmütiger Augen hervor. Faguet, in dem oben angeführten Aufsatz, ergänzt diese Beschreibung durch eine Aufzeichnung seines Vaters, der Michel persönlich kannte und ihn als *laid et commun* schildert, zugleich aber seinen Geist, seine vielseitige Bildung und seine hinreißende Beredsamkeit rühmt. Als Sohn eines alten Republikaners schwärmte Michel für die Ideale der Republik, für die Befreiung der Unterdrückten und für die Verbesserung der Lage der Unbemittelten. Im Grunde hatte er gemäßigte Anschauungen, aber im Feuer der Rede verstieg er sich manchmal dazu, den Umsturz alles Bestehenden zu predigen.

Zu George Sand trat er noch dadurch in nähere Beziehungen, daß er sie in ihrem Scheidungsprozeß vertrat.

Auf den empfänglichen, wißbegierigen, nach Neuem und Originellem verlangenden Geist G. Sands machte diese eigenartige Persönlichkeit einen starken Eindruck. Der Mann war so ganz anders, wie die, welche sie bisher kennen gelernt hatte. Sie bewundert seinen Republikanismus, seine Menschenliebe, die Fülle seiner Gedanken, seine zündende Beredsamkeit. Anderseits reizt er sie zum Widerspruch, wenn er der ganzen modernen Kultur, insbesondere der Kunst, den Krieg erklärt. Er erscheint ihr wie eine antike Größe, wie eine Verkörperung altrömischer Tugend, und doch findet sie so manches an ihm, was ihr seltsam und lächerlich erscheint. Er ist ihr eine Art Wundertier, sie neckt sich mit ihm wie ein mutwilliges Kind — sie sagt ja selbst, daß sie nie aufgehört habe, ein Kind zu sein —, so in dem angeführten Brief an Everard, der eine Mischung von Scherz und tiefsinnigem Ernst enthält. Ich kann es wenigstens nur scherzhaft auffassen, wenn sie ihn König und Majestät tituliert, wenn sie zu ihm sagt: *Sire, le foulard dout vous vous coiffez en guise de toupet est la couronne des Aquitaines, Fleury, le Gaulois, est votre capitaine des gardes, Planet votre fou.* (Doumic sagt von der Erwähnung der Krone: *Telles sont les illusions de l'amour!*) Sie nennt ihn: *Citoyen austère, Marius, Hercule, Sicambre, Vandale,* dann wieder *Frère, Confesseur de Dieu et de la vérité,* aber auch *Ennemi des dieux*; „*Charlatan que tu es.*" Sie sagt, er habe ihr versprochen, sie guillotinieren zu lassen, sobald die Republik proklamiert sei. Michel schreibt ihr einmal: *A présent tu te reprends toi-même dans une vie d'austérité que j'approuve. . . . En vérité je ne connais de toi que le son de ta voix qui est sourd et qui ne me rappelle pas la flûte mélodieuse d'une femme.*

George Sand selbst sagt von ihren Beziehungen zu Michel: *La pureté de notre affection me les rendait plus précieuses encore. Il m'était assez indifférent que l'on pût se méprendre sur la nature de nos relations. Nos amis la connaissaient et leur présence continuelle la sanctifiait encore plus.*

Wenn wir der allgemeinen Meinung folgen, wonach ein Verhältnis erotischer Art bestand, müssen wir hiernach wohl oder übel annehmen, daß G. Sand bewußt die Unwahrheit gesagt hat. Es sprechen aber gegen jene Annahme manche psychologische Momente. Einmal die Ausführlichkeit und Unbefangenheit, mit der sie in ihrer Lebensgeschichte von Michel de Bourges und ihren Beziehungen zu ihm spricht und dabei auch die lächerlichen Seiten seiner Persönlichkeit erwähnt. Über Sandeau und Musset ist sie schnell hinweggegangen, Pagello erwähnt sie gar nicht! Ferner die ganze zwanglose, kameradschaftliche Art ihres Verkehrs. Denen, die sie leidenschaftlich liebte, hat sie keine Scherznamen gegeben, wie ihren Ereunden Michel, Neraud („*le Malgache*"), Fleury („*le Gaulois*") u. a.

Man beruft sich auf die „*lettres de femme*", Briefe, die George Sand an Michel geschrieben haben soll. Doumic (wie auch Faguet und Séché) gibt Auszüge aus diesen Briefen und sagt von diesen, sie seien die glühendsten Liebesbriefe, die George Sand geschrieben, und hätten „*je ne sais quelle magnifique impudeur*". Über diesen *lettres de femme* schwebt ein gewisses mystisches Halbdunkel. Sie wurden in den Jahren 1890—91 in der *Revue illustrée* von einem Ungenannten veröffentlicht, waren angeblich in der Bretagne gefunden, vom Jahre 1832 datiert und von einer unbekannten Dame an einen „Marcel" gerichtet. Über ihre Herkunft und Bedeutung entspann sich ein Streit. Manche wollten in ihnen eine gelungene Parodie des romantischen Briefstils der 30er Jahre erblicken, andere, worunter Karénine, sind zur Ansicht gelangt, daß es die Briefe Gge. Sands an Michel de Bourges vom Jahre 1837 sind.

Es fragt sich nun: sind diese mysteriösen Briefe der bestimmten Erklärung George Sands gegenüber ein vollwertiges Beweismittel? So weit man nach den Mitteilungen darüber und den vorliegenden Auszügen urteilen kann — die Briefe selbst waren mir nicht zugänglich —, möchte ich die Frage nicht bejahen. Woher kommen diese Briefe, die zuerst vom Jahre 1832 und dann vom Jahre 1837 sein sollen? Wenn sie wirklich von G. Sand geschrieben sind, ist es erwiesen, daß sie wirklich an Michel de Bourges g e s c h i c k t wurden? Könnten es nicht luftige Gebilde der stets geschäftigen Phantasie Gge. Sands sein, die sie in langen Arbeitsnächten schuf, ähnlich wie die von Karénine erwähnten Unterhaltungen mit dem Doktor Piffoël: Briefe an einen idealisierten Everard? Gerade die Überschwenglichkeit der Briefe macht mir sie verdächtig. Es ist schwer zu

glauben, daß sie sich für einen Mann, den sie selbst als Karikatur schildert, der in seinem Äußeren sogar etwas unsauber war, sinnlich berauscht habe. Wenn sie sagt, sie wolle dem Geliebten entgegengehen, wie die Braut im Hohenlied Salomos, sie werde in seinen eisernen Armen (der Mann war ein Schwächling!) aufhüpfen vor Freude, wenn sie ihn mit Jupiter vergleicht, dessen Schönheit sich dem gewöhnlichen Menschen nicht offenbare, kann man da im Ernste an Michel mit den drei Halstüchern denken? Der Ton der Briefe erinnert ein wenig an jene scherzhaften Briefe, die sie an Fleury und andere Bekannte schrieb. („Homme aux pattes immenses, à la barbe effrayante, homme des premiers siècles, des siècles de fer“ u. dgl.)

Die objektive Wahrheit über derartige intime Verhältnisse zu ermitteln, ist natürlich schwierig. Goethes Verhältnis zu Frau von Stein, über das so viel geschrieben wurde, wird ja auch in neueren Veröffentlichungen anders beurteilt als früher.

## VI.

Doumic nennt George Sands Beziehungen zu Chopin *un cas de maternité amoureuse.* Als G. Sand den genialen Künstler kennen lernte — im Jahre 1837 —, war Chopin 27 Jahre, G. Sand 33 Jahre alt. Er war zart und kränklich und der Pflege bedürftig. George Sand, die ihn als Künstler vergötterte, fühlte für ihn, wie sie sagt, *une tendre amitié.* Sie hatte immer das Bedürfnis, für andere zu leben, anderen zu dienen und ihnen wohlzutun. In der Krankenpflege, die sie schon unter ihrem Lehrer Deschartres gelernt und geübt hatte, leistete sie Hervorragendes. *Garde-malade, telle fut ma mission pendant une notable portion de ma vie.*

Als der kranke Mann sich ihrem Schutze anvertraute, überkam sie *une sorte d'effroi en présence d'un devoir nouveau à contracter.* „*Je n'étais pas illusionnée par une passion.*“ Aber sie begrüßt die Schwere ihrer Aufgabe als „*une chance de plus pour l'austérité vers laquelle je me sentais attirée avec une sorte d'enthousiasme religieux.*“ „*Chopin m'accordait, et je peux dire, m'honorait d'un genre d'amitié qui faisait exception dans sa vie. Il ne me faisait jamais redescendre dans son estime.*“

Doumic veröffentlicht ein Bruchstück aus einem Brief, den G. Sand im Mai 1847 an Grzymala, einen vertrauten Freund und Landsmann Chopins, schrieb. Sie sagt darin: „*Il y a sept ans que je vis comme une vierge avec lui* (die Zeitangaben sind bei George Sand häufig nicht ganz genau). *Je sais que bien des gens m'accusent les uns de l'avoir tué par la violence de mes sens, les autres de l'avoir désespéré par mes incartades etc.*

Doumic, der an ein intimes Verhältnis glaubt, weist auf Gge. Sands Roman Lucrezia Floriani hin, der allerdings in mancher

Beziehung an George Sand und Chopin erinnert. G. Sand stellt indessen jede Analogie, wenigstens in wesentlichen Dingen, in Abrede. *L'histoire du prince Karol était si peu la nôtre! Elle en était tout l'inverse. Il n'y avait entre nous ni les mêmes enivrements ni les mêmes souffrances. Notre histoire n'avait rien d'un roman. Nous ne nous sommes donc jamais adressé un reproche mutuel, sinon une seule fois qui fut, hélas, la première et la dernière. Une affection si élevée devait se briser et non s'user dans des combats indignes d'elle.*

Dieser entschiedenen Erklärung gegenüber wird man dem Roman Lucrezia Floriani nicht allzuviel Gewicht beilegen dürfen. Auch hier stehen wir vor der Frage: Ist anzunehmen, daß G. Sand die Unwahrheit gesagt hat? Ich trage Bedenken, die Frage zu bejahen. Auch hier spricht zugunsten ihrer Aussage der psychologische Grund, daß sie sich über ihren Verkehr mit Chopin so eingehend öffentlich geäußert, außerdem spricht dafür die lange Dauer ihrer Beziehungen. Derartige Verbindungen währen meist nicht so lange, wenn den sinnlichen Wünschen stattgegeben wird.

Es mögen ja auch hier noch andere, mir nicht bekannte Beweise vorhanden sein, die zu einem anderen Schlusse berechtigen. Auf unverbürgte Anekdoten ist kein Wert zu legen.

## VII.

Doumic führt uns das Leben Gge. Sands in klaren Umrissen vor: ihre verträumte Jugend, ihre Lehrjahre, sodann ihr Heraustreten aus der Einsamkeit, ihre Teilnahme an den humanitären und politischen Bewegungen der Zeit, ihren Verkehr mit markanten Persönlichkeiten von Ste. Beuve, Balzac, Liszt, der Schauspielerin Dorval bis zu Lamennais, Peter Leroux, Barbès. Dabei kommt Doumics humoristisch-satirische Ader nicht selten zum Durchbruch. Satirisch beleuchtet wird die Stellung der Dichterin zu den Saint-Simonisten, deren mystische Ideen einigen Einfluß auf sie hatten. Der Saint-Simonismus war ähnlich wie eine Kirche gegliedert. Das Haupt war der Vater Enfantin, dem Bazard zur Seite stand. Nun suchten sie auch eine Mutter. Zu dieser hohen Stellung wurde die gefeierte Dichterin erkoren. George Sand war vernünftig genug, die Ehre abzulehnen, doch blieb sie in Beziehung zur Saint-Simonistischen Gesellschaft und wohnte einer ihrer Versammlungen bei. Zum Dank erhielt sie auf Neujahr 1836 eine wunderbare Sammlung von Etrennes, deren Auswahl dem Geschmack der Saint-Simonisten nicht gerade viel Ehre macht. (Es waren 59 Gegenstände, darunter eine Kleiderschachtel, ein Paar Stiefel, ein Paar Herrenbeinkleider, ein Thermometer, mehrere Westen, ein Korsett usw.)

An der Revolution von 1848, die sie mit Jubel begrüßte, nahm sie lebhaften Anteil. Sie veröffentlicht zwei „Briefe an das Volk“, redigiert eine Zeitung „La cause du peuple“, schreibt

ein Theaterstück „Le roi attend“. Sie verfaßt im Dienst der provisorischen Regierung — des Ministeriums des Innern — mehrere der Bulletins de la République (herausgegeben im Auftrag von Ledru-Rollin). Aber auf den Enthusiasmus folgt sehr bald eine herbe Enttäuschung. Die blutigen Straßenkämpfe, die Verwilderung der Massen erfüllen sie mit Trauer und Entsetzen. Entmutigt zieht sie sich vom politischen Schauplatz zurück in die friedliche Welt der Poesie und der Träume.

Das Stilleben zu Nohant erlitt eine schmerzliche Störung durch die Ereignisse von 1870 (Doumic und Séché erwähnen diese Episode nicht). Der Ausbruch des Kriegs, die Siege der deutschen Heere, ihre Folgen für Frankreich — all dies mußte die lebhaft fühlende Frau tief erregen. Daß sie ihren Empfindungen und Gedanken schriftlichen Ausdruck gab, ist selbstverständlich. Sie schrieb das *Journal d'un voyageur pendant la guerre*, welches in der *Revue des deux mondes* vom 1. und 15. März und 1. April 1871 erschien und ebensoviel Aufsehen als Ärgernis erregte. Sie wendet sich in diesen merkwürdigen Schriftstücken weniger gegen den äußeren Feind als gegen die Machthaber in Frankreich, die nach der Vernichtung der französischen Feldheere den Krieg bis zum äußersten verkünden, aber durch verkehrte Maßnahmen und Mangel an Ordnung den Erfolg von vornherein in Frage stellen und es zudem unterlassen, allgemeine Wahlen auszuschreiben und die Nation über ihr Geschick entscheiden zu lassen. Die Stimmung des Landvolks ist, wie sie sagt, der Fortsetzung des Krieges abhold. Über die Deutschen äußert sie sich, wenn auch mit Groll, so doch maßvoll und mit anerkennenswertem Gerechtigkeitsgefühl. Sie hofft, daß die herbe Erfahrung, die Frankreich macht, ihrem Vaterlande nützlich sein werde, und tröstet sich mit dem Gedanken: *Nous resterons le peuple initiateur qui reçoit une leçon et ne la subit pas . . . Nous reconnaîtrons qu'il y a chez ce peuple* (dem deutschen Volk) *un stoïcisme de volonté qui nous manque*, *une persistance de caractère*, *une patienee*, *un savoir étendu à tout*, *une vertu étrange jusque dans le mal qu'il croit devoir commettre. Si nous gardons contre lui un ressentiment amer*, *notre raison lui rendra justice à un point de vue plus élevé . . . . C'est une nation différente de nous*, *mais éclairée comme nous par la civilisation et notre égale devant Dieu.*

Allerdings glaubt sie dem Gerede, daß die deutschen Offiziere nicht nur Uhren stehlen, sondern auch Kleider und Stiefel für ihre Frauen und Bräute.

Einige Zeit vorher hatte Gge. Sand eine weniger leidenschaftslose Kundgebung an die Deutschen erlassen in Form eiens offenen Briefes an eine Freundin, der in einer großen Zeitung erschienen sein soll. Ich entnehme dies der oben erwähnten Schrift von Ferdinand Haas („*Französische Stoßseufzer und deutsche Reflexionen*, *Antwort an George Sand — Aurore Dudevant —*“),

die auf jene Erklärung Bezug nimmt. Darnach hätte Gge. Sand ihre Entrüstung darüber ausgedrückt, daß die Deutschen den Krieg nach Sedan noch fortsetzten, von der ungeheuerlichen Gefühlsverirrung einer großen, zivilisierten, protestantischen, philosophischen Nation gesprochen und gegen den Raub zweier französischer Provinzen Einsprache erhoben. Näheres konnte ich über die bezügliche Schrift von Gge. Sand nicht ermitteln.

Bemerkenswert ist es, daß einer der Luftballons, die in Paris während der Belagerung aufgelassen wurden, um die Verbindung mit der provisorischen Regierung in Tours herzustellen, den Namen George Sand trug. So ist ihr Name auch mit der Geschichte der Luftschiffahrt verknüpft.

Es ist um so mehr bedauerlich, daß die Dichterin am Abend ihres Lebens Veranlassung hatte, mit Bitterkeit an Deutschland zu denken, als sie von Jugend auf lebhafte Sympathien für das deutsche Volk, die deutsche Literatur und Kunst hatte und diese Sympathie auch in ihren Schriften bekannte. Da ihre geistigen Beziehungen zu Deutschland weder von Doumic, noch von einem anderen der mir bekannten Biographen näher beachtet worden sind, darf ich sie vielleicht im nachstehenden kurz berühren.

## VIII.

George Sand verstand ebenso wenig Deutsch als Alfred de Musset. *Nous ne savons malheureusement pour nous pas un traître mot allemand,* sagt sie im avertissement zur Nuit de Noël im Théâtre de Nohant. Aber der deutsche philosophierende Geist übte unverkennbar eine starke Anziehungskraft auf sie aus. Bezeichnend für ihre Sinnesart ist es, daß sie vor allem Leibniz verehrt. Schon in ihrer Jugend ist er ihr der größte aller Philosophen, und in ihrem späteren Leben nimmt sie stets gerne zur Theodicee ihre Zuflucht, wenn Zweifel und innere Kämpfe sie heimsuchten. *C'était ma dernière ancre de salut que Leibniz; je ne l'ai jamais ouvert sans trouver la règle saine de l'esprit humain.* Am Schluß ihrer *histoire de ma vie* nennt sie unter ihren Führern und Leitsternen Leibniz, Lessing, Herder und wieder Leibniz.[22])

Mit Lavater beschäftigte sie sich eingehend und mit großem Genuß. (Siehe 7^ieme^ *Lettre d'un voyageur* — à F. Liszt.)

Bis zu dem tiefsinnigen Mystiker und Schuhmacher Jakob Böhme reicht die erstaunliche Kenntnis der wißbegierigen

[22]) Leibniz *Essais de théodicée*, im Jahre 1710 erschienen, waren in Frankreich sehr angesehen und wurden noch gegen Ende des letzten Jahrhunderts auf den Lyzeen gelesen. S. Süpfle, Gesch. des d. Kultureinfl. I, 1. 101.

Lessing mag ihr bekannt geworden sein durch die Abhandlung über die Erziehung des Menschengeschlechts, übersetzt in der Schrift *Lettres sur la religion et la politique* par E. Rodrigues, suivies de l'Fducation du genre humain, traduit de l'Allemand de Lessing 1829, später

Frau; in der „*Comtesse de Rudolstadt*“ ist er das Orakel des sonderbaren Schwärmers Gottlieb. Überhaupt enthält dieser Roman viele Beziehungen auf deutsche Verhältnisse und Persönlichkeiten. Geschichtliche Gestalten wie Friedrich der Große und seine Tafelrunde, seine Schwester Amelie, der Abenteurer Trenk, Adam Weishaupt, der Stifter des Illuminatenordens, Baron Knigge und andere Illuminaten spielen eine mehr oder weniger große Rolle.

In der 4ten *Lettre d'un bachelier ès musique* (à Pictet) schildert Liszt das Leben und Treiben im Kreise von G. Sand in Nohant im Sommer 1837. Am Abend las man die philosophisch mystischen Werke von Ballanche, deutsche Philosophen, Shakespeare, Victor Hugo und Schiller, ganz besonders aber E. Th. A. Hoffmann.

Hoffmann wird in ihren Schriften sehr oft erwähnt. Seine Erzählungen versetzen sie in ein Gebiet berauschender Poesie.[23]) In dem Brief an Herbert (Didier) — der 10. *Lettre d'un voyageur* — widmet sie Hoffmann einen förmlichen Panegyricus und im *Journal de Piffoël* eine ausführliche geistvolle Betrachtung, die genau übereinstimmt mit der Kritik, welche G. Brandes später in seinem Buch über die romantische Schule in Frankreich (Kap. 5 fremde Einflüsse) über den deutschen Erzähler abgegeben hat. Sie rühmt besonders die Erzählung: „*Meister Martin der Küfer und seine Gesellen*“ und gibt damit einen Beweis ihres guten Geschmacks, weiter die Geschichte vom Nußknacker und Mäusekönig (*Il n'y a rien de plus vrai au monde que cette folle et poétique histoire*).

Literargeschichtlich bemerkenswert ist eine Stelle über Hoffmann und dessen Einfluß auf die junge Welt in der Novelle „*Cora*“. *Les adorables poésies d'Hoffmann* rufen in dem Städtchen, in dem die Geschichte spielt, eine förmliche Revolution hervor, die ergötzlich geschildert wird.

Ohne Frage haben Hoffmanns phantastische Dichtungen auf George Sand eingewirkt. Im Vorwort zum *Secrétaire intime* deutet sie dies selbst an. Die Traumvision des Magnus in *Lelia* XXIII erinnert an Hoffmanns „goldenen Topf.“ In der „Gräfin von Rudolstadt“, „Spiridion“ und sonst begegnet man Hoffmanns Spuren. Eine seiner seltsamsten Geschichten „*Meister Floh*“ hat sie für ihr Theater in Nohant bearbeitet; dabei verstand sie es geschickt, den poetischen Kern herauszuschälen

unter dem Titel *L'Education de l'humanité.* Paris 1841. Süpfle II, 1. 25.

Herders Hauptwerk, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, wurde von E. Guinet 1826—1827 herausgegeben (2 Bände, Paris und Straßburg). Süpfle II, 1, S. 173.

Lavaters physiognomische Fragmente erschienen 1781—1786 als *Essais sur la physiognomie destinés à faire connaître l'homme.*

[23]) *Avertissement* zur *Nuit de Noël* im *Théâtre de Nohant.*

und den Zauberspuk zu beschneiden und ihrer kleinen Bühne anzupassen.

Vielleicht hat George Sand durch Henri de Latouche, einen ihrer ersten literarischen Berater, Hoffmann kennen gelernt. De Latouche hat den gefeierten deutschen Erzähler zuerst — im Jahre 1823 — durch eine Bearbeitung des „*Fräulein von Scudery*“ in Frankreich eingeführt, wobei er allerdings den Namen des Verfassers verschwieg.[24])

Altmeister G o e t h e, der in Frankreich — namentlich zur Zeit der Romantik — so große Verehrung fand, mußte auf den empfänglichen Sinn der Dichterin einen starken Eindruck machen. Sie sieht in ihm die Verkörperung des denkenden und dichtenden Deutschlands. Nach verschiedenen Äußerungen in ihren Werken haben besonders Faust und Wilhelm Meister auf sie gewirkt. In manchen ihrer Reflexionen und Betrachtungen ist Goethe'scher Einfluß nicht zu verkennen. Lélia ist eine Art weiblicher Faust, und von *Les sept cordes de la lyre* sagt Doumic nicht ohne Grund, daß sie ein Abklatsch von Faust seien. In „*Teverino*“ nimmt Léonce den Wilhelm Meister mit auf die „*Wurst*“ — den Reisewagen, in dem die Gesellschaft ihre abenteuerliche Fahrt antritt —, und Sabina tröstet sich avec cet adorable conte. Gestalten aus Goethes Roman schweben ihr vor. Die Heldin der Novelle „*Metella*“, Lady Mowbray, ist begeistert von Goethe; der junge Genfer Olivier, der Goethe gesehen hat, muß ihr vom *vieux Faust* erzählen; ihr Verehrer Buondelmonte soll eigens nach Weimar reisen, um ihr die Maße von Goethes Schädel zu bringen. Goethe ist der Lieblingsdichter André's im gleichnamigen Roman, und Geneviève, Andrés Geliebte, ist eine rührende Gestalt wie Gretchen.

Es ist bekannt, daß H e i n r i c h H e i n e mit George Sand befreundet war und zeitweise in regem Verkehr mit ihr stand. Sie nennt ihn *mou ami*, auch *cousin* und führt mit ihm angeregte Gespräche über Philosophie, Literatur und Kunst.[25])

George Sand erwähnt auch die rührenden *Drames à sentiment* von K o t z e b u e, welche eine Zeit lang in Frankreich sehr beliebt waren (insbesondere „Menschenhaß und Reue“). Eine gewisse Vorliebe für deutsches Wesen, *la sensibilité*, *la bonté naïve*, *la confiance* der Deutschen tritt manchmal hervor. In *André* rühmt sie sogar die Poesie der deutschen Kneipe. Ihren Höhepunkt erreicht jene Vorliebe in der Begeisterung für deutsche Musik, besonders Beethoven, Mozart, Schubert, Haydn (dem sie ja auch in „Consuelo“ ein Denkmal gesetzt hat).

[24]) Breuillac *Hoffmann en France. Revue d'histoire littéraire.* 13me année No. 3 S. 427.

[25]) Vergl. *Lettres d'un voyageur* VI (à Everard) S. 162. Betz, *Heine in Frankreich*, S. 137. G. Karpeles, *Heine und Laube bei George Sand.* Gegenwart 1885. S. 231.

## IX.

Mit dem Urteil, das Doumic über die einzelnen Werke George Sands fällt, kann man in wesentlichen Punkten einverstanden sein. Das Lob, das er der „*Indiana*“ in rein künstlerischer Beziehung zollt, hätte ich noch etwas wärmer gewünscht, wenigstens was den ersten Teil des Romans anlangt. Ich finde, daß die dichterische Kraft Gge. Sands sich nirgends glänzender zeigt als hier. In hinreißender wahrhaft dramatischer Steigerung schreitet die Handlung fort bis zum Höhepunkt, der Katastrophe mit Noun. Die Charaktere und Situationen sind meisterhaft gezeichnet. Von da an fällt der Roman bis zum Schlusse stark ab. Es ist ja überhaupt ein Fehler der Dichterin, daß der im Anfang prachtvoll einherflutende Strom ihrer Poesie häufig im weiteren Verlaufe ins Stocken kommt und sich bald in nebelhaften Phantasien, bald in weitschweifigen Erörterungen verliert. Es wirkt geradezu komisch, wenn Ralph und Indiana mit der größten Seelenruhe in langen Reden darüber beraten, wo und wie sie gemeinsam in den Tod gehen wollen — „*C'est une affaire de quelque importance*,“ meint Ralph bedächtig —, wenn sie dann die weite Seereise nach der Insel Bourbon machen, wo eine besonders angenehme Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens geboten ist, und wenn sie schließlich, an Ort und Stelle angekommen, sich eines Besseren besinnen und es vorziehen, miteinander zu leben anstatt zusammen zu sterben.[26])

George Sand hat es in Abrede gestellt,[27]) daß ihre Erstlingsromane *Indiana*, *Valentine*, *Jacques* gegen die Ehe gerichtet seien. Indiana, die Heldin, leidet ja allerdings durch ihre eigene Torheit und Verblendung, Valentinens ehebrecherisches Glück verfällt dem Verhängnis. Aber in beiden Romanen ist doch die Ehe als ein Zwang dargestellt, gegen den sich die „unterdrückte“, „gedemütigte“ Frau auflehnt. George Sand ist eine der ersten, die den Typus der „unverstandenen Frau“ — nicht selten gleichbedeutend mit der „unverständigen Frau“ — in die Öffentlichkeit einführen, jenen Typus, der seither in der internationalen Literatur sein Wesen treibt.

Noch entschiedener feindselig gegen die Ehe ist „*Jacques*“. Hier bekämpft der Ehegatte Jacques selbst die Ehe als *une des plus barbares institutions*. Die Liebe dagegen ist göttlichen Ursprungs. Im Widerstreit zwischen beiden hat die Liebe recht. Jacques zieht die Schlußfolgerung aus diesen Ansichten, indem er in rücksichtsvollster Weise ganz im Stillen aus der Welt geht, um das Glück der Liebenden nicht zu stören. Doumic behandelt diesen Mustergatten mit köstlicher Ironie; er ist ihm der „reine Tor“ *(le pur niais)* von Richard Wagner.

---

[26]) So wenigstens in der zweiten Bearbeitung.

[27]) Besonders im Brief an Nisard, 12me lettre d'un voyageux.

In „*Lélia*“ findet Doumic das „Leitmotiv“ der Hoffnungslosigkeit, des Weltschmerzes, der Verzweiflung. Man könnte ihr allerdings die Verse Fausts als Motto geben:

Was kann das Leben mir gewähren?
Entbehren sollst du, sollst entbehren.

Aber Lélia ist überhaupt ganz George Sand in ihrem damaligen Zustand; die verschiedensten Züge ihres Wesens sind wie entfaltet in diesem Roman, und man könnte das religiöse Motiv, das Liebesmotiv, das Freiheitsmotiv, das philosophische, das soziale Motiv, selbst das „Mutter“motiv (in der Liebe der älteren Frau zu dem Enfant Sténio) herausfinden. *Lélia* wurde denn auch stets als besonders charakteristisch für die Dichterin angesehen.

Das religiöse Motiv tritt hier besonders hervor, das heiße Sehnen und Suchen nach Gott. Gott wird ja bei G. Sand außerordentlich viel genannt, aber ihr Verhältnis zur Gottheit ist namentlich in Lélia merkwürdig naiv und kindlich. Bald sieht sie in Gott ein allgütiges Wesen, bald macht sie ihn verantwortlich für alles Böse, jeden Fehler, jede Willensschwäche und zankt ihn aus wie einen Schulknaben, wie jener Bauer seinen Schutzpatron auszankt, weil er ihm den Spelz nicht geraten ließ. Warum kann keine reine Liebe unter den Menschen bestehen? Ist die Geslleschaft schuld? Nein, Gott ist schuld. Sie zürnt ihm *qu'il se tienne là-bas ou là-haut, je ne sais où, assis dans sa gloire et dans sa surdité, au-dessus de tous les efforts de ma pensée.* Sie sagt ihm ins Gesicht: *Vous ne me suffisez pas, Dieu, vous le savez bien.* Um was soll ich Gott bitten? Daß er mein Geschick ändert? Er würde mich auslachen *(il se rirait de moi)*. Ein anderes Mal sagt sie ihm: Wenn du soviel Ungerechtigkeit zulässest, will ich lieber glauben, daß du nicht existierst. Ralph sagt zu Indiana: Wenn es ein Verbrechen war, daß ich fluchbeladener Mensch mein Auge zu dir erhob, so ist Gott allein schuld.

Das Verhältnis der älteren Frau zum jüngeren Manne spielt im Leben George Sands (man denke an Sandeau, Musset, Chopin, Liszt, Poncy und andere ihrer Freunde), wie in ihren Werken eine große Rolle. Lélia spielt mit dem jungen Sténio, ebenso kost im *Secrétaire intime* die Fürstin mütterlich mit dem Jüngling St. Julien, was der arme Junge mißversteht. In *François le champi* wandelt sich die kindliche Liebe des Knaben zu der Frau, die ihm eine Mutter war, in leidenschaftliche Liebe u. s. f. Ich kann nicht umhin, das Gefühl Doumics zu teilen, den die Wiederholung dieses Motivs peinlich berührt. Geradezu widerlich und wie eine Entweihung des heiligen Namens Mutter wirkt es, wenn Metella zu dem Jüngling, dem sie sich hingibt, sagt: Nenne mich Mutter! Das ist, wie mir scheint, einer jener Mißklänge, jener krankhaften Züge, von denen oben die Rede war.

Doumic bringt Lélia—Sténio in einen inneren Zusammenhang mit George Sand—A. de Musset, obgleich Lélia vor dem Abenteuer von Venedig geschrieben wurde. Die Beziehung auf Musset drängt sich in der Tat auf; sie tritt schon äußerlich hervor, wenn Sténio folgendermaßen geschildert wird: *Il avait quelque-chose de hautain et de préoccupé. Ses yeux dépourvus de cils n'avaient plus cette lenteur voilée . . . . Son regard vous arrivait droit au visage brusque, fixe et presque arrogant.* Man vergleiche dies mit der Schilderung, welche Pauline Garcia von Musset gegeben hat: *Son regard était très arrogant, repoussant même, surtout quand il regardait les femmes; il avait les paupières rouges sans cils et n'avait pas de sourcils.* Jene Beschreibung von Sténio findet sich nicht erst in der späteren Bearbeitung von Lélia, sondern schon in der Ausgabe von 1833. Auffallend ist es auch, daß Sténio „*enfant du siècle*" genannt wird (Kap. I) in der Bedeutung „Weltkind". Darauf hat wohl Musset mit seinem Roman *Confession d'un enfant du siècle* (hier in der Bedeutung: Kind des Jahrhunderts) angespielt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der „*Inno ebrioso*", jenes geniale wein- und liebestrunkene Zecherlied, das in Lélia vorkommt, von Musset verfaßt ist, wie ja auch Verse von Musset dem dritten Teil des Romans als Motto vorangestellt sind. Musset selbst hat sich in Sténio erkannt; dies zeigt ein merkwürdiger Brief an George Sand aus dem Jahre 1835 (Corr. S. 173), in dem er sagt: *Ton Sténio . . c'est moi, tu m'as pressenti. Une main invisible m'amenait à toi* etc. In der zweiten Ausgabe der „Lélia" sind die Beziehungen auf Musset sehr deutlich, besonders in dem Kapitel: Lélia au rocher. Lélia sagt: *je pleure une illusion et non pas un homme;* sie beklagt den Dichter, den sie geliebt, und wendet sich dann in Gedanken zornerfüllt gegen den Sténio, aus dem die Ausschweifung ein Zerrbild gemacht hat. *Et toi, spectre! lève ton bras chancelant! Bois par défi à la santé de Lélia! raille t'orgueilleuse insensée, qui méprise tes lèvres charmantes et la chevelure parfumée d'un si beau jeune homme.* Eine deutliche Antwort auf die Nuit de décembre (*Ah! faible femme, orgueilleuse insensée* etc.) Ernest Seillière hat hierauf aufmerksam gemacht.

Trotz seiner Schwächen, Mängel und Seltsamkeiten macht der Roman durch seine hochpoetischen Natur- und Stimmungsschilderungen, den kraftvollen Ausdruck der Gefühle, den hohen Flug der Gedanken im ganzen doch den Eindruck eines bedeutenden Dichterwerkes, den ja auch z. B. Sainte-Beuve empfand. Leider ist der Roman durch die Umarbeitung sehr verdorben.

Die Urteile über die Werke von Gge. Sand gehen teilweise sehr auseinander. Der persönliche Geschmack spielt dabei eine Rolle. ***Leone Leoni***, von Doumic getadelt, wird von Faguet

ein Meisterwerk genannt. Ich muß gestehen, daß ich diesen Roman entschieden für veraltet, die Charaktere und die Handlung für unnatürlich und übertrieben halte. Dem Lobe, welches Doumic dem Roman *Mauprat*, dieser Verherrlichung der treuen Liebe und der Ehe, erteilt, kann man beipflichten. In dieser Erzählung ist ein großer Zug, sie erinnert an Walter Scott, Edmée an Diana Vernon (in *Rob Roy*), eine Lieblingsgestalt von Gge. Sand; nur finde ich die Grausamkeit, mit der Edmée den armen Bernard quält, „um ihn zu erziehen", übertrieben und weder „*noble*" noch „*délicieuse*". — „*André*", ein Gedenkblatt, das die Dichterin, in Venedig vom Heimweh ergriffen, ihrer Heimat widmet, hat mich besonders angesprochen durch die liebevolle Schilderung des Lebens und Treibens in der Kleinstadt La Châtre und ihrer ländlichen Umgebung. Das erste Erwachen der Liebe in der Brust des weltfremden versonnenen jungen Edelmanns, sein dreister und derber, aber gutherziger, immer fröhlicher, plebejischer Freund Joseph, dessen landwirtschaftliche Unterredungen mit dem alten Landjunker, der Besuch der Arbeiterinnen auf dem Herrenschloß, dies alles ist lebendig und reizvoll geschildert. Doumic findet den Roman mittelmäßig, Karénine dagegen findet ihn ausgezeichnet; ich schließe mich der Russin an. Dagegen kann ich es nicht billigen, wenn sie die kleine Erzählung „*Cora*" für wertlos erklärt; die Geschichte ist so hübsch und humorvoll erzählt, daß man sie mit Genuß liest; auch der ernste Akademiker Caro ist entzückt von ihr. Auch *Mattea* und die anderen venetianischen Novellen sind immer noch lesenswert; nur darf man nicht zu viele nacheinander genießen. Der phantastische *Teverino*, der ganz hübsche Einzelheiten enthält, wird durch die peinlich langen, zum Teil sehr ausgeklügelten Erörterungen über Freundschaft, Liebe usw. verdorben. Doumic erwähnt diese kleineren Erzählungen nicht. *Le Secrétaire intime*, geschrieben 1833, hätte genannt werden dürfen als Gegenstück zu Lélia.

Über die Handwerker-Romane, die einen Teil der sozialpolitischen Tendenz-Romane der zweiten Schaffensperiode von George Sand bilden, *Compagnon du tour de France*, *Meunier d'Angibault*, *Péché de Mr. Antoine* — urteilt Doumic meines Erachtens zu ungünstig: *Ce sont là de mauvais romans.* Ich möchte wenigstens den *Compagnon du tour de France* ausnehmen, wenn er auch hinsichtlich der Komposition mangelhaft ist. Der erste Band dieser Erzählung entrollt ein lebensvolles Bild der alten Gesellenvereinigungen, ihrer Sitten, Gebräuche, Bestrebungen und Kämpfe; auch die Charakterzeichnung fesselt. Im zweiten Band ermattet die Erzählung; breite Erörterungen über politische, soziale und humanitäre Fragen treten in den Vordergrund. Bemerkenswert ist es, wie die Anschauungen, der Gesichts- und Gedankenkreis der Verfasserin sich verändern. Die religiösen

und metaphysischen Spekulationen treten zurück; selbst die romantische Ansicht von der absolut göttlichen, alleinseligmachenden Liebe wird berichtigt: „*L'amour*, sagt sie, *qui étend l'égoïsme à deux êtres fondus en un seul, ne suffit point pour le légitimer. Il est beau et divin comme moyen, comme secours et comme égide; il est petit et malheureux comme but et comme unique fin.*“

„*La comtesse de Rudolstadt*,“ deren zwei Bände bekanntlich eine Fortsetzung der dreibändigen *Consuelo* bilden, hätte wohl auch eine bessere Note verdient. Doumic sagt darüber: *Nos grands-parents avaient un pouvoir de s'ennuyer qui fait honte à notre frivolité.* Aber der erste Teil, der am Hofe Friedrichs d. G. spielt, ist geistvoll und spannend geschrieben, wenn auch die geschichtliche Wahrheit nicht immer strenge beachtet wird. Im zweiten Teil mit seinem Illuminatenschloß, seinen feierlichen Reden und den endlosen Prüfungen, denen die arme Consuelo unterworfen wird, drängt sich allerdings die Vergleichung mit der „*Zauberflöte*“ unwillkürlich auf.

Den eigentlichen Dorfgeschichten zollt Doumic mit Recht höchste Anerkennung. *La mare au diable*, das Teufelsmoor, *Francois le Champi*, Franz der Findling, *La petite fadette*, der kleine Kobold, *Les maîtres sonneurs* (die Meister Dudelsackspfeifer — nicht G l ö c k n e r, wie es manchmal übersetzt wird —) werden mit Recht zu den schönsten Perlen der französischen erzählenden Dichtkunst gerechnet. Einen besonderen Reiz erhalten diese Geschichten noch durch die Mundart der Landschaft Berry, die in den Gesprächen, allerdings in verfeinerter Form, verwendet ist. Eine Probe dieser Mundart ist auch bei Doumic wiedergegeben in einem bisher nicht veröffentlichten Brief G. Sands an Adolphe Duplomb, der an urwüchsiger Derbheit nichts zu wünschen übrig läßt (S. 185).

In der „*Mare au diable*“ tritt wieder der echt Sandsche Zug der mütterlichen Überlegenheit der Frau über den Mann hervor. Die 16jährige Marie „bemuttert“ den 28jährigen Germain.

Was die Werke der letzten Periode anlangt, so kann ich Doumics Vorliebe für den *Marquis de Villemer* nicht teilen. Der Roman verläuft ganz hübsch bis etwa zur Mitte; von da an häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten und inneren Unwahrheiten, und der Schluß ist geradezu an den Haaren herbeigezogen.

Denkwürdig ist *La tour de Percemont* als die letzte Arbeit von George Sand, die in der *Revue des deux mondes* erschien. Im Jahre 1833 hatte die Revue *Lélia* veröffentlicht; am 1. Januar 1876 — wenige Monate vor dem Tode G. Sands — fand ihr letzter Roman in der Revue seinen Abschluß. 43 Jahre mit einigen Unterbrechungen hatte ihre Verbindung mit der Revue gedauert. *La tour de Percemont* überrascht durch eine wahrhaft jugendliche Frische. Die Handlung ist spannend, die Charaktere

sind mit leichter, sicherer Hand gezeichnet, namentlich der alte Anwalt Chantebel, der alles ins Geleise bringt. George Sand zeigt bei diesem Anlaß, daß sie auch juristisches Talent besitzt.

Besondere Erwähnung verdienen noch die, wie es scheint, wenig bekannten *Contes d'une Grand'mère.* Es befinden sich darunter reizende Erzählungen (z. B. *le chène parlant, Ce que disent les fleurs, Le château de Pictordu*), in denen sich George Sands Talent zum Fabulieren, die Liebe, mit der sie die Natur umfaßt und zu beseelen weiß, ihre Kunst, sich in die Seele des Kindes zu versenken, in einer für Alte wie für Junge erfreulichen Weise offenbaren. Manches Seltsame muß man freilich mit in den Kauf nehmen. So spielt z. B. die Seelenwanderung, die für G. Sand immer einen großen Reiz hatte, eine gewisse Rolle. Man muß lächeln, wenn Monsieur Lechien sehr ernsthaft erzählt, was er in einem früheren Dasein als Hund erlebt habe, oder wenn Mr. William berichtet, wie er und seine Mutter als weiße Elefanten auf der Halbinsel Malacca gelebt und welche erhabenen Gefühle da ihre Brust geschwellt hätten.

Am Schlusse seines Buches faßt Doumic unter dem Titel *Le génie de l'écrivain* die hervorragenden Züge der schriftstellerischen Persönlichkeit George Sands nochmals kurz zusammen. Er vergleicht sie mit den Sängern der Vorzeit, die der lauschenden Menge wunderbare Mären von Lust und Leid der Menschen verkünden. Sie verherrlicht die ewigen Gegenstände aller Poesie, die Liebe, die Natur, die hohen Gefühle der Begeisterung und des Mitleids. Ihre Sprache ist das unfehlbare Werkzeug ihres Erfolgs; sie ist nicht immer begrifflich scharf bestimmt, aber blühend, reich und melodisch; Worte und Bilder von köstlicher Frische stellen sich ungesucht in Fülle ein. *Elle déroule avec quelque lenteur, mais sans embarras cette ample période qui est la vraie phrase française.*

Wer unbefangen und vorurteilslos sich mit den Werken Gge. Sands beschäftigt, wird trotz aller Bedenken, die er im einzelnen haben mag, sich nicht dem Zauber ihrer Poesie entziehen können, und wenn wir ihr Leben bis zum Schluß verfolgen, werden wir bekennen: die „gute Frau von Nohant" war eine bedeutende, eine außerordentliche Frau.

Einige kleine Versehen in Doumics Buch seien in folgendem berichtigt:

Zu S. 6: Der volle Name George Sands lautete nach dem Eintrag ins Taufbuch Amandine *Lucie* Aurore Dupin (nicht *Lucile*).

Zu S. 10: Nicht *la petite fille* de Maurice de Saxe war während der Revolution im Couvent des Anglaises eingesperrt, sondern *la fille*, die Großmutter von George Sand, Marie Aurore Dupin.

Zu S. 185: Die Verhandlung vor dem Gericht von La Châtre fand nicht am 10. und 11. März, sondern am 10. und 11. Mai 1836 statt.

Zu S. 190: Liszt spielte die Orgel nicht in Lausanne, sondern in Freiburg i. Schw.

---

Zu der oben angeführten Literatur über George Sand, die ja teilweise schon in dem vorstehenden Bericht besprochen wurde, gestatte ich mir noch folgendes zu bemerken:

### Zu **3.**

Das Buch von Séché und Bertaut enthält, wie sein Titel besagt, Anekdoten, Mitteilungen über einzelne Vorgänge aus dem Leben G. Sands. Sie sind meist gut gewählt, wenn ihre geschichtliche Treue auch nicht immer über allen Zweifel erhaben ist.

Ein anerkennenswerter Vorzug des Buches ist es, daß sehr viele Aussprüche von Gge. Sand, Stellen aus ihren Werken und aus ihren Briefen, im Wortlaut angeführt werden. Man gewinnt dadurch ein lebendiges Bild von ihrer Persönlichkeit. Bezeichnend ist z. B. der letzte Ausspruch, der von ihr mitgeteilt wird: „*Il y a des heures, où je me sens herbe, oiseau, âme d'arbre, nuage, eau courante, horizon, couleur, forme et sensations changeantes, mobiles, infinies.*"

### Zu **6.**

Samuel Rocheblave, einer der feinsten Kenner des Lebens und der Werke von G. Sand, bespricht die sehr bemerkenswerten Briefe, welche die Dichterin an Charles Poncy, den Maurer und Volksdichter von Toulon, gerichtet hat. George Sand war von jeher für das Volk, die arbeitenden Klassen, begeistert und wurde besonders durch Pierre Leroux für soziale Ideen gewonnen. Vom Volk erwartete sie alles Heil für die erschlaffte Gesellschaft, namentlich auch eine neue jugendkräftige Literatur. In Charles Poncy, der im Jahre 1842 eine Sammlung Gedichte „*Marines*" erscheinen ließ, glaubte sie den ersehnten Dichter von Gottes Gnaden zu finden. Sie ist von seinen Gedichten entzückt und schreibt ihm, ohne ihn zu kennen, mit der ihr eigenen Überschwenglichkeit: *Mon enfant* (wieder der Standpunkt der Mütterlichkeit der 38jährigen Frau gegenüber dem 20jährigen Dichterjüngling), *vous êtes un grand poète, le plus inspiré et le mieux doué parmi tous les poètes prolétaires. Vous pouvez être le plus grand poète de la France* etc. Dieser Brief bildete den Anfang einer Reihe von 226 Briefen, die Gge. Sand im Laufe der Zeit an Poncy schrieb und von denen bis jetzt 39 in der Korrespondenz von G. Sand veröffentlicht sind. Er war zugleich der Beginn einer innigen Freundschaft zwischen

der berühmten Frau und dem schlichten Arbeiter, einer Freundschaft, die bis zum Tode Gge. Sands dauerte. Poncy war ein Mann von reinem, redlichem Charakter. Für Gge. Sand, in deren Natur ja eine Neigung zum Lehren und Erziehen unverkennbar ist, war es eine Freude, den strebsamen und empfänglichen jungen Mann auf seinem Wege zu leiten. Es mißfällt ihr, daß er, der junge Gatte einer reizenden Frau, eine Juana l'Espagnole besingt. *Si vous voulez être un vrai poète, soyez un saint.* Er soll s e i n e Frau lieben, nicht alle Frauen! *Aimez-la, et vous verrez qu'on aime toujours plus quand on n'aime qu'une seule femme.* Das klingt anders als die früheren Liebestheorien.

Im Vertrauen auf seine Verschwiegenheit spricht sie sich über Dinge und Personen rückhaltlos aus. Béranger nennt sie *grand poète et homme de bien*, meint aber, seine Bescheidenheit sei „un peu jouée"; er habe kein *Entraînement „pour rien ni pour personne*". Von Victor Hugo sagt sie, er habe den Fehler, unpassende Bilder zu wählen, Großes mit Kleinem zu vergleichen. *Ce sublime et absurde Victor Hugo, composé de magnifique et de mesquin, de grandiose et de ridicule, homme de génie que la louange a perdu et qui s'en va droit à l'hôpital des fous, monté sur un Pégase débridé qui a pris le vertigo... Je l'ai beaucoup admiré et sa folie me fait grand'peine* (Brief vom 7. Mai 1843, 2 Monate nach den „*Burgraves*").

In einem Brief von 12 Seiten zollt sie Poncys neuen Gedichten, veröffentlicht 1844 unter dem Titel *Le chantier*, enthusiastisches Lob. Sie versichert ihn, daß sie auch zum Volk gehöre *par le sang autant que par le cœur*, erzählt ihm von ihrem Großvater, dem Vogelhändler, und ihrer Mutter, der Statistin; von der letzteren sagt sie: *Depuis le jour où elle a aimé mon père elle a été exemplaire par sa conduite.* Der Flug ihrer Phantasie reißt sie zu Saint-Simonistischen Ideen von Wiederkehr nach dem Tode hin. Jedes Dasein ist die Belohnung oder Strafe für ein früheres. *Soyez sûr que vous avez déjà vécu de tout temps sur la terre, et que votre génie poétique est la récompense de quelque belle action, de quelque dévouement dont vous ne vous souvenez pas!* In einem Briefe von 14 Seiten vom 26. Januar 1844 ermahnt sie ihn zur Bescheidenheit. *Le génie ne grandit qu'à la condition d'être modeste.* Sie warnt ihn vor der Nachahmung und tadelt es, daß er ein Exemplar seiner Gedichte an A. d e M u s s e t senden will. *Il méprise profondément les ouvriers poètes. Il crachera sur votre volume. Il est devenu talon rouge et conservateur, marquis et juste milieu. Aussi n'a-t-il plus le feu sacré qui lui inspirait autrefois des chants sublimes. Il est mort.*

Zum Besuche seiner Gönner und Freunde in Paris im Jahre 1845 sendet sie ihm ein 100 Fr.-Billet als Beitrag zum Reisegeld und schreibt dazu: *Voyez donc Paris, puisque vous l'avez tant rêvé. Je crains pour vous une grande déception. Moi je hais*

*cette ville de boue et de vices. Mais enfin c'est la capitale du monde pour les arts et pour l'esprit.* Poncy war in der Tat von Paris sehr bald übersättigt. Um so befriedigender war für beide Teile sein mehrtägiger Aufenthalt in Nohant. George Sand gebraucht von da an in ihren Briefen das vertrauliche Du. Sie sucht Poncy auch für die politische Entwickelung, die der Republik entgegentreibt, zu erwärmen. Am 3. März 1848 erhält er von ihr unter der Aufschrift *Au citoyen Charles Poncy* einen jauchzenden Brief: *Vive la République! on est fou, on est ivre, on est heureux de s'être endormi dans le fange et de se réveiller dans les cieux.*

Über die fieberhafte journalistische Tätigkeit, welche G. Sand während der Revolution entfaltete, werden nähere Aufschlüsse gegeben. Auch Poncy nimmt am politischen Leben teil; er stellt seine Kandidatur für die Nationalversammlung auf, fällt aber durch. Nach den Straßenkämpfen und Mordtaten vom Juni zieht sich G. Sand nach Nohant zurück. „*J'ai honte aujourd'hui d'être Française*" schreibt sie an Frau Marliani.

In einem Brief an Poncy vom 1. August 1848 entwirft sie eine Art von sozialpolitischem Glaubensbekenntnis. Sehr vernünftig und nüchtern setzt sie sich mit dem radikalen Kommunismus auseinander. Nur jene Güter, die dem allgemeinen Gebrauch dienen, die Straßen, Eisenbahnen etc. sollen Eigentum der Allgemeinheit werden, im übrigen soll das Privateigentum fortbestehen. — George Sand bleibt in Verbindung mit politischen Persönlichkeiten, insbesondere mit Barbès und Mazzini. Letzterem läßt sie durch Poncy einen Brief übermitteln. Sie korrespondiert auch mit dem Prinzen Jérôme Napoleon. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 ist sie mit Erfolg, selbst durch persönliche Fürsprache bei dem Prinzen Louis Napoleon, bemüht, ihre Freunde der Verbannung oder dem Gefängnis zu entziehen. Den nachmaligen Kaiser Napoleon lernen wir bei diesem Anlaß als Gemütsmenschen kennen, der bei dem Lesen einer Bittschrift von George Sand Tränen vergießt.

Poncy dichtete weiter, vermochte aber nichts Bedeutendes mehr hervorzubringen. Als G. Sand sich dem Theater zuwandte und mit mehreren Stücken Erfolg hatte, wollte er es auch mit der Bühne versuchen. Er bearbeitete, vermutlich auf G. Sands Rat, Goethes Geschwister, konnte das Stück aber nicht zur Aufführung bringen. Fünf Bände *Contes et Nouvelles* waren unbedeutend. Zum Glück war er nicht bloß Dichter, sondern auch ein tüchtiger Geschäftsmann. Er wurde Bauunternehmer, Sekretär der Mairie und der Handelskammer von Toulon und erwarb sich ein hübsches Vermögen und eine angesehene Stellung in der Stadt. Leider wurde sein Glück durch häusliches Mißgeschick getrübt; er mußte seiner ganzen Familie ins Grab sehen. Er starb am 30. Januar 1891, 15 Jahre nach seiner berühmten

Freundin. Ihre schöne Freundschaft hatte 34 Jahre unverbrüchlich fortgedauert; die Erinnerung an sie verklärte sein Alter.

Eine der anmutigsten kleineren Erzählungen von George Sand, *Marianne*, trägt die Widmung: „*A mon ami Poncy.*“

Rocheblave hebt hervor, wie G. Sand stets bestrebt war, das Gute, das Göttliche und Unvergängliche im Menschen aufzusuchen, ohne nach Rang, Stand und Wissen zu fragen. *Elle eut de la sorte des amitiés qui au vulgaire paraissent étranges, inexpliquées. Les expliquera facilement au contraire quiconque aura pénétré cette nature d'exception, à la fois mâle et féminine, qui a toujours cherché ce qui ne passe pas dans ceux qui passent.*

Zu **7.**

Eugène Fromentin, geb. 1820 in La Rochelle, hatte sich als ausgezeichneter Maler der Wunderwelt des Orients einen Namen gemacht. Im Jahre 1857 trat er als Schriftsteller hervor mit einem Buch *Un été dans le Sahara.* Ein Exemplar sandte er an George Sand. Das Buch erregte ihre Bewunderung. Sie sprach ihm dies mit der ihr eigenen Wärme aus und ermunterte ihn zu weiterem Fortschreiten auf der so glücklich von ihm betretenen schriftstellerischen Laufbahn. Es entspann sich ein Briefwechsel, der bis zum Mai 1866 dauerte und 31 Briefe von George Sand, 30 von E. Fromentin umfaßt. Die Briefe von G. Sand waren bisher nicht veröffentlicht mit Ausnahme von vier, die in dem Werke von Gonse über Fromentin (Paris bei Quantin 1881) abgedruckt sind. Blanchon hat nun die Briefe von G. Sand mit Erläuterungen in der Revue de Paris veröffentlicht; sie bilden einen schätzbaren Beitrag für die Kenntnis des Wesens und der Denkweise der Dichterin.

George Sand lernte in Fromentin einen ebenso begabten als bescheidenen und charaktervollen Mann kennen, und es ist nicht zu verwundern, daß ihre Bekanntschaft zur Freundschaft führte. Sehr bald wich das förmliche *Monsieur* in den Briefen dem *Mon cher ami* und *mon cher enfant.* George Sand hatte wieder ein Kind gefunden, das sie bemuttern konnte.

Das zweite Buch, das der junge Schriftsteller veröffentlichte, „*une année dans le Sahel*“ war nach G. Sands Urteil noch besser geraten als das erste. Über beide Bücher schrieb sie anerkennende Artikel in die „Presse.“ Im Jahre 1862 gab Fromentin einen Roman „*Dominique*“ heraus. George Sand hielt einige Änderungen an demselben für geboten und besprach sich darüber eingehend mit dem Verfasser, der zu diesem Zweck nach Nohant kam. Fromentin konnte sich nicht entschließen, die angeregten Änderungen vorzunehmen. Die Briefe enthalten noch interessante Bemerkungen über Gge. Sands Roman *Mademoiselle la Quintinie*, der für Gge. Sand, wie sie sagt, einen Bruch mit lieben Erinnerungen bedeutet, über den *Marquis de Villemer*, der als Theater-

stück bei der Aufführung im Odeon am 1. März 1864 viel Beifall fand. Der letzte Brief ist vom 9. Mai 1866, wenigstens sind von da an keine Briefe, außer ein paar Billetten, erhalten. Ihre Beziehungen blieben aber immer die freundschaftlichsten. George Sand schrieb über ihn an Jules Claretie: *Il jouit d'une considération méritée, sa vie étant, comme son esprit un modèle de délicatesse, de goût, de persévérance et de distinction . . . . Heureux ceux qui peuvent vivre dans l'intimité de cet homme exquis à tous égards.* G. Sand starb am 8. Juni 1876, 72 Jahre alt. Zwei Monate später, am 19. August 1876, folgte ihr Fromentin im Tode; er war 56 Jahre alt geworden.

**8.** Ageorges *L'enclos de George Sand.*

Eine Reihe von Aufsätzen ist hier zu einem anziehenden Büchlein vereinigt. Es sind meist Schilderungen von Örtlichkeiten und Personen, die zu George Sand in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, insbesondere anheimelnde Bilder aus dem Berry, ihrer geliebten ländlichen Heimat, die der Verfasser, selbst Berrichon, sehr genau kennt. Eine reizende Beschreibung des Gartens von George Sand in Nohant von Marguerite Ageorges d'Escola leitet die Sammlung ein. „*Un jardin original et un peu littéraire*", vor allem aber ein rechtschaffener Bauerngarten mit Gemüse und Obst und herrlichen Rosen.

Der zweite Aufsatz „*Une amitié de Journalistes*" ist ein Lebensbild des aus dem Berry stammenden Henri de Latouche und seines Landsmanns und Freundes Honoré de Lourdoueix. Henri de Latouche, eigentlich Hyacinthe Joseph Alexandre Thabaud, war geboren 1785, trat in den Staatsdienst, widmete sich aber bald ganz der Schriftstellerei und wurde Direktor des „*Figaro*", damals eines kleinen Blattes. Er erwarb sich ein Verdienst durch Herausgabe der Werke von André Chénier. Die Bearbeitung des Fräulein von Scudéry von E. Th. A. Hoffmann brachte ihn in den Verdacht des Plagiats.

Latouche führte Gge. Sand in die Literatur und Journalistik ein; sie schrieb unter seiner Leitung Artikel in den Figaro die Spalte zu 7 fr. Ageorge veröffentlicht einen bisher unbekannten Brief von George Sand an de Latouche vom 21. September 1831. In humoristisch burschikosem Ton dankt sie ihm für seine Belehrungen und Ratschläge. *Si je ne viens pas à bout d'écrire, j'ai une ressource de me faire cuisinière. J'ai dans l'idée que c'était là ma vocation et que je l'ai manquée. Me prendrez-vous à votre service?* Der Schluß des Briefes ist echt „Sandisch": *Adieu, mon bon Latouche; du diable, si je vous appelle Monsieur. Je vous aime trop pour cela. Dites-moi que vous n'êtes pas souffrant et que vous m'aimez: Je crois que l'usage est de dire „un peu". Mais je ne suis pas modeste. Je voudrais que vous m'aimassiez beaucoup. Votre dévoué camarade Aur. Dud.*

De Latouche war bei den Frauen beliebt trotz seiner hypochondrischen Grillen. Pauline de Flaugergues widmete ihm eine rührende selbstlose Neigung bis zum Tode. Der Verfasser bemerkt dazu: *Le XIXième siècle qui fut en France un siècle de morale trop libre . . . fut cependant un siècle de bonté. Les femmes y furent plus généreuses qu'en aucun autre temps. Comme les vieux meubles Louis-Philippe, les amours romantiques sont passés à l'état rococo. L'automobilisme les a tués.*

Honoré de Lourdoueix war ebenfalls Journalist, zuerst Mitarbeiter, dann Eigentümer der Gazette de France. Er wurde in angesehene Staatsstellungen berufen als Directeur des beaux-arts, sciences et lettres, später als Direktor der Zensur. Er war streng konservativ, Latouche liberal, was ihrer Freundschaft keinen Eintrag tat.

Der dritte Aufsatz *George Sand paysan* ist eine hübsche Studie über das Verhältnis Gge. Sands zum Landleben und zum Landvolk ihrer Heimat. Manche Züge ihres Charakters werden aus der Umgebung erklärt, in der sie aufwuchs. *A la placidité des choses qui l'entouraient elle emprunta un peu de placidité, à leur rusticité un peu de rusticité.* Sie liebt die Natur, sie reitet und fährt durch die stille Landschaft, sie wirft sich mit ihren Kleidern in den Bach, sie macht die weitesten Fußwanderungen, dabei geht sie langsam vor sich hin „*bête comme un chou*" (Flaubert). Sie liebt die Arbeit, das häusliche Leben. „*C'était un tempérament assez froid, presque très-calme, avec des crises violentes de passion. Ainsi en est-il du paysan berrichon.*

Sie hat den Berrichon in seinen Sitten und seinem Leben belauscht und ihn ihren Dorfgeschichten getreu geschildert. Sie hat ihm auch seine Sprache abgelauscht und sie, dem Bedürfnis des Lesers angepaßt, wiedergegeben.[28])

Es mögen hier noch einige von Ageorges angeführte Verse in dieser etwas verfeinerten Bauernsprache Platz finden, die von manchen George Sand zugeschrieben werden.

*Lettre d'un frère a son frère soldat.*
*Mon frère, sais-tu qu'j'm'marie*
*A la fille au maître Grapin?*
*Tu sais qu'a n'est guère jolie,*
*Mais son père a d'si bon bien!*

[28]) Ageorges erwähnt die Arbeit von Dr. M. Born, *George Sands Sprache in dem Roman Les maîtres sonneurs* in den Berliner Beiträgen etc. (Berlin, Ebering, 1901). Wenn er sagt: *c'est plutôt un lexique établi à l'aide des travaux déjà existants*, so ist dies nicht genau. Born behandelt in seiner fleißigen Schrift auch die syntaktischen Eigentümlichkeiten dieser Sprache sehr eingehend (S. 52—98). Vgl. auch Caro, *Syntaktische Eigentümlichkeiten der französischen Bauernsprache.* Berliner Dissertation 1891.

*J'ai bien carculé moun affaire,*
*Ces gens-là deuvent rin du tout.*
*I'aim'rais mieux l'bien qu'la drolière,*
*Mais pour l'avoir faut prend'el tout!*

Ein Aufsatz *Une partie de campagne au theâtre* berichtet über eine sehr beifällig aufgenommene Aufführung des Bauerndramas *Claudie* von George Sand.

Weitere Aufsätze „*Pessimisme et littérature*" „*Les tendances sociales*", *littérature et maîtres d'école*", freimütige Äußerungen eines konservativen Mannes über die literarischen und politischen Strömungen in Frankreich, haben keinen unmittelbaren Bezug auf George Sand und können deshalb hier unbesprochen bleiben.

**9.** Jules Claretie: *à Venise.*
*D'Alfred de Musset* à *l'Empereur Guillaume.*

Jules Claretie weilt in Venedig und denkt angesichts der im Hafen liegenden deutschen Panzerschiffe an Kaiser Wilhelm und angesichts des Hôtel Danieli an A. de Musset und G. Sand. Seine Gedanken führen ihn von Venedig nach Nohant und erinnern ihn an eine Geschichte, die sich einmal — wann, wird nicht gesagt — dort zutrug. George Sand hatte einen sehr begabten jungen Mann als Erzieher ihres Sohnes vorübergehend in ihr Haus und, wie üblich, in ihr mütterliches Herz aufgenommen. Der Jüngling war eine aufgeregte, leidenschaftliche, verbitterte Natur und schien dadurch auf Maurice einen ungünstigen Einfluß zu üben. Es kam zu einer Auseinandersetzung mit ihm und zur Entlassung des Lehrers. In seiner Erregung schrieb dieser an einen Freund einen Brief voll von jugendlichem Trotz, Eigendünkel und Menschenhaß. Gge. Sand verlangte und erhielt Einsicht in den Brief: „*Je vous ai traité en fils, je voudrais lire!*" Sie war vom Inhalt des Briefs so schmerzlich verwundet, daß sie das Bedürfnis fühlte, sich gegen die beiden jungen Leute auszusprechen. Sie tat dies, indem sie dem Brief einen Zusatz von zehn Seiten beifügte und ihn so an den Adressaten abschickte. In bewegten Worten beschwört sie die Jünglinge, ihren Egoismus zu bekämpfen und sich zur Menschenliebe durchzuringen. *Ne haïssez personne, n'écrasez personne, car après vingt ans de souffrance il se trouvera que vous avez écrasé votre propre cœur. O mes enfants, écrivez avec votre sang, non avec votre bile!* Die guten Lehren haben, wie es scheint, gefruchtet; die beiden jungen Leute, deren Name nicht genannt wird, sind nach Versicherung J. Claretíes ernste Männer geworden und haben in der Literatur und im Leben Tüchtiges geleistet.

Jules Claretie veröffentlicht bei diesem Anlaß noch einen originellen Brief G. Sands vom 24. März 1869 an einen Zeichner A. Lorentz, der sie gebeten hatte, selbst oder durch ihre reichen

Freunde ihn zu „retten“. Sie erklärt in einem sehr aurführlichen Schreiben dem Gesuchsteller, den sie duzt, was bei ihr nicht gerade ungewöhnlich ist, aber doch auf eine ältere Bekanntschaft hinweist, sie sei nicht imstande, seine Bitte zu erfüllen. Sie habe nur zwei oder drei reiche Freunde, die schon über Gebühr in Anspruch genommen seien. Sie selbst habe keine Mittel zur Verfügung; sie erhalte jeden Tag etwa 20 Briefe, von denen 19 Unterstützung oder Dienste von ihr verlangen. Sie könne unmöglich alle befriedigen. *Tu ne te doutes pas des horreurs de la célébrité. Il est possible que je sois devenue marbre, que mon cœur se soit atrophié ou que je n'aie jamais rien valu. Je ne me connais plus moi-même . . . Je te dis cela pour que tu saches que dans mon silence et mes empêchements il n'y a rien qui doive te blesser et qui veuille t'affliger, toi. Voilà. G. Sand.*

**10.** P. Ginisty *Le baron Haußmann et George Sand.*

Den Memoiren des Barons Haußmann, des Seine-Präfekten unter Napoleon III., der einen Teil von Paris niederriß und neu erbaute, entnimmt P. Ginisty einen Bericht über eine Begegnung des Genannten mit G. Sand. Die letztere hatte bekanntlich im Jahr 1835 eine Klage auf Séparation de corps gegen ihren Gatten eingereicht. Dudevant erschien nicht zur Verhandlung und das Gericht erließ darauf ein Erkenntnis, welches der Klage stattgab, die Trennung aussprach und die Kinder der Mutter zuwies. Auf die Einsprache des Ehemanns wurde vor dem Zivilgericht von La Châtre nochmals am 10. und 11. Mai 1836 verhandelt und das erste Urteil bestätigt. Nun appellierte Dudevant an den Gerichtshof von Bourges und die Sache kam am 25. und 26. Juli 1836 zur Verhandlung. Eine Entscheidung wurde nicht gefällt, weil die Stimmen des Gerichtshofs geteilt waren und sich keine Mehrheit ergab. Die Verhandlung wurde auf 1. August 1836 vertagt. Inzwischen kam es zu einem Vergleich. Dudevant zog die Appellation zurück gegen eine jährliche Rente, die ihm George Sand zu zahlen versprach. Wenige Monate darauf entführte Dudevant seine Tochter Solange und brachte sie auf sein Gut Guillery bei Nérac, von wo aus er sie nach Spanien zu verbringen gedachte. Vermutlich hoffte er noch weitere materielle Vorteile zu erpressen. George Sand hatte von seinem Vorgehen Kenntnis erhalten; wenige Tage darauf erschien sie wie eine gereizte Löwin bei dem Unterpräfekten von Nérac, Haußmann, in Begleitung eines Pariser Avoué und versehen mit einer vollstreckbaren Verfügung und einem Schreiben des Ministers des Innern. Haußmann stellte sich ihr sofort zur Verfügung, setzte die Gendarmerie in Bewegung und holte mit George Sand die kleine Solange in Guillery ab, Dudevant leistete keinen Widerstand. Mutter und Kind fanden bis zum folgenden Tag Aufnahme in der Unterpräfektur.

George Sand überströmte von Dankbarkeit und ließ sich von Haußmann versprechen, daß er sie in Paris besuchen würde. Er sprach auch bei der ersten Gelegenheit bei ihr vor, wurde aber nicht empfangen. Am folgenden Tag erhielt er einige Zeilen von G. Sand: *Je suis visible comme les étoiles de minuit à quatre heures du matin.* Herr Haußmann antwortete darauf ziemlich witzig, eine Zusammenkunft werde unter diesen Umständen schwierig sein. Er sei kein Stern, sondern gleiche der Sonne darin, daß er am Abend zu Bett gehe und am Morgen wieder aufstehe. Die Korrespondenz scheint mir in dieser Form nicht ganz glaubwürdig zu sein.

W. Haapé.

**Lefranc, Abel.** *Maurice de Guérin. D'après des documents inédits.* Ouvrage orné d'un portrait et de cinq gravures. (Les Lettres et les idées depuis la Renaissance.) Paris, Champion, 1910. II und 321 ss. 5 frs.

Die schöne Biographie, die uns Lefranc von dem feinsinnigen Dichter Maurice de Guérin gibt, ergänzt die Kenntnis, die man bisher von ihm hatte, nach mehr als einer Richtung; leider läßt sie noch mit Absicht einiges im Dunklen, das die Bewunderer Guérins, zu denen ich mich zähle, noch gerne genauer gekannt hätten. Denn das Leben — das intime Leben — eines Dichters, dessen Briefe und Tagebuch einen wesentlichen Bestandteil seines bagage littéraire bilden, zu kennen, wird man immer die Notwendigkeit fühlen; und wenn dieses Gefühl nicht ganz befriedigt wird, so bleibt immer eine gewisse Unbehaglichkeit, die die Lektüre der schönen Darstellungen landschaftlicher Bilder oder der zarten Naturstimmungen der verschiedenen Jahreszeiten nicht ganz bannen kann. Ich spreche darum den Wunsch aus, daß der Schleier, der über einigen Ereignissen dieses unglücklichen Künstlerlebens noch gehalten wird, möglichst bald gelüftet werde, und unterstütze weiterhin lebhaft das Verlangen des Verfassers der vorliegenden Biographie Guérins nach einer vollständigen Ausgabe der Werke von Maurice de Guérin und seiner Schwester Eugénie.

Lefrancs Buch gibt in vier Kapiteln eine eingehende Darstellung des Lebensgangs und der Entwicklung Guérins, wobei er wesentlich darauf ausgeht, die von den bisherigen Darstellungen weniger berücksichtigten Beziehungen eingehender darzustellen, und die weniger genau oder unrichtig gegebenen Darstellungen einzelner Episoden dieses kurzen Lebens (außer den oben angedeuteten) aufzuhellen. Die geistige und künstlerische Entwicklung und die Geschichte der Werke im Zusammenhang mit dem Leben Guérins wird sorgfältig berücksichtigt.

Im Verlauf der Darstellung sind eine Reihe von zum Teil unveröffentlichten Dokumenten, die sich auf Guérin beziehen

oder von ihm selbst sind, zum Abdruck gebracht. Außerdem enthält der Anhang noch nicht publizierte Briefe und eine Anzahl von ebenfalls meist noch nicht herausgegebenen Werken von Maurice de Guérin, sowie einige auf ihn bezügliche Gedichte seiner Schwester Eugénie; die beiden ersten Teile dieses Anhangs sind zwei der Erstlingsartikel Guérins, die seit ihrer ersten Veröffentlichung nicht wieder gedruckt worden waren.

Dem Buch fehlt ein Index; es ist das sehr schade, weil es die Brauchbarkeit des Buchs, das nach einer ersten Lektüre durchaus nicht wertlos geworden ist, wesentlich erhöhen würde; wenigstens ein Index der Eigennamen sollte gegeben sein; ein Sachindex könnte wohl entbehrt werden.

Tübingen. J. HAAS.

---

**Lovinesco, Eugène.** *Jean-Jacques Weiss et son œuvre littéraire* avec une préface de E. Faguet. Paris 1909. X, 169 S. 8⁰.

Einen scheinbar so offenen, so rückhaltlos sich gebenden und doch wieder so widerspruchsvollen, komplexen Geist, wie J. J. Weiss es gewesen ist, zu entziffern, war kein gewöhnliches Unternehmen. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe nicht bloß mit sichtlichem Interesse hingegeben, sondern auch mit innerer, liebevoller Anteilnahme an dem Gegenstand, als ob er mit dem schon vor 20 Jahren verstorbenen Schriftsteller in engerem Freundschaftsverhältnis gestanden hätte. Er gibt uns zuerst ein in lebendigen Farben gemaltes und durch manche glücklichen und wirksamen Zitate aus den Weiss'schen Werken ausgestattetes Lebensbild des Mannes. Wir erfahren hier, daß er aus einer Rassen- und Religionsmischung (sein Vater war ein protestantischer Elsässer und seine Mutter eine katholische Baskierin) hervorging. Wir hören von seiner wanderfrohen Jugend durch ganz Frankreich, von seinen Studien, seinen ersten literarischen Erfolgen (darunter seine knappe, aber sehr gehaltvolle, vielgepriesene Doktordissertation über Goethes „Hermann und Dorothea"), seiner Neigung zur militärischen Laufbahn, seiner Dozentenwirksamkeit auf dem Gebiete der schönen Literatur und der Geschichte in verschiedenen Provinzstädten, bis er, in der Hauptstadt ansässig geworden, seinen Übergang in die Journalistentätigkeit vollzog. Dann beginnen seine politischen Irr- und Kreuzwege, da er, zuerst ein offener Gegner des Napoleonischen Regimes, zur Aussöhnung mit demselben und zur Übernahme hoher Staatsämter gerade den Moment auswählte, als der Sturz des Kaiserreichs vor der Türe stand, dann einige Zeit wieder die Republik bekämpfte, um sich nachher von Gambetta als Ministerialdirektor berufen zu lassen

bis er zuletzt wegen allen diesen Wandlungen überall Mißtrauen erweckte und sich ins Privatleben zurückzog. An die biographische Skizze schließen sich eingehende und lichtvolle Untersuchungen über die Geistesart, die Moral (dies Kapitel ist fälschlicher Weise mit V statt IV bezeichnet), den Idealismus von J. J. Weiss, über seine Bevorzugung der „mittleren" bürgerlichen Lebensweise, über den sentimentalen und phantasiereichen Zug in seinem Wesen, über seine Literatur, Kritik, Geschichte und historisches Drama betreffenden Ideen. Allen diesen Darlegungen sind reichliche Belegstellen aus den Weiss'schen Schriften und überhaupt aus der ganzen Literatur des 19. Jahrh. beigegeben, welche den Wert und das Interesse der Studie erhöhen. Wenn es dabei manchmal zu unliebsamen Wiederholungen kommt, die der Verfasser selbst mit den oft eingestreuten Sätzen: *comme nous l'avons dit, nous avons d'ailleurs déjà remarqué, nous savons que . . . . .* kenntlich macht, so liegt das an der Gruppierung des Stoffes. Schon die obige Kapitelaufzählung zeigt, daß Dinge auseinander gehalten und gesondert besprochen werden, die in der Wirklichkeit ineinander greifen und sich gegenseitig bedingen. Z. B. wäre manches von dem, was man unter der Rubrik „Idealismus" zu lesen bekommt, ebensogut auch in dem Kapitel über die Moral am Platze. Andererseits steht Kap. VII zu weit ab von der Erörterung über den Idealismus, denn das dort behandelte sentimentale Wesen ist eine Form des demselben Subjekt eigenen Mitleids und eine Hauptwurzel seines Idealismus. Vielleicht hätte die ganze Studie an Geschlossenheit gewonnen durch eine Anlage, die nicht sowohl den Geist des Mannes in seine verschiedenen Bestandteile zu zerlegen, als vielmehr sein gesamtes geistiges Wesen der Reihe nach in den verschiedenen Lebensgebieten zu erfassen suchte, so daß uns etwa nacheinander der Mensch, der Bürger, der Moralist, der Schriftsteller, der Kritiker usw. vorgeführt worden wären. Doch so oder so, der Gegenstand, den Herr Lovinesco behandelt hat, ist so farbenreich, die geistige Individualität von J. J. Weiss bietet so merkwürdige Kontraste, daß der Leser diesem Lebensbilde mit größter Spannung folgt. Selten dürften so ausgesprochene Gegensätze sich in einer Seele harmonisch zusammengefunden haben: ordnungsliebend, kleinbürgerlichen Verhältnissen zugetan, verzehrt sich Weiss in aufregender journalistischer Tätigkeit im Lärm der Millionenstadt; er bleibt Junggeselle sein Leben lang und schwärmt für trautes Familienleben, für die Poesie des Herdes; er hat einen ausgesprochenen Hang zu moralischen Betrachtungen, preist Sittlichkeit und Ehrbarkeit, und läßt sich durch seine Phantasie zu gewagten und zweideutigen Behauptungen hinreißen, er ist ein Mann von großer Urteilskraft von feiner Unterscheidungsgabe und kann sich selbst nicht führen im öffentlichen Leben; er ist gleich begeistert für Lessing und Boileau, für Goethe

und Molière; seine Arbeiten befassen sich mit Hermann und Dorothea, mit Epictets Lehre, mit dem römischen Strafverfahren, mit dem sozialen Einfluß Molières usw. Wie er in seiner zarten Jugend mit dem Regiment, dem sein Vater angehörte, durch das ganze Land hindurchstreifte, so bleibt er bis zu seinem Lebensabend ein Landstreicher. Etwas Unberechenbares lebt in ihm. Seine Arbeiten sind fragmentarisch. Die allgemeinen Gedanken können bei ihm nicht ausreifen. Er ist voller Einfälle, voll packender Aperçus, man möchte ihn als Impressionisten kennzeichnen.

Zur Erklärung der Antinomien in der Persönlichkeit von J. J. Weiss hat der Verfasser mit Recht die Verschiedenheit der Abstammung seiner Eltern herangezogen. Das dürfte aber noch insbesondere dahin ergänzt werden, daß er schon durch seinen elsässischen Vater eine doppelte Seele in sich trug. So wäre auf eine weitere ethnologische Einwirkung zweiten Grades zu rekurrieren, um die aus so heterogenen Elementen zusammengesetzte Persönlichkeit und insbesondere das, was der Verfasser "l'esprit moyen de J. J. Weiss" nennt, zu erklären. Weiss war der ausgeprägte Typus des Elsässers vor dem Jahre 1870, der in der Gesinnung ganz französisch geworden, starken politischen Patriotismus hegte und dabei doch gewisse Gemütsseiten und Geistesanlagen germanischer Art festhielt, ein Typus, den er einmal selbst in trefflicher Weise so charakterisierte: «Elsaß ist ein deutscher Dichter, der französischer Soldat geworden ist. Wir andere, Kinder jener Provinz, wir lesen lieber *An die Freude* als die Oden des pindarischen Lebrun, und der Verfasser vom *Werther* wird unserem Herzen immer näher stehen als der von *Zadig*.» Es bewährt sich auch in diesem Falle, daß man durch biographische Studien Land und Leute richtiger einschätzen lernt, als mit Hilfe allgemeiner, von der politischen Geschichte, der Rassentheorie und der Geographie abstrahierten Maßstäbe.

W. Baldensperger.

---

**Closset, Joseph.** *Table alphabétique des ouvrages littéraires wallons, suivie d'une Table générale par noms d'auteurs* (*Théâtre, poésie, prose, travaux divers*) publiée sous les auspices de l'«Association des auteurs dramatiques et chansonniers wallons». Liége, Imprimerie «La Meuse», 1910, 8⁰, 253 p.

A l'Exposition universelle et internationale de Bruxelles, une place spéciale avait été réservée à la Littérature wallonne, dans la section des Lettres. On y exposait en même temps que les portraits de quelques hommes de lettres, un certain nombre

d'œuvres wallonnes. C'est à l'occasion de cette exposition que M. Joseph Closset, trésorier de l'Association des auteurs dramatiques et chansonniers wallons, secrétaire de la Fédération wallonne, a compilé la bibliographie dont j'ai transcrit le titre.

Cette bibliographie se compose de deux parties: a) une table alphabétique des ouvrages; b) une table générale par noms d'auteurs.

La première partie compte quatre subdivisions:

1⁰) les Ouvrages dramatiques (pages 5 à 72),
2⁰) les Ouvrages en prose (pages 73 à 74),
3⁰) les Recueils d'œuvres poétiques (pages 75 à 82),
4⁰) les Travaux divers (pages 83 à 88).

Sous cette dernière rubrique, l'auteur a classé tous les ouvrages qui ne rentraient pas dans une des trois catégories précédentes; à côté des almanachs poétiques on y trouve l'énumération des travaux de philologie et d'histoire publiés par la Société de littérature wallonne.

La *Table alphabétique* consiste surtout en une liste d'ouvrages dramatiques: tandis qu'il ne relève que 34 titres d'œuvres en prose, et 190 de recueils en vers, M. C. énumère 1961 ouvrages dramatiques. Ces titres ne laissent pas que d'être intéressants à parcourir. On y verra qu'*Amour* figure dans 35 titres de comédies ou de drames, voire de vaudevilles; *Cabarèt* dans 7, de même que *Diâle*; *èfant* dans 10, comme *Héritèdje* et *Vindjince*; *Farce* dans 12; *Marièdje* dans 15; *Rabrouhe* dans 18; *Truc* dans 20; je laisse aux esprits philosophiques le soin de tirer de ces chiffres d'ingénieuses conclusions.

Aussi bien, trouve-t-on de tout dans ces titres: les belles-mères, le "pèket", les coqs, les pigeons, les "crapaudes", inspirent également l'écrivain wallon, de la même manière que le soldat, l'ivrogne, le "galant" et la servante. Des chefs-d'œuvre de Molière s'y discernent (*Le médecin malgré lui* a été imité par trois auteurs différents) et il n'est pas jusqu'aux écrivains français les plus récents qui n'aient suscité des imitateurs: *Riyète* traduit *Blanchette* de M. Brieux, et *Cyrano di Berdjirowe* rappelle le héros fameux de M. Edmond Rostand.

Plus d'une fois, des auteurs différents se sont rencontrés dans le choix d'un titre. C'est le cas pour les *Deûs nèveûs* et les *Deûs sorodjes*, *L'amour et l'ârdjint*, *Destinêye* et *Djalos'rêye*; *Qwand on aime*; *Li pèket* et *çou qui l'pèket fait fé.* Il y a deux *Bastâd*, deux *Colèbeû*, deux *Fôrdjeû*, deux *Djoweûs d'comèdèye*, deux *Parvinou* (ce qui est peu) et trois *Somnambules* (ce qui est beaucoup). Un même proverbe (*Tot çou qui r'lût n'èst nin d'l'ôr*) ou un même "spot" (*Treûs tchèts pon' soris*) a servi à plusieurs auteurs, pour qui la sagesse des nations n'a pas de secrets. Trois pièces se prénomment *Bertine*, quatre *Louise*, trois *Nanète*, quatre *Ninie* et deux *Ugène*: c'est une belle famille!

M. C. a classé les œuvres dans un ordre strictement alphabétique, en tenant compte de l'adjectif. Lorsque le titre est double, il renvoie au second titre. Chaque fois qu'il la connaît, il indique entre parenthèses la date d'édition de l'ouvrage. Si celui-ci est une traduction, mention en est faite.

Ce serait parfait, si la table ne prêtait assez souvent le flanc à la critique.

En ce qui concerne le classement, les principes appliqués par M. C. ne me semblent pas bien rigoureux.

Si vous classez sous la lettre *A*, *A* l'craquerie, *A* l'since, il faut traiter de la même manière: *A* Beverloo, *A* l'blanke since, *A* Chivrimont, *A* concours, *A* Consèye, *A* rédjimint, *A* l'ocåsion, *A* l'pompe, *A* l'porsûte, *A* l'såle, *Au* cabaret, *Au* clér di lune, *Au* Congo, *Aux* chonq clotiers. Il faut classer *A* bon tchèt, bon rat et *A* chaskeune si lot comme *A* chaque marihå, s'clå; *A* câse comme *A* t'faît; *Chez* Baptisse comme *Chez* l'commissaire; *È* l'coulèye, è fond Pirètte, è l'salle, *En* villégiature comme è manèdje; *Nos* djônes mariés, *Nos* marcatchous, *Nos* paysans, *Nos* tchanteûs, *Nosse* gârde-champète, comme *Nos* p'tits bordjeus; *I* fât dè songue comme *I* faut qui saurte; *Mès* bacèles, *Mi* bellemére, *Mi* wézène, *Mès* saïes, *Mès* tchansons comme *Mès* pus bais moumints; *Po* n'héritèdje comme *Po* n'cuisiniére; *Po* l'djoû dè noyé comme *Po* l'djoû dè tirèdje; *Quéne* kumèlèye comme *Qué* Disdû; *Si* fèye comme *Nosse* fèye; *So* måle vôye comme *So* l'fagne; *Quéques* côps d'penne comme *Quéques* boquets; etc.

Certains renvois manquent, par exemple: *Deûs soûrs* (Gillard), *Grisou* (Volont), *Mål' ètindou* (Quintin), *Once di Bonheûr* (Etienne), *Trompé* (Lahaye). Page 61, mentionner *Sous scellés* de Hespel; p. 17 biffer la seconde mention de *Come i fât s'î prinde.*

Dans la Table *alphabétique*, "trad. X, traduc. X, trad. de X" signifie que X est l'auteur. Dans la Table *générale*, "trad. X" (cf. p. 99) veut dire que X est le traducteur. La clarté exigerait que ces formules fussent différenciées.

Pendant que nous en sommes aux traductions, ajoutons page 26 que *Etérr'mint d'Crédit* est traduit de Hespel; le *Méd'cin maugré lu* (p. 43) de Molière; *Bièc di Fièr* (p. 69) de Henri Simon; la pièce de Louis Bodart (p. 65) a été traduite en montois par Maurice Carez et Fernand Dessart sous le titre *El trouvaye du champète.*

Dans sa transcription des titres, M. C. ne s'astreint pas à reproduire l'orthographe des auteurs. Il use généralement de graphies plausibles, mais non pas immuables; il écrit par exemple, dans un même titre: *Francoès* (p. 21) et *Francwès* (p. 107), *Sorodjes* (p. 22) et *Soroches* (p. 244). Ce qui est plus grave, c'est qu'il ne respecte pas les variétés dialectales et qu'il trahit une fâcheuse tendance à tout ramener au type liégeois: il écrit, page 57, *bidons* pour *bidéons* (tournaisien), et l'œuvre que Jos. Dufrane

intitulait: *Les Tois swhaits* devient à deux reprises, sous sa plume: *Les treûs sohaits* (p. 65 et p. 110).

J'en viens, à présent, à la *Table générale.* Celle-ci groupe 497 noms d'auteurs. Chaque fois qu'il l'a pu, M. Closset a mentionné la date de naissance, et, le cas échéant, celle de décès. A défaut de ce renseignement, il a indiqué la localité où l'auteur réside. En dessous du nom figurent, dans un ordre plus ou moins alphabétique, les titres des œuvres.

A la suite des titres d'ouvrages dramatiques, M. C. signale où, quand et par quelle troupe ou société la pièce a été représentée pour la première fois.

La *Table* ne donne pas de description bibliographique des œuvres imprimées. Elle a été conçue dans un but pratique et n'a pas de visées scientifiques.

Elle est surtout informée de la production dramatique, particulièrement de la liégeoise. Mais quant au reste, elle offre d'inexplicables lacunes. C'est ainsi, pour prendre un exemple, que M. Maurice Wilmotte n'est mentionné qu'en raison de sa collaboration avec MM. Tilkin et Vrindts: les nombreux écrits qu'il a consacrés au wallon et à son histoire littéraire sont passés sous silence. On lit avec stupeur qu'il a transporté ses pénates à Dison. M. C. eût complété ou rectifié sans peine ses renseignements en ouvrant la Bibliographie académique belge[1]) et, de même, il eût, je crois, tiré profit de la fréquentation des bibliographes, de Theux, Wéber, Doyen, etc.

J'ai examiné les 60 premières pages de la *Table* qui énumèrent 188 auteurs (Adolphy-Duysens).

Voici quelques observations: Alcide-Pryor: les éditions séparées des *Boutades* et des *Chansons* ne sont pas mentionnées. — Alexandre (Antoine-Joseph), ajouter *Virgile à Mauche* (1855). — Bailleux (François), ajouter *Disfinse* (1842), *Mareïe* (1889). — Barillé (François), né le 19 novembre 1821, ajouter: *Sov'nir des fiesses di Lîge* (1861). — Baron (Henri), ajouter: *Hovâte èt Pastèdji* (1895), *On mât d'Cocagne à St. Phoyin* (1899); *Couhenîre èt chèrvante* a été écrit en collaboration avec M. Henri Aerts. — Bartholomez (Charles), né le 24 janvier 1868, ajouter: *Jacques èt Colas a l'fiesse* (1885), *On peu po rau n'féve* (1891), *On marièdje di pôrçulaine* (1892), *Qwand l'bonheur vout* (1892). — Baurin (Augustin), né à Gouylez-Piéton, le 30 juillet 1868. — Bauwens (François), *Spitche, Matche èt Hasse*, supprimer: coll. J. Willem. — Berthalor, à la traduction de Lermusiaux ajouter celle de Tilkin. —

[1]) *Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique.* — Notices biographiques et bibliographiques concernant les membres, les correspondants et les associés. 1907—1909. 5me édition, p. 652.

Bodart (Louis) a traduit *Li galant da Fifine* et *Li novèl an* de J. Willem; sa pièce *Li Trovaye do Champète* a été traduite en montois par Maurice Carez et Fernand Dessart. — Boland (Louis) a pour pseudonyme: Albin Souldo. — Boncher (Éloi), ajouter: *In môrt qui vike* (1901), *Pou in bètche* (1902), *Justine Maclotte* (1902). — Bosquétia, ajouter: *Œuvres choisies*, 2e édition, 1898; corriger: *Pierrot vèt co*, *Les tois swhaits.* — Bovy (Théophile), ajouter: *Li cusin*, *Plaisir des vîs* (1890). — Brahy (Charles), ajouter: *Li comptâbe èt l'banquî* (1889). — Brunehault. Les ouvrages de Pierre Brunehault (pseudonyme) sont classés à Leroy (Auguste), mais alors pourquoi classer à Bosquétia les œuvres de Joseph Dufrane? — Bury (Dieudonné), ajouter: *Babioles èt Respleûs* (1893); *Qué Tricbal* a été écrit avec la collaboration de Jean Bury. — Bury (Jean), ajouter: *Novais crâmignons* (1887), *Ine amoûr inte deûs êwes*, *Li Banstê d'oûs*, *Botresse èt mèssèdjî* (1891), *Djote po djote* (1890), *Les deûs droles* (1891), *Les deûs fiyous* (1892), *Deûs Flaminds d'vins dès laids draps* (1893), *On manèdje d'orphulins* (1887), *Nos bons vîs* (1894), *Li r'vintche d'on rivâl* (1892), *On sot manèdje* (1894); en collaboration avec Deforeit: *Ine rivintche di crapautes* et *Po marier Zabelle*; avec D. Bury: *Qué tricbal.* — Bury (Toussaint), ajouter: *Chaque si toûr* (1905), *Cusin Eugène*, *Li crapaute d'on piote* (1890), *Tchin èt tchèt.* — Bury. Les trois Bury ont publié: I°) avec Emile Jeanne: *Po fé rire* (1894), 2°) avec Emile Jeanne et Léon Pirsoul: *Po tchanter, rire èt fé rire* (1894). — Carez (Maurice), ajouter trois monologues: *El pou imbitieux*, *El pétit pichon*, *C'est l'Jeudi saint.* — Cerko (Nestor Serckx), né à Jodoigne, le 14 avril 1865, ajouter: *Andje èt démon* (1899). — Chauveheid (Gilbert), né à Stavelot, le 6 février 1878. — Collard (Victor), *Li tindrîye à l'amourette* a été traduit en wallon liégeois par Henri Baron. — Collignon (Constant), ajouter: *El potche da Noyé.* — Colson (Julien), *Chansons patoises* (1862). — Cornet (Louis), ajouter: *Neûr èt blanc.* — Cornet (Victor), *Berwète èt Mantchète* (1892) a été écrit en collaboration avec F. Massart. — Declève (Jules), ajouter: *Le wallon montois* (1904); sa *Bibliographie* qui remonte à 1895 compte 110 numéros. — Deforeit (Clément), ajouter: *Enne plainte au r'ceveû* (1902). — Deforeit (Eugène): *Questionnére wallon des d'jônes fiyes* (1903). — Defrecheux (Joseph), ajouter: *Détails anecdotiques sur Nicolas Defrecheux* (1891), en collaboration avec Charles Defrecheux; *Les Prénoms liégeois* (1890) en collaboration avec Léopold Chaumont; *Recueil de comparaisons populaires wallonnes* (1886). — Dehin (Joseph), ajouter: *Li Baraque a l'bènèye martchandèye* (1846), *On d'mèye franc s'i v'plaît* (1847). — Dehousse (Constant), ajouter: *Li Tchåssèye* (1904). — Delarge (Guillaume), ajouter: *Chansons et poésies wallonnes* (1870). —

Delchef (André), ajouter: *Pauline Closon* (1882). — Déom (Clément), ajouter: *On côp d'maisse* (1890). — Deprez (Joseph), ajouter: *Les deûs bons wèzins* (1879). — Derache (Charles), ajouter: *Prumîs côps d'éle* (1900). — Derycke (Edmond), né à Waterloo, le 19 octobre 1877. — Despret (Emmanuel), secrétaire communal à Monstreux, ajouter: *Les maisses sont soûrtis* (1897). — Devigne (Auguste), ajouter: *Lès deûs Camerluches* (1894), en collaboration avec Arthur Pottier; traduction liégeoise par Jean d'Archambeau. — Douffet (Jean), ajouter: *Pièrdou* (1903), *Quéne sîse* (1901), *Rapayon* (1904).

Sous la rubrique "Travaux divers" M. Closset cite des almanachs et recueils de mélanges. Je m'étonne de n'y pas trouver la liste des journaux wallons, des annuaires et des périodiques, entre autres l'excellente revue *Wallonia*. Mais, dans la partie de la Table générale à laquelle j'ai borné mon examen, manquent beaucoup de noms d'écrivains qui devraient s'y rencontrer, si cette table prétendait former un inventaire complet.

Je pourrais aligner soixante-dix noms et plus; pour ne pas allonger outre mesure ce compte-rendu, je citerai seulement: Thomas-Joseph Angenot, S. Baron, J.-F. de Bassompierre, Guill. Bastin, Bernard Bellefontaine (Bébé), Léon Bernus, Arthur Boccart, Henri Bonhomme, G. Borckmans, Nicolas Bosret, Aug. Cader, Félix et Léopold Chaumont, Maurice Coupez, Ad. Delmée, Henri Delmotte, Astère Denis (A. Delflûte), Louis Dufrane, Duvivier de Streel.

Enfin, n'eût-il pas fallu mentionner les pseudonymes qui dissimulent les auteurs dont on donne certaines œuvres? *Bourleu* est le pseudonyme d'Ad. Wattiez; *Biscowitche*, celui de Clém. Deforeit; *Bocai*, celui de L.-J. Jacob; *Gilles Contribution*, celui de Lohest. Antoine Bouhon a pour pseudonyme *Lak-mouse*; Théophile Bovy, *Gille Pètoïe*, *L'homme âs hiettes*, *Sizet*; Maurice Carez signe *Jules Lermusiaux*; Ch. Dausias *Roïal*; Emmanuel Despret, *Manu du Cou-r'naud.*

En résumé, et pour conclure, il s'en faut que l'œuvre de M. J. Closset soit exempte de lacunes ou de défauts. Plus pratique que scientifique, elle est particulièrement satisfaisante en ce qui regarde l'art dramatique liégeois, mais elle laisse à désirer pour ce qui concerne les genres autres que le théâtre et les écrivains de dialectes autres que le liégeois. Telle quelle, elle n'en constitue pas moins une utile contribution à la bibliographie de la production littéraire wallonne, si abondante, si dispersée et si difficile à inventorier.

Bruxelles. Oscar Grojean.

---

**Le Chat volant de Verviers,** satire en dialecte verviétois de 1641. Textes, introduction et notes, par Jules Feller. Verviers, P. Féguenne, 1910, 8⁰, 39 p. (Extr. du *Bulletin de la Société verviétoise d'archéologie et d'histoire*, t. XI).

A la fin de l'année 1641, une curieuse expérience réunissait les bourgeois de Verviers sur la place du Marché. L'un d'eux avait eu l'idée de «faire voler un chat»! En notre temps d'aérostation, voire d'aviation, il n'y a là rien qui nous surprenne et nous concevons sans peine qu'à l'aide d'un gaz plus léger que l'air, on songe à soustraire un corps à l'action de la pesanteur, mais il n'en allait pas de même il y a trois siècles, et l'expérience verviétoise suscita la plus grande curiosité. Les plus grandes désillusions également, car elle subit un échec lamentable: lancé du haut d'un clocher, le pauvre chat, à qui on avait attaché deux vessies sur le dos, vint s'abattre piteusement sur le sol. Le Wallon, né malin, s'en gaussa, et l'aventure finit par un éclat de rire; elle est restée proverbiale au pays de Verviers.

L'équipée du Chat volant ne laissa pas d'exciter la verve d'un poète du crû et l'on vit paraître une pasquille de 130 vers, qui tournait en dérision la fameuse expérience et raillait les personnalités qui y avaient été mêlées. L'auteur, dont on ignore le nom, était de Stembert, près de Verviers. En écrivant son œuvre, il vengeait ses concitoyens que les Verviétois ne s'étaient pas fait faute de blasonner cruellement, un jour que les Stambertains s'étaient avisés d'enterrer vivante une taupe, pour la punir de ses méfaits ...

De cette satire, qui constitue la plus ancienne œuvre connue en dialecte verviétois, on ne possédait qu'une édition défectueuse publiée en 1880 par Jules Matthieu, bibliothécaire de la ville de Verviers. M. Jules Feller a eu la bonne fortune de découvrir une copie plus archaïque que celle dont Matthieu s'était servi et de ces deux copies manuscrites, qui remontent à des traditions assez incertaines et en partie orales, il a tiré, à force de sagacité, un texte parfaitement lisible, correct et satisfaisant à tous égards. Littérairement, notre satire est médiocre mais, en revanche, elle est importante au point de vue dialectologique: M. Feller l'a enrichie de notes et d'une précieuse introduction où tous les problèmes qu'elle soulève sont savamment élucidés.

Bruxelles. OSCAR GROJEAN.

**L'abbé Rousselot.** *Principes de Phonétique Expérimentale.* Paris, Leipzig, Welter. I. II.

Rousselot gilt als Begründer der experimentellen Phonetik. Das ist die Wissenschaft, die die Ergebnisse und die Methoden

der exakten Wissenschaften auf die Phonetik anwenden will. Sein erstes größeres Werk darüber erschien 1891 und trug den Titel: *Les modifications phonétiques du Langage étudiées dans le patois d'une famille de Cellefrouin* (Thèse). Den Lesern dieser Zeitschrift hat Dietrich Behrens einen Literaturbericht über R.s Vorläufer und eine Beschreibung des Rüstzeuges gegeben, der Apparate, die R. für phonetische Untersuchungen verwendete.[1]) In demselben Heft sprach E. Koschwitz über die Hoffnungen, die die französisch-provenzalische Philologie auf die Experimentalphonetik setzte. — Die Methoden der graphischen Darstellung der Artikulationsbewegungen und der Schwingungen des Luftstroms, die verschiedenen Maßmethoden der akustischen Eindrücke haben sich wesentlich vervollkommnet. Auch an Gegnern hat es nicht gefehlt, und zwar kamen sie, wie das bei Grenzwissenschaften gewöhnlich ist, aus den Lagern der beiden angrenzenden Disziplinen. Die Einwände waren theoretischer und praktischer Art. Die Naturwissenschaftler bezweifelten die Exaktheit einer mit allzu einfachen Mitteln arbeitenden Experimentiermethode, und betonten die möglichen Fehlerquellen, die Linguisten dagegen erkannten zwar theoretisch den Wert solcher Experimente meist an, hatten aber Bedenken, schwierig zu behandelnde, kostspielige Apparate zu benutzen.

Das vorliegende Werk bildet einen Abschnitt in diesem Kampfe und ein Teil der Entwicklung der Wissenschaft spiegelt sich darin wieder. 1897 erschien der erste Halbband. 1898 wurde für R. ein Laboratorium im Collège de France eingerichtet. Mit den immerhin bescheidenen, aber doch bedeutend vermehrten Mitteln, die dies ihm bot, konnte R. seine Untersuchungen in größerem Maße fortsetzen. 1902 war der erste Band vollständig, er glaubte sein Lebenswerk fast beendet; aber erst 1908 erschien der zweite Band (S. 639—1222).

Diese Entstehungsgeschichte erklärt die Ungleichheiten in den verschiedenen Teilen, es erklärt, daß sich im zweiten Band andere Apparate und Resultate finden als im ersten.

Aber es bedingt vielleicht den Wert dieses Buches mit, daß wir seine Entwicklung verfolgen können, daß es uns wie ein wachsendes Individuum erscheint. Wir begleiten den Verfasser bei seinen Experimenten, wir erleben mit ihm die Umstände, unter denen die Aufnahmen gemacht werden, die wissenschaftlichen Resultate werden nicht ganz von den Affekten losgelöst, die die einzelnen Finderschritte begleitet haben: er gibt das subjektive Bild der Resultate, an deren objektive Wahrheit er glaubt: vielleicht ist das kein Lob eines solchen Buches, vielleicht ist es die Bedingung der Wahrheit.

[1]) Jahrg. 1892.

Das Werk soll zum Studium der lebenden Mundarten nach der experimentellen Methode anleiten und die wichtigsten Ergebnisse dieser Methode zusammenstellen.

Der erste Halbband hat eine doppelte Aufgabe. Er soll die physikalischen und medizinischen Grundlagen der Phonetik auf Grund der bisherigen wissenschaftlichen, häufig auf experimentellem Wege gefundenen Resultate übersichtlich darstellen, und die Apparate beschreiben, die bisher (1897) zu speziell phonetischen Experimenten mit der graphischen Methode angewandt worden sind. Die erste Aufgabe ist mehr pädagogischer Art. Sie wird in folgenden Kapiteln meisterhaft gelöst: I. *Éléments acoustiques de la parole.* II. *Moyens naturels d'observation et d'expérimentation* (Ohr). IV. *Analyse physique de la parole* (timbre). V. *Organes de la parole.* Das dritte Kapitel: *Moyens artificiels d'expérimentation* ist der Kern des Werks. Die älteren Apparate können als bekannt vorausgesetzt werden. Ich erwähne nur einige neue, die zum Teil im zweiten Band eine veränderte und verbesserte Form bekommen haben.

a) Der künstliche Gaumen dient der direkten Aufzeichnung der Berührungsstellen der Zunge an dem harten Gaumen. Eine praktische Herstellungsart dieses einfachsten Apparates mittels Ouranine, einer schnelltrocknenden Flüssigkeit, wird S. 1211 angegeben; übrigens ersetzt man ihn jetzt häufig wieder durch die Färbung des Gaumens selbst.

b) Die Registrier- und Schreibapparate weichen nur wenig von denen der Thèse (s. o.) ab. Neu sind vor allem die zahlreichen praktischen Erfahrungen des gewandten Experimentators, die bei den einzelnen Experimenten, die später folgen, stets mit angegeben werden. Neu ist die Betonung des Unterschieds von widerstandsfähigen (*rigide*) und elastischen Membranen an den Schreib- und Aufnahmetrommeln, und ihres Größenunterschiedes, je nachdem man die Vibrationen des Luftstroms oder die Quantität der Luftmenge und der artikulatorischen Bewegungen messen will. Beides vereinigt für manche Fälle die „*oreille inscriptive*", ein dem Ohr nachgeahmter Aufschreibeapparat. S. 572, 576, 580 finden sich die Abbildungen von Apparaten, die es ermöglichen sollen den *timbre nasal* zu isolieren. Zu diesem Zweck werden die Luftströme von beiden Nasenlöchern einem „*inscripteur de la parole à membrane*" zugeführt (Fig. 363), oder der Luftstrom aus der Nase wird zu dem aus dem Munde ausströmenden summiert und zugleich allein aufgezeichnet (Fig. 367), oder schließlich Mund- und Nasenluftstrom werden beide isoliert und andrerseits auch summiert aufgeschrieben. S. 743 wird eine Stimmgabel mit Gleitgewichten abgebildet, wie solche dann bei den Untersuchungen über den Eigenton der Vokale, wie sie der Linguist braucht, eine so große Rolle spielen. Eine wesentliche

Hilfe dabei war für R. das „Tonometer von König", das jede einzelne Schwingungszahl darzustellen gestattet.

S. 760 werden 10 Resonatoren abgebildet, im Anschluß daran der „*Résonnateur universel*", beschrieben, der Töne von 40 bis 6000 Doppelschwingungen verstärkt.

S. 817 wird der neue Registrierapparat, wie er auch im Handel zu haben ist,[2]) abgebildet. Er ist mit Federantrieb und Schnelligkeitsregulator versehen. Die Geschwindigkeit läßt sich leicht verstellen. Der Zylinder ist dicker als es früher üblich war: 63 cm Umfang, 25 cm Länge. Der Schlitten, auf dem die Schreibapparate und die Schreibstimmgabel befestigt sind, steht auf derselben Unterlage wie der Zylinder und wird durch das gleiche Uhrwerk angetrieben. Er ist verschieden schnell (7 mm bis 160 mm bei einer Umdrehung des Zylinders) beweglich, und man kann bis 40 Alexandriner ohne Unterbrechung aufnehmen.

c) Die übrigen Verbesserungen an den Apparaten sind im Anhang zusammengestellt:

Der Schreibhebel ist aus Rohr, am Ende mit einem Scharnier versehen und mit der Membran durch eine kleine Platte mit Stiel oder durch einen zum Kreis gebogenen Kupferdraht verbunden. Um größere Ausschläge zu geben, wird er einfach auf die Membran aufgeklebt. Es folgen verschiedene Arten der Schreibfeder. Dann werden der „*Inscripteur à plaque*", ein Phonographenreproduktor mit Hebel und einige andere Schreibapparate beschrieben. Von den Registrierapparaten wird außer dem erwähnten einer mit Gewichten (Weiß) angegeben. Es folgen der *Explorateur de la langue* von Atkinson und einige andere nicht von R. beeinflußte, anderweits veröffentlichte Apparate. —

Das sind einige der wichtigsten Apparate, mit denen die „*Analyse physiologique de la parole*" ausgeführt worden ist. Dieser bei weitem umfangreichste Teil des Werkes gliedert sich in folgende Kapitel: *Éléments simples de la parole; Éléments groupés de la parole; Qualités des éléments de la parole.* Ein Schlußteil behandelt die Anwendungen der experimentellen Phonetik.

---

[2]) Da das Buch seiner Natur nach auch praktischen Zwecken dient, und vor allem methodische Anregung zu eignen Experimenten geben will, ist es vielleicht nicht unnütz, eine ungefähre Vorstellung von dem Kostenpunkte zu haben. M. Montalbetti, (4 rue le Goff, Paris V^e^) hat die Lieferung der im Pariser Laboratorium gebrauchten Apparate übernommen, z. T. konstruiert er sie auch. Er sendet auf Verlangen eine gedruckte Preisliste. Ich greife einiges heraus. Der beschriebene „*Enregistreur*" kostet 1200 frs., in primitiverer Ausführung für die Reise 600 frs.; „*Tambour*" mit auswechselbarer harter Membrane 50 frs., *Tambour* verschiedener Größe mit Gummimembrane 20—30 frs., Gummibirnen *(Ampoules exploratrices)*, 6 von verschiedener Form, 10 frs., Aluminiummundstück 4.50 frs.; *Godiva* für den Abdruck des Gaumens 4 fr., *Ouranine* (s. o.) Flasche 8 fr., *Résonnateur universel* 175 fr. etc.

Über die reichen Ergebnisse dieser Untersuchungen kann nicht auf einigen Seiten berichtet werden. Besonders die vielen Hunderte von Abbildungen der Kurven muß man selbst sehen. Der Wert liegt ja auch vor allem in den für jeden Fall sinnreich angewandten Untersuchungsmethoden. Die Gummibirne kann an verschiedenen Stellen angesetzt werden, sie kann Artikulationsbewegungen und Vibrationen gleichzeitig registrieren helfen, Atem-, Zungen- und Kehlkopfbewegungen können gleichzeitig aufgeschrieben werden, und aus ihrem zeitlichen Verhältnisse Schlüsse auf die Natur der Laute gemacht werden. Beliebige andere Zusammenstellungen zur Erforschung gleichzeitiger Vorgänge sind möglich; es ist die Kunst des Experimentators, die richtigen auszuwählen. Und diese Kunst versteht R. wie kaum einer, und er versteht sie anderen zu lehren. —

Natürlich kann man in einem solchen Buch auch Mängel entdecken, wenn man sucht. Poirot (*Neuphilologische Mitt.* 1909 S. 120 ff.) stellt einige Kleinigkeiten aus. Störend sind die ziemlich zahlreichen Druckfehler, besonders in den Legenden.[3])

Mancher würde wohl auch gern mehr Literaturangaben über die neuere Forschung sehen, oder eine regelmäßige Bezeichnung der Bedeutung der Kurven, oder einen Index über die Abbildungen. — Doch das sind alles Nebensachen im Vergleich zu dem Haupteinwand, den man gegen die Methode der Schreibhebelbefestigung, gegen die Fehlerquellen, die aus den Eigenbewegungen der Membran entspringen, erhoben hat. Seemann[4]) beschreibt neue Aufnahmen der menschlichen Stimme mit Hilfe der Frankschen Spiegelkapseln mit optischer Registrierung und Luftübertragung, die an Kurvenhöhe selbst die stark vergrößerten Phonogrammkurven Hermanns und Scriptures übertreffen; das dabei verwandte Kymographium für photographische Registrierung ist das von Frank[5]) angegebene. Weiß[6]) teilt Versuche über die Seifenlamelle als schallregistrierende Membran mit. Vielleicht ist es gut, auf diese Versuche und auf ihre Weiterentwicklung, sowie auf die dort angegebene Literatur bei der Beurteilung experimentalphonetischer Methoden ein Auge zu haben. —

Wenn so auch die Wissenschaft — hoffentlich — vollkommenere Methoden zur Sprachaufzeichnung findet, so ist es doch fraglich, ob die aus den Bedürfnissen des Linguisten hervorgegangenen Apparate und Untersuchungsmethoden des Abbé

[3]) z. B. S. 335 zu Fig. 117 lies Fig. 116., 337 Fig. 120 l. (page 86), 339 Fig. 124 statt p. 316 l. p. 136.; S. 340 Fig. 125 Legende: f-a-f-a etc. 2. Bd. S. 746 Z. 25: é statt e, Z. 26: 3648 statt 4648, S. 747 Z. 1: í statt é, S. 755 Z. 17: é statt è. S. 777 Z. 11: í statt é etc.

[4]) *Zschr. f. biolog. Technik und Methodik.* Bd. 1. Juli 1908.

[5]) *ebenda* S. 103 ff.

[6]) *ebenda* S. 49.

Rousselot praktisch leicht zu ersetzen sein werden. Steht doch Rousselot in der Mitte zwischen dem rein deskriptiven Verhalten des Physiologen und den Anwendungsbedürfnissen nicht nur der Sprachwissenschaft, sondern auch der Sprachtherapie.

Gießen. ARTHUR FRANZ.

**Thorn, A. Chr.** *Les Verbes parasynthétiques en Français.* Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Afd. 1. Bd. 6. N. 2. 1909. 33 S.

Die vorliegende kleine Schrift ist eine Ergänzung der 1907 erschienenen *Étude sur les verbes dénominatifs en français.* In derselben zuverlässigen, sauberen Manier wie dieser erste ist auch der neue Beitrag zur Geschichte des französischen Verbums gearbeitet; wir bekommen das ganze Wortmaterial vorgeführt, gesondert nach der *-er-* und *-ir-*Konjugation, nach der transitiven oder intransitiven Funktion, nach der Bildung mit Substantiv oder Adjektiv, sogar zahlenmäßig geordnet, so daß wir uns von der Häufigkeit der besprochenen Erscheinung selbst überzeugen können. Danach ist rund ein Drittel aller Nominalkomposita parasynthetisch gebildet. Verf. scheidet sorgsam die „Parasynthetica" von den zusammengesetzten Verben; so ist z. B. *engager* ein Parasyntheticon, da es aus *en* + *gage* (als Stamm) + Verbalendung gebildet wurde; *désengager* aber ein zusammengesetztes Verb aus *dés* + *engager.* Die unter die Bezeichnung „Parasynthetica" fallenden Bildungen sind also Ableitungen aus Adverbialen; ihr Stamm besteht aus „Präfix und Nomen". Der Ausdruck „Präfix" ist aber in allgemeinerem Sinne zu verstehen: es handelt sich um Präpositionen, die auch präfigiert zu werden pflegen. Tatsächlich liefern *ad de ex in* die große Masse der Zusammensetzungen; daneben werden dann noch *re- sur-* erwähnt. Hier kann man dem Verf. wohl eine Einwendung nicht ersparen: *sur* kann zwar neben *en- a-* etc. gestellt, es kann als neufranzösisches Material zur Bildung neuer Parasynthetica herangezogen werden, da es in der Bildung adverbialer Ausdrücke eine Rolle spielt. Dasselbe gilt aber nicht von *re-*, das ein so geringes selbständiges Leben führte und seit Jahrhunderten ausschließlich Präfix ist. Wenn also *débarquer* kein Parasyntheticon ist, sondern ein zu parasynthetischem *embarquer* geformtes Kompositum mit *dé-*, so sind *rebuter*, *recauser* etc. ebenfalls gar keine Parasynthetica. Es müßten unter den Bildungen mit *re-* diejenigen herausgestellt werden, die nachweisbar mit selbständigem *re* im Altfranzösischen existierten. Überhaupt findet sich, daß Verf. an seiner ersten Erklärung der Parasynthetica als Adverbialbildungen in der Folge nicht festhält, da er sonst primäre eigentliche Parasynthetica von sekundären, ana-

logisch gebildeten scheiden müßte. So sind sämtliche Verben mit *des-* gar keine primären Parasynthetica — da ihnen keine Adverbialen zugrunde liegen — sondern nur die mit *de*, z. B. *débutir*, *dériver*. Die mit dem Präfix *des* gebildeten sind entweder Umformungen alter Parasynthetica, wie *débarquer* neben it. *sbarcare*, wo also altes *e(x)-* vorliegt, das später auf westromanischem Gebiete mit *de* zu *des* verschmolz (vgl. Z. R. Ph. XXXII 645 ff.); oder Proportionsbildungen, wie *détacher* (vgl. Meyer-Lübke, Germanisch-romanische Wortbeziehungen, Unters. und Quellen zur germ.-rom. Phil., J. v. Kelle dargebracht, I, 42 ff., 1908) und alle nicht auf kl. lateinische Stämme rückführbaren Bildungen: *démenager*, *dépaqueter*, *dépecer*, *dépayser*, *désoxyder* usw.

Wie man sieht, wäre die Schichtung der Bildungen noch genauer darzustellen. Nicht anders verhält es sich bei den Parasynthetica mit *a* und *en*. Jedoch ist hier die Zahl der primären Bildung natürlich unendlich überwiegend; indessen wären auch hier die Proportionsbildungen, wie *attacher* (vgl. Meyer-Lübke a. a. O.) und die den Sinn des Simplex nicht verändernden Analogiebildungen, wie *enjuponner* = *juponner* (vgl. S. 10), prinzipiell zu scheiden gewesen.

Wien. ELISE RICHTER.

**Nyrop, Kr.** *Grammaire historique de la langue française.* T. III. Quatrième Partie. Formation des mots. Copenhague, Gyldendalske Boghandel. Nordisk Forlag. 1908.

Zwei Dinge hat Ref. zunächst aufzuklären: daß er den 3. Band der Nyrop'schen Grammatik gewissermaßen als ein selbständiges Werk behandelt, und daß er so spät die Leser dieser Zeitschrift hierfür in Anspruch nimmt. Als ihm vor gut 1½ Jahren der ehrenvolle Antrag gestellt worden war, dieses Werk eines Mannes zu besprechen, dessen mannigfache Verdienste um die Romanistik zu bekannt sind, als daß ein Wort darüber zu verlieren wäre, hatte er sich sofort an die Arbeit gemacht, die reichen Materialien, die N. hier zum erstenmal zusammengestellt hat, neuerdings und selbständig durchzuarbeiten. Wie es das große Stoffgebiet der frz. Wortbildung begreiflich macht, wuchsen ihm die Tatsachen bald über den Kopf, — andere Gedanken, andere Werke kamen dazwischen und verschoben Nyrops Grundidee, soweit Ref. dieselbe erfaßt zu haben glaubt, auf ein neues Fundament. Die Rezension wuchs über das Maß des Möglichen hinaus und wurde zu einer kleinen, selbständigen Broschüre, die eine ganz andere Richtung nahm, als Ref. selbst früher gemeint hatte. Daß aber alles dies sich so zugetragen hatte, ist in erster Linie Schuld von Nyrop selbst, der mit dem dritten Bande

seiner frz. Grammatik eine Wendung gemacht hat, die zu den beiden früheren Bänden, der Laut- und Formenlehre, in schärfstem Gegensatze steht. Seine Wortbildungslehre ist nämlich kaum mehr historisch, sondern fast rein „semantisch" gedacht; N. gab uns in ihr, um mich kurz auszudrücken, keine Stammbildungslehre, die etwa mit der deutschen Kluge's zu vergleichen wäre und den ganzen frz. Wortschatz umfassen müßte, so daß die frz. Formenlehre zu einem Teile dieses Werkes werden müßte, — sein Problem ist in erster Linie und fast ausschließlich der frz. Neologismus. „*Le vocabulaire traditionnel d'une langue s'enrichit incessamment.*" Damit beginnt er sein Werk und dieser Gedanke beherrscht das ganze Buch. Er hat damit sich selbst und unserer Zeit vielleicht mehr gedient als seiner Grammatik. Wir wissen ja, wie nachhaltig gerade N. das geniale Büchlein Darmesteters über das Leben der Wörter auf sich wirken ließ, nachdem schon vor ihm Brunot in seiner *Histoire de la langue française*, nach ihm Bourciez in seinen *Éléments de linguistique romane* die Versuche gewagt hatten, in rein eklektischem Wege die frz. Lautgeschichte mit der in sich unhistorischen Semantik zu kombinieren. Ref. kommt nicht deshalb auf diese Tatsachen zu sprechen, weil er selbst bestrebt ist, Lautgeschichte und Bedeutungslehre, Geschichte und Deskription auseinanderzureißen, sondern weil er meint, daß die reinliche Scheidung dieser Prinzipien notwendig ist, wenn man dem Buche N.'s gerecht werden will.

Der Gedankengang desselben ist kurz folgender. Eine Neubildung von Wörtern kommt (in seltenen Fällen) durch sog. „Urschöpfung" meist durch konventionelle Bildung (*création conv.*) zustande, — d. i. durch Wortzusammensetzung, durch suffixale und präfixale Ableitung, durch Scheinableitung, durch Ableitung in Form der Rückbildung (*dérivation regressive*) und durch Abkürzung. Diese Kategorien werden nun im einzelnen besprochen: die Onomatopoesien, die Suffixe, Präfixe usw. bis zu den Wortzusammensetzungen. Das letzte Drittel des Bandes besteht gewissermaßen aus drei ergänzenden Exkursen: VI. Buch *Formation des particules*, d. i. der Adverbien und verwandten Wortklassen. VII. Buch *Dérivation impropre*. VIII. Buch *Formation du genre*, also jene Suffixe, die von vielen Seiten der eigentlichen Formenlehre lieber zugerechnet werden als der Suffixlehre schlechthin. Den breitesten Raum nehmen natürlich die Suffixe und Präfixe ein, und hier zeigt sich am klarsten, was ich die „semantische" Auffassung genannt hatte. Für Nyrop hat ein Suffix eine selbständige, in sich geschlossene Existenz. Es ist keine sinnlose Lautfolge, die in gewissen Wortklassen an den Wortausgängen besonders häufig wiederkehrt, — es ist ihm beinahe ein eigenes Wort, das sich von andern nur durch die notwendig enklitische Stellung hinter gewissen Stamm-

wörtern unterscheidet. Wie sonst bei Wörtern sucht N. bei den Suffixen Bedeutung und Bedeutungswandel festzustellen, die Suffixe „leben“ ihm oder sind „tot“ usw. In konsequenter Durchführung dieser Auffassung kommt N. dazu, die historischen Stoffanordnungen fast ganz außer acht zu lassen. Während er früher von den lat. Lauten, der lat. Konjugation etc. zu den entsprechenden frz. Entwicklungsstufen gelangte, geht er im 3. Bande von den neufrz. Suffixformen aus, nicht von den lateinischen, auf die er nur insoweit eingeht, als er sie als Etymologien den neufrz. Formen erklärend beifügt.

Darf man in allen Fällen von der Etymologie eines Suffixes sprechen? N. nimmt dies als Semantiker ohne weiteres an, denn ihm ist ja ein Suffix ein Ganzes. Ref. möchte dem zwar nicht in allen, aber doch in den allermeisten Fällen widersprechen. Die Entstehungsgeschichte der lat.-rom. Suffixe zeigt uns ja deutlich durch die weitgehende Agglutination vorgeschlagener lautstarker Vokale und Silben, daß gerade die Suffixe durchaus nicht als quasi-Worte gefühlt wurden, und viel weniger semantische Einheiten, viel eher tatsächlich „sinnlose Lautfolgen“ häufiger Wortausgänge sind, die per analogiam von einem Worte auf ein anderes übertragen wurden. In diesen weitaus häufigeren Fällen trägt aber nicht das Suffix eine Bedeutung, sondern nur das ganze Wort besitzt eine solche; nicht dem Suffixe darf man eine einheitliche Etymologie zulegen, sondern wieder nur den einzelnen Wörtern, welche als Suffixträger auftreten. Daneben ist allerdings festzustellen, daß nicht bloß genetisch die Suffixe vielfach wirklich selbständige enklitische Wörter, also Suffixe im semantischen Sinne Nyrops, gewesen sind, sondern daß auch den frz. Suffixen ein solcher höherer Charakter manchmal zukommt: so bei den Zahlwörtern auf *-ième*, bei den Adverbien auf *-mente*, wo mitunter mehrere Stammwörter bloß mit einem Suffixe versehen werden können resp. konnten, bei „Namen“-bildungen, im Infinitiv, beim Partizip, bei manchen Diminutiven, bei Aktors- und Aktionswörtern etc., aber meist nur zu bestimmten Zeiten, in bestimmbarem Umfange, nicht im allgemeinen.

An einem praktischen Beispiele sei dargetan, daß Ref. mit dieser Unterscheidung sich nicht etwa damit vergnügt, Haarspaltereien zu betreiben, sondern eine wichtige prinzipielle Tatsache damit zu treffen meint. Das neufrz. Suffix *-ain* behandelt N. von §§ 160—165. Er führt im wesentlichen aus: *-ain* geht auf *-anus* zurück *(humain, vilain, hautain, lointain* etc.), *-anus* trat an die Stelle von *-aneus* in *forain, soudain* etc., an Stelle von *-inus* in *poulain*. *-ain* findet Verwendung in Ableitungen von Adjektiven und Adverbien *(aubain, prochain)*, von Substantiven *(châtelain, hostelain, toulousain)*, in gelehrten Wörtern *(urbain, napolitain)*. Es dient zur Personenbezeichnung *(châtelain, avignonain)*, zur Bildung von Numeralkollektiven in

*quatrain, douzaine* etc. Anologisch ist *-ain* eingetreten für älteres *-in (acérin, hautin)*, für *-enc (lorrenc)*. *-ain* geht weiter zurück auf lat. *-amen (airain, marrain)*, ist analogisch in *nourrain* für *nutrimen* usw. Das wäre semantisch. Betrachten wir nun den gleichen Stoff, indem wir von der erwähnten semantischen Voraussetzung des Suffixes *-ain* als gegebener Einheit absehen.

Es gab tatsächlich ein uraltes Suffix *-no*, das schon früh im Latein durch Agglutination betonter Vokale zu vielen, beliebten Wortausgängen führte, wie u. a. in *humanus*, *Romanus*, *fontana* etc. Wir haben ein ganz anderes Suffix *-i̯o*, das durch Suffixhäufung u. a. zu Wortausgängen bei Kollektivnamen auf *-ania*, bei Adjektiven auf *-aneus* auf verschiedenen Wegen führte. Da auch *-anus* vornehmlich bei Adjektiven gesprochen wurde und Adjektiva auf *-anus* und *-aneus* sich manchmal begrifflich nahe standen, wurden beide Wortausgänge (wie z. B. das Italienische beweist) schon im Latein verwechselt: etwa ein *homo* **foranus* nach *h. Romanus* etc., woraus frz. *forain*, weiteres *souverain*, *soudain* etc. Speziell von *subitānus* — *soudain* wurde ein neuer Wortausgang *-(ĭ)tānus* übertragen auf *lointain*, *soutain* u. a., wobei die Ähnlichkeit von *solitarius* und **solitanus* zu beachten ist. So wurde der Wortausgang *-aneus* schon in vorfrz. Zeit in Nordgallien offenbar sehr eingeschränkt, zumal afrz. *grifain* fem. *grifaigne* (auf das schon G. Cohn, *Suffixwandel* p. 161 aufmerksam gemacht hatte) und afrz. *bargaing* neben *bargaigne* dringend prov. Entlehnung verdächtig sind. Sind also diese Adj. auf **-anus* wahrscheinlich recht alt, so ist andrerseits offenbar rel. jung *prochain*, da es nicht zu der in der Provence fortlebenden Grundform **propĭtanus* (neben *propinquus*) stimmen will, obwohl es offenbar nach *lointain* gebildet wurde: Ganz anders sind die Einwohnerbezeichnungen prov. Städte, wie *avignonain*, *toulousain* zu verstehen, die nur scheinbar nach dem Muster von *Romanus*, *Italianus* (spätlat. auch *Italicianus*) gebildet sind. Faktisch sind es orthographische Substitutionen für dasselbe germ. *-enc*, das auch in *lorrain*, vielleicht auch in *aubin*, älter *aubain* vorliegt. Wenn wir uns nun diesem Wortausgange zuwenden wollen, so werden wir bemerken, daß das Frz. zweierlei lautliche Reflexe für dasselbe kennt: neben *-ain* auch *-ã* (*chambellan*, *ferrant*, *tisserant*, *flamand* N. § 174), welches *ã* meist (wie auch in *alemand*, *Normandie*) mit dem Wortausgang in *grand* zusammengeworfen wurde. Eine genaue Analyse, inwieweit die afrz. Formen *paisenc*, *gardenc* (N. § 304 f.) neben ital. *paesano* (nach *pagano* etc.), *guardiano* etymologisch selbständig stehen oder bloß orthographische Varianten nicht erbwörtlicher Formen darstellen, würde diese etwas verwickelten Verhältnisse klären.

In ein ganz anderes Gebiet führen uns sodann *quatrain*, *dizain*, *dizaine* etc., von denen im Afrz. *trentaine*, *quarantaine*,

*centaine*, auch *quinzaine* und *douzaine* früher belegt sind als die meisten Kollektivzahlen unter zehn. Daß sie mit den prov., oberital., span. Distributivsuffix -*ēni* resp. -*ēna* zusammenhängen, ist klar; weist doch auch A. Thomas (*Essais* p. 64) darauf hin, daß heute noch solche Ausdrücke im Süden beliebter sind. Ob sie aber im Afrz. geradezu als Lehnworte aus dem rom. Süden aufzufassen sind oder auch in Nordfrankreich als erbwörtlich zu betrachten sind, läßt sich ohne genaue Sachforschung nicht feststellen. Jedenfalls kann sich hier ein **decēni* resp. *decēna* für *dēni* erst eingelebt haben, nachdem *mercedem* zu *merci* geworden war.

Wieder eine Welt für sich ist *parrain marraine* (N. § 263), die wohl mit den Deklinationsformen noch *barbani* (vgl. Meyer-Lübke, *Einf.*[2] p. 168) zusammenhängen, wenn nämlich *parrin* (das selbst wohl zunächst dem nach *privignus* gebildeten **patrignus*, it. *patrigne*, lomb. *padreñ* nachklingt) in vorliterarischer Zeit früher gebildet worden war als *parrain* (wozu etwa mhd. *stetter* zu vergleichen wäre). **Patranus* müßte unter unmittelbarem Einflusse von spätlat. **barbanum* den Suffixwechsel erduldet haben (wobei allerdings der prov. Wortschatz Schwierigkeiten bereitet). In historischem Zusammenhange könnte damit stehen rum. *fin* (vgl. Pușcariu Etym. Wtb.) unter ital. *ziano* altven. *vetrana* und das weitverbreitete *puttana*. Hingegen wüßte ich nicht, ob ein morphologischer Anhaltspunkt anzunehmen wäre, um mit diesen Formen *parrin*, *parrain*, auch afrz. *poulin*, *poulain* oder *poutrain* zu vergleichen. So könnte man die Worte auf -*ain* für lat. *āmen*, *īmen*, *ūmen* einzeln analysieren, so könnte die ganze Suffixlehre durchgegangen werden. Fast immer würde uns ein Vergleich zu denselben Resultaten führen: der Semantiker stellt jeden durch Analogie übertragbaren und übertragenen Wortausgang als eine selbständige, fast wortartige Einheit hin, die aber bei näherem Zusehen in hundert Einzelheiten zerfällt, welche unter sich keinen anderen historischen Zusammenhang besitzen, als eben die schließlich übereinstimmenden Wortausgänge.

Es wäre andrerseits töricht, wollte man deshalb, weil der Historiker Nyrop zum Semantiker geworden ist, vor dem großen Verdienste seiner Wortbildung die Augen verschließen. In vielen Fällen ist ja seine semantische Auffassung die bestdenkbare und gerade durch seine lebendige Erfassung des Stoffes wird sein Werk das Verständnis und das Interesse für die frz. Wortbildung wesentlich fördern. Wer die früheren Bände seiner Grammatik kennt, weiß ja von vornherein, wo die Lichtseiten im Schaffen Nyrops liegen: in der klaren Diktion, in der einheitlichen, einfachen, ja geradezu klassischen Gruppierung des Stoffes. Es kehren freilich auch dieselben kleinen Schatten wieder, die wir schon früher beobachteten, so wenn er diesmal § 130 behauptet, nur

lat. Suffixe mit betontem Vokal hätten im Romanischen fortexistieren können, was entschieden unrichtig ist (*-ĭnus* in Sardinien und Raetien, *fruttivéndolo* in Italien!). Doch kann jeder Kundige solche Korrekturen leicht selbst vornehmen.

KARL ETTMAYER.

**Glaser, Kurt.** *Le sens péjoratif du suffixe -ard en français.* [Aus: Roman. Forschungen XXVII 13 (1910).]

Der Aufschwung, den die etymologischen Untersuchungen im letzten Jahrzehnt genommen haben, ist auch der rom. Wortbildungslehre, die bisher etwas abseits vom Wege lag, einigermaßen zugute gekommen. Und es ist zu wünschen, daß sich das Interesse der Gelehrten ihr noch mehr zuwenden möge, als dies bisher geschehen ist. In diesem Sinne ist es zu begrüßen, daß G. eines der schwierigsten und schicksalsreichsten unter den afrz. Suffixen zum Gegenstande einer kurzen Monographie gemacht hat.

Freilich ist Referent mit dem „semantischen" Standpunkte, den G. in seiner Arbeit durchführt, durchaus nicht einverstanden. Wie lehrreich und interessant hätte er seine Arbeit gestalten können, wenn er, — statt den pejorativen Sinn als etwas fast primär Gegebenes hinzunehmen, — als H i s t o r i k e r vorgegangen wäre, und gerade die rom. Anfänge des Suffixes unter die Lupe genommen hätte. Statt die Stellen über das Suffix *-ard* bei Meyer-Lübke und Nyrop abzuschreiben, und — auf gut Glück, — dem einen Recht, dem andern Unrecht zu geben, hätte er es so leicht gehabt, eine ergiebige Quelle wichtiger, neuer Erkenntnisse uns zu erschließen. Hätte er nur einmal Kluges Stammbildungslehre § 32 oder ausführlicher Wilmanns, Deutsche Grammatik II, p. 39 ff. aufgeschlagen, so hätte er gesehen, daß unser Suffix dem Germanisten ebensoviele Rätsel aufgibt wie dem Romanisten. Zu verschiedenen Zeiten wurden bei den Germanen Pejorative aus Personennamen abgeleitet: vgl. mhd. *biterolf*, *nîthart*, *trunkenbolt*, später *Dummerjan*, *Faselhans* etc. Gerade die im Deutschen nicht früh belegten Pejorative auf *-hart* werden aber als rein germanische Wortbildungen angezweifelt und ist die Möglichkeit einer Nachbildung nach den afrz. Namen auf *-ard* erwägenswert. Damit hätte G. gleich den p. 976 zitierten Bildungen wie *fessart*, *jambarz* eine viel größere Wichtigkeit beizumessen gehabt: sind die Romanen selbständig zu solchen Übernamen gelangt, oder haben wir Übersetzungen und Nachbildungen altfränkischer Worte vor uns? Ein ernstliches Bestreben, diese Frage nach Möglichkeit zu beantworten, hätte wohl weiter zu einem Versuch einer G e s c h i c h t e d e s

Suffixes geführt, von der wenigstens einige Punkte, die Ref. gerade gegenwärtig sind, hier skizziert sein mögen. Der ursprünglich adjektivische Grundzug der germ. *hart*-Namen muß bei den erobernden Stämmen in Frankreich noch vollauf lebendig gewesen sein. Diese Namen scheinen geradezu jenen auf *-ing*, *-ung* in mancher Hinsicht gleichwertig gewesen zu sein, denn heute noch werden namentlich im ehemals burgundischen Gebiete Familien- (Sippen-) und Einwohnernamen auf *-ard* gebildet. Doch steht Burgund hier nicht allein; — auch Ostfrankreich, besonders die Wallonen, kennen denselben Brauch. Weiter sind Ref. aus der Normandie, dem Poitou und dann wieder besonders häufig aus dem Piemont Fälle bekannt (vgl. etwa auch Atlas linguistique Blatt III). Mit dieser ältesten Schichte von *-ard*-Namen hängen wohl auch Farbenbezeichnungen wie *baiart* dann *rougeart* (p. 939) unmittelbar zusammen, ebenso gelangen wir von hier aus am besten zur Bezeichnung junger Tiere *bichart*, *piart*, *canard* (p. 934). In anderer Richtung entspricht wieder dem dtsch. *söldling* afrz. *soudard* und hier hätte sich nun für G. die Frage ergeben: haftete diesen aus Personeneigenschaften gebildeten Adjektiv-Namen ein pejorativer Sinn schon ursprünglich an, oder war das (wie auch Ref. meint) zunächst nicht der Fall, — weiter dann: ist das angesetzte hypothetische Zwischenglied des Augmentativs wirklich notwendig oder auch nur wahrscheinlich? Gerade außerordentlich früh auftretende Adjektiv-Namen wie *gaillard*, *bastard* haben nichts vergrößerndes an sich, — sind aber trotzdem gewiß pejorativ. Das Wort *gaillard*, das bei den Katalanen unseren Reinecke bedeutet, hätte G. vielleicht weiter auf das große Lebensglück des Wortes *renard* in Frankreich gelenkt und ihm etwa denselben Gedanken suggeriert, der Ref. schon vor vielen Jahren von anderer Seite nahe gelegt worden ist, daß nämlich die reinen Adjektiva auf *-ard* der afrz. Zeit (also nicht die Adjektiv-Namen!) wie *coart*, *faussart*, *lordart* etc. vielleicht unter direktem Einflusse eben von *renard* stehen. Kurzum, allerhand historische Probleme interessantester Art sind mit *-ard* verknüpft und vielleicht wird G. ein anderes Mal uns das vorläufig noch nicht Gebotene nachholen. Jedenfalls hat er mit großem Fleiße ein reichliches, wenn auch nicht vollständiges Material gesammelt, das er gewissenhaft belegt, — von dem er die etymologisch nicht zugehörigen Fälle ausscheidet (ich vermisse hier nach Schuchardt Romanisches und Baskisches p. 49, unser *Billard*), während er den Rest säuberlich in Klassen zusammenstellt, deren Nutzen einem Historiker allerdings nicht klar wird. Möge uns, wie gesagt, die Zukunft weiter führen.

Karl Ettmayer.

**Raoul de la Grasserie.** *Des Parlers des différentes Classes sociales.* Paul Geuthner, Libraire-Éditeur, Paris, 1909. Prix : 6 francs.

Durch ein dunkle sprachphilosophische Vorhalle führt uns der Verfasser zu seinen soziologischen Betrachtungen über die Sprache. Wir lesen:

*C'est qu'à côté du langage psychologique ou de pure pensée, il en existe deux autres : le langage émotionnel du sentiment et du vouloir, et le langage que nous appellerons social, qui dépend de la situation relative. Le langage de la pensée est tout objectif, il reste le même pour tous, il cherche à désigner le plus exactement les objets ou les idées, il n'emprunte rien à l'esprit de celui qui en fait usage, c'est le langage pur et simple. Le langage du sentiment est autre, nous en avons écrit une monographie spéciale; c'est celui qui s'efforce, avec ou sans l'objet, d'exprimer les impressions, la réaction de la personnalité, c'est le prisme humain à travers lequel la vision de l'objet passe avant de parvenir à notre rétine, c'est là que sont situés l'interjection, le vocatif, l'impératif, le subjonctif, toutes ces catégories qui relient si étroitement l'objectif au subjectif. Le langage sociologique est tout différent; il ajoute sa qualité à celle de psychologique que possédaient les deux autres.*

Es wird jedoch bald licht und wir können deutlich drei Felder sprachlicher Tätigkeit unterscheiden: L'Anaglose *(glose supérieure)*, La Mésoglose *(glose moyenne)* und la Cataglose. Letztere mit den drei Unterabteilungen: *œcoglose ou parler familier*, *démoglose ou parler populaire* und *cleptoglose ou cryptoglose ou langue verte, parler des malfaiteurs.* Also 1. *Anaglose = parler des classes supérieures*, 2. *mésoglose = parler général ou parler de la classe moyenne* (Kennzeichen: *fortune mobilière* s. p. 6), 3. *cataglose = parler inférieur, parler du prolétariat des villes, des campagnes et du prolétariat attaché à la personne.*

Streng logisch ist schon diese Gruppierung nicht, weil in allen Ständen sich eine besondere familiäre Sprechweise ausgebildet hat, man zum Beispiel im Englischen auch von einem *High-Life-Slang* zu sprechen berechtigt ist. *Œcoglose ou parler familier* unter *Cataglose* gebracht, ergibt eine Kreuzung der Teilungsglieder. Formalen Anforderungen muß immerhin nach Möglichkeit entsprochen werden, selbst dann, wenn sie, wie hier bei Betrachtung eines komplizierten, in steter Entwicklung und im lebhaften Austausch seiner Elemente befindlichen psychophysischen Organismus, nicht vollkommen zu erfüllen sind. *Logical division fails in classifications with undefined boundaries* (A. Bain *Logic* p. 198.) Diese in der Natur des Gegenstandes liegenden Schwierigkeiten vermehrt nun R. de la Grasserie

weiter durch die Masse seiner Unter- und Nebeneinteilungen, ein oft springendes Fortschreiten und die Vermischung verschiedener Einteilungsprinzipien, wie sie uns beispielsweise in der Subsumierung der s. g. *alethoglose (langage scientifique)*, der *calliglose (parler littéraire ou mondain)* und der *cosmo-glose (une sorte de lingua franca entre plusieurs nations)* unter *para-glose* (les parlers spéciaux d'ordre plus élevé) entgegentritt. Trotz ihres künstlichen Ursprungs können wir p. 17 und 18 Sprachen wie Volapük und Esperanto nicht mit dem Verfasser, s. S. 106—199, als aristokratische anerkennen, sie der Sprache der Wissenschaft und der Literatur koordinieren. Wie kann man sie auch unter die Klasse *'parlers spéciaux d'ordre plus élevé'* bringen, wenn sie einerseits nur abstrakt sein, andrerseits nur dem allgemeinen Verkehr zwischen den Völkern dienen sollen. *'La langue internationale est ou doit être dépourvue de ces idiotismes gui forment encore une autre manifestation du sensible et elle ne renferme que des manières de converser propres à tous les hommes.'* Letzterer Anforderung dürfte nur ein Denkmechanismus genügen, wie er nach Michelet und Settembrini (*letteratura italiana* II. LVIII. *L'Italia dopo il Concilio. I. Gesuiti* p. 216) in der jesuitischen Erziehung erstrebt wird. Doch dies nur nebenbei. Herausheben müssen wir vor allem die Einteilungsfehler des Systems, weil sie es dem Belehrung Suchenden unmöglich machen, einen immerhin anziehenden und vielumfassenden Stoff zu überschauen. Störend wirkt schon am Anfang die Mischung einer soziologischen mit einer philologischen Einteilung, (*Anaglose*, *Mésoglose*, *Cataglose* und *Doublets*, *Synonymes*, *Procédés ne créant pas de doublets)* der sich mit den Morphosen *(morphoses)* eine psychologische zugesellt. Damit zerfällt trotz einer großen Geschicklichkeit im Systematisieren mit neugeprägten Kunstausdrücken das Ganze in eine Menge lose verbundener philologischer, philosophischer, psychologischer und soziologischer Betrachtungen, die manchmal mit bunten Steinchen verziert sind und worin allerlei aus den Naturwissenschaften herbeigeholte Analogien die wissenschaftlichen Erklärungen vertreten müssen. Wir begnügen uns deshalb damit, einige das System, den Stil und die Zuverlässigkeit des Verfassers beleuchtende Stellen hier anzuführen und bemerken dazu, daß seine linguistischen und sprachpsychologischen Studien, darunter auch ein *Essai d'une sémantique intégrale* 2 vol. p. 1—658, in 50, seine Studien über amerikanische Sprachen in 13 und seine *'Études de rythmique comparée'* in elf Werken niedergelegt sind. *'Mónstruo de la naturaleza'* nannte einst Cervantes den fruchtbaren Lopez de Vega, den *'fénix de los ingenios'* für das spanische Volk. — P. 26. *De l'orthoglose. Ainsi que nous l'avons établi dans l'introduction, la glose ou parler de classe, en ce qui concerne les mots, unité première du discours,*

*les modifie sémantiquement suivant les classes principalement, puis suivant les professions, et même les provinces. Dans le premier cas il y a un phénomène d'orthoglose, dans le second un de paraglose, dans le troisième d'idioglose. Le premier mérite vis-à-vis du second le nom d'orthoglose, dans ce sens qu'il s'applique à tous objets et constitue un parler complet, tandis que le second ne s'applique que quand il s'agit d'un certain ordre d'idées, d'une spécialité, et n'empêche pas le parler ordinaire d'orthoglose, d'où le nom de paraglose. Les mots qui constituent l'orthoglose sont des mots d'argot qui ne portent pas toujours, il est vrai, cette appellation, mais qui pourraient et devraient même le faire, car il y a l'argot du langage élevé, comme il y a celui du bas langage.*

Es wird demnach zuerst nach Gesellschaftsklassen eingeteilt *(aristocratie, bourgeoisie, peuple)*, dann in jeder nach den verschiedenen Beschäftigungen und den Provinzen. Ferner soll aber auch jede Klassensprache mit dem Argot zusammenfallen, weil es ja ein *High-Life-Slang* gibt: *Les mots qui constituent l'orthoglose sont des mots d'argot.*

Von dieser Einteilung, der sogenannten *glose absolue*, scheidet sich die *glose relative*. Von hier heißt es: *Elle constitue le langage de classe à classe, ou plus exactement d'inférieur à supérieur, de supérieur à inférieur, comme il y a encore des hiérarchies autres que celle de classe à classe. Plus généralement, c'est le parler révérentiel, auquel nous donnerons le nom de séboglose.*

Daraus ergibt sich die Einteilung p. 20:

| *Glose à l'intérieur d'une classe ou endoglose.* | *glose à l'extérieur ou séboglose ou révérentiel ou exoglose.*<br>1⁰. *séboglose directe*<br>*séboglose de femme à homme.*<br>*séboglose d'enfants à parents.*<br>*séboglose d'homme à puissances magiques*<br>*séboglose d'homme à divinité.*<br>*séboglose de classe à classe.*<br>2⁰ *séboglose contraire.*<br>3⁰ *séboglose latérale.* |
|---|---|

Die Vermittlung zwischen den verschiedenen Sprechweisen muß die *Métaglose* übernehmen. Von ihr heißt es: *Entre les diverse couches horizontales d'une langue, lesquelles ne sont pas séparées les unes des autres par des divisions étanches, il se fait des infiltrations; ce qui était au-dessus descend, ce qui était au-dessous monte. Ce double phénomène constitue la métaglose. A la longue tous les mots d'anaglose finissent par devenir des mots de mésoglose par ce procédé*, p. 89. Die Einteilungsordnung ist: *Orthoglose*. I. *Anaglose*, II *Mésoglose*, III. *Cataglose*, IV. *Métaglose*. Was berechtigte dazu letztere, von der gesagt wird: '*Nous nommons*

*métaglose le passage de l'un des parlers à l'autre et l'influence exercée de l'un sur l'autre'* einem '*parler*' gleichzusetzen?

Diese erste Einteilung (*Chapitre* I) wird noch mit einem Anhängsel versehen, mit der *glose interjective.* P. 95: *En d'autres termes le langage du sentiment est distinct de celui de la pensée et se condense dans une interjection.* Als ob nicht jedes Wort Begriffs- und Gefühlswert besitze. Dann gibt es wieder: *interjection d'anaglose, de mésoglose, de cataglose* Stößt ein Glied der höheren Stände einen unanständigen Fluch aus, so erklärt R. de la Grasserie dies durch Endosmose (p. 27.) Wenig klare Definitionen sind: p. 98. *Nous avons défini au commencement de ce livre la paraglose. Tandis que l'orthoglose est le parler qui s'emploie d'une manière continue, pour tous les objets, envers toutes personnes et dans toutes les occasions de la vie, est, en un mot, un parler général, restreint seulement en ce qu'il n'est pas à l'usage de toutes personnes et de toutes classes, la paraglose est celui qui, lui aussi, n'est à l'usage que d'une classe, mais qui varie suivant les objets dont on s'occupe. En un mot, ce sont les parlers spéciaux, au lieu du parler général de la classe.* Wie *Orthoglose*, wird auch *Paraglose* in *paranaglose, paramésoglose* und *paracataglose* geschieden.

*Paroecoglose. L'argot des polytechniciens.* p. 127. *Il est certain que les jeunes gens qui le parlent ne sont pas fâchés de se savoir incompris de ceux qui ne sont pas du métier et de leur petit cénacle. D'ailleurs, tous les argots ont plus ou moins le même effet. Il en est ainsi, même quand il ne réside pas dans le langage, mais dans le sujet de la conversation. Les gens du monde qui forment un petit cercle ou une coterie entre eux ont l'habitude de parler de ceux* (?) *et de ce qu'ils connaissent devant les étrangers embarrassés de n'y rien comprendre, et cela avec un malin plaisir. — Des langues faisant fonctions de cataglose et de paracataglose.* P. 129. *Toutes les gloses ne forment au fond que la même langue, quoique les parlers qui les composent soient fort différents, et il en est ainsi même du degré le plus inférieur, de la cryptoglose. — Seulement, il y a parfois des langues véritables qui ne sont nullement de simples parlers et qui peuvent appartenir à une famille linguistique tout à fait étrangère, ces langues ne sont pas des gloses, mais font pourtant fonctions de gloses. Nous verrons, au chapitre suivant, qu'il en est de même dans le parler provincial ou géoglose. Les divers patois ne forment qu'une seule et même langue, mais parfois aussi des langues tout à fait distinctes, comme en France, le breton, le basque et le flamand font fonction de patois.*

P. 130: *Il s'agit d'un parler qui n'est à l'usage que des gens d'une profession envers ceux de la même, mais qui s'applique ensuite à tous objets.*

*Anaglose* wird S. 26 definiert: *C'est celle qui est en usage dans l'aristocratie de l'intelligence, laquelle, suivant les siècles, se confond avec l'aristocratie ordinaire ou s'en détache.* S. 143 heißt es von der Landessprache: *En un mot, ce n'est plus le dialecte; mais par son moyen de formation et son triumphe, il y a là un dialecte supérieur, c'est de la géo-anaglose. Anaglose* erhält so einen ganz anderen Sinn. Dann wird schließlich erklärt (p. 146): *L'anaglose est donc double ici: celle de sélection par laquelle on a élevé un des nombreux dialectes à l'état de langue commune; celle de restauration par laquelle on a repris le patois, qui est une dégénérescence, pour reformer le dialecte primitif.* Auf solche Weise wird die Sprache zu einer Unmasse von glottischen Atomen pulverisiert.

S. 44. *L'âme est propre à l'homme, tandis que l'esprit s'applique à tout ce qui n'est pas matériel.*

S. 68. *L'emprunt aux patois est bien de l'anaglose, car on n'y relève pas ce qu'ils peuvent avoir de bas, c'est un procédé qui ressemble au procédé archaïque et replonge l'homme en pleine nature, mais en nature idyllique.*

S. 66. 1º *l'archaïsme. Pour rajeunir la langue, il la reconduit, pour ainsi dire à l'enfance; c'est la fontaine de Jouvence, elle a aussi peu d'application pour les langages que pour les hommes. D'ailleurs, dans un état mental plus compliqué les moyens primitifs ne peuvent suffire. De là l'insuccès relatif.*

Ungenauigkeiten.

S. 58 werden *parcelle* und *incise* als dem Englischen entlehnt aufgeführt, *acrimonieux* von *âcre* anstatt von *acrimonie* abgeleitet. Dann heißt es: *Ampleur ne se dit pas d'une étoffe* und: *on écrase physiquement, mais ce qui est écrasant l'est moralement.* S. dagegen im *Dictionnaire général*: *Manteau, vêtement ample; l'ampleur d'un vêtement, d'une robe; un poids écrasant.*

S. 59. *La louange signifiait le mérite, c'était objectif, le sens est devenu subjectif.* Gilt nur für lat. *laus (abundans bellicis laudibus, gloriam laudum adamare)*, nicht von *louange*, das von *louer* abgeleitet wurde.

S. 58. *Le mirage, c'est l'action de la contemplation purement idéale, même trompeuse.* Dagegen *Dict. gén. Illusion d'optique, réfraction etc.*

S. 50. *Tribord emprunt fait à l'anglais. Dict. gén.* : *mot d'origine scandinave.*

S. 71. *Aussi, pendant plus de deux cents ans, ne parla-t-on, à la cour du roi d'Angleterre, que le franco-normand, l'anglo-saxon y restait totalement inconnu.* Vgl. damit O. Emerson

*History of the English Language* p. 59 und Freeman, *Norman Conquest*, IV. Appendix EE: *There is distinct evidence that in the days of Henry II, men of high rank and Norman birth could freely speak or understand English, though of course this does not exclude their speaking French also.* —

S. 47. *Le mélange des deux langues est dû parfois à une autre cause qu'à l'emprunt, il est souvent le résultat de l'h y b r i d i t é. La langue du vainqueur et celle du vaincu, par exemple, se sont f o n d u e s e n s e m b l e, c'est ce qui a eu lieu en anglais, en persan, en pehlevi, en hindoustani, en osmanli. L'effet est identique, la langue surajoutée exprime l e s i d é e s s u p é r i e u r e s.* Vgl. O. Emerson *Hist. of the E. L.* p. 164 „*But it would be difficult to class all the French words in this way, since words applicable to all states and conditions of life were introduced almost as freely.*" S. auch Behrens, *Beiträge zur Geschichte der französischen Sprache in England* und das ganze 10. Kapitel von Emerson's Hist. *The French Element.* In der Arbeit des Klassifizierens und Wortprägens schreitet M. Raoul de la Grasserie weiter von den einzelnen Wörtern zu den festassoziierten Wortgruppen *(locutions)* mit den Unterabteilungen *locutions d'anaglose, locutions d'œcoglose* und *locutions de cataglose*, dann zu ganzen Sätzen *(Holophrase. Proverbes d'anaglose, de mésoglose* und *de cataglose)* und schließlich zur Litteratur *(Holalies, Polylalie, Rythmique).* Daran anschließend behandelt er noch die Sprache unter dem Gesichtspunkt der Grammatik (*Phonétique, Morphologie, Syntaxe, Stylistique)*, Kap. IX die schon erwähnte *Séboglose, langage de classe relatif* und Kap. X *Gloses à l'état dynamique et à l'état comparé.* Wie ein tierischer Organismus endet das Ganze mit einem Anhängsel (Appendice: *mimisme, lalisme, graphisme, point de vue statique et point de vue dynamique).* Auf diese Kapitel (IV—X) brauchen wir nicht weiter einzugehen, weil Grundteilung, Stil und wissenschaftliche Behandlung die gleichen bleiben. Doch, um nicht einseitig nur Mängel hervorzuheben, bemerken wir, daß das charakterisierte Werk ebenso wie der *Essai d'une sémantique intégrale* stellenweise, — z. B. S. 147 und in einigen Bemerkungen über Polarität des Geistigen und Materiellen, wozu man die Begründung bei E. Mach, '*die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*' suchen mag — auf dem Sprachpsychologen wichtige Unterschiede hinweist, daß aber der Ausdruck sehr häufig den Gedanken nicht vollständig deckt, viele Weitschweifigkeiten und die Fülle der Gesichte den Leser zu keiner aufrichtigen Freude an der Arbeit kommen lassen. Schätzenswert bleibt bei allem das reiche, vom Verfasser mit großem Fleiß gesammelte Sprachmaterial.

A u g s b u r g. K. MORGENROTH.

**Jensen, Kr. Sandfeld.** *Bisætningerne i Moderne Fransk en haandbog for studerende og lærere.* Gyldendalske Boghandel ... Nordisk Forlag, København og Kristiania 1909.

Mit dem größten Vergnügen liest man dieses Buch, in dem sich der Verf. als einen scharfen Beobachter sprachlicher Erscheinungen bewährt. Von ihm gelten keineswegs die Worte Conan Doyle's: *You see, but you don't observe.* Im Gegenteil bespricht er scharfsinnig was ein jeder manchmal gesehen hat ohne es zu beobachten und zwar auf eine nicht ermüdende Weise. Das Buch hat einen Umfang, der vielleicht ein wenig hätte beschränkt werden können, wenn nicht der Verf. durch eine Fülle von Belegstellen bisweilen des Guten zu viel gegeben hätte. Der Verf. beschäftigt sich bis auf einige einzelne Fälle nur mit ganz modernem Französisch und geht in seinen Untersuchungen nicht über das Jahr 1870 zurück. Dieses Verfahren gibt dem Buch einen besonderen Wert. Gewisse herkömmliche grammatische Regeln und Bedeutungsdifferenzen, die in eine frühere Sprachperiode paßten und trotzdem von einer modernen Grammatik nach der andern mitgeschleppt worden sind, hat der Verf. demgemäß ausgemerzt und auf das Gebiet der Märchen verwiesen, z. B. den vermeintlichen Unterschied zwischen *est-il malade?* und *est-ce qu'il est malade?* So ist auch der famose Satz: *il y a une édition de ce livre, laquelle se vend,* welcher seit Menschengedenken in allen Grammatiken figuriert, in seine rechte Beleuchtung gesetzt worden. Das Buch hat drei große Abschnitte, denen die Art der Nebensätze zu Grunde liegt, und zwar substantivische, *nous avons appris qu'il est parti (= son départ),* adjektivische, *un enfant qui est sain (= un enfant sain) dort tranquillement* und adverbiale, *j'étais parti avant qu'il arrivât (= avant son arrivée).*

Von dem reichen Material will ich nur ein paar Kleinigkeiten hervorheben, die etwa anders aufgefaßt werden könnten.

S. 5 wird darauf hingewiesen, daß *que* nur einmal in Sätzen wie: *Je ne demande pas mieux que ça dure* gesetzt wird. Hierher dürfte auch gehören ein Satz wie: *Aussi vrai qu'il fait jour* (Acad.). S. 39 *Je ne comprends pas comment tu épouses une femme qui a deux enfants.* In diesen Beispielen komme *comment* einem *que*-Satz sehr nahe, sagt der Verf. Zur Stütze seiner Ansicht hätte er hinzufügen können, daß sich hier bisweilen sogar der Konjunktiv einstellt.

S. 58 sagt der Verf., daß Sätze wie *un homme pour lequel* viel seltener als *un homme pour qui* seien. Ich glaube, daß dieser Sprachgebrauch ganz individuell ist und daß er in manchen Fällen von Rythmus und Meidung von Hiat und dergl. be-

stimmt wird. So scheint z. B. Jules Verne eine gewisse Vorliebe für *lequel* zu hegen.

S. 66 Die beiden Sätze *Un soir où il était venu faire une visite, il dit* und *Elle jura de venir le surprendre une après-midi où elle n'irait pas là-bas ensuite* scheinen mir keineswegs analog zu sein. In jenem ist *où* auf das Gebiet des *que* eingedrungen; in diesem kommt m. E. ein neues Zeitmoment hinzu. Vielleicht hätte Daudet auch *une après-midi, quand elle n'irait pas là-bas ensuite* schreiben können. Sonst gehören die Beobachtungen des Verf. über das Relativpronomen zu dem interessantsten Teil des Buches. Der letzte Abschnitt, der den Adverbialsätzen gewidmet ist, gewinnt dem Leser ein besonderes Interesse durch die Sorgfalt des Verf. ab, den modernen Sprachgebrauch von dem älteren sowie den literarischen Stil von der gebildeten Umgangssprache scharf zu unterscheiden. Dadurch hat er den Wert seines Buches sehr erhöht. Die Behauptung dürfte nicht zu kühn sein, daß das Buch eine Fundgrube für denjenigen sein wird, der sich auf dem betreffenden Gebiete der modernen französischen Syntax orientieren will. Man kann dem Buch eine recht weite Verbreitung wünschen. Einige Druckfehler habe ich bemerkt, die in einer neuen Auflage leicht zu beseitigen sind.

Norrköping. ALFRED STENHAGEN.

**Schenk, Albert.** *Table Comparée des Observations de Callières sur la langue de la fin du XVII^e Siècle.* Kiel, Robert Cordes. 1909, XXIV, 168 S. 8^0.

François de Callières (1645—1717) ist neuerdings wiederholt als wichtiger Zeuge für den Sprachgebrauch des ausgehenden 17. Jahrhunderts in den Vordergrund des Interesses getreten. Insbesondere bildete er zweimal das Thema für philologische Festgaben: 1896 durch Geyer in den *Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund* (Mâcon) und 1904 durch Mario Roques' Musterbeitrag zu den: *Mélanges de philologie offerts à M. Ferdinand Brunot.*[1]) (*Notes sur Fr. de Callières et ses œuvres grammaticales*, 29 p.)

A. Schenk hat dasselbe Thema mit vorliegender Studie noch eingehender in Angriff genommen und mit dankenswertem Erfolge spezialisiert. Er verheißt uns überdies eine weitere Studie über Vater und Sohn: *Jacques de Callières* und *François de Callières.* Aus diesem Grunde beschränkt er sich für die

[1]) Bereits 1897 hatte ich Veranlassung De Callières in meiner Züricher Dissertation: *Beiträge zur Geschichte der französischen Grammatik* (diese *Ztschrft. XIX*, p. 153—154) zu zitieren, freilich nur im Fluge, da er als Nachahmer Bouhours für mein Thema nicht ausführlich in Betracht kam.

Leser der „*Table*“ vorläufig auf die g a n z unentbehrlichen biographischen Angaben. Immerhin läßt sich innerhalb derselben eine Lücke konstatieren, die aus Unkenntnis der verdienstvollen Arbeit von Alexis François:[2]) *La Grammaire du Purisme et l'Académie Française au XVIII^e Siècle* (Paris 1905) entstanden zu sein scheint. François zitiert de Callières in einer Form, die Aufmerksamkeit heischt. Einmal im 2. Kapitel seiner Studie: *L'Exécution du Programme* (p. 80), wo er „Urteile“ von Zeitgenossen über de Callières anführt: trop flatté par Goujet au gré de l'abbé Desfontaines, mais dont *l'Année littéraire* cite avec éloge le petit mais excellent ouvrage intitulé *Des Mots à la mode (Année littéraire*, 1754, VII, p. 225), tandis que le traité: *Du bon et du mauvais usage* du même auteur est estimé par d'Alembert un livre: v r a i m e n t a c a d é m i q u e *(Eloge de Fr. de Callières, Histoire des membres de l'Académie*, III, p. 385.)[3]) Ein zweites Mal kommt François im 5. Kapitel des gleichen Werkes: *Les Auteurs commentés* auf de Callières zu sprechen, als er seine *Eloges de quelques poètes françois lus à l'Académie le jour de la réception de La Motte* (1710) erwähnt (p. 172—173). Ihr Abdruck erfolgte 1711 im *Recueil de plusieurs pièces d'éloquence....* Paris, Coignard, pp. 327—338. „De Callières divise ces poètes en trois „*pléiades*“. Dans la première, il range Corneille, Racine, Molière, La Fontaine, Voiture, Sarrasin, Chapelle; dans la seconde, Despréaux, Pavillon, Pellisson, Benserade Quinault, Segrais, le duc de Nevers; dans la troisième, un certain nombre de femmes auteurs.“

Augenscheinlich müßte sein 1710 in der Akademie bekundeter literarischer Geschmack bei der Beurteilung seiner sprachlichen G e s a m t leistungen einigermaßen in die Wagschale fallen. Deshalb erlaube ich mir, auf diese von Schenk nicht ausdrücklich erwähnte Schrift noch rechtzeitig aufmerksam zu machen.[4]) Zu den unechten, sowie den *opuscules académiques, sans grande importance* (v. Roques, *l. c.* p. 4) darf sie nicht gezählt werden.

Die sorgsam angelegte „Table“ verdankt ihre Entstehung einer ausdrücklichen Anregung Roques' (s. p. XXIII). Verdienstlich ist der Gedanke an jeden Artikel „une ou plusieurs citations comparatives dans les auteurs qui ont écrit vers la fin du XVII^e siècle“ anzureihen. Diesen Angaben wird ein eifriger

[2]) François wird von Schenk nirgends zitiert.

[3]) D'A l e m b e r t ' s *Eloge de Fr. de Callières* wird von Schenk natürlich öfters erwähnt.

[4]) Emile Gassier in seiner ungenauen Notiz (*Les cinq-cents Immortels*, p. 258) erwähnt einzig mit Titelnennung seine: *Histoire poétique de la guerre déclarée entre les anciens et les modernes*, 1688. (vol. in-12.)

Leser noch viele andere Vergleiche anzuknüpfen willens sein. Insbesondere wird Bouhours stärker in Betracht kommen, erstlich mit seinen *Entretiens d'Ariste et d'Eugène* (3te Auflage, Paris 1671), zweitens mit seinen *Doutes sur la langue françoises, proposez à Messieurs de l'Académie françoise* (A La Haye, 1674) und endlich auch mit der *Suite des Remarques nouvelles sur la langue françoise* (Paris, 1675).

Mit Recht schließt sich Schenk der Ansicht Geyers an, daß die Aufstellung von Categorien etwas mißliches habe. Aber bei der alphabetischen Einordnung wären doch vielleicht die Aussprache-Angaben besser abgesondert geblieben und mehr vom modern-phonetischen Gesichtspunkt aus zur Besprechung gelangt. Thurot's emsige Arbeit ist in dieser Beziehung längst überholt und nicht bloß durch Heranziehen neuen Materials zu ergänzen.

Da sich Schenk die Mühe genommen hat, Jaumin, *Les Compliments de la langue Françoise* (Lyon 1624) heranzuziehen, mit der Motivierung „parce qu'il recommande l'emploi d'une foule d'expressions que, en 1693, Callières déclare inadmissibles dans la bouche d'un honnête homme", würde es sich empfehlen, auch Marguerite Buffet, *Nouvelles observations sur la langue françoise* (Paris, 1668) etwas genauer zu kontrollieren als ich es 1897 für notwendig erachtet habe. Unsere Sprachforschung zieht mit recht immer engere Kreise, um Positives zu Tage zu fördern. Briefe jener Zeiträume verdienen ebenfalls noch nähere Berücksichtigung. Insbesondere bilden die Briefe Madame de Sévignés in ihrer ungekünstelten Frische eine Fundgrube, die noch in vieler Beziehung der richtigen sprachlichen Ausnützung harrt.

Schenk's verdienstvolle Forschung eröffnet ungeahnte Ausblicke auf weites Terrain, das noch völlig brach liegt.

München. M. J. MINCKWITZ.

**Luxenburger, Hans.** *Die verbalen Präfixe der französischen Sprache.* I. R-Präfix im Französischen und Deutschen. Straßburg i. E. Eduard van Hauten (C. F. Schmidts Universitäts-Buchhandlung). 1910. 110 S. 8⁰. Preis 3,50 Mk.

S. 21: „In re verläßt das tätige Individuum noch nicht das Meer des Empfindens und der Sympathie, in dem es geboren wurde (s. pro), um sich in seinem eigenen Milieu aus zu sondern, es tritt noch nicht auf den festen Boden eigenen Wollens, eigener Zwecke, sondern es ist noch tätig bewegt in der sympathischen Flut, sein Wollen ist nur die im Rhythmus des Wellengangs wieder zerfließende Welle, seine Aktivität nur die sympathische Wechselwirkung zur Passivität im rhythmischen Kraftausgleiche des ewig tätigen Lebens. Re also überhaupt Buchstabe und Sinnbild des Lebensrhythmus, und die re-Verben kennzeichnen sich überhaupt als passive Verben, als Erkenntnis und Anerkennung der sympathischen Lebensbestimmung."

S. 35: „Während wir in re eine spiegelglatte Wasserfläche sehen, in deren Masse alles Individuelle als Gleiches unter Gleichem lebte, sehen wir bei pro die alles Leben bedeutende Wasserfläche sich furchen, die Wassermasse setzt sich in Bewegung in großen Wellenzügen, Höhen und Tiefen bilden sich, und aus den Wellen können wir bestimmte Formenbilder bilden."

Die Ausstattung des Schriftchens ist gut, der Preis desselben in Anbetracht der darin enthaltenen Fülle unbeabsichtigter Komik nicht zu hoch.

D. Behrens.

**Münch, Wilhelm.** *Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts.* — 3. verbesserte und ergänzte Auflage. München 1910. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 192 S. Lex. $8^0$. — Preis geh. 4 Mk., in Leinwand geb. 5 Mk. [= Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre f. höhere Schulen, herausgeg. von A. Baumeister. III. Bd., 2. Abteilg., 1. Hälfte].

Was E. Uhlemann vor sieben Jahren in dieser *Zeitschr.* Band XXVI, S. 79 über die 2. Auflage dieses trefflichen Werkes geurteilt, gilt auch von der jetzt vorliegenden dritten. Weit davon entfernt, über die einzelnen, zum Teil noch strittigen und viel erörterten Fragen der Methodik des neusprachlichen Unterrichts abschließend oder einseitig urteilen zu wollen, betätigt Münch, nun schon seit Jahren dem praktischen Betrieb und Kampf in unserem Fache entrückt, überall in wahrhaft edler und vornehmer Form den Wunsch, nach allen Seiten billig zu sein, eine weitherzige Entscheidung zu treffen und an vielen Punkten verschiedene Wege und Mittel als zulässig anzuerkennen. Mit Recht betont er auf Grund reicher und vielseitiger Erfahrung gegenüber denen, die, für Neues unempfänglich und auf den Paragraphen ihres Programms ein für allemal fest beharrend, ihn auf frühere abweichende Äußerungen festlegen wollen: „Die fruchtbarsten Geister sind es nicht, die sich ihrer steinernen Festigkeit rühmen können".

Der Text ist diesmal nicht einer so tiefgreifenden Umgestaltung unterworfen worden, wie es bei der zweiten gegenüber der ersten Auflage der Fall war. Der Abschnitt über die amtliche Organisation des Unterrichts in den verschiedenen Staaten (III C) ist auf Grund der jetzt geltenden Bestimmungen neu ausgearbeitet. Um die Verwendbarkeit dieser 3. neben der 2. Auflage zu erleichtern, sind die neuen Betrachtungen in besonders bezeichneten Zusätzen angefügt. Als die interessantesten dieser Zusätze sind wohl die folgenden zu vermerken: S. 21 über die Versöhnung der zwei Methoden und die Rechtfertigung der vermittelnden Stellung, S. 39 über phonetische Texte, Rezitatoren und Grammophon, S. 55 über Sprechübungen, S. 77 über die

Stellung der Grammatik und Leygues' *tolérances* in unserer Schule, S. 92 über das Hinübersetzen, S. 93 über den Aufsatz, S. 114 ff. über die Überproduktion neusprachlicher Schulausgaben, die Zerfahrenheit in der Auswahl der Lektüre, die Tätigkeit des Kanonausschusses, die Wahl philosophischer und technischer Lektüre, die Frage ob Chrestomathie oder Einzelschriftsteller, S. 146 Synonymik, S. 151 Stilistik, S. 156 Literaturgeschichte, S. 160 Behandlung der Realien, S. 181 die Einrichtung des neuphilologischen Studiums und die Frage der Trennung von Französisch und Englisch, die letzthin am eingehendsten auf der Generalversammlung des Bayerischen Neuphilologentages behandelt worden ist.

Münch orientiert überall über die verschiedenen Fragen und die Auffassung der Hauptvertreter der verschiedenen Lager. Da er selbst nun schon seit zehn Jahren der praktischen Betätigung entrückt ist, so läßt er häufig die neueren methodischen Schriften von O. Thiergen (Methodik des neuphilologischen Unterrichts, 2. Aufl. 1910), E. Hausknecht (in Rethwischs Jahresberichten über das höhere Schulwesen, Weidmann, Berlin und in Reins „Deutsche Schulerziehung") und G. Steinmüller (in Breymanns „Neusprachliche Reformliteratur", Bändchen III. 1905 und IV. 1909) zu Wort kommen.

Die Neubearbeitung der Literaturangaben S. 182 ff. weist gegenüber der zweiten Auflage eine größere Beschränkung auf, jedoch nicht zum Nachteil des Buches: viele Stichproben haben mir ergeben, daß die wertvollen Bücher und Aufsätze verzeichnet sind.

Münchs Buch wird auch in dieser neuesten Gestalt allseitige Belehrung und Anregung bieten und deshalb zum eisernen Bestand jeder neusprachlichen Hand- und Schulbibliothek gerechnet werden müssen.

Darmstadt. August Sturmfels.

**Thiergen, Oscar.** *Methodik des neuphilologischen Unterrichts.* 2. Auflage mit 4 Abbildungen im Texte. 1910. Leipzig, B. G. Teubner. 159 S. 8⁰.

Im Gegensatz zu Münchs weitherziger Ausführung der Bestimmungen der neuen Lehrpläne in der eben besprochenen „*Didaktik und Methodik*" muß auch die vorliegende neue Auflage von Thiergens Methodik als das bezeichnet werden, was Uhlemann in dieser *Ztschr.* Band XXVI, S. 81 von der ersten gesagt, nämlich als „einseitige Interpretation dieser Lehrpläne im Sinne der Reformer". Es soll jedoch damit keineswegs ein Tadel ausgesprochen sein; will der Verfasser ja doch nicht mehr und nicht weniger geben als eine praktische Methodik, die Quin-

tessenz der Erfahrungen seiner langen und reichen Tätigkeit „in allen Schulgattungen, außer Oberrealschulen". Das Buch trägt durchaus ein konkretes, subjektives, individuelles Gepräge. Sein wertvollster Bestandteil ist Abschnitt IV, den Uhlemann schon so eingehend gewürdigt, daß ich mich hier auf Einzelheiten beschränken kann.

Die Anordnung des Buches ist in dieser Auflage im ganzen dieselbe geblieben. Das Kapitel über Auslandsreisen ist mit Recht gekürzt, das über die Transkription und Phonetik erweitert. Die neuen preußischen Ausführungsbestimmungen über den höheren Mädchenschulunterricht sind S. 92 ff. berücksichtigt. Abschnitt V, ein Vortrag von Cossack über Börner-Thiergens Lehrbuch des Englischen, ist vollständig weggefallen, vielleicht unter dem Einfluß der Kritik der ersten Auflage. Ob jedoch die berechtigte Kritik überall beachtet worden, wie der Verfasser im Vorwort behauptet, will mir zweifelhaft erscheinen. Die Wortfamilien S. 54 ff. geben immer noch eine Fülle von überaus seltenen und für den Schüler ganz wertlosen Wörtern. Ist Thiergen immer noch der Ansicht, daß die sachliche Belehrung im Anschluß an die Lektüre so weit gehen kann und soll, wie er S. 109 bei Besprechung des Wechsels in Dickens' *Christmas Carol* bemerkt? Der Optimismus, wie er S. 122 unten nach Darlegung der Behandlung des Gedichts von Coppée „*l'un ou l'autre*" zum Ausdruck kommt, würde vielleicht geringer sein, wenn der Verfasser an Oberrealschulen in Städten mit allen Schulgattungen gewirkt hätte. Die übrigens durchaus dankbaren Beispiele von Skizzen der Entwicklung der zwei Sprachen S. 123 ff. sind in Einzelheiten noch unklar oder falsch: warum ist nicht der einfache logische Grund dafür angegeben, daß der Stamm der casus obliqui (*pedem*, *pontem*, *florem* = *pied*, *pont*, *fleur* etc.) die Grundlage der französischen Wörter geworden ist? Die Stellen S. 138 oben "*in the 13th century the descendants of the Anglo-Saxons knew so little of the language of their forefathers that they were scarcely able to read their ancient writers*" und dann S. 138 Mitte "*English had remained victorious*" stehen im Widerspruch, da man nach der ersten Stelle annehmen muß, das Angelsächsische sei in allen Kreisen der Bevölkerung erloschen gewesen, was doch gar nicht der Fall war, da ja sonst der in der zweiten Stelle konstatierte endgültige Sieg der germanischen Sprache unerklärlich wäre.

Diese Kleinigkeiten sollen natürlich nicht im geringsten unser Gesamturteil abschwächen, in dem wir das Buch als die beachtenswerteste Didaktik der Reformer, als ein sehr anregendes und gedankenreiches Werk bezeichnen.

Darmstadt. AUGUST STURMFELS.

**Breimeier, Heinrich.** *Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche.* (XVII. Heft der *Neusprachlichen Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik,* herausgeg. von Dr. Clemens Klöpper-Rostock). Dresden und Leipzig 1910. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers) in 8⁰, VI + 72 S. 1.60 Mk.

Das vorliegende Heft enthält zwar eine Reihe von Angaben und Beispielen, die geeignet sind, dem Schüler bei der Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche einige Hilfe angedeihen zu lassen und in gewissem Sinne die Arbeit zu erleichtern, aber im allgemeinen ist die Auffassung des Verfassers von sprachlichem Leben so wenig wissenschaftlich vertieft, ist überhaupt sein Sprachgefühl so eng und unfrei, daß ich mir von der Benutzung des Büchleins weder für Lehrer noch Schüler großen Nutzen verspreche.

Der Hauptirrtum des Verfassers besteht darin, daß er glaubt, man könne aus dem Zusammenhang gerissene Wörter und Wortgruppen mit Hilfe von mehr oder weniger willkürlichen Regeln und Hinweisen auf einen (oft zu Unrecht angenommenen) abweichenden Sprachgebrauch richtig und einwandfrei aus einer Sprache in eine andere übersetzen.

Die stilistische Fixierung jeder Gedankenmitteilung oder Gefühlsäußerung erfolgt zwar auf dem Grunde gewisser normaler Regeln und Gesetze des sprachlichen Ausdrucks, ist aber im einzelnen von einer Reihe von Faktoren abhängig, die nur aus der augenblicklichen Verfassung des redenden oder schreibenden Individuums abzuleiten sind. Diese Faktoren können sich in beliebigem Grade an das Normale anpassen oder sich von ihm entfernen.

Um aus einer Sprache in eine andere zu übersetzen, muß zunächst einmal der Sinn der zu übersetzenden Stelle genau geprüft werden. Es muß genau festgestellt werden, wie sich diese Stelle in den Zusammenhang der Rede einfügt, was etwa die besondere Absicht des Redenden oder Schreibenden mit dem so und nicht anders formulierten Ausdruck gewesen ist, aus welcher Stimmung heraus, in welcher Gefühlslage, unter welchen äußeren und inneren Bedingungen die Worte geflossen sind, von wem zu wem die Rede geht und was dergleichen Erwägungen mehr sind. Erst wenn der ganze Habitus der zu übersetzenden Stelle erkannt ist, dann kann die Übersetzung beginnen; die Übersetzung, deren Ziel es ist, mit Hilfe anderssprachlicher Symbole Inhalt und Form des fremden Idioms wiederzugeben. Da wird sich dann ganz von selbst zeigen, in welchem Umfange man etwa Wortstellung, Wort- und Satzverbindung, Verbalfunktion, Präpositionsgebrauch etc. der einen Sprache in der anderen Sprache beibehalten kann oder ändern muß. Diese Überlegungen und Übungen sind sekundärer Art. Die Ausdrucksformen, zu denen sie führen, stellen sich ganz von selbst ein, da sie ja aus dem eigenen, längst vertrauten Sprachgebrauche stammen. Das erste Erfordernis also ist den stilistischen Charakter der zu übertragenden Phrase festzustellen und sich klar zu machen, was man zu übersetzen hat, das Wie wird sich dann schon finden.

Es ist die Aufgabe des Sprachlehrers, diese intellektuellen Operationen, soweit er sie durchführen kann, den Schüler vornehmen zu lassen, ihn zu lehren den fremdsprachlichen Ausdruck um seiner selbst willen, in seiner eigenen Verfassung zu begreifen und ihn nachher erst an die Übersetzung der als Einheit erkannten und gefühlten Wortgruppe herantreten zu lassen.

Der Verfasser des vorliegenden Heftes spricht zwar gelegentlich von der Notwendigkeit des Übersetzens aus dem Zusammenhang heraus,

er will auch nicht immer die von ihm gegebenen Beispiele als die allein möglichen hinstellen, aber dennoch ist die ganze Anlage seiner Schrift, die Tendenz seiner Sprachauffassung und demgemäß die Art seines Sprachunterrichtes weit von dem Gedanken entfernt, dem diese Besprechung zur Anerkennung verhelfen möchte.

Da die Schrift an anderer Stelle eine wesentlich günstigere Beurteilung erfahren hat, so seien aus der großen Menge der zu beanstandenden Beispiele einige besonders bezeichnende Fälle herausgehoben.

Gleich im ersten Kapitel über die Wortfolge behauptet der Verfasser, man dürfe manchmal beim Übersetzen die französische Wortfolge nicht nachahmen und führt nun eine Reihe von Beispielen an, welche die Notwendigkeit der Veränderung der Wortstellung erweisen sollen. In keinem einzigen der von ihm angeführten Fälle kann von irgend einem Zwange die Rede sein. So soll der Satz *je l'accueillerai avec joie* nach des Verfassers Vorschrift übersetzt werden durch „mit Freuden werde ich ihn aufnehmen." Unter gewissen Umständen wird vielleicht diese Übersetzung zu empfehlen sein, aber „ich werde ihn mit Freuden (oder sehr gern) aufnehmen" ist in der Regel ebenso gut, genau und richtig. *Il arriva trop tard pour sauver son ami* soll werden „zu spät kam er an, um seinen Freund zu retten"; *il l'avait dit, la voix élevée* mit erhobener Stimme hatte er es gesagt; *nul ne connaissait la destination de ce corps* die Bestimmung dieses Korps wußte niemand. Warum sollte man, um nur das letzte Beispiel zu besprechen, im Deutschen den Satz nicht beginnen dürfen mit „Niemand kannte . ." Besonders dann, wenn etwa der Autor gerade den Nachdruck auf die Tatsache legen wollte, daß eben niemand wußte, wohin das Korps marschieren sollte. *Il avait renforcé sa cavalerie* übersetzt der Verfasser durch „Seine Kavallerie hatte er verstärkt" und will damit seinen Schülern die Abweichung der französischen Wortstellung von der deutschen beweisen.

Im Kapitel über das Substantiv heißt es u. anderem: Der durch das Substantiv ausgedrückte Begriff ist näher zu bestimmen: *La tentation* die Versuchung zum Bösen. Für Luthers Sprachgefühl genügte bekanntlich „und führe uns nicht in Versuchung" und Flauberts Novelle *La Tentation de Saint Antoine* wird man sicher nicht wiedergeben durch „Die Versuchung des hlg. Antonius zum Bösen". Der Verfasser doziert: Ein franz. Subst. mit Adj. ist durch ein neutrales substantiviertes Adj. oder Partizip wiederzugeben: *la force créatrice* das Schöpferische (p. 19). Jeder Unvoreingenommene wird ohne Zweifel übersetzen „die Schöpferkraft". *De grandes choses*, Großes. So gewiß in manchen Fällen, z. B. Der Herr hat Großes an uns getan, aber daneben auch „der große Dinge tut". Das franz. Subst. bleibt oft unübersetzt, z. B. *Au milieu des applaudissements de la foule* unter dem Beifallsgeschrei der Menge. Ich kann mir Fälle denken, wo ich nur übersetzen würde „inmitten des Beifallsgeschreis", etwa wenn ich fortfahre „blieb der Gefeierte unbeweglich". *Il composa un livre à l'usage des écoliers* übersetzt Breimeier durch „er verfaßte ein Buch für die Schüler", indem er ohne Grund das Subst. *usage* „unübersetzt" läßt. In Wirklichkeit übersetzt er es natürlich mit, wenn er es auch nicht durch das entsprechende deutsche Substantiv ausdrückt. „Für die Schüler" ist ihm doch die dem Sinne entsprechende Übersetzung von „*à l'usage des écoliers*". Ein Grund das Substantiv im Deutschen zu unterdrücken, ist selbstverständlich nicht vorhanden. „Für den Schulgebrauch" oder „zum Gebrauch für Schüler" würde besser sein als nur „für die Schüler".

Eine Erklärung wie „*L'esprit* und *le cœur*" geben oft an, nach welcher Seite hin eine Person besonders in Betracht kommt: *l'esprit du peuple*

das Volk, *dans l'esprit de nos compatriotes* bei unseren Landsleuten, kann wohl nicht gröber und vager zugleich gefaßt sein.

Bei der Lehre vom Adjektiv heißt es u. and.: Das attributive Adj. wird substantiviertes Adj. *Ce fait louable* das Löbliche dieser Tat. Würde man jemals sagen: Das Löbliche dieser Tat trug dem braven Manne eine hohe Belohnung ein? *Cette question indécise* das Unbestimmte dieser Frage. Würde ein Lehrer einem Schüler antworten: Auf das Unbestimmte dieser Frage kann ich dir keine Auskunft geben? — Das Adjektiv wird übersetzt durch ein Adverb (p. 22): *Deux règnes successifs* nacheinander. So braucht man doch nicht zu übersetzen, weil man etwa *en plein cœur* durch „mitten ins Herz" übersetzt.

Sehr pedantisch ist das Kapitel über die Konjunktionen abgefaßt. Während das Verhältnis der einzelnen Sätze und Satzteile untereinander im Französischen häufig nicht durch eine Konjunktion angegeben ist, sei im Deutschen die Neigung Bindewörter zu gebrauchen gewöhnlicher. Diese vermeintliche Eigenart des Deutschen zeigt Verf. am kläglichsten an folgendem Beispiel: *Malgré le vent qui souffle et la froid qui mord, Marianne s'accoude un instant à la fenêtre. Cela lui refraîchit la tête. Elle est si lasse: depuis le matin elle n'a pas quitté l'ouvrage, et la couture c'est si dur*: Trotz des wehenden Windes und der beißenden Kälte lehnt sich Marianne einen Augenblick ans Fenster, u n d das kühlt ihr den Kopf; d e n n sie ist müde und hat seit dem Morgen die Arbeit nicht aus der Hand gelegt, t r o t z d e m das Nähen so sauer ist. Diese Übersetzung zerstört unerbittlich den stilistischen Charakter der Vorlage. Gerade das Fehlen der Konjunktionen läßt die einzelnen Momente der Situation so schön und stimmungsvoll hervortreten. Das ist im Deutschen ebensogut möglich wie im Französischen . . . Das kühlt ihr den Kopf. Sie ist so müde. Seit dem frühen Morgen hat sie die Arbeit nicht aus der Hand gelegt und das Nähen, es ist so sauer.

Neben manchen richtigen Bemerkungen finden sich auch in dem Kapitel über das Verbum eine Reihe von verfehlten Vorschriften. Es wird gewiß häufig ein präpositionaler Infinitiv des Französischen im Deutschen durch eine substantivische Wendung auszudrücken sein, z. B. *avant de partir* vor der Abreise. Aber deswegen ist es doch nicht nötig den Satz: *Quoi qu'on puisse dire en effet pour justifier le développement que Napoléon* . . . zu verdeutschen, wie Breimeier es tut: Was man auch wirklich zur Rechtfertigung der Entwicklung sagen mag, die Napolen. . . Die Übersetzung von *il doit se soumettre* durch Unterwerfung ist Pflicht, ist abstrakt und linkisch; die der Wendung *qui a persisté jusqu'au bout à se fier à lui* durch „der bis zuletzt im Vertrauen auf ihn ausgeharrt hat" jedenfalls mißverständlich. Im Französischen heißt es, daß einer einem anderen unbedingtes Vertrauen bewahrt hat, im Deutschen tritt ohne Not das Ausharren in den Vordergrund, man denkt an ein wirkliches Warten oder Ausdauern in einer bedrängten Situation etwa. Davon ist im französischen Text keine Rede. Eine falsche Anwendung des Wortes „kenntlich" liegt vor in der Übersetzung von *un endroit qu'on va lui faire connaître* durch: ein Ort, den man ihm kenntlich machen will. Ein franz. Particip wird durch ein Adjektiv wiedergegeben. Beispiel: *madame est sortie* die gnädige Frau ist aus. Wenn ein Dienstbote so spricht, der es nicht besser weiß, mag es angehen. Ein Schüler, der aus dem Französischen möglichst gut ins Deutsche übersetzt, darf eine solche nachlässige Redensart nicht gebrauchen.

Es verrät eine recht oberflächliche Auffassung von syntaktischem Satzgefüge, wenn der Verfasser lehrt (p. 47): „Nach *il y a (il est)* drückt der Infinitiv mit *à* eine Notwendigkeit oder Möglichkeit aus. *Cette fois il n'y avait plus à se méprendre* dieses Mal konnte man sich nicht mehr täuschen." Wie sollte der Infinitiv das vermögen? Sollte die-

Möglichkeit oder Notwendigkeit nicht vielmehr in dem *il y a* oder *il est* liegen? Ein gleicher Mangel an elementarstem syntaktischen Sinn liegt zugrunde, wenn Breimeier als Beispiel für die Übersetzung des Infinitivs mit *de* angibt: *Il feignit de ne pas comprendre* er tat, als ob er es nicht verstände. Nicht der Infinitiv mit *de* wird so übersetzt, sondern der Begriff des Sich-Verstellens. Da die Übersetzung einmal angefangen wurde mit „er tat", so blieb nichts anderes übrig als fortzufahren „als ob".

Nebensätze werden durch ein Adjektiv oder Particip übersetzt (p. 70): *Le succès que nous pouvons espérer* der zu erhoffende Erfolg. Wer spricht oder schreibt so? Der Erfolg, den wir erhoffen dürfen, ist wohl eine bessere und getreuere Übersetzung. *La question qui s'agite* die schwebende Frage. Den Satz „*la question qui s'agite en ce moment*" würde ich ohne weiteres übersetzen: „die Frage, um die es sich in diesem Augenblick handelt", und nicht „die in diesem Augenblick schwebende Frage". *Qui connaît le monde* weltkundig. In sehr vielen Fällen werde ich den mit Nachdruck gesprochenen Relativsatz „der die Welt kennt", dem einfachen Adjektiv „weltkundig" ganz sicher vorziehen. *Un état qui doit durer* übersetzt Breimeier sehr dürftig durch „ein dauerhafter Staat". Man spricht wohl von einem dauerhaften Stiefel oder einem dauerhaften Regenschirm, aber auch von einem dauerhaften Staat? Abgesehen davon, daß die verschiedenen Möglichkeiten, die *doit* je nach dem Zusammenhang der Übersetzung gewährt, ganz unberücksichtigt bleiben.

„Das Relativpronomen steht oft statt einer deutschen Konjunktion" (p. 72) *La mort qui n'épargne personne, est la véritable égalité.* Da der Tod niemand verschont, so erscheint er als die Verkörperung der Gleichheit. Sehr exakt und umständlich und doch nicht gut. Welcher Nachdruck liegt nicht in den Worten *La mort qui n'épargne personne*, der Tod, der keinen verschont. Jedes Wort ist an seinem Platze, wirkt an seiner Stelle, und die Umschreibung durch die Kausalkonjunktion beraubt den Satz seiner ganzen, feierlichen Schwere.

Relativsätze werden koordiniert: *Il partit pour l'Amérique, où il mourut peu après.* Er reiste nach Amerika u n d starb dort bald nachher. Ganz unnötig, die relativische Anknüpfung aufzuheben; wo er bald darauf starb, ist gerade so gut, wenn nicht besser und ungezwungener. Koordiniert der Verfasser hier, so ordnet er bei anderer Gelegenheit, ebenfalls ohne zwingenden Grund, unter. S. 65 gibt er als Beispiel: *Dans ces provinces aussi, la réforme avait pénétré, et à l'abri de leur liberté d'états . . . elle avait fait de sensibles progrès*, mit der Übersetzung: Auch in diese Länder war die Reformation eingedrungen, wo sie . . . Fortschritte machte. Es ist natürlich möglich, so zu schreiben, wahrscheinlich ist sogar der französische Text die von einem Franzosen herrührende Übersetzung des deutschen, so daß die Subordination in dem einen Beispiel, die Koordination im anderen dem Verfasser der vorliegenden Schrift nicht zur Last fallen. Er fehlt nur, indem er aus diesen Beispielen verallgemeinernde Schlüsse zieht und sagt, so muß es gemacht werden, oder hier kann man etwas lernen für die Erkenntnis von Abweichungen des deutschen vom französischen Sprachgebrauche.

Für die Übersetzung des nunmehr als letzten anzuführenden Beispiels wird er aber wohl selbst verantwortlich zu machen sein. *Les patrons de la fabrique où il travaillait étaient de braves gens, qui comprenaient qu'il faut que le travail nourrisse son maître.* In der Übersetzung: Seine Fabrikherrn waren brave Leute u n d sahen ein, daß die Arbeit ihren Herrn ernähren müsse. Hier ist die vorgenommene Koordination statt der Relativkonstruktion ganz unstatthaft. Der Relativsatz gibt nämlich gewissermaßen die Erklärung, warum die

Fabrikherrn brave Leute waren (ihre Bearbeitung zeigte sich nämlich auch darin, daß sie der Ansicht waren, die Arbeit müsse ihren Herrn ernähren). Indem Breimeier durch „und" koordiniert, sagt er, daß die Fabrikherren brave Leute waren und außerdem noch einsahen, daß ... Die Abweichung vom Französischen ist hier also vom Übel. Will man schon einmal nach Finessen in der Übersetzung suchen, so könnte man sich eher fragen, ob man im Deutschen wohl sagen dürfe, die Arbeit ernährt ihren Herrn. Man sagt wohl, Untreue schlägt ihren eigenen Herrn, aber z. B.: Jedes Handwerk nährt seinen Mann, und so müßte man wohl auch hier statt Herrn Mann schreiben.

Gießen. WALTHER KÜCHLER.

# Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 1. Februar 1911.)

## 1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

*Aude, A.-F.* Bibliographie critique et raisonnée des Ana français et étrangers. Paris, H. Daragon, 1910. 122 S. 8⁰.

*Catalogue général* des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 42: Dript-Duchemin de Villiers. Paris, Impr. nationale, 1910. In-8, col. 1 à 1262. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

*Catalogue général* des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Actes royaux, par M. *Albert Isnard.* T. 1er: Depuis l'origine jusqu'à Henri IV. Paris, Impr. nationale. 1910. In-8 à 2 col., I à LVIII, col. LIX à CCXXII, col. 1 à 852. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

*Catalogue général* de la librairie française. Continuation de l'ouvrage d'Otto Lorenz. (Période de 1840 à 1885: 11 vol.) T. 21 (période de 1906 à 1909). Rédigé par *D. Jordell.* 1er fasc.: A. Chamard. Paris, D. Jordell, 8, rue de Louvois, 1910. In-8 à 2 col., 240 p.

*Catalogue* des manuscrits de la collection Mancel; par *R. N. Sauvage.* Paris, Plon-Nourrit et Cie. Caen, libr. L. Jouan. 1910. In-8, 316 p. [Extrait du «Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France». T. 44, publié par le ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

*Prévost.* Inventaire sommaire des documents manuscrits contenus dans la collection Chatre de Cangé, au département des imprimés de la Bibliothèque nationale. Paris, H. Champion, 1910. In-8, 240 p.

*Ricci, Seymour de.* Inventaire sommaire des manuscrits du Musée Plantin, à Anvers [In: Rev. des Bibliothèques. Juillet-sept. 1910].

## 2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

*Bulletin de la Soc. de littérature wallonne.* T. 52, 2me partie (Philologie). Liège, H. Vaillant-Carmanne, 1910.

*Bulletin du Dictionnaire général de la Langue wallonne.* 5e année (1910). Nr. 2: Sommaire: Les machines parlantes et la dialectologie, par *Antoine Grégoire.* — Le Musée de la parole, par *Ferdinand Brunot.* — Les Patois, par *Jean Frollo.* — *Archives dialectales:* 16. Le Beurre et le Fromage [dialecte de Thimister (pays de Herve)], par le Dr. S. Randaxhe. — 17. Le Matelassier (dialecte de Namur), par Paul Maréchal. — *Notes d'Étymologie et de Sémantique:* 32. w. tofér ou tot-fér, par *Alphonse Bayot* et *Jean Haust.* — 33. w. cirion, claus d'cirion, par *Jules Feller.* — 34. w. ǆjèrmale; 35. w. ǆjama; 36. w. crâmignon; 37. w. vinâve, par *Jean Haust.* — 38. Le suffixe -aricius en wallon, par *Jules Feller.* — *Communications reçues* (7e liste).

*Bulletin du Dictionnaire général de la Langue wallonne.* 5e année (1910). Nr. 3—4: Sommaire: *Notes d'Etymologie et de Sémantique.* 38. Le suffixe -aricius en wallon (*Jules Feller*), suite et fin. — Enquêtes à faire. — *Vocabulaire-Questionnaire* (7e cahier): Cinquième liste AB-; Troisième liste AB-; Deuxième liste AD- AE-. — *Liste des Correspondants* qui ont répondu au 3e et au 6e Questionnaire. — *Livres et Revues* (Jean Haust). — *Chronique.*

*Revue des Études Rabelaisiennes.* VIII, 2e et 3e fascicules [Sommaire. Charles Charmois, peintre du roi Mégiste, par Henri Clouzot. P. 113. — Les noueries d'aiguillette en Poitou, par Henri Gelin. P. 122. — Rabelaesiana, par Lazare Sainéan. P. 134. — La Grande salle de Navarre, par G. Pinet (avec trois gravures). P. 173. — Les cagots au XVIe siècle, par Lazare Sainéan. P. 180. — Un lecteur de Rabelais entre 1540 et 1549. P. 188. — Le chapitre XXXIII du manuscrit du Ve livre, par Lazare Sainéan. P. 191. — Le «trou de sainct Patrice», par J. Plattard. P. 200. — Le collège de Montaigu et les cuistres, par Alphonse Roersch. P. 204. — La sibylle de Panzoult, par Henry Grimaud (avec une gravure). P. 208. — Notes pour le commentaire, par P. Dorveaux et E. Galtier. P. 209. *Comptes-Rendus.* P. 220: Henri Hauser. Études sur la Réforme française (J. B.). — P. 222: V.-L. Bourrilly. Le Journal d'un bourgeois de Paris sous le règne de François Ier (1515—1536) (J. Plattard). — P. 225: Henri Clouzot. Philibert de l'Orme (J. B.). — P. 226: Aurelio Stopoloni. Francesco Rabelais (J. B.). — P. 228: Paul Laumonier. La Vie de P. Ronsard, de Claude Binet (1586); Ronsard poète lyrique. Etude historique et littéraire (J. Plattard). — P. 232: Mathieu Augé-Chiquet. La vie, les idées et l'œuvre de Jean-Antoine de Baïf; les Amours de Jean-Antoine de Baïf (Amours de Méline) (V.-L. Bourrilly). — P. 234: Armand Lebault. La table et le repas à travers les siècles (A. L.). — P. 236: Béatrix Rava. L'art de Rabelais (A. L.). — P. 237: Jean Plattard. L'œuvre de Rabelais (sources, invention et composition) (J. B.). — *Chronique.* P. 244—256. — *Fac-similés*: Vue de l'ancien collège de Navarre lors de la démolition en 1876. P. 174. — Vue du bâtiment de la théologie sur la rue Clopin. P. 175. — L'escalier conduisant à la bibliothèque. P. 176. — La grotte de la sibylle de Panzoult (d'après une photographie). P. 208].

*Breymann, H.* von *H. Schneegans* [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht IX, 6. S. 529—540].

*Nutt, A.* — *E. Clodd.* In Memoriam: Alfred Nutt [In: Folk-Lore XXI, 3].

*Picard, Émile.* Biographie. Bibliographie analytique des écrits p. *E. Lebon.* Paris, Gauthier-Villars [Savants du jour].

*Tobler, Adolf.* In memoriam. Von *A. Wallensköld* [In: Neuphilologische Mitteilungen. 1910 Nr. 3/4].

### 3. Sprachgeschichte. Grammatik, Lexikographie.

*Novicow, J.* Le français langue international de l'Europe. Paris. B. Grasset. 2 fr.

*Adolphi, P.* Doppelsuffixbildung und Suffixwechsel im Englischen mit besonderer Rücksicht auf das lateinisch-romanische Element. Diss. Marburg. 43 S. 8⁰.

*Gartner, Th.* Französische Redensarten in unserem Deutsch [In: Wiss. Beihefte z. Zeitschr. des A. deutschen Sprachvereins. 5. Reihe. Heft 32. S. 44—46].

*Herthum, P.* Die germanischen Elemente im altfranzösischen Rolandsliede [In: Wissenschaftl. Festschr. des K. Realgymnas. zu Leer 1910].
*Kaesebier, K.* Französische Fremdwörter in der deutschen, deutsche Fremdwörter in der französischen Sprache. Progr. Cöthen 1909. 30 S. $8^0$.
*Körting, G.* Taschenwörterbuch der deutschen Sprache. Teil I: Etymologisches Lehr- und Fremdwörterbuch. Berlin-Schöneberg. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).
*Maydorn, B.* Über den Wechsel des Geschlechts bei der Eindeutschung fremder Wörter [In: Wiss. Beihefte z. Zeitschr. des A. deutschen Sprachvereins. 5. Reihe. Heft 32. S. 55—59].

*Uhlenbeck, C. C.* Contribution à une phonétique comparative des dialectes basques. Traduit, avec revision de l'auteur, par Georges Lacombe. Paris, H. Champion, 1910. In-8, 99 p.

*Diehl, E.* Vulgärlateinische Inschriften. Bonn, A. Marcus & E. Weber, 1910. 176 S. $8^0$. Pr. 4.50 Mk.
*Varro.* — M. Terenti Varronis de lingua latina quae supersunt Recensuerunt *G. Goetz* et *Fr. Schoell.* Accedunt Grammaticorum Varronis librorum fragmenta. Leipzig, Teubner. LIV, 352 S. $8^0$.

*Vincent, C.* Le Péril de la langue française. Dictionnaire raisonné des principales locutions et prononciations vicieuses et des principaux néologismes. Paris, J. de Gigord, 1910. In-18 jésus oblong, LVI-198 p.

*Brunot, F.* Histoire de la langue française des origines à 1900. III, 2. Paris, A. Colin. 320 S. $8^0$. 7 fr. 50.
*Goedicke, W.* Über den anglonormannischen Schweifreimpsalter. Dissert. Halle 1910.
*Hartmann, St.* La langue de Richepin. Progr. Kornenburg 1910. 26 S. $8^0$.
*Müller, R.* Über die Sprache Corneilles. Progr. Stuttgart. 34 S. $4^0$.
*Schultz-Gora, O.* Altprovenzalisches Elementarbuch. 2. verb. Aufl. Heidelberg 1911. C. Winter. X, 189 S. $8^0$.

*Aawik, J.* L'insuffisance de la dérivation française [In: Neuphilol. Mitteilungen 1910, Nr. 3/4].
*Anna,* de, Lu., Il verbo francese e la sua teoria dal XII al XIX secolo: studio critico, storico, filologico. Vol. III (La coniugazione morta). Roma-Milano, soc. ed. Dante Alighieri, di Albrighi, Segati e C. 1911. XXXIV, 576 S. L. 12.
*Bebernitz,* Neubildungen und Neuerscheinungen der französischen Sprache II [In: Zs. f. franz. und engl. Unterricht IX, 5. 6].
*Brovarone, Ang.* Remarques de phonétique française. Casale, tip. già fratelli Torelli, 1910. 23 S. $16^0$.
*Ettmayer, K. v.* Vorträge zur Charakteristik des Altfranzösischen. Freiburg i. Ue. 1910. Kommissionsverlag O. Gschwend. 132 S. $8^0$.
*Flam, C.* Lautlehre des französischen Textes in Codex Vindobonensis. Hallenser Dissert.
*Haberl, B.* Zur Kenntnis des Gallischen [In: Zs. f. celt. Philol. VIII, 1] (1. Der Wandel von *e* zu *i*, bezw. *a* in den französischen Ortsnamen gallischen Ursprungs. 2. Die gallischen Ortsnamen mit *lĕm-* und *brĭg-* in der ersten Silbe. 3. Die Ortsnamen frz. *Nîmes* und *Blismes.* 4. Der franz. Ortsname *Arras* < gall. *Atrebates.* 5. Der Name des Flusses *Erlaf.* 6. Der Wandel von gall. *u* zu *e*, *i*. 7. Der Wandel von *o* vor *j* zu *e*. 8. Die Betonung im Gallischen).

*Luxenburger, Hans.* Die verbalen Präfixe der französischen Sprache. I. R-Präfix im Französischen und Deutschen. 111 S. gr. 8⁰. Straßburg, E. van Hauten, 1910. 3.50 Mk.

*Neumann, C.* Der Formenbau des Nomens und Verbums in den Dramen Adams de la Hale: „Li gieus de Robin et de Marion“ und „Li jus Adan“ mit Berücksichtigung seiner Canchons“ und einem Wortindex der Dramen.“ Diss. Kiel 1910. VI, 163 S. 8⁰.

*Schönenberger, Fr.* Beiträge zur Geschichte der altfranz. Nomina mit wechselndem Akzent und wechselnder Silbenzahl in dem Zeitraum von 1200 bis 1500. Diss. Heidelberg. 69 S. 8⁰.

*Spitzer, L.* Die Wortbildung als stilistisches Mittel exemplifiziert an Rabelais. Nebst einem Anhang über die Wortbildung bei Balzac in seinen „Contes drolatiques“. Halle, M. Niemeyer, 1910 [Beiheft zur Zeitschr. f. rom. Phil. 29]. Abonnementspreis Mk. 4.—, Einzelpreis Mk. 5.—.

*Wittmann, Art.* Die Flexion in den altfranzösischen Miracles de Nostre Dame. Heidelberger Diss. 82 S. 8⁰.

---

*Baist quitte* [In: Rom. Forsch. XXIX, 320].

— *proance* [In: Rom. Forsch. XXIX, 320].

— *Almosen* [In: Zeitschr. f. deutsche Wortforschung XII, 4. S. 299 f.].

*Dangibeaud, C.* Sur l'orthographe du mot xainctes. La Rochelle, impr. Texier. 1910. In-8, 22 p. [Extrait du «Bulletin de la Société des archives historiques de la Saintonge et de l'Aunis» d'août 1910].

*Barbier fils, P.* Certaines formes latines des gloses latines-anglo-saxonnes [In: Rev. de dialectol. romane II, 181—197].

*Barbier fils, P.* Chronique étymologique des langues romanes [In: Rev. de dial. rom. II, 491 ff.].

*Fryklund, D.* Vergleichende Studien über deutsche Ausdrücke mit der Bedeutung Musikinstrument. Uppsala 1910. Almquist & Wiksels Boktryckeri-A.-B. 38 S. 8⁰.

*Haust, J.* Étymologies wallonnes [In: Rev. de dial. romane II, 375 bis 381].

*Jeanjaquet, J.* Etymologie. Suisse rom. *cetour*, „cellier“ [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande IX, 1—2].

*McLaughlin, W. A.* Old French *acoillir* [In: Mod. Lang. Notes. XXV, 8. S. 242 ff.].

*Meyer-Lübke, W.* Romanisches Etymologisches Wörterbuch. Heidelberg, C. Winter (Erscheint in etwa 11 Lieferungen von je 5 Bogen zum Subskriptionspreis von 2 Mk. für die Lieferung).

*Onions, C. Talbut. Bozzimacu, esbat* [In: Mod. Lang. Review V, 4. S. 500 f.].

*Uhlirz, K. Forestis* [In: Zeitschr. f. deutsche Wortforschung XII, 4. S. 300].

*Weekley, E.* Englisch '*ca(u)lk*', French '*calfater*' [In: The Mod. Lang. Review V, 4. S. 498—500].

*Wiener, L. Byzantinisches* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 6. S. 651 bis 674 (Fortsetzung folgt)]. (I. Ital. *rigattiere* und *pizzicario*. Span. *sacar* etc. Franz. *boucher*, ital. *beccajo* etc.)

---

*Löseth, E.* Notes de syntaxe française. (Videnskabs-Selskabets Skrifter. II. Hist.-Filos. Klasse. 1910, Nr. 4.) Christiania. En Commission chez Jacob Dybwad 1910. 18 S. 8⁰ (Behandelt: Pronoms personnels. Pronoms interrogatifs. Constructions relatives familières. Pronoms indéfinis. Tant. Noms de nombre. Futur dit de conjecture. Subjonctif. Infinitif. Participes. Négations).

*Lommatzsch, E.* System der Gebärden, dargestellt auf Grund der mittelalterlichen Literatur Frankreichs (Vorrede. Kapitel I).

Berliner Dissertation 1910. (Die ganze Arbeit wird binnen Jahresfrist in Buchform erscheinen.)

*Rubin, D.* Beiträge zur Geschichte der Anrede im Altfranzösischen gegen Ausgang des Mittelalters (ca. 1350—1500). Heidelberger Dissert. 130 S. 8⁰.

*Schaefer, C.* Der substantivierte Infinitiv im Französischen [In: Rom. Forsch. XXIX, S. 155—221] (Auch Kieler Dissertation 1910).

*Zappulla, Mary.* De l'influence de la sintaxe italienne sur la sintaxe française. Palermo, tip. fratelli Vena, 1910. 23 S. 8⁰.

*Lowes, J. L.* *Simple and coy.* A note on fourteenth century poetic diction [In: Anglia XXXIII, 4. S. 440—451].

*Angot, A.* et *F. Gaugain.* Dictionnaire historique, *topographique* et biographique de la Mayenne. T. 4 (supplément). Laval, Ve A. Goupil. 1910. In-8 à 2 col, 952 p.

*Beszard, L.* Étude sur l'origine des noms de lieux habités du Maine. Thèse pour le Doctorat ès Lettres présentée à la Fac. des Lettres de l'Université de Nancy. Paris, H. Champion, 1910. XXXIX, 373 S. 8⁰ (Mit einer Karte).

*Bresson.* Remarques toponymiques [In: La Province de Maine. Avril 1910] (Vgl. ib juin 1910 *Beszard*).

*Désormaux, J.* Onomastique savoisienne. I. Sur les noms du Chéran et du Fier. II. Sur les prénoms et patronymiques en *on* [In: Revue Savoisienne, 1910, 3e fasc.].

*Hamy, E.-T.* Quelques nouvelles additions au Dictionnaire topographique de l'arrondissement de Boulogne [In: Bull. de la soc. ac. de l'arrond. de Boulogne-sur-Mer, t. VIII (1908—1909). P. 267 bis 270].

*Lejeune, J., E. Jacquemotte* et *É. Monseur.* Glossaire toponymique (avec carte) de la commune de Beaufays [In: Bull. de la Soc. de littér. wallonne 52. S. 195—242].

*Mader, F.* Sur quelques noms de localités des Alpes-Maritimes [In: Annal. de la soc. des lettres, sc. et arts des Alpes-Maritimes, t. XXI, p. 43—62].

*Prou, M.* Manuel de paléographie latine et française. 3e édition. Entièrement refondue. Accompagnée d'un Album de 24 planches. Paris, A. Picard et fils. 1910. 509 S. 8⁰.

*Nicholson, G. G.* A practical introduction to French Phonetics. For the Use of English-speaking students and teachers. London, Macmillan and Co. 8⁰. 3s. 6d.

*Blondheim, D. S.* Contribution à la Lexicographie française d'après des sources rabbiniques (Extrait de la Romania, t. XXXIX). Dissertation submitted to the board of University studies of the Johns Hopkins University in conformity withe the requirements for the degree of Doctor of Philosophy. June, 1910. Paris, H. Champion, 1910. 55 S. 8⁰.

*Lacombe, A.* et *P. Rouède.* Nuovo Dizionario francese-italiano e italiano-francese contenente tutti i vocaboli della lingua usuale come pure i vocaboli nuovo formazione, i termini scientifici, tecnici e commerciali, colla pronunzia figurata di tutte le parole. Parte italiana-francese. Paris, Garnier frères. 1911. In-18 jèsus à 2 col., VIII-659 p.

*Lacombe, A.* et *P. Rouède.* Nouveau Dictionnaire français-italien et italien-français contenant tout le vocabulaire de la langue usuelle

et donnant, ainsi que les mots nouveaux, un grand nombre de termes scientifiques, techniques et commerciaux, la prononciation figurée de tous les mots. Partie française-italienne. Paris, Garnier frères. 1911. In-18 jésus à 2 col., VIII-772 p.

*Levy, E.* Provenzal. Suppl.-Wrtrb. 25. Heft. Leipzig, Reisland. 4 Mk.

*Marre, A.* Petit Vocabulaire des mots de la langue française d'importation hispano-portugaise. Chalon-sur-Saône, impr. E. Bertrand, 1910. In-8, 68 p. [Extrait de la «Revue linguistique et de philologie comparée»].

*Vocabulaire technique* de l'éditeur, élaboré et publié par le Cercle de la librairie de Paris. Paris, Cercle de la Librairie, de l'imprimerie, de la papeterie, du commerce, de la musique, des estampes, etc., 117, boulevard Saint-Germain, 1910. In-8 à 2 col., VII-130 p. [Congrès international des éditeurs].

## 4. Metrik, Stilistik, Poetik. Rhetorik.

*C(lédat), L.* Versification française [In: Rev. de Phil. franç. XXIV, 3. S. 238—240] (Bemerkungen über Henry Bataille's *Le songe d'un soir d'amour*).

*Houchart, V.* Le rythme dans la versification française. Aix en Provence, Pourcel, 1910.

*Savarit, C.-M.* Les limites de la poésie libre. Le rythme et le mètre selon la linguistique [In: Mercure de France. 1er nov. 1910. S. 54 bis 67].

*Bieser, A.* Die Metapher bei Jean de Mairet verglichen mit ihrer Verwendung bei A. Hardy und P. Corneille. Tübinger Dissert. 1910.

*Reum, A.* Guide-lexique de composition française. Petit dictionnaire de style à l'usage des Allemands publié avec le concours de M. *Louis Chambille.* 1911. J. J. Weber, Leipzig. VIII, 696 S. Gr. 8⁰. Mk. 7.50.

*Schütte, Ernst.* Jean-Jaques Rousseau. Seine Persönlichkeit und sein Stil. XVI, 210 S. 8⁰. Leipzig, Xenien-Verlag, 1910. 3,50 Mk.

*Strohmeier, F.* Stil der franz. Sprache. Berlin, Weidmann. 7 Mk.

*Habel, E.* Die Exempla honestae vitae des Johannes de Garlandia, eine lateinische Poetik des 13. Jahrhunderts [In: Rom. Forsch. XXIX, 131—154].

*Hörner, R.* Die Erstlingsdramen des jüngeren Dumas La Dame aux Camélias und Diane de Lys. Ein Beitrag zur Technik des Romans und des Dramas. Diss. Tübingen 1910.

*Reiss, W.* Die Theorie des Tragischen im 17. Jahrhundert in Deutschland und Frankreich. Diss. Bern 1910. 95 S. 8⁰.

## 5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

*Baudon, H.* Le patois des environs de Rethel. IV, 39 S. 8⁰. Rethel, Huet-Thiérard 1907.

*Boillot, F.* Le patois de la commune de la Grand'Combe (Doubs). Ouvrage illustré de 63 gravures et de 2 cartes. Paris, H. Champion. 1910. L, 394 S. 8⁰.

*Cotinet, L.* Recueil de mots nouveaux [In: Bulletin de la Soc. de litterat. wallonne 52. S. 251—252].

*Demeur, L.* les Patois wallons [In: Moniteur des Instituteurs primaires. 23 et 30 juin 1910].

*Désormaux, J.* Bibliographie dialectologique [In: Rev. savois. 1910. S. 263—269] (Betrifft direkt oder indirekt auf die Mundarten Savoyens sich beziehende Neuerscheinungen).

*Feller, J.* Notes d'étymologie et de sémantique. 38. Le suffixe *-aricius* en wallon (suite et fin) [In: Bull. du Dict. génér. de la Langue wallonne 5e année 1910. Nos 3—4. S. 77—121].

*Franck, J.* Recueil de mots nouveaux de Dison [In: Bulletin de la Soc. de littérat. wallonne 52. S. 246—250].

*Frankhauser, F.* Das Patois von Val d'Illiez (Unterwallis) [In: Rev. de dialectol. rom. II, 198—344].

*Gauchat, L.* La trilogie de la vie (avec planche). Articles-spécimens du glossaire romand. I. Naissance et baptême [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande IX, 1—2].

*Guérinot, A.* Notes sur le parler de Messon (fin) [In: Rev. de philol. franç. et de littér. XXIV, 3. S. 161—174].

*Hrkal, Ed.* Grammaire historique du patois de Démuin (suite) [In: Rev. de philol. franç. et de littérat. XXIV, 3. S. 175—204].

*Huss, R.* Vergleichende Lautlehre der rumänischen Dialekte und des Gascognisch-Pyrenäischen [In: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde N. F. 37, 1].

*Lurquin, A.* Glossaire de Fosse-lez-Namur; édité p. *J. Feller* [Bulletin de la Soc. de littér. wallonne t. 52. S. 105—170].

*Minders, G.-A.* Glossaire de Dour et de Sirault (Hainaut). Extraits, édités p. *J. Haust* [In: Bulletin de la Soc. de littér. wall. 52. S. 171 bis 178].

*Odin, Louise.* Glossaire du patois de Blonay. Préface de *Ernest Muret.* Publié avec l'appui de la Commission du Glossaire des patois de la Suisse romande. Lausanne, Georges Bridel & Cie. Éditeurs. 1910. XII, 714 S. 8° [Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande].

*Peschot,* Vocabulaire des mots du langage rustique usité dans le Perche et spécialement à Saint-Victor de Buthon [In: Bulletin de la Soc. percheronne d'hist. et d'archéol., t. VIII (1909) S. 103—134, 170—174].

*Ravanat, A.* Dictionnaire du patois des environs de Grenoble. Grenoble, Jules Rey. 1911. 200 S. 4°. 20 frcs.

*Remy, l'abbé S.* Le patois lorrain [In: Le Pays lorrain et le pays messin. 20 octobre 1910].

*Urtel, H.* Lorraine. Compte-rendu rétrospectif jusqu'en 1908 [In: Rev. de dialect. rom. II, 437—455].

*Velden, Fr. von den,* Das Patois der Westschweiz als Zeuge völkergeschichtlicher Vorgänge [Sonderabdruck aus der Politisch-anthropologischen Revue. IX. Jahrgang. Heft 9 und 10].

---

*Praviel, A.* et *J. R. de Brousse.* Les Poètes languedociens de Toulouse. Toulouse, Edouard Privat, 14, rue des Arts. 1910. In-8, 7. p. [Extrait du volume «Documents sur Toulouse et sa région», 1910].

---

*Birt, Th.* Aus der Provenze. Verlag Deutsche Bücherei, Otto Koobs, Berlin W. 57 [Deutsche Bücherei 112/113]. 1 Mk.

---

*Armana prouvençau,* pèr lou bèl an de Diéu 1911. Adouba e publica de la man di Felibre. Porto joio, soulas e passo-tèms en tout lou pople dóu Miejour. An cinquanto-seten dóu Felibrige. Avignoun, J. Roumanille. Paris, Fontemoing, 1911. Petit in-8, 100 p. et annonces.

*Baroncelli-Javon.* Blad de Luno. Recuei de pouësio prouvençalo revist e aumenta. Emé la traducioun en francès, un retra de l'autour e la musico de très péço. Prefacé per *Frederi Mistral.* Blé de lune. Recueil de poésies provençales. Revu et augmenté. Avec la traduction française en regard, un portrait de l'auteur et la musique de trois pièces. Préface par Frédéric Mistral. Paris,

A. Lemerre. Avignon, chez Mme Roumanille, 19, rue Saint-Agricol. 1910. In-18 jésus, 214 p.

*Bessou, J.* Countes de l'ouncle Janet; Rodez, E. Carrère. In-16, 240 p. 1 fr.

Le *chat volant de Verviers.* Satire en dialecte verviétois de 1641. Textes, introduction et notes p. *J. Feller.* 39 S. 8⁰ [Aus: Bulletin de la société verviétoise d'Archéologie et d'Histoire XI. (1910)].

*Désormaux, J.* Mélanges savoisiens. VII. Discours de deux Savoyards (1604) (fin) [In: Rev. de phil. franç. et de littérat. XXIV, 3. S. 210 bis 225].

*Gander, S.* Le duvè lävrè è la pèdzè. Anecdote en patois de Vangondry (Vaud) [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande IX, 1—2].

*Jeanjaquet, J.* *Le tabèou*, conte populaire en patois d'Orsières (Valais) [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande IX, 1—2].

*Mistral, F.* Œuvres de Frédéric Mistral. Nerte. Texte et traduction. Paris, A. Lemerre, 1910. Petit in-12, 335 p. avec portrait. 6 fr. [Petite Bibliothèque littéraire (auteurs contemporains)].

*Rossat, A.* Vieilles chansons de France recueillies dans le Jura bernois (ancien Evêché de Bâle) [In: Schweizer Arch. f. Volkskunde XIV, 2. S. 132—160].

*Beauquier, C.* Traditions populaires de Franche-Comté. La Cuisine. Besançon, impr. Dodivers, 1911. In-8, 91 p.

*Boillot, F.* Faune et flore franc-comtoises [In: Bull. de dialectol. rom. II, 105—122]. (Ausführl. Anzeige von Ch. Beauquier La Faune et la Flore de la Franche-Comté).

*Caillard, B.* Mœurs, usages, habitudes, coutumes et fêtes publiques de la ville de Narbonne [In: Bulletin de la Commission archéol. de Narbonne. XI, 131—179].

*Chastonay, Otto de.* Les légendes de Vercorin [In: Schweiz. Arch. f. Volkskunde XIV, 1. S. 1—18].

*Hård af Segerstad, K.* Saint Coisne [In: Rev. de dialectol. rom. II, 273 f.].

## 6. Literaturgeschichte.

### a) Gesamtdarstellungen.

*Bolte, J.* Die Sage von der erweckten Scheintoten [In: Zs. des Vereins für Volkskunde XX, 4. S. 353—381].

*Cohen, G.* L'Evolution de la mise en scène dans le théâtre français. Lille, impr. Lefebvre-Ducrocq. 1910. In-8, 19 p. et planches.

*Des Granges, Ch.-M.* Histoire de la littérature française. XVI, 927 S. kl. 8⁰. Paris 1910. Freiburg i. B., J. Bielefeld. 4 Mk.

*Fehse, W.* Das Totentanzproblem [In: Zs. f. deutsche Philol. XLII, 3. S. 261—286].

*Fischer, O.* Die mittelalterlichen Zehnjungfrauenspiele [In: Arch. f. n. Spr. CXXV, S. 9—27].

*Gendarme de Bévotte, G.* La légende de Don Juan. 2 vol. Paris, Hachette. 7 fr.

*Kaeuffer, J.* Tierfabeln im Volksmunde [In: Rheinische Geschichtsblätter 7].

*Lanson, G.* La Méthode de l'Histoire littéraire [In: La Revue du mois. 10 oct. 1910].

*Lieder, F. W. C.* The Don Carlos Theme in Literature [In: The Journal of English and Germanic Philologie IX, 4].

*Rossel, V.* et *H.-E. Jenny.* Histoire de la littérature suisse. 2 vol. in-16. Paris, Fischbacher. 7 fr.

*Stemplinger, E.* Die Befruchtung der Weltliteratur durch die Antike [In: Germ.-rom. Monatsschrift II, 10].

*Aimond, Abbé C.* Le Théâtre à Verdun à la fin du moyen âge. Bar-le-Duc, impr. Contant-Laguerre, 1910. In-8, 17 p. [Extrait du t. 7, 4e série (1909), des «Mémoires de la Société des lettres, sciences et arts de Bar-le-Duc»].
*Baist.* Der dankbare Löwe [In: Rom. Forsch. XXIX, 317—319].
— Dinasdaron [In: Rom. Forsch. XXIX, 319 f.].
*Bédier, J.* Réponse à M. Pio Rajna [In: Annales de Midi Oct. 1910. S. 538—552] (Betrifft P. Rajna's Besprechung von Bédiers *Les légendes épiques* I in: *Studi medievali* III, S. 331—391].
*Blount, A.* Arthurian onomasticon [In: Studies in English and comparative literatures presented to *Agnes Irwin*, dean of Radcliffe College. Boston 1910. Ginn].
*Brockstedt, Gust.* Von mittelhochdeutschen Volksepen französischen Ursprungs. 1. Tl. III, 162 S. Lex. 8⁰. Kiel, R. Cordes, 1910. 8 Mk.
*Curdy, A. E.* Arthurian Literature II [In: The Romanic Review I, 3].
*Engel, G.* Die Einflüsse der Arthurromane auf die Chansons de geste. Diss. Halle 1910. 97 S. 8 .
*Guesnon, A.* Publications récentes sur les trouvères et les troubadours. Comptes rendus. Paris, H. Champion, 1910. In-8, 8 p. [Extrait du «Moyen âge». 2e série. T. 14. Mars-avril 1910].
*Lécureux, L.* Une légende iconographique. La légende d'Avénières Contribution à l'étude des procédés de formation des légendes [In: Moyen Age t. XXIII, p. 245—252].
*Mâle, E.* Les Rois Mages et le drame liturgique [In: Gazette des Beaux-Arts 1910. Octobre].
*Manitius, M.* Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters. 1. Tl. München, C. H. Beck. 15 Mk.
*Matzke, J. E.* The legend of the eaten heart [In: Mod. Lang. Notes. January 1911].
*Moutier, E.* Le Pay de Palinod à Ronen [In: Revue de la Renaissance. Juillet-sept. 1910. S. 125—134].
*Neubert, Fr.* Die volkstümlichen Anschauungen über Physiognomik in Frankreich bis zum Ausgang des Mittelalters. Münchener Dissertation. Erlangen 1910. XI, 118 S. 8⁰.
*Oeding, Fr.* Das altfranzösische Kreuzlied. Diss. Rostock. 119 S. 8⁰.
*Schroeder, L. von.* Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral. Wien 1910. In Kommission bei Alfred Hölder [Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Klasse 166. Bd. 2. Abhandl.]. 2,30 Mk.
*Stevenson, W. M.* Der Einfluß des Gautier d'Arras auf die altfranzösische Kunstepik, insbesondere auf den Abenteuerroman. Göttinger Dissert. 1910.
*Sellentien, V.* Handel und Verkehr in der altfranzösischen Literatur. Dissert. Göttingen 1910. XIV, 144 S. 8⁰ [Aus: Rom. Forsch. XXXI, 1].
*Wechssler, E.* Der heilige Gral [Aus: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Tübingen, J. C. B. Mohr. Sp. 1618—1623].
*Weydig, O.* Beiträge zur Geschichte des Mirakelspiels in Frankreich. Das Nikolausmirakel. Jenenser Dissertation. Erfurt 1910.
*Zimmermann, K. L.* Die Beurteilung des Deutschen in der französischen Literatur des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der chanson de geste [In: Rom. Forsch. XXIX, S. 222—316].

*Backers, H.* *Boileaus* Einfluß in Deutschland bis auf Lessing. Greifswalder Dissert. 1910.

*Baldensperger*, *F.* Joseph de Maistre et Alfred de Vigny [In: Mercure de France 16 nov. 1910. S. 256—268].

*Bled*, *V. du.* Les comédiens et la société polie [In: Rev. des deux mondes 15 nov. 1910. S. 377—411].

*Bornhausen*, *K.* Das religiöse Problem während der französischen Vorrevolution bei Bayle, Voltaire, Rousseau [In: Histor. Zeitschr. 105. Bd. 3. Heft. S. 496—514].

*Boyer*, *A.* La Littérature et les Arts contemporains. Consultations de MM. Jules Lemaître, Georges Clemenceau, Mme Juliette Adam, MM. Maurice Barrès, de Bouhélier, Doumic, Emile Fabre, de Vogüé, Maurice Donnay, Maurice Le Blond, Capus, Léon Hennique, Faguet, Georges Lecomte, Brieux, Descaves, Verhaeren, J. H. Rosny, Anatole France, etc. Paris, A. Méricant. In-16, 224 p. 3 fr. 50.

*Bonnefon*, *P.* Maxime du Camp et les Saint-Simoniens [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 4].

*Charasson*, *H.* Les origines de la sentimentalité moderne. I. D'Hélisenne de Crenne à Jean de Tinan (à suivre) [In: Mercure de France 16 nov. 1910. S. 193—216].

— Les Origines de la Sentimentalité moderne. II. Un bâtard du romantisme: Jean de Tinan [In: Mercure de France. 1er Déc. 1910].

*Cherbuliez*, *V.* Le roman français. IX. Les égotistes: René, Adolphe, Obermann [In: Revue des deux mondes 15 oct. 1910 . S. 807—835].

*Chichemanoff*, *J.* Étude critique sur les Femmes poètes en France au XIXe siècle. Diss. Bern 1910. 177 S. 8⁰.

*Coulon*, *M.* Témoignages. Paris, Mercure de France. 1 vol. in-18. 3 fr. 50. (Handelt von Jean Moréas, Anatole France und Remy de Gourmont.)

*Dide*, *A.* J.-J. Rousseau, le protestantisme et la révolution française. Paris, E. Flammarion. 3 fr. 50.

*Dupont-Chatelain*, *Marguerite.* Les Encyclopédistes et les Femmes. Diderot. D'Alembert. Grimm. Helvetius. D'Holbach. Rousseau. Voltaire. Ouvrage orné de 2 planches gravées. Paris, H. Daragon, 1911. In-8, 175 p. 6. fr. [Bibliothèque du vieux Paris].

*Friedrich*, *H.* Die literarischen Theorien der Goncourt. Diss. Heidelberg. 75 S. 8⁰.

*Gaubert*, *E.* Figures françaises. Critique et Documents. (A. de Rivarol; Eugène Fromentin; François Coppée; Emmanuel Signoret; Charles Guérin; Maurice Barrès.) Paris, Nouvelle Libr. nationale, 85, rue de Rennes, 1910. In-16, X-241 p. 3 fr. 50.

*Glaser*, *P. E.* Le Mouvement littéraire (Petite Chronique des lettres), 1909. Préface de M. Marcel Prévost. Paris, P. Ollendorff, 1910. In-18 jésus, X-433 p.

*Gleichen-Russwurm*, *A. v.* Das galante Europa. Geselligkeit der großen Welt. 1600—1789. XIX, 492 S. 8⁰. Stuttgart, J. Hoffmann, 1911. 8,50 Mk.

*Gourmont*, *J. de.* Muses d'aujourd'hui. Essai de physiologie poétique. Comtesse de Noailles. Gérard d'Houville. Lucie Delarue-Mardrus. Marie Dauguet. Renée Vivien. Elsa Koeberlé. Hélène Picard. Jane Catulle-Mendès. Cécile Sauvage. Jeanne Perdriel-Vaissière. Laurent Evrard. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé, 1910. In-18 jésus, 266 p. avec portraits et autographes. 3 fr. 50.

*Guy*, *H.* L'école des rhétoriqueurs. Paris, H. Champion. 390 S. 8⁰. Frcs 10. [Histoire de la poésie française au XVIe siècle I.]

*Herold*, *A.-F.* Les anciennes adoptations françaises de Roméo et Juliette [In: Mercure de France 1er janv. 1911].

*Joret*, *C.* D'Ansse de Villoison et l'Hellénisme en France pendant le dernier tiers du XVIIIe siècle. Avec 1 portrait d'après J. Bailly et le fac-similé d'une lettre à Wieland. Paris, H. Champion, 1910.

In-8, XII-539 p. [Bibliothèque de l'Ecole des hautes études. Sciences historiques et philologiques. 182e fascicule].

*Jung, F. J.* Anacréon et les poètes de la Pléiade. Progr. Graz 1910. 17 S. gr.-8°.

*Kellen, T.* Das galante Theater in Frankreich im 18. Jh. [In: Bühne und Welt 12, 18].

*Labarthe, G.* Le Théâtre pendant les jours du Siège et de la Commune. Juillet 1870 à juin 1871. Paris, Fischbacher. 143 S. 16°. 2 fr. 50.

*Lanson, G.* Manuel bibliographique de la littérature française moderne 1500—1900. III. dix-huitième siècle. Paris, Hachette. 5 fr.

*Lee, S.* The French Renaissance in England. An account of the literary relations of England and France in the 16th century. Oxford, Clarendon Press (London, Henry Frowde). Geb. Sh. 10. 6 d.

*Lunel, E.* Le Théâtre et la Révolution. Histoire anecdotique des spectacles, de leurs comédiens et de leur public par rapport à la Révolution française. Ouvrage orné d'une planche hors texte. Paris, H. Daragon, 1910. In-8, 167 p. 6 fr. [Bibliothèque du Vieux Paris].

*Martinon, Ph.* Note complementaire sur Maynard et Urfé [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVII, 4].

*Maugain, G.* L'Italie dans quelques publications de jésuites français. Paris, H. Champion, 1910. 62 S. 8° [Bibliothèque de l'Institut français de Florence (Université de Grenoble). Deuxième Série. Collection d'Opuscules de Critique et d'Histoire].

*Michaut, G.* Pages de critique et d'histoire littéraire (XIXe siècle). Paris, Fontemoing et Cie., 1910. In-18 jésus. 313 p. 3 fr. 50.

*Pilon, E.* Portraits tendres et pathétiques. Paris, Éd. du Mercure de France. 1 vol. in-18. 3 fr. 50.

*Robert, P.-A.* L'administration de la „Comédie" d'Aix (1756—1788) [In: Annales de Provence VII, Nos 4—5].

*Rossel, V.* et *H.-E. Jenny.* Histoire de la littérature suisse. I. XV, 360 S. 16°. Paris, Fischbacher. 3 fr. 50.

*Rossel, V.* Le «Mal romantique» [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVII, 4].

*Séché, Léon.* La Jeunesse dorée sous Louis-Philippe: Alfred de Musset. De Musard à la Reine Pomaré — La Présidente. Cinquante lettres d'Alfred Tattet à Guttinguer et à Arvers (Documents inédits). Portraits inédits de Tattet, Musset, Guttinguer, Arvers, la Reine Pomaré, la Présidente. Paris, Editions du Mercure de France. 7 fr. 50.

*Singer, S.* Mittelalter und Renaissance. Die Wiedergeburt des Epos und die Entstehung des neueren Epos. Zwei akademische Vorträge. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1910. 1,80 Mk. [Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft, hrsgb. von H. Maync und S. Singer. Heft 2].

*Sorel, A. E.* Essais de psychologie dramatique; par Albert Emile Sorel, Henry Becque, Paul Hervieu, Emile Fabre, Georges de Porto-Riche, Maurice Donnay, Jules Lemaître, Henri Lavedan, François de Curel, Brieux. Paris, E. Sansot et Cie., 1911. In-18 jésus, 242 p.

*Stewart, H. F.* and *A. Tilley.* The romantic movement in French literature. Cambridge: at the University Press 1910. XI, 242 S. 8°.

*Thomas, L.* En marge de la littérature. Recueil d'anecdotes par X. L. C. B. Paris, L. Vanier. 2 fr.

*Tornezy, A.* La Légende des philosophes. Voltaire, Rousseau, Diderot peints par eux-mêmes. Paris, Perrin et Cie., 1911. In-8, 464 p.

*Vézinet, F.* Le XVIIIe siècle jugé par lui-même. Paris, Belin frères. 1910. 167 p. in-18. 1 fr. 50.

*Villani, M.* La questione degli antichi nel preromanticismo. Firenze, tip. G. Piccini, 1910. 4⁰. p. 76.
*Visan, T. de.* Le Romantisme allemand et le Symbolisme français [In: Mercure de France 16 décembre 1910].
*Wells, B. W.* Modern French literature. 520 S. 8⁰. London, Pitman.

**b) Einzelne Autoren.**

*Aneau, Barthélemy*, a Study in Humanism by *J. L. Gerig* [In: The Romanic Review I, 3].
— *Aneau, B.* p. *J. Gerig* [In: Revue de la Renaissance. Oct.-déc. 1910].
*Balzac.* Studien. I. von *A. Bettelheim* [In: Deutsche Rundschau. Oktober 1910. S. 70—83] (Aus: Balzac: Eine Biographie von *A. Bettelheim*, die im Verlag der Gebrüder Paetel (Berlin) erscheint).
— *Balzac* inconnu [In: Documents d'histoire. Mars 1910 (n⁰ 1)].
— Autour de la correspondance de Balzac [In: Documents d'histoire. Mars 1910 (n⁰ 1)].
*Baudelaire* et M. Emile Faguet p. M. *André Gide* [In: La Nouvelle Revue Française 1er novembre 1910].
— Le Baudelaire des professeurs [In: La Dépêche, 11 sept. 1910] (Vgl. E. Faguet in La Revue, 1er sept. 1910).
*Bayle* s. oben p. 144 *Bornhausen.*
*Beaumarchais.* — *Bettelheim, Ant.* Beaumarchais. Eine Biographie. 2. neubearb. Aufl. XV, 530 S. m. 1 Bildnis. 8⁰. München. C. H. Beck, 1911. 10 Mk.
*Bodin.* — *F. von Bezold.* Jean Bodin als Okkultist und seine Démomanie [In: Histor. Zeitschr. 105. Bd. 1. Heft. S. 1—64].
*Boileau* s. oben p. 143 *Backers.*
*Bossuet* s. *Bourdaloue.*
— *H. Souty.* Un "Bossuétiste" Manceau. Charles Riobé. Préface de Mgr. Delmont. — Une Conférence sur Bossuet au Mans, en 1851. Bossuet, ses Elévations sur les Mystères. Charles Riobé. En Marge d'un Mariage. Paris, Honoré Champion. 77 S. 8⁰. Pr. 2 fr.
— *G. Hardy.* Un épisode de la jeunesse de Bossuet [In: Feuilles d'Histoire 1910. No. 10].
— *E. Longuemare.* Bossuet et la Société française. Sous le règne de Louis XIV. Paris, Bloud & Cie. 3 fr. 50.
*Bourdaloue.* — Problèmes et questions sur Bossuet et Bourdaloue [In: Documents d'histoire Mars 1910 (n⁰ 1)].
*Calvin, J.*, and Calvinisme p. *J. M. Sloan* [In: Fortnightly Review. August 1910. S. 290—301].
*Chateaubriand* and Milton. By *W. Wright Roberts* [In: The Mod. Lang. Review. V, 4].
— *A. Aulard.* Les illusions grecques de Chateaubriand [In: La Revue. 1er octobre 1910].
*Constant, B.* à Colmar p. *A. M. E. Ingold* [In: Feuilles d'hist. du XVIIe au XXe siécle. Juin 1910].
*Desportes.* — *L. E. Kastner.* Suckling and Desportes [In: The Mod. Lang. Review. V, 4. S. 497 f.).
*Diderot.* — *R. Bitterling.* Johann Friedrich Schink, ein Schüler Diderots und Lessings als Dichter und Kritiker. Diss. Würzburg 1910. VI, 82 S. 8⁰.
— S. oben p. 145 *Tornezy.*
*Dumas, A.* et Bonaparte [In: Feuilles d'hist. du XVIIe au XXe siècle. Mai 1910].
*Fénelon* et ses amis; par *Albert Delplanque.* Paris, J. Gabalda et Cie., 1910. In-18 jésus, 338 p.
— *Fénelon* terroriste [In: Feuilles d'hist. du XVIIe au XXe siècle. Avril 1910].

— *Fénelon* en 1709 p. *J. Durieux* [In: Feuilles d'histoire du XVII^e^ au XX^e^ siècle. Août 1910].
— *Fénelon* p. *E. Faguet* [In: La Revue. 1er et 15 juillet 1910].
— Ce que Fénelon dirait au XXe siècle sur l'éducation des Filles p. *L. B. Daguirre.* Paris, Gabriel Beauchesne et Cie. 3 fr. 50.

*Girardin, Mme de.* — *L. Séché.* Sur la mort de Mme de Girardin [In: Annales Romantiques VII, fasc. 7, juillet-octobre 1910. S. 292 f.].

*Guérin, M. de* p. *A. Counson* [Aus: Revue de l'Instruction publique en Belgique 1910].

*Guesdon.* — *C. Ballu.* Curiosités poétiques du XVIe siècle [In: Rev. de la Renaissance. Oct.-déc. 1910].

*Guttinguer.* — *L. Séché.* Le chalet de Guttinguer. Virginie Gueudry [In: Annales Romantiques VII, fasc. 7, juillet-octobre 1910. S. 241 bis 254] (Aus des Verfassers Buch „Jeunesse dorée sous Louis-Philippe").

*Hugo, Victor* par Jules Bertaut. 45 portraits et documents. Paris, Louis-Michaud. In-16, 192 p. 2 fr. 25. [La Vie anecdotique et pittoresque des grands écrivains.]
— La Bible dans Victor Hugo; par Mgr. *Théodore Delmont.* Lyon, impr. Vitte, 18, rue de la Quarantaine, 1910. In-8, 48 p. [Extrait de l'«Université catholique»].
— Monument de Victor Hugo, Médaillons de Charles Hugo, François-Victor Hugo, Paul Meurice, Auguste Vacquerie. Cérémonie d'inauguration, 20 juin 1910. Paris, P. Ollendorff, 1910. Grand in-8, 35 p. et grav.
— La Fonction du poète. Etude sur Victor Hugo; par *Amédée Guiard.* Paris, Bloud et Cie., 1910. In-16, VIII-316 p.

*La Fayette,* Madame de; par *C. Lecigne.* Paris, P. Lethielleux, 1910. In-16, 115 p. [Femmes de France, n$^0$ 1].

*Legrand, Marc Antoine.* Sein Leben und seine Werke von *C. Segitz.* Diss. Erlangen 1910. VIII, 109 S. 8$^0$.

*Lamartine.* — Projet de bibliographie lamartinienne français-italienne p. *C. Monnet,* préface de Charles Thuriet. Turin, S. Lattès et Cie. 1 vol. in-8$^0$.

*Lamennais* et les femmes p. M. *P. Harispe* [In: La Nouvelle Revue. 15 nov. 1910].
— *Fr. Calleri.* Les idées religieuses de Manzoni et de Lamennais. Torino, tip. G. B. Pasavia e C., 1910. 47 S. 8$^0$.

*Leconte de Lisle.* — Lacaussade et Leconte de Lisle [In: la Dépêche, 8 décembre 1910].

*Mainard.* S. oben p. 145 *Martinon.*

*Maistre, J. de.* — S. oben p. 144 *Baldensperger.*

*Mallarmé, St.* p. *de Gourmont* [In: Le Temps, 12 oct. 1910].

*Marot.* — *R. Fromage* Clément Marot. Identification d'Anne (de Beauregard) [In: Soc. de l'hist. du Protestantisme franç. Bulletin. Mars-avril 1910. S. 122—129].
— *R. Fromage.* Clément Marot. Son premier emprisonnement. Identification d'Isabeau [In: Soc. de l'hist. du Protestantisme franç. Bulletin. Janvier-févr. 1910. S. 52—70].

*Maupassant.* — *L. Gistucci.* Le pessimisme de Maupassant. 40 S. 8$^0$. Publications de l'Office social, Lyon. Pr. 0,75.

*Mérimée, Prosper.* Le caractère et l'œuvre littéraire p. J. Polikoweky. Diss. Bern 184 S. 8$^0$.

*Molière* von *K. Frenzel* [In: Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1910. 29. 30].
— *B. Matthews* Molière: His Life and Works. 398 S. 8$^0$. London, Longmans.

— *Molière* contre la Science p. *J. L. Charpentier* [In: Revue du Mois, 10 sept. 1910].
— *Wechssler, Eduard*: Molière als Philosoph. 86 S. Lex. 8⁰. Marburg, A. Ebel. 1910. Mk. 2.—.

*Montaigne* après la Saint-Barthélemy p. *N. W(eiss)* [In: Soc. de l'hist. du Protestantisme franç. Bulletin. Mars-avril 1910. S. 187—189] (Im Anschluß an Dr. A. Armaingauds Veröffentlichungen p. 20).
— *Armaingaud*. Réponse à M. Henri Hauser [In: Revue Critique 13—20 oct. 1910. S. 261—274].

*Montesquieu* et l'esclavage. Étude sur les origines de l'opinion antiesclavagiste en France au XVIII[e] siècle p. R. P. Jameson. Paris, Hachette et Cie. 7 fr. 50.

*Montpensier*, Mademoiselle de, par *C. Lecigne*. Paris, P. Lethielleux. 1910. In-16, 120 p. [Femmes de France, n⁰ 2].

*Moreau, Hégésippe* p. *O. Williams* [In: Fortnightly Review August 1910. S. 281—289].
— *M. de Noisay* L'Esprit de Jean Moréas [In: Mercure de Frances 1[er] janvier 1911].

*Musset*. — *M. Dumoulin*. Le père d'Alfred de Musset [In: Le Correspondent. 10 sept. 1910].
— *M. Dumoulin*. Les ancêtres d'Alfred de Musset. D'après des documents inédits. Paris, Emile Paul. 3 fr. 50.
— *A. Ziegler*. Alfred de Mussets Äußerungen über die französische Literatur seiner Zeit. Diss. Heidelberg 1909. 110 S. 8⁰.
— *L. Séché*. Trois amis d'Alfred de Musset, lettres d'Alfred Tattet à Félix Arvers et à Ulric Guttinguer [In: Le Gaulois. 13 nov. 1910].
— Sur quatre lettres inédites d'Alfred de Musset, p. *L. Séché* [In: Le Gaulois. 7 déc. 1910].
— Le Centenaire d'Alfred de Musset. Conférence faite par M. *Léon Séché*, au théâtre de la Renaissance, à Nantes, le 9 déc. 1910 [In: Annales Romantiques. VII (1910). S. 321 ff.].

*Nadaud, G.*, sa vie et ses œuvres p. *A. Varloy*. Paris, Daragon. 3 fr. 50.

*Pascal* inédit; par *Ernest Jovy*. III. Les Contemporains de Pascal et leurs sentiments religieux, d'aprés les mémoires inédits du P. Beurrier, son dernier confesseur. Vitry-le-François, chez l'auteur, 41, rue Pavée. 1910. In-8, 355 p.
— *H. Brémond*. Le secret de Port. Royal [In: Le Correspondant 10 sept. 1910].
— *Pascal*. Sa vie religieuse et son apologie du christianisme; par *H. Petitot*. Paris, G. Beauchesne et Cie. 1911. In-8, 431 p.
— *A. Gazier*. Les derniers jours de Blaise Pascal. Étude historique et critique. Paris, H. Champion. 1 fr. 50.

*Prarond*. — *A. Ledieu*. A la mémoire de M. Ernest Prarond (1821 bis 1909). Abbeville, imprimerie Lafosse, 1 vol. in-8⁰.

*Puisieux, Mme de*. — *M. Pellisson*. Une femme moraliste au XVIII[e] siècle: Mme Puisieux [In: Revue pédagogique 15 sept. 1910].

*Rabelais*. — *P.-P. Plan*. Une réimpression ignorée du Pantagruel de Dresde [In: Mercure de France 1[er] Déc. 1910].
— *H. Schneegans*. Der heutige Stand der Rabelaisforschung I [In: Germ.-roman. Monatsheft II, 10].

*Racine*. — *Masson-Forestier*. Autour d'un Racine ignoré. Préface [In: La Grand Revue 25 sept. 1910].
— *É. Faguet*. La découverte de Racine [In: Rev. des deux mondes. 15 déc. 1910].
— *Masson-Forestier*. Autour d'un Racine ignoré, d'après des documents de Famille. Avec le portrait de Racine à 36 ans, à la veille de Phèdre, portrait dit de la Champmeslé, publié pour la première

fois et de nombreuses illustrations, fac-similés de lettres de Racine, etc. Paris, Editions du Mercure de France. 7 fr. 50.

*Rambervillers, A. de.* — *E. Duvernoy, R. Harmand.* Un auteur lorrain: Alphonse de R. (1552—1633). Essai d'hist. littér. provinciale [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 4].

*Ramond.* — Un grand précurseur des romantiques. Ramond (1755 bis 1827; par Jacques Reboul. Nice, édition de la «Revue des lettres et des arts». 1910. In-8, XVI-127 p. 4 fr.

*Renan.* — Les déchets d'une gloire: Renan, p. *G. Fonsegrive* [In: La Revue hebdomadaire. 10 sept. 1910] (In Veranlassung von *H. Parigot* Renan, l'Egoïsme intellectuel ...).

*Rimbaud, A.* Rhétoricien. Réponse à M. Paterne Berrichon p. *G. Izamberd* [In: Mercure de France 16 décembre 1910].

*Ritter, Charles.* Ses amis et ses maitres. Choix de Lettres. 1859—1905. — Sainte-Beuve, Ernest Renan, H. Gaine, Victor Cherbuliez, Paul Bourget, D. Strauss, George Eliot, William James. — Lausanne, Paiyot & Cie. 1911. VII, 304 S. Mit Portrait.

*Roland, M^me^.* — *A. Chuquet.* Buzot et M^me^ Roland [In: Feuilles d'hist. du XVII^e^ au XX^e^ siècle. Mai 1910].

*Ronsard, P. de.* Von *C. Bauer.* [In: Germ.-rom. Monatsheft. Dez. 1910].

— *C. Gabillot.* La tombe de Ronsard [In: Revue de Paris, 1^er^ octobre 1910].

— Tableau chronologique des œuvres de Ronsard, suivi de poésies non recueillies et d'une table alphabétique; par *Paul Laumonier.* 2^e^ édition, remaniée et très augmentée. Paris, Hachette et Cie. 1911. In-8, XI-143 p.

*Rousseau* s. oben p. 144 *Bornhausen*, p. 144 *Dide*, p. 145 *Tornezy.*

— *Rousseau, Jean-Jacques.* Gènevois; par *Gaspard Vallette.* Genève, A. Jullien, édit. 1911. In-8, XXX-461 p. 7 fr. 50.

— La Constitution corse de J. J. Rousseau (thèse); par *Ange Moretti.* Paris, L. Larose et L. Tenin. 1910. In-8, 191 p.

— Jean-Jacques Rousseau aviateur p. *P.-P. Plan* [In: Mercure de France 16 oct. 1910].

*Sabatier M^me^.* — *L. Séché.* La présidente [In: Mercure de France 16 nov. 1910. S. 218—233].

*Saint-Gelais, Mellin de* (1490? = 1518). Étude sur sa vie et sur ses œuvres p. *H.-J. Molinier.* Paris, A. Picard & fils 1910. frcs. 7.50.

*Saint-Gelais, Octovien de.* — *H. J. Molinier.* Essai biographique et litteraire sur Octovien de Saint-Gelais. Évêque d'Angoulême (1648—1502). Paris, A. Picard & Fils. 1910. Frcs. 4.

*Sainte-Beuve* et le prince Napoléon p. *J. Troubat* [In: La Revue. 15 août 1910].

*Sainte-Marthe, Ch. de.* (1512—1555) by *Caroline Ruutz-Rees.* New York, The Columbia University Press 1910. XIV, 664 S.

*Sales, Fr. de.* — Vie de Saint François de Sales p. *M. Hamon.* Nouvelle édition abrégée, entièrement revisée p. *M. Gonthier* et M. *Letourneau.* Paris, Victor Lecoffre. 3 fr. 50.

*Sand, George*; par *C. Lecigne.* Paris, P. Lethielleux, 1910. In-16, 121 p. [Femmes de France, n^0^ 3].

*Scarron.* — *J. Frank.* Scarroniana (Fortsetzung) [In: Arch. f. n. Spr. CXXV, 128—153].

*Staël, M^me^ de,* et la princesse Koutouzov [In: Feuilles d'histoire. Août 1910].

*Stendhal Beyle* p. *L. Spach* [In: Feuilles d'hist. du XVII^e^ au XX^e^ siècle. Juillet 1910].

*Tillier, Cl.* — *M. Cornicelius.* Claude Tillier. Halle a. S. Max Niemeyer, 1910. VII, 517 S. 8⁰.
*Tinan.* — S. oben p. 144 *Charasson.*

*Tincin, Madame de.* — Une vie de femme au XVIIIe siècle. Madame de Tencin (1682—1749); par *Pierre Maurice Masson.* 3e édition, augmentée et corrigée. Paris, Hachette et Cie., 1910. In-16, 345 p. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

*Tourreil, Jacques de,* traducteur de Démosthène (1656—1714). Thèse.. par *Georges Duhan.* Paris, H. Champion 1910. 274 S. 8⁰.
*Urfé.* S. oben p. 145 *Martinon.*

*Vigny, A de.* — S. oben p. 144 *Baldensperger.*
— *Vigny, A. de* p. *J.-N. Nickels.* Esch-sur-l'Alzette, Impr. J. Origer.
— *E. Estève.* Gessner et Alfred de Vigny [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 4].
— *Vigny, A. de,* ein Urteil seiner Zeitgenossen, von *E. Kaufmann.* Diss. Heidelberg. 148 S. 8⁰.

*Villiers de l'Isle-Adam* sous la Commune p. *H. Bernès* [In: Mercure de France 1er nov. 1910. S. 182—185].

*Villon, François*; par *Gaston Paris.* 2e édition. Paris, Hachette et Cie., 1910. In-16, 191p . avec grav. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français].

*Voltaire* s. oben p. 144 *Bornhausen,* p. 145 *Tornezy.*
— *Voltaire* p. *F. Brunetière.* Troisième partie: Cirey, Versailles, Berlin (1734—1754) [In: Rev. d. deux mondes 1er déc. 1910].
— *Labat, L.* Le Drame de la rue des Filatiers (1761). Jean Colas. Son procès, sa mémoire défendue par Voltaire et par la sœur Anne Julie (de la Visitation). Etude inédite sur documents authentiques; par *Léopold Labat.* Toulouse, E. Privat. Paris, A. Picard, 1910. In-8, 110 p.

*Weiss, J.-J.* Conférencier. Chroniqueur de théâtre. Journaliste. Portraitiste. Ecrivain épistolaire; par *Georges B. Stirbey.* Paris, Calmann-Levy, 1910. In-4, 114 p. et portrait.

*Zola* von *M. Harden* [In: *Maximilian Harden* Köpfe. 3. Auflage, Berlin, E. Reiss, 1910. S. 383—412].

## 7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

*Calmette, J.* et *E.-G. Hurtebise.* Correspondance de la ville de Perpignan (à suivre) [In: Rev. d. l. rom. Juillet-octobre 1910].

*Bartsch, K.* Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles). Accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. Dixième édition, entièrement revue et corrigée par *Leo Wiese.* Leipzig, F. C. W. Vogel, 1910. Preis brosch. 14 Mk., geb. 15,50 Mk.

*Chrestomathie du moyen âge.* Extraits publiés avec des traductions, des notes, une introduction grammaticale et des notices littéraires; par G. Paris et E. Langlois. 7e édition, revue. Paris, Hachette et Cie., 1910. Petit in 16, XCIII-370 p. 3 fr. [Classiques français].

*Crescini, V.* Canzone francese d'un trovatore provenzale. Padova 1910. 8⁰ [Aus: Atti der Acad. von Padua Bd. XXVI, S. 63—103].

*Mondon, S.* La Grande Charte de Saint-Gaudens (Haute-Garonne). Texte gascon du XIIe siècle avec traduction et notes. Paris, Paul Geuthner.

*Poètes (les) de la Mort.* Anthologie des poésies de la mort du XVe siècle à nos jours. Morceaux choisis, avec préface et notes; par *Léon Larmand.* Illustré de 9 grav. Paris, Louis-Michaud, 1910. In-16, VIII-150 p. 1 fr.

*Poètes (les) de la Ripaille.* Anthologie de poésies de la table du XVe siècle à nos jours. Morceaux choisis, avec préface et notes, par

*Léon Larmand.* Illustré de 8 grav. Paris, Louis-Michaud, 1910. In-16, VI-154 p. 1. fr.

*Poètes (les) humoristes.* Anthologie de poèmes humoristiques du XIII^e siècle à nos jours. Choix, préface et notes, par *Georges Normandy.* Illustré de 9 grav. anciennes et modernes. Paris, Louis-Michaud, 1910. In-16, IX-149 p. 1 fr.

*Adam de la Hale.* — S. oben p. 138 *Neumann* und p. 142 *Hård af Segerstad* Saint Coisne.

*Aliscans.* — *S. A. Bacon.* The source of Wolfram's Willehalm. VIII, 172 S. m. 1 Taf. 1910. 6 Mk. [In: Sprache und Dichtung. Forsch. zur Linguistik und Literaturwissenschaft. Hrsgb. von H. Mayne u. S. Singer. Tübingen, J. C. B. Mohr].

*Atre perillos*, hrsgb. von *W. von Zingerle* (In Vorbereitung).

*Aucassin* et *Nicolette* and other Mediæval Romances and Legends. Translated from the French by Eugene Mason (Everyman's Library). 12°. 256 S. London, Dent.

*Austorc de Segret.* — *C. Fabre.* Le sirventés d'Austorc de Segret I [In: Annales du Midi. Oct. 1910].

*Black Prince.* — Life of the Black Prince by *the Herald of Sir John Chandos* ed. from the manuscript in Worcester College with linguistique and historical notes by *Mildred K. Pope* and *Eleanore C. Lodge.* Oxford at the Clarendon Press 1910. LXII, 256 S. 4°.

La *Chançun de Guillelme.* Französisches Volksepos des 11. Jahrhunderts. Kritisch herausgegeben von Hermann Suchier, 1911. 8. IX, LXXVI, 195 S. Max Niemeyer, Halle a. S. 5 Mk.

La *Chastelaine de Vergi.* Poème du XIII^e siècle édité p. *G. Raynaud.* Paris, H. Champion, 1910. VIII, 31 S. 8 [Les classiques français du Moyen Age].

*Crestien.* — S. oben p. 143 *Baist.*

*Daniel, Arnaut.* — *R. Lavaud.* Les poésies d'Arnaud Daniel [In: Annales du Midi Octobre 1910].

*Deschamps, E.* — *J. L. Lowes.* Chaucer and the *Miroir de Mariage* [In: Modern Philologie VIII, 2].

*Disciplina Clericalis.* — *W. Söderhjelm.* Bemerkungen zur Disciplina Clericalis und ihren französischen Bearbeitungen [In: Neuphilol. Mitteilungen 1910, No. 3/4].

*Ecbasis captivi.* Die Flucht eines Gefangenen. Das älteste Tierepos des Mittelalters. Im Versmaß der Urschrift übers. v. *Emil Greßler.* XII, 69 S. 8°. Dresden, E. Pierson, 1910. 2 Mk.

*L'enfant sage* (Das Gespräch des Kaisers Hadrian mit dem klugen Kinde Epitus). Die erhaltenen Versionen hrsgb. und nach Quellen und Textgeschichte untersucht von *W. Suchier.* Dresden. Gesellschaft f. rom. Literatur. Halle, M. Niemeyer. XIII, 612 S. 8°.

*Épître farcie* pour le jour de Saint-Jean [In: Rev. du Traditionnisme. Juin 1910. S. 93—95].

*Eulalia.* — *H. Moretus.* Les saintes Eulalies [In: Revues des Questions Historiques. Janvier 1911].

*Flores oc Blantzeflor.* Facsimile de l'édition imprimée par Godfred Ghenen, Copenhague. 1509. In-12°. 1910. Paris, J. Gamber.

*Gautier d'Arras.* S. oben p. 143 *Stevenson.*

*Girard d'Amiens.* — *E. Krüger.* Das Verhältnis der Handschriften von Girards d'Amiens Roman Cheval de fust. Greifswalder Dissertation 1910.

*Guy von Warwick.* — *P. Mau.* Gydo und Thyrus. Ein deutscher Ausläufer des altfranzös.-mittelengl. Freundschaftsromans 'Guy von Warwick'. Diss. Jena. 69 S. 8°.

*Höllenfahrt und Auferstehung.* — *A. Graf.* Die beiden engeren Fassungen der altfranzösischen Dichtung in achtsilbigen Reimpaaren über Christi „Höllenfahrt und Auferstehung“. Greifswalder Diss. 1910.

*Jardin de Plaisance,* Le, et Fleur de Rethorique. Reproduction en facsimilé de l'édition publiée p. Antoine Vérard vers 1501. Paris, Firmin-Didot et lit. Soc. des anc. textes franç.

*Jofroi de Watreford.* — *G. L. Hamilton.* The sources of the Secret des Secrets of Jofroi de Watreford [In: The Romanic Review I, 3].

*Johannes de Garlandia.* S. oben p. 140 *E. Habel.*

*Huon de Bordeaux.* — *M. Kinney.* Possible traces of Huon de Bordeaux in English Ballad Form [In: The Romanic Review I, 3].

*Lancelot.* — The Vulgate Version of the Arthurian Romances ed. from Manuscripts in the British Museum by *H. Oskar Sommer.* Vol. III Le livre de Lancelot del Lac. Part I. Washington, The Carnegie Institution of Washington, 1910.

*Leodegar.* — *M. Fischer.* Wie zeigt sich im Vokalismus des altfrz. Leodegarliedes der Einfluß des provenzalischen Kopisten? Progr. Iglau. 1909. 9 S. 8⁰.

*Miracles de Nostre Dame.* S. oben p. 138 *Wittmann.*

*Nicolausmirakel.* — S. oben p. 143 *Weydig.*

*Passion.* — *G. Bertoni.* Correzioni al testo della „Passione“ [In: Rev. d. l. rom. Nov.-déc. 1910. S. 513—514].

*Psalter.* — *W. Goedicke* über den anglonormannischen Schweifreimpsalter. Diss. Halle 1910.

*Ogier.* — *B. Cerf.* The Franco-Italian Chevalerie Ogier [In: Modern Philologie VIII, 2].

*Renard.* — *D. Corbier.* Le Roman du Renard, renonvelé des Trouvères. Paris. Messein. 2 fr. 50.

*Ricaut Bonomel.* — *G. Bertoni.* Il serventese di Ricaut Bonomel [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 6].

*Roland.* — S. oben p. 137 *Herthum.*

— *H. Bourgeois.* Eine baskische Rolandsage [In: Zs. d. Ver. f. Volkskunde XX, 2. S. 213 f.].

— Vgl. *E. Hoffmann-Krayer.* Cysatiana. Volkskundliches aus dem Kanton Luzern um die Wende des 16. Jahrhunderts p. 238: *Die Rolandhörner* [In: Schweizer. Arch. f. Volkskunde XIV, 3. S. 198 bis 245].

— Das Lied von Roland und Kaiser Karl. Deutsch von *Werner Schwartzkopf.* Groß-Lichterfelde 1910.

*Rosenroman.* — *E. Langlois* Les Manuscrits du roman de la Rose. Description et classement. Paris, H. Champion. 548 S. 8⁰. 12 fr. [Trav. et Mém. Univ. Lille. Nouvelle série I Droit, Lettres, volume 7].

— *E. Stange.* Manesse-Codex und Rosenroman [In: Anzeiger für schweiz. Altertumskunde N. F. XI, 4].

*Sainte Elisabeth.* — *Vie de sainte Elisabeth de Hongrie* (Ms.: Bibliothèque royale de Belgique à Bruxelles 10, 295—304) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV. 6. S. 708—733].

*Saint Franchois.* — *A. Liedloff.* Über die Vie Saint Franchois [In: Rom. Forsch. XXIX, 72—130].

*Saint-Richard.* — Vie de Saint-Richard, évêque de Chichester [In: Revue des langues rom. juillet-octobre 1910. S. 245—396].

*Siège d'Orange.* — *Raym. Weeks.* Concerning some lines of the Siège d'Orange [In: The Romanic Review I, 3].

*Sponsus* s. oben p. 142 *O. Fischer.*

*Stephansepistel.* — *Wahlgren, E. G.* Quelques remarques sur la forme *creinent* dans l'Épitre de Saint-Étienne [In: Rev. de phil. franç. et de litter. XXIV, 3. S. 205—209].

*Tristan.* — *G. Schoepperle.* The island compat in Tristan [In: Studies in English and comparative literatures... presented to *Agnes Irwin*, dean of Radcliffe College. Boston 1910. Ginn].
— *J. Kelemina.* Untersuchungen zur Tristansage. Leipzig, E. Avenarius. 3 Mk. [Teutonia. Hgb. von W. Uhl 16].

*Cahen, A.* Morceaux choisis des auteurs français (XVIe, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles) publiés conformément aux programmes de l'enseignement secondaire, avec des notices, des notes et un choix de textes antérieurs au XVIe siècle; par Albert Cahen. Premier cycle. Nouvelle édition, entièrement refondue. Paris, Hachette et Cie., 1910. In-16, XXVIII-847 p. Cartonné, 4 fr.
*Contes et Facéties galantes* du XVIIIe siècle. Introduction et notices; par *Ad. Van Bever.* Paris, L. Michaud, 1910. In-16, 287 p. avec 32 illustrations d'après les documents de l'époque et couverture de Géo Dorival. 3 fr. 50 [Les Mœurs légères au XVIIIe siècle. 1er série].
*Du Lis, C.* Recueil d'inscriptions et poésies en l'honneur de la pucelle d'Orléans. Précédé d'une introduction par *P. Le Verdier.* Rouen, imprimerie Gy. 1910. Petit in-8 carré, XXXII-132 p. avec grav. et 1 planche.
*Léonard.* — Idylles et poèmes champêtres, choisis et précédés d'une introduction p. *Emile Henriot.* Paris, Sansot. 1 vol. in-12. 2 fr.
*Jeunes (les) Poètes comtois.* Textes choisis, accompagnés de notices biographiques et bibliographiques, Marcel André, Andrée Bonvalot, Laetitia Bonvalot, Henry Cariage, Edmond Chapoy, Alexandre Chevassus, Edouard Cœurdevey, Maurice Collin, René Favre, Alphonse Gaillard, Marc Liovet, Maurice Mérillot, Leon Monnier, Ernest Pennel, Reconquista, Léon Roy, Gaston Strarbach. Besançon, impr. Jacques, 1910. In-16, 124 p. [Collection de la Jeune Comté].

*d'Aubigné.* — *H. Monod.* Quelques pages d'Agrippa d'Aubigné [In: Soc. de l'hist. du Protestantisme franç. Bulletin. Mai-juin 1910. S. 210—223] (Vgl. ib. Mars-avril 1910. S. 182).
*Balzac, Honoré.* Aus dem Grabe zurück. Erlebnisse e. französ. Obersten des 1. Kaiserreichs. Nach dem Franz. bearb. v. Susanna Rehtwisch. 80 S. 1910 [In: Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt. Eine Hausbücherei, enth. Erzählgn., Lebensbilder, Dichtgn. u. belehr. Bücher älterer u. neuerer Schriftsteller. Hrsg. v. Thdr. Rehtwisch. kl. 8⁰. Leipzig, Turm-Verlag. 77. Jedes Bdchn. 30 Pf.].
— Tante Lisbeth. Übersetzung von Arth. Schurig. 466 S. 8⁰. Leipzig, Insel-Verlag, 1910. 4,50 Mk.
— Pensées, Sujets, Fragments; Edition originale avec une préface et des notes de *Jacques Crepet.* Portrait gravé à l'eau-forte par G. Noyon. Paris, A. Blaizot, 1910. Grand in-8, XXXIX-172 p.
— *H. Clouard.* Balzac, pages sociales et politiques. Paris, Nouvelle librairie nationale. 3 fr. 50.
— Le Père Goriot. Paris, A. Lemerre, 6 fr.
*Baudelaire, Ch.* Pages de Carnet p. p. M. *Féli Gautier* [In: Mercure de France 16 déc. 1910].
*Beaumarchais.* — *M. Rouff.* Un opéra politique de Beaumarchais (suite et fin) [In: La Révolution française XXX, 4. S. 333—358].
*Bossuet.* Sermons choisis. Traité de la concupiscence. Notices, annotations, par *Henri Clouard.* 14 grav. Paris, Larousse. Petit in-8, 199 p. 1 fr.
— Oraisons funèbres. Notices, annotations, par *Henri Clouard.* 14 grav. dont 2 hors texte. Paris, Larousse. Petit in-8, 212 p. 1 fr.

*Bourdaloue.* — Une trente-septième lettre de B. [In: Documents d'hist. Mars 1910 (n$^{0}$. 1)].

*Chapelain.* — *A. L. Bernhard.* Die Parodie „Chapelain décoiffé". XII, 46 S. [Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Phil. Hrsg. v. H. Breymann u. J. Schick].

*Chateaubriand.* Viaggio in Italia (1803—1804), aggiuntevi pagine dai Martiri e dalle Memorie d'oltretomba. Traduzione, prefazione e note di Giovanni Rabbizzani. Lanciano, R. Carabba, 1910. 144 S. 16$^{0}$. L. 1 [L'Italia negli scrittori stranieri, n$^{0}$ 1].

*Chateaubriand,* Correspondance de, publiée avec introduction, indication des Sources, Notes et Tables doubles par *L. Thomas.* Paris, H. Champion. (Sous presse et en souscription. L'édition paraître à raison de deux volumes par an. Elle formera environ 5 volumes in-8 raisin de 400 pages chacun à 10 fr.) Aus dem von der Verlagshandlung versandten Prospekt sei hier der folgende Passus mitgeteilt und zur Beachtung empfohlen: Un supplément réunira les lettres encore inconnues de l'éditeur et qui seront venues grossir le recueil pendant l'impression de la correspondance. Et à ce propos nous faisons ici un dernier appel tout spécial aux collectionneurs d'autographes. Nous serons très reconnaissant pour toute communication qui pourra nous être faite à propos de lettres inédites ou déjà imprimées dans des publications ignorées. Chateaubriand appartient au patrimoine de la France; nous espérons que les amateurs et lettrés auront à cœur de nous aider dans notre tâche difficile. Il sera fait mention de leurs généreuses communications.

— *E. Dick.* La traduction du «Paradis perdu» de Chateaubriand [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 4].

— Pages choisies. La Correspondance. Les premiers Essais. Les Chefs-d'Œuvre. Les Écrits de la Restauration. Les dernières œuvres. Les "Mémoires d'Outre-Tombe". Avec une introduction, des notices et des notes p. *Victor Giraud.* Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

*Chénier, A. Œuvres complètes* p. p. *P. Dimoff.* II. Poèmes. Hymnes. Théâtre. Paris, Ch. Delagrave. 3 fr. 50.

*Coppée, Fr.* L'honneur est sauf (drame inédit) [In: Revue de Paris 1er juin 1910].

*Cormenin.* — Lettre inédite de Maxime du Camp [In: Annales Romantiques VII, fasc. 7, juillet-octobre 1910. S. 277 ff.].

*Cyrano Bergerac, Savinien de.* L'autre monde ou Les états et empires de la lune. Nach der Pariser und der Münchener Hdschr., sowie nach dem Drucke von 1659 zum ersten Male kritisch hsg. von *L. Jordan.* Dresden. Gesellsch. f. roman. Literatur. Halle, Niemeyer. 246 S. Gr. 8$^{0}$.

*Delille.* — *L. Maigron.* Un manuscrit inédit de Remard sur Delille. Remarques sur les «notes» des «Georgiques» [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 4].

*Dumas fils.* — S. oben p. 140 *Hörner.*

*Du Noyer, Mme.* — Mémoires et Lettres galantes de Mme Du Noyer (1663—1720). Avant-propos et notes par Arnelle. 25 illustrations d'après les documents de l'époque. Paris, L. Michaud, 1910. In-16, 288 p.

*Flaubert, Gust.* Der Roman e. jungen Mannes. (L'Education sentimentale.) Mit e. Vorrede von Hugo v. Hofmannsthal. Deutsch v. Alfr. Gold u. Alphonse Neumann. 2. Aufl. VII, 555 S. 8$^{0}$. Berlin, B. Cassirer, 1910. 5 Mk.

— Œuvres complètes de Gustave Flaubert. Madame Bovary. Mœurs de province. Paris, L. Conrad, 1910. In-8, XXVI-631 p. avec portrait et fac-similé d'autographes. 2 fr.

*Flaubert, Gust.* Œuvres complètes. Correspondance. 1re série (1830—1850). Paris, L. Conrad, 1910. In-8, XLI-475 p. avec portrait. 8 fr.

— La première „Éducation sentimentale" [In: Rev. de Paris 15 nov. 1er et 15 décembre 1910. 1 janv. 1911].

— *Flaubert*, des pages inédites de [In: La Revue 1er octobre 1910].

*Gautier, Th.* — Zwei Gedichte von Théophile Gautier. Ins Deutsche übertragen von Johannes Schürmann [In: München. Allgemeine Zeitung. 3. Sept. 1910] (I. Die Turmuhr. II. Diamant des Herzens).

*Heredia, J.-M. de.* — *R. Thauziès.* Étude sur les sources de J.-M. de Heredia [In: Rev. d. l. rom. Nov.-déc. 1910. S. 461—512].

*Héroet.* — *F. Gohin.* Une poésie inédite d'Antoine Héroet: «Description d'une femme de bien» [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVII, 4].

*Hugo, V.* Les Châtiments; par Victor Hugo. Paris, Impr. nationale. P. Ollendorff, 1910. Grand in-8, 545 p. avec portraits et fac-similés [Œuvres complètes. Poésie. IV].

*Lamennais.* — *P. Dudon.* Lettres inédites de Lamennais à Ventura (suite) [In: Études des Pères de la Compagnie de Jésus. 20 avril, 5 juin 1910].

*Le Sage, Alain René:* Der hinkende Teufel. In der Übersetzg. von G. Fink, neu hrsg. u. eingeleitet v. Otto Flake. Einband, Titelzeichnungen u. 21 Initialen v. Emil Preetorius. VIII, 314 S. m. Abbildgn. 8°. München, G. Müller, 1910. 9 Mk.

— Histoire de Gil Blas de Santillane; Avec une notice biographique, un vocabulaire et des explications grammaticales. Varsovie. Karbasnikov. E. Wende et Cie. In-16, IX-128 p. avec grav. 60 kopeks [Editions illustrées Neygroud et Delacroix].

*Mairet, J. de.*, s. oben p. 140 *Bieser.*

*Maupassant, G. de.* Œuvres complètes de Guy de Maupassant. Théâtre. Une répétition. Histoire du vieux temps. Musotte. La Paix du ménage. Paris, L. Conrad, 1910. In-8, 267 p. 5 fr.

*Mérimée.* — Lettres de Mérimée à Estébanez Calderon [In: Rev. bleue 19 nov. 1910].

*Méry.* — Lettre inédite à Pitre-Chevalier [In: Annales Romantiques VII, fasc. 7, juillet-octobre 1910. S. 276].

*Molière.* — *L. Tönse.* Colley Ciller's Comedy „The Refusal, or the Ladies Philosophy" in ihrem Verhältnis zu Molières „Les Femmes Savantes". Diss. Kiel 1910. 76 S. 8°.

*Montaigne.* — *J. de la Rouxière.* Les éditions des „Essais de Montaigne" [In: Rev. de la Renaissance. Oct.-déc. 1910].

*Montesquieu.* Œuvres. T. 1er: Lettres persanes; t. 2: Grandeur et Décadence des Romains. L'Esprit des lois. Paris, J. Gillequin et Cie. 2 vol. in-16. T. 1er, 254 p.; t. 2, 207 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

*Musset, A. de.* Lettres inédites p. p. *J. Monval* [In: le Correspondant. 10 mars 1910].

— *Eugène Philippe.* Du Musset inédit [In: Annales Romantiques VII, fasc. 7, juillet-octobre 1910. S. 284—287] (Aus: Journal de Genève).

— Œuvres complémentaires. Réunies et annotées p. *M. Allen.* Paris. Éditions du Mercure de France. 3 fr. 50.

*Prévost, Abbé.* Die Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier des Grieux. 2. Aufl. der von Jul. Zeitler besorgten Übertragg. Die [4 Voll]Bilder zeichnete Frz. v. Bayros.) 289 S. kl. 8°. Leipzig, Insel-Verlag, 1911. 4,50 Mk.

*Rabelais.* Œuvres T. 1er: Gargantua. Paris, «la Renaissance du livre», libr. J. Gillequin et Cie. In-16, 252 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

*Rabelais.* Lettres écrites d'Italie par François Rabelais (Décembre 1535 bis Février 1536). Nouvelle édition critique, avec une introduction, des notes et un appendice p. ***V.-L. Bourrilly.*** Paris, H. Champion, 1910 [Publication de la Soc. des Études Rabelaisiennes].

— Rabelais pour la jeunesse. Texte adapté p. ***Marie Butts.*** Illustrations en noir et en couleurs de Fernand Fan. 3 vol. Paris, Librairie Larousse. 7 fr. 50.

*Racine.* — ,,Dix sonnets attribués à Racine, publiés par l'abbé Joseph Bonnet, d'après un manuscrit inconnu de la bibliothèque impériale publique de Saint-Pétersbourg" [In: Le Correspondant. 10 sept. 1910] (Vgl. auch Claretie im Temps, 30 sept. 1910).

*Richepin* s. oben p. 137 *Hartmann.*

*Ronsard.* — *E. Faral.* Sur deux manuscrits du Livre II de la «Franciade» [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 4].

*Rostand, E.* Œuvres illustrées. Fasc. 1er à 13. Cyrano de Bergerac, comédie héroïque en cinq actes et en vers. Fasc. 14. Cyrano de Bergerac (fin). Les Romanesques (commencement). Illustrations en couleurs et en noir, dans le texte et hors texte, de MM. François Flameng, Albert Besnard, Aug. F. Gorguet et Paul-Albert Laurens. Paris, P. Lafitte et Cie. 14 fasc. in-4, p. 1 à 268 et 1 à 12. Chaque fasc., 60 cent.

*Rousseau, J.-J.* s. oben p. 140 *Schütte.*

— Lettres inédites à Mmes Boy de la Tour et Delessert comprenant les lettres sur la botanique p. p. ***Ph. Godet*** et M. ***Boy de la Tour.*** Paris, Plon-Nourroit et Cie. 20 fr.

— Quelques lettres de J.-J. Rousseau (1766—1769) p. p. ***Th. Dufour,*** Directeur honoraire des Archives et de la Bibliothèque de Genève. Genève, Imprimerie Albert Kündig, 1910.

— La *Nouvelle Héloïse* et son influence sur Goethe p. ***E. Vermeil*** [In: Revue de l'enseignement des langues vivantes. XXVII].

*Sales, Frz. v.* Philothea od. Anleitung zu e. gottsel. Leben. Aus dem Franz. übers. u. m. e. Anh. der notwend. Gebete versehen von *D. J. Becker.* 4. neuverb. Aufl. 672 S. 13,2×7 cm. Sarlouis, F. Stein Nachf., 1910. 1,20 Mk.

*Sénancour,* Lettres au Directoire p. p. *J. Merlant* [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 4].

*Taine, H.* Les Origines de la France contemporaine. Index général des 11 vol. Paris, Hachette et Cie., 1910. In-16, 140 p. 1 fr.

— Die Darstellung des Individuums in den ,,Origines de la France contemporaine". Ein Beitrag zur Technik der historischen Kunst von *Karl Fritzsche.* Leipzig 1910. R. Voigtländers Verlag [Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, hrsgb. von K. Lamprecht, XIII].

— *W. Hentschel.* H. Taines Erkenntnistheorie in ,,De l'Intelligence" (Darstellung und Beurteilung). Diss. Erlangen 1910. 60 S. 8°.

*Tinayre.* — *Seydel.* Die Hauptwerke von Marcelle Tinayre [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht. IX, 4 u. 6].

*Urfé, Honoré d'* — L'Astrée de Messire Honoré d'Urfé. Nouvelle édition. Spécimen. Première partie. Livres I, II et III. Et se donne chez Huguez Vaganay 3, Rue Aguste Comte, Lyon. 120 S. 8° [En Souscription].

*Villon, Fr.* Œuvres p. p. Un ancien archiviste. XVI, 124 p. in-8°. Paris, H. Champion. 2 fr.

*Voltaire.* Lettres philosophiques p. p. *H. Labroue.* Paris, Delagrave. 3 fr. 50.

— Lettres inédites, de Voltaire à Collini et à Marin [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVII, 4].

*Voltaire.* Merope. Trauerspiel. In deutscher Nachdichtg. v. *Rich. Rieß.* Mit dem Bilde Voltaires u. e. Vorbemerkg. des Übersetzers. VIII, 53 S. 1910. 60 Pf. [Bibliothek der Gesamtlit. des In- u. Auslandes 2186].
— Une lettre inédite de V. p. p. *C. Latreille* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 3. S. 616].
— Lettres inédites de V. [In: La Revue. 1er novembre 1910].

## 8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

*Blocher, E.* Über Schädigungen der Schüler durch Fremdsprachenunfug [In: Pädag. Archiv LII, 10].
*Bouvier, B.* La lecture analytique [In: Die neueren Sprachen, XVIII,6].
*Eidam.* Zur Frage der Trennung von Französisch und Englisch beim Studium und bei der Prüfung der Neuphilologen [In: Zs. f. franz. und engl. Unterricht, IX, 5].
*Flury, Th.* Soll an den oberen Klassen der Mittelschule der Unterricht in der fremden Literatur systematisch oder im Anschluß an die Lektüre erteilt werden [In: Die neueren Sprachen. Oktober 1910].
*Herlet, B.* Über die Verwendung eines neusprachlichen Wortvorrats im neusprachlichen Elementarunterricht [In: Die neueren Sprachen XVIII, 4].
*Jeanroy, A.* Les études méridionales à la Sorbonne de 1830—1905 [Aus: Revue Bleue. Febr. 1910].
*Köllenberger, B.* Sprachgeschichtliche Fragen im französischen Unterricht an lateinlosen Schulen. Progr. Oberrealschule Heidelberg. 34 S. 4°.
*Kuntz.* Ästhetik und Schule: der ästhetische Wert der französischen Sprache für den Unterricht [In: Zeitschr. für lateinlose höhere Schulen XXII, 1].
*Münch, W.* Lebende Sprachen und lebendiger Sprachunterricht [In: Die neueren Sprachen XVIII, 4].
*Schiedermair, R.* Über die Ausbildung der bayerischen Neuphilologen im pädagogischen Seminar [In: Pädagog. Archiv LII, 9].
*Schmidt.* Freuden und Leiden einer assistante allemande [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht IX, 6].
*Terrin, Ch.* La méthode objective et la Sorbonne [In: Mercure de France 1er janv. 1911].

## 9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

### a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

*Augé, C.* Deuxième livre de grammaire. Règles. Exceptions. Remarques. Syntaxe. Exemples. Questionnaires. 600 exercices. 200 dictées ou poésies. Analyse grammaticale. Analyse logique. Synonymes. Antonymes. Homonymes. Dérivation. Périphrases. Proverbes, etc. Narrations. Rédactions d'après l'image. Lettres. Livre de l'élève. Illustré de 170 grav. Paris, Larousse. In-12, p. 80 cent.
— Troisième livre de grammaire. Dérivation. Parties du discours. Analyse. Syntaxe. Rédactions. Littérature française. 1500 exercices. 220 grav. Livre du maître. Paris, Larousse. In-12, 886 p. 4 fr.
*Baconnet, G.* et *C. Grillet.* Grammaire française pour toutes les classes. Lyon, E. Vitte. Paris, libr. de la même maison. In-18 jésus, 357 p.
*Beck, Christoph.* Französische Orig.-Texte zu den Stilübungen nebst Hinweisen auf die französische Stillehre und Synonymik. IV, 111 S. 8°. Nürnberg, F. Korn, 1910. 2,50 Mk.

*Beck, Christoph.* Französische Stillehre nebst Synonymik für höhere Lehranstalten. VI, 114 S. 8⁰. Nürnberg, F. Korn, 1910. 1,50 Mk.

*Böddeker, K., H. Bornecque, R. Erzgraeber.* Französische Schulgrammatik. (Böddeker-Bornecque-Erzgraeber: Französisches Unterrichtswerk. 143 S. 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1910. Geb. 2 Mk.; m. e. Anh. f. Lateinanstalten. 149 S. Geb. 2 Mk.

— — — Übungsbuch für höhere Mädchenschulen. (Böddeker-Bornecque-Erzgraeber: Französisches Unterrichtswerk.) 1. Tl.: Kl. IV. 108 S. m. Abbildgn. 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1911. Geb. 1,50 Mk.

— —, — Übungsbuch für höhere Mädchenschulen und Studienanstalten. (Böddeker-Bornecque-Erzgraeber: Französisches Unterrichtswerk.) II. Tl.: Kl. III der höheren Mädchenschulen (bezw. IIIb der Studienanstalt). 99 S. m. Abbildgn. 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1911. Geb. 1,50 Mk.

*Boerner, Otto.* Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Unter Mitarbeit von *St. v. Napolski* und *M. v. Napolski.* Vereinfachte Bearbeitg. der Ausg. B f. Mädchenschulen. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. V. Tl. (Syntax). Mit 1 Hölzelschen Vollbild: „Paris“, 8 Ansichten v. Paris, 1 (farb.) Plane v. Paris, 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. 1 französ. Münztafel. Hierzu als Beiheft in Tasche: Abrégé d'histoire de la littérature française. 2., fast unveränd. Doppelaufl. VIII, 272 u. 42 S. 1910. Geb. in Leinw. u. geh. 3,20 Mk.

*Boerner, O. — R. Dinkler.* Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Mit besond. Bercksicht. der Übungen im mündl. und schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Ausg. f. preuß. Mittelschulen, unter Mitarbeit v. Bürgersch.-Dir. Dr. Herm. Heller neu hrsg. II. Tl. 1. Aufl. der Neubearbeitg. (Boerners französ. Unterrichtswerk.) Mit 4 Taf., 1 farb. Münztaf. u. 9 Bildern im Text. IV, 200 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1910. 2.— Mk.

*Bouillot, V.* Le Français par les textes. Lecture expliquée. Grammaire. Orthographe. Vocabulaire. Composition française. Cours moyen, certificat d'études. Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, IV-412 p. avec grav. Cartonné, 1 fr. 50.

*Briet, A. L.* Französische sprachlehre. Mâcon, impr. Protat frères. 1910. In-8 oblong non paginé [Moderne sprach-lehr-Méthode].

*Buckeley, Jos.* Die Absolutorialaufgaben f. die französische bezw. englische Sprache, gegeben an den Oberrealschulen Bayerns. Als Übungsstoff f. d. 9. Klasse dieser Anstalten zusammengestellt. 33 S. 8⁰. Nürnberg, C. Koch, 1910. —.50 Mk.

*Cours d'analyse grammaticale* et logique et Exercices d'analyse et de synthèse grammaticales; par Une réunion de professeurs. Livre du maitre. Tours, Mame et fils. Paris, V^e C. Poussielgue; chez les principaux libr. In-12, XII-204 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués, conformément aux programmes officiels].

*Coïndre, A.* Cours pratique de la langue française, grammaire et composition. Cours élémentaire, Etude des mots et de la phrase, Exercices d'invention, Exercices de langage. Rédactions sur questions. Rédactions, sur images. Petites compositions, Textes pour lectures, dictées, récitations, explications, rédactions. Livre du maître. Paris, G. Beauchesne et Cie. 1910. In-18 jésus, 378 p. avec grav. [Collection A. Coindre].

*Crouzet, P., G. Berthet, M. Galliot.* Méthode française et Exercices illustrés. 6^e et 5^e (garçons). 1^re, 2^e, 3^e années (filles). Enseignement primaire supérieur. 1^er volume. 30 illustrations de Bernard Naudin, 24 tableaux du musée du Luxembourg. Paris,

H. Didier, 1910. In-16, XVI-378 p. 2 fr. 60 [Cours simple et complet de langue française].

*Dessaint, L.* et *C. Jamart.* La Langue française. Le Mot. La Proposition. La Phrase. Le Paragraphe. La Composition. Notions grammaticales, Etymologie, Orthographe d'usage et de règles, Vocabulaire, Analyse et Synthèse de propositions et de phrases, Elocution et Composition française. Cours moyen et supérieur. Paris. A. Lesot. In-16, IV-31 p. avec fig.

*Dodeman, E.* L'Enseignement du français par la méthode directe. Premiers exercices écrits: Vocabulaire et Orthographe. Phrases à composer. Premiers Eléments de grammaire. Livre de l'élève. Paris, Alcide Picard. 1910. In-12, 112 p. 60 cent. [Collection Edouard Petit. Cours préparatoire].

*Dubray, G.* L'Allemand a son français, que le Français ne connaît pas. Liste de termes d'apparence française, et qui ne sont pas français. 2. éd. 15 S. 8⁰. Vienne, 1910. Wien, Gerold & Co. —.50 Mk.

*Egli.* Konjugations-Tabelle. — Tableau de conjugaison. Vergrößerte Wiedergabe aus Egli, Bildersaal f. den Sprachenunterricht, Heft 2. 1 Bl. in Rot- u. Schwarzdr. 74×100 cm. Zürich. Art. Institut Orell Füssli. 1910. —.60 Mk.

*Fetter, J.* und *K. Ullrich.* La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. 2. Teil. 4., umgearbeitete Auflage. Mit 10 Abbildungen und einer farbigen Karte von Frankreich. Wien 1910. A. Pichlers Witwe & Sohn. Preis geb. 2 K.

*Gerlach, Rud.* Verzeichnis der französischen unregelmäßigen Verben, vollständig conjugiert. Ein Lern- und Nachschlagheft f. Kaufleute, Beamte, Schüler u. jeden anderen Interessenten (!). 2. Aufl. 32 S. kl. 8⁰. Apolda, Selbstverlag, 1910. (Nur direkt.) —.50 Mk.

*Gouin, F.* Langage objectif. Les Séries domestiques et champêtres. Publication du cours de langue étrangère donné en 1885 à l'Ecole normale des instituteurs de la Seine sous les auspices du ministre de l'instruction publique. Texte français. Fascicule 1er. Paris, Fischbacher, 1910. In-16, X-147 p. 2 fr. 50. [L'Art d'enseigner et d'étudier les langues.]

*Kehr, Jos.* u. *Gisb. van Moll.* Lehrgang der französischen Sprache für Knaben- und Mädchen-Mittelschulen. 1. Tl. Elementarbuch der französ. Sprache. XII, 221 S. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1910. 2.— Mk.

*Larousse, P.* Exercices d'orthographe et de syntaxe appliqués numéros par numéros à la grammaire complète et à la grammaire supérieure. Livre du maître. Paris, Larousse. In-12, 300 p. 2 fr. [Méthode lexicologique Larousse].

*Letz, K.* u. *L. Limacher.* Französisches Übungsbuch. Zeichnungen (im Text u. auf 1 farb. Taf.) v. H. Moser. XII, 244 S. 8⁰. Straßburg, F. Bull, 1910. 2.— Mk.

*Maquet, C.* et *L. Flot.* Cours de langue française. Grammaire et Exercices. Rédigé conformément aux programmes du 31 mai 1902, aux dernières instructions ministérielles et à l'arrêté ministériel du 25 juillet 1910 relatif à la nouvelle nomenclature grammaticale. Premier degré complémentaire. Garçons. Classe de 8e. Jeunes filles. 3e année primaire. Paris, Hachette et Cie. 1911. In-16, 144 p. avec illustrations. Cartonné, 1 fr. 25.

*Maquet, C.* et *L. Flot.* Cours de langue française. Grammaire. Rédigé conformément aux programmes du 31 mai 1902 et aux dernières instuctions ministérielles. Troisième degré. Garçons. Classes

de 6e, 5e et 4e. Jeunes filles. 3e et 4e années secondaires. Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, 239 p. Cartonné, 1 fr. 50.

*Methode Alvincy.* Enseignement direct et rationnel des langues. Direkter und rationeller Sprachunterricht. Deutsch-Französisch — Français-Allemand. La vie intellectuelle et morale. Das geist. u. sittl. Leben. VIII, 184 S. kl. 8⁰. Leipzig, O. Holtzes Nachf. 1910. 2.40 Mk.

*Meyer, F.* Grammatisches Wörterbuch der französischen Sprache. IV, 334 S. kl. 8⁰. Hannover, C. Meyer, 1910. geb. 2.50 Mk.

*Müller, Aug.* Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. 141 S. 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1910. 1.80 Mk.

*Neyroud, C.* et *N. Delacroix.* Cours de langue française par la méthode directe, disposé conformément aux nouveaux programmes du ministère de l'instruction publique et du ministère des finances. 2e partie. Varsovie, Karbasnikov, E. Wende et Cie. In-8 187 p. avec grav.

*Notions usuelles d'étymologie,* suivies d'exercices pratiques à l'usage des classes de l'enseignement secondaire et des cours complémentaire et supérieur de l'enseignement primaire; par Une réunion de professeurs. Tours. A. Mame et fils, et chez les principaux libr. In-16, 112 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués, conformément aux programmes officiels].

*Otto, Emilio,* y *Gustavo Kordgien.* Gramática sucinta de la lengua francesa acompañada de numerosos ejercicos de traducción y lectura para el uso de los principiantes. (Método Gaspey-Otto-Sauer.) 5. ed., enteramente rehecha por Lic.-Prof. F. Tanty. VI, 185 S. mit 1 farb. Karte und 1 farb. Plan. 8⁰. Heidelberg, J. Groos, 1910. geb. 2.— Mk.

*Riha, Ernst.* Französisches Lehr- u. Lesebuch f. Mittelschulen. Mit 96 Abbildungen und 1 farb. Münztab. Einteilige Ausg. 2., von J. Ellinger umgearb. Aufl. 182 S. 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1910. 1.80 Mk.

*Roßmann, Ph.* u. *F. Schmidt.* Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. Ausg. C. Für höhere Mädchenschulen. III. Bd.: Klasse 4—1. X, 299 S. m. Abbildgn. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1910. 2.80 Mk.

*Sieblist.* Lehrbuch der französischen Sprache f. die deutschen Post- und Telegraphenbeamten. Zum Selbstunterricht in der französ. Umgangs-, Schrift- u. Amtssprache, sowie namentlich zur Vorbereitung auf die Assistenten- und Sekretärprüfungen der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung. In 2 Teilen nebst einem Fremdwörterbuch und einem Postlesebuch. I. einführ. Tl. 3., verb. Aufl. XIV, 285 S. Nebst Schlüssel. 50 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1910. 3.— Mk.

*Sokoll, Eduard* u. *Ludw. Wyplel.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Realschulen und verwandte Lehranstalten. V. Tl. Französische Sprachlehre. Ausg. A.: Ungekürzte Fassg. 3.—7. Schulj. XI, 356 S. gr. 8⁰. Wien, F. Deuticke, 1910. 4.— Mk.

— dasselbe. V. Tl. Französische Sprachlehre. Ausg. B: Gekürzte Fassg. IX, 206 S. gr. 8⁰. Ebd. 1910. 3.— Mk.

— dasselbe. Ausg. f. Realgymnasien, bearb. von Dr. Rich. Weinert. 2. Tl. IV, 151 S. gr. 8⁰. Ebd. 1910. 2.— Mk.

*Tafel* zur Einübung der französ. Konjugation. Von R. Jahnke. 60,5×85 cm. Farbdr. Mit Text auf der Rückseite. Leipzig, B. G. Teubner, 1910. Auf Leinw. m. Stäben 3,20 Mk.

*Voelkel, T.* Französisches etymologisches Lesebuch, nach Wortfamilien geordnet f. den Gebrauch der oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. 1. Heft. Die Familien

der unregelmäß. Verben. 2. unveränd. Ausg. 88 S. 8°. Hannover, C. Meyer, 1911. 1.25 Mk.

*Vogel, Chr.* Manuel de conjugaison des verbes irréguliers français. 5. éd., revue et augmentée. 72 S. 8°. Leipzig, G. A. Gloeckner, 1910. 1.— Mk.

*Werner, A.* Gymnastique du vocabulaire français (Französisch-deutsches Wörterverzeichnis). Hilfsbuch zum Gebrauch für die oberen Klassen der Mittelschulen. Wien, 1911. F. Tempsky. Preis geb. Mk. 2.60 = K. 3.20.

*Wolter, Eug.* Französisch in Laut u. Schrift. Ein Lehrbuch f. höhere Schulen. I. Tl. Mit 1 Münztaf. Nebst Wörterverzeichnis. XVI, II, 288 u. 68 S. 8°. Berlin, Weidmann, 1910. 3.40 Mk.

**b) Literaturgeschichte, Realien, Schulausgaben, Lesebücher.**

*Précis d'histoire littéraire.* Littérature française suivie d'un aperçu des littératures étrangères anciennes et modernes; par Une réunion de professeurs. Tours, A. Mame et fils. Paris. Ve C. Poussielgue, et chez les principaux libr. 1911. In-16, VIII-431 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués, conformément aux programmes officiels].

*Roustan, M.* La littérature française par la dissertation. III: Le dix-neuvième siècle. Pairs, P. Delaplane. 5 fr. (Un vol. in-12, contenant 1235 sujets accompagnés de plans de développements, de conseils, et d'indications de lectures recommandées).

*Lescar, Ch.* La division et l'organisation du territoire français. Berlin, Weidmann, 1910. X, 230 S. 8°. Mk. 4.

*Auteurs français.* Wörterbuch. 8°. Trier, J. Lintz. XVIII Wershoven: Conteurs modernes. 45 S. 1910. 20 Pf.

*Bornecque, Henri* et *Josefine Weissel.* Le français parlé. Recueil de morceaux récapitulant, d'une manière systématique, le vocabulaire usuel. 84 S. m. 33 Abbildgn. 8°. Vienne 1911. Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag, 1911. Geb. 1,20 Mk.

*Collection Teubner.* Publiée à l'usage de l'enseignement secondaire par F. Doerr, H. P. Junker, M. Walter. 8°. Leipzig, B. G. Teubner. 3. Molière: Les femmes savantes. Comédie. Publiée et annotée en collaboration avec H. P. Junker par Henri Bornecque. Texte et notes. IV, 78 u. II, 72 S. m. Bildnis. 1910. 1 Mk.; geb. u. geh. 1,30 Mk. 4. Flaubert, Gust. Un cœur simple. Publié et annoté en collaboration avec Mme. Meyer-Harder par J. Anglade. Texte et notes. Avec 3 gravures et 1 carte. IV, 41 u. II, 28 S. 1910. 80 Pf.

— dasselbe. Publiée par F. Doerr, L. Petry. 8°. Ebd. 5. Cirot, G. Le midi de la France. I. Le midi et le sud-ouest. Morceaux choisis et annotés en collaboration avec L. Petry. Texte et notes. Avec 8 gravures et 1 carte. VI, 72 u. II, 36 S. 1910. 1 Mk.; geb. u. geh. 1,30 Mk. 6. Dasselbe. II. La Provence et la Corse. Texte et notes. Avec 8 gravures et 1 carte. VI, 75 u. II, 36 S. 1910. 1 Mk.; geb. u. geh. 1,30 Mk. 7. Cointot, H. L'année terrible. Morceaux choisis et annotés en collaboration avec A. Sturmfels. Texte, et notes. Avec 4 gravures et 1 carte. IV, 118 u. IV, 52 S. 1910. 1,30 Mk.; geb. u. geh. 1,60 Mk.

*Cury, Camille.* Le petit Français. Livre de lecture et de conversation sous la forme dialoguée, à l'usage des écoles secondaires d'Allemagne, des écoles normales d'instituteurs et d'institutrices, des écoles supérieures de jeunes filles et des candidats à l'examen des „Mittelschulen". 145 S. 8°. Leipzig, G. Freytag. — Wien, F. Tempsky, 1911. Geb. 2 Mk.

*Diesterweg's* neusprachliche Reformausgaben, hrsg. v. Prof. Dr. Max Frdr. Mann. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 20. Robert-Dumas, A., u. Ch. Robert Dumas. Petites Françaises. Scènes de la vie familière. VII, 64 S. 1910. Geb. 85 Pf.

*Jugendbücher*, fremdsprachliche, illustrierte. Hrsg. v. Fr. Wittmann, G. Schmidt. kl. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter. Geb. jeder Bd. 1 Mk. 6. Récits du moyen age. Hrsg. v. G. Schmidt, illustr. v. Fr. Hein. IV, 77 S. m. 6 Farbdr. 1910.

*La Fontaine.* Fables. Edition revue et corrigée, enrichie de notes nouvelles; par M. D. S., dans laquelle on aperçoit d'un coup d'œil la moralité de la fable, à l'usage de la jeunesse. Tours, A. Mame et fils. In-18, 340 p.

*Meyrac, A.* Les Romans de nos aïeux. La Chanson de Roland. La Chanson d'Antioche. La Bataille de Hastings. Les Aventures de Girart de Roussillon. Le Roman de Tristan et Yseult, etc. Paris, Alcide Picard, 1910. Grand in-8, 284 p. avec grav. 3 fr. 20 [Collection Alcide Picard. Bibliothèque d'éducation littéraire].

*Morceaux choisis* des auteurs français du moyen âge à nos jours (842 bis 1900), préparés en vue de la lecture expliquée; par *Ch. M. des Granges.* Paris, A. Hatier, 1910. In-12, XII-1411 p.

*Röttgers, B.* Recueil de poésies françaises du 19me siècle, précédé d'un choix de fables de Lafontaine. Für den Schulgebrauch hrsg. 309 S. m. 19 Abbildgn. 8⁰. Leipzig, G. Freytag. — Wien, F. Tempsky 1910. 2,50 Mk.

*Sandeau, Jules.* Mademoiselle de La Seiglière. Lustspiel. Für den Schulgebrauch hrsg. v. *O. F. Schmidt.* 9 u. 132 S. 8⁰. Leipzig, G. Freytag. — Wien, F. Tempsky, 1910. Geb. 1,60 Mk.; Wörterbuch. 40 S. 1910.

*Schindler, C.* Choix de poésies françaises. 44 S. 8⁰. Berne, A. Francke, 1911. 70 Pf.

*Schriftsteller*, englische und französische, der neueren Zeit. Für Schule und Haus hrsg. v. J. Klapperich. (Ausg. A. Einleitung u. Anmerkgn. in deutscher, Ausg. B in engl. od. französ. Sprache.) 8⁰. Berlin, C. Flemming. 15. Bdchn. Lebrun, A. Quinze jours à Paris. Éd. à l'usage des écoles, annotée par Prof. Dr. Ph. Rossmann. Avec 10 illustr. et 1 plan de Paris. (Ausg. B.) VII, 82 S. 1910. Geb. 1,40.

# Referate und Rezensionen.

**Schroeder, Leopold v.** *Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral* (Sitzungsberichte der K. Akad. der Wiss. in Wien, Bd. 166). Wien 1910. 98 S.

Abhandlungen über die Gralsage und die Gralromane schießen in jüngster Zeit wie Pilze aus dem Boden. Leider sind die auf diesem Gebiete erreichten Fortschritte nicht ganz im richtigen Verhältnis zu der aufgewendeten Arbeit. Über Hypothesen scheint man nicht hinauszukommen; und man muß schon zufrieden sein, wenn die Hypothesen nur plausibel genannt werden können. Vertreter ganz verschiedener wissenschaftlicher Fächer wagen sich an die Gralprobleme heran. Ich habe vor einem Jahre den Lesern dieser Zeitschrift die Abhandlung eines Semitologen, nämlich L. E. Iselin, *Der morgenländische Ursprung der Grallegende*, angezeigt (Bd. $36^2$ p. 74 ff.). Die jetzt zu besprechende Abhandlung hat zum Verfasser einen bekannten Sanskritisten und vergleichenden Mythologen. Iselin fand die „Wurzeln“ der Gralsage in der semitischen Literatur, v. Schroeder in der altindischen. Aber es gibt noch einen anderen wesentlichen Unterschied zwischen den Standpunkten der beiden Gelehrten. Nach Iselin wäre die Gralsage erst im Mittelalter von der semitischen in die westeuropäischen Literaturen übergegangen, wobei man jedenfalls an den Kontakt der westeuropäischen Arier und der Semiten in Syrien (während der Kreuzzüge), in Spanien und Unter-Italien zu denken hätte. Ich erklärte diese Hypothese für gänzlich unannehmbar, da die entwicklungsgeschichtlich ältesten Quellen der Gralsage (die aber Iselin nicht zu kennen schien) nicht die geringste Ähnlichkeit mit den von Iselin angeführten semitischen Sagen aufweisen. v. Schroeder aber nimmt nicht eine Wanderung einer indischen Sage nach dem Occident an, trotzdem ja bekanntlich viele indischen Erzählungen durch Wanderung zu uns gelangt sind. Er läßt die Gralsage keltisch sein; aber er glaubt, daß sie alt-arischen Ursprungs sei, und führt uns nun nach Indien, um uns daselbst eine ältere Form dieser alt-arischen Sage oder ihrer Bestandteile zu zeigen. Gerade wie ein keltisches Wort durch ein alt-indisches Äquivalent, das

sich von der Urform noch nicht so sehr entfernt hat, aufgeklärt werden kann, so ist es natürlich sehr wohl denkbar, daß eine keltische Sage oder ein keltischer Mythus, deren früheste Überlieferung in das 12. Jahrhundert fällt, durch ein alt-indisches Äquivalent, dessen Überlieferung zwei Jahrtausende älter sein mag, aufgeklärt wird. Prinzipiell läßt sich also gegen v. Schroeders Methode nichts einwenden. Dagegen sind seine Folgerungen doch nichts weniger als zwingend. In dem Gral als einem Gefäß mit speisegebender Kraft will er Sonne oder Mond wiedererkennen, welche die Arier als wunderbare Gefäße, mit köstlichem Inhalt oder Gaben spendend, aufgefaßt haben sollen. Die Sonne, sagt v. Schroeder, werde sowohl im Rigveda als in dem Ritual des Pravargya-Opfers als ein himmlischer Milchtopf oder Kochtopf oder Breitopf gedacht. Ich bin nicht kompetent, um seine Argumentationen zu beurteilen; doch habe ich den Eindruck, daß die Erklärungen etwas gezwungen sind, daß die herangezogenen Stellen oft nicht eindeutig sind, und daß die Möglichkeit der rein zufälligen Übereinstimmung nicht in Betracht gezogen wird. So erwähnt v. Schroeder (p. 16) z. B. eine Sage im Mahabharata, nach welcher Yudhishthira „vom Sonnengotte Vivasvant einen kupfernen Kochtopf zum Geschenk erhält, der sich auf Wunsch immer wieder von selber füllt“. „Dieser kupferne Kochtopf aber ist offenbar ein Abbild der Sonne resp. ursprünglich die Sonne selbst.“ Offenbar? „Die Wunderdinge, über welche Sonnen- und Mondgötter verfügen, pflegen ja in der Regel diese Himmelslichter selber zu sein.“ Daß ein Sonnengott einem Menschen zum Lohn für seine Gebete einen nützlichen Topf schenkt, der nicht gerade die Sonne selbst ist, scheint mir denn doch mindestens ebensogut möglich. Wunderbare Gefäße kennt der Volksglaube, das Märchen, die Sage überall. Müssen sie denn wirklich alle göttlichen Ursprungs sein, Sonne oder Mond sein oder symbolisieren? Der Zauberglaube entstand unter den Menschen ohne Rücksicht auf die leuchtenden Himmelskörper; und es ist bezeichnend, daß das genannte Zeugnis das einzige ist, welches v. Schroeder anführen kann zum Beweise dafür, daß die Sonne von den Indern als ein von sich aus Speise gebendes Gefäß aufgefaßt wurde. So viel auch im Rigveda von der Sonne die Rede ist: dieser Zug fehlt. Die Überlieferung des Mahabharata dagegen ist wohl nicht sehr viel älter als die der Gralsage; und daß der kupferne Kochtopf die Sonne repräsentiert, ist eine bloße Vermutung. Das Motiv von der speisegebenden Kraft war übrigens so verbreitet (vgl. z. B. das Märchen vom Tischlein-deck-dich mit seinen zahllosen Varianten), daß es sich sehr leicht an jedes wunderbare Gefäß anhängen konnte. Wenn aber die Sonne sonst nirgends als Wunschgefäß vorkommt, so wurde sie wenigstens, so sagt Verf., als Wunschkuh gedacht. Von einer Wunschkuh soll nicht nur

im Mahabharata, sondern auch im Atharva-veda die Rede sein. „Im Grunde ist die Wunschkuh w o h l wesentlich dasselbe wie der wunderbare Kessel des Sonnengottes. Nur ein anderes Bild der Sonne, als gabenspendendes Wunderding gedacht. Die Sonne wird ja nicht nur als ein Gefäß, sondern auch — um von andern Bildern hier zu schweigen — als ein Tier, ein Rind, ein Roß, ein Vogel gefaßt" (p. 20). Das letztere ist richtig. P. Ehrenreich zählt z. B. in seinem Buch „*Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologische Grundlage*" (Leipzig 1910) über 30 Dinge auf, mit denen die Sonne verglichen wird resp. die ihre Symbole sind, und setzt noch ein etc. hinzu. Aber daß die zahlreichen Dinge, mit denen die Sonne schon verglichen wurde, nun stets die Sonne bedeuten sollen, ist offenbar ein Trugschluß. Im Rig-veda heißt es von dem Gott Indra: „Er durchbohrte den Gandharven in den bodenlosen Lufträumen .... Aus den Bergen schoß er heraus, hielt fest den garen Brei — Indra (schoß) den gut aufgelegten Pfeil." Mir erscheint dies unverständlich. Doch nach v. Schroeder ist die Situation „in der Hauptsache vollkommen deutlich": Indra durchbohrt den Gandharven, den Hüter des „garen Breies", d. h. der Sonne, aus den Wolkenbergen schießend (p. 21). Nehmen wir nun an, der gare Brei sei wirklich die Sonne, so müssen wir es denn doch entschieden ablehnen, daß „der süße Brei" des nach ihm betitelten Grimm'schen Märchens auch ohne weiteres mit der Sonne identifiziert wird (p. 27—28). v. Schroeder gehört noch zu jener alten Schule von Gelehrten (Kuhn, Max Müller, z. T. auch Grimm etc.), welche alle Märchen für erstarrte Himmelsmythen halten, und also glauben, daß alle Märchen ursprünglich vom Himmel abgelesen wurden. Wer das Grimm'sche Märchen nicht in der Erinnerung hat, denke an Goethe's Ballade „Der Zauberlehrling", welche ganz dieselbe Geschichte ist, nur mit dem Unterschied, daß dort ein Kochtopf immerfort Brei produziert, hier ein Besen immerfort Wasser herbeiträgt. Kann sich wirklich Verf. nicht vorstellen, daß man so ein Geschichtchen, ohne an die Sonne zu denken, erfinden konnte? v. Schroeder zieht nicht nur indische Sagen und Dichtungen zum Vergleiche heran, sondern namentlich auch germanische, so z. B. die eddische Lokasenna. Hier heißt es von dem Gelage, das Ägir den Asen gab: „Statt des Feuers diente helles Gold zur Beleuchtung; das Bier trug sich selber auf." Unzählige Male wird in Märchen, Sage und Dichtung vom Gold, das ja durch seine Farbe und seinen Glanz an die Sonne erinnert, in übertreibender Weise gesagt, daß es wie ein Licht, ein irdisches oder himmlisches, leuchte, daß Gemächer davon beleuchtet werden und dgl. (dasselbe gilt auch von Edelsteinen). Aber nach v. Schroeder „läßt uns das helle Gold, das die Beleuchtung besorgt, an die Sonne oder den Mond denken" (p. 56); d. h. es soll Sonne oder Mond sein oder symbolisieren. Es stört

ihn nicht, daß Ägir nicht ein Himmelsgott, sondern ein Meeresgott ist und von seiner unterseeischen Wohnung gerade die beiden Himmelslichter ausgeschlossen sind. Noch mehr! Auch „das sich selbst auftragende Bier deutet in dieselbe Richtung, da die großen Himmelslichter freischwebend sich darbieten". Das Bier sei ein berauschendes Getränk, entspreche also dem indischen Soma, und das Soma ist nach v. Schroeder der Mond resp. der im Mond als einem Gefäß enthaltene Göttertrank. Das selbst bedienende Bier erinnere aber auch an den Gral, welcher in ein Paar Versionen der Gralromane automatisch durch die Luft schwebt und in einer Version automatisch bei Tisch Speise spendet. Es muß aber bemerkt werden, daß in diesen Versionen der Gral bereits Christi Blut enthält, infolgedessen natürlich göttliche Kräfte besitzt. Wie vieles Göttliche ist nicht automatisch! Aber auch die Märchen kennen eine Menge von Zaubergegenständen, die sich kraft ihres Zaubers automatisch bewegen.[1] Muß man denn immer gleich an die durch die Luft wandelnden großen Himmelslichter denken, die zudem nach den ältesten mythischen Vorstellungen sich nicht einmal frei bewegten, sondern geführt oder gejagt wurden? Daß der Gral, wenn er Christi Blut enthielt, nicht aus Eisen oder Sandstein bestand, ist begreiflich; er bestand natürlich aus dem kostbarsten Metall, Gold, oder aus Edelsteinen. Deswegen braucht er aber noch nicht der Sonne oder dem Mond zu entsprechen!

Diese Beispiele mögen genügen, um von der Art der Argumentation v. Schroeders eine Vorstellung zu geben. Wenn man schließlich, trotzdem die Hypothese auf sehr schwachen Füßen steht, als möglich zugeben will, daß der Gral ursprünglich Sonne oder Mond bedeutete, so sind dafür die übrigen Hypothesen v. Schroeders (z. B. die Erklärung der Graldecke und des Fischerkönigs) so neblig, daß man sie nicht ernst nehmen darf. Einzig die Ansicht, daß die Fruchtbarmachung des verwüsteten, d. h. ausgetrockneten Gralreiches durch den Gralhelden auf einen Regenzauber zurückgeht, dürfte sicher das Richtige treffen; aber diese Ansicht ist keineswegs neu; und wenn auch das altindische Soma-Opfer ein Regenzauber war, so muß bemerkt werden, daß Regenzauber allüberall auf der Erde vorkommt und nicht dem arischen Volke eigentümlich ist. Es ist auch bemerkenswert, daß v. Schroeder die Züge, welche in der Gralsage vereinigt sind, nicht etwa als in einer alt-indischen Sage vereinigt nachweisen konnte, sondern mühsam aus den verschiedensten alt-indischen Denkmälern, alt-germanischen Denkmälern, Volksmärchen und Volksliedern zusammentragen mußte.

---

[1]) z. B. der Knüppel-aus-dem Sack in Grimm's Tischlein-deckdich, der allerdings nach Verfassers Ansicht (p. 68) dem Donnerkeil des Indra und dem Hammer des Thor entsprechen soll; das Tischleindeck-dich sei der Mond, und der Esel die Sonne.

Von der Überlieferung der Gralsage scheint v. Schroeder ebenso wie Iselin nur aus zweiter Hand Kenntnis zu haben; er hielt sich an die Analysen Birch-Hirschfelds, Heinzels und Wechsslers. Es ist deshalb vermessen von ihm, Heinzels Ansicht (übrigens die ziemlich allgemeine Ansicht), daß Perceval ursprünglich der Gralsage ferngestanden habe, zu widersprechen. Die Vergleichung der Perceval-Gralromane mit dem englischen Sir Perecyvelle und andern altfranzösischen Romanen, die Verf. natürlich unbekannt sind, beweist zur Evidenz, daß die Gralabenteuer in den Percevalromanen eine Interpolation sind. Auch meint Verf. die unter den Gelehrten vom Fach allgemein herrschende und geradezu selbstverständliche Ansicht, daß die Schwanrittersage in Wolframs und Gerberts Percevalroman, also in der gemeinsamen Quelle, Guiots Percevalroman, nur ein unursprüngliches Anhängsel ist, einfach als unbegründet hinstellen und annullieren zu können. Er wollte eben sowohl das sog. Dümmlingsmotiv[2]) wie auch das Motiv, daß das Gralreich ein Reich der seligen Abgeschiedenen sei, für die Vergleichung mit indischen Sonnenmythen nutzbar machen (die Ähnlichkeit wäre übrigens dennoch schwach genug). In der wissenschaftlichen Literatur über die Gralsage ist Verf. ebenfalls nicht hinreichend bewandert. Er kennt zwar sogar die 1910 erschienenen Rektoratsreden Baists und Golthers; aber gänzlich unbekannt sind ihm z. B. die Schriften J. L. Westons (*The legend of Sir Perceval* 1906 und 1909) und die in dieser Zeitschrift Bd. 36 besprochene Schrift Nitzes (1909). Dieselben hätten für ihn besonderes Interesse gehabt, da jene beiden Gelehrten die Gralsage von alten, eventuell alt-arischen, Mysterien ableiten wollen, und jedenfalls auch Verf. bei seiner Hypothese von den alt-arischen Wurzeln der Gralsage am ehesten an keltische Überlieferung denken muß (vgl. p. 64).

E. Brugger.

---

**Golther, Wolfgang.** *Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit.* Leipzig, Hirzel, 1907; in 8⁰, 465 pages.

*Et quorum pars magna fui*: cet hémistiche virgilien, M. Golther eût pu à bon droit le donner pour épigraphe aux pages qui servent d'introduction à son livre et dans lesquelles il a retracé l'effort de tout un siècle d'érudition pour mettre au jour les anciens romans relatifs aux amours de Tristan et d'Iseut, en établir la succession chronologique et la généalogie, en déterminer les sources et les éléments constitutifs. On se rappelle ses brillants débuts *(Die Sage von Tristan und Isolde)*,

[2]) „Reinheit, Keuschheit, ja Jungfräulichkeit“ sind aber dem Gralhelden erst in den späteren christianisierten Versionen und infolge der asketischen Tendenz der Verfasser eigen.

en 1887, et cette succession d'articles, dont quelques-uns ont paru ici même, où il rendait compte de ses propres recherches et de celles d'autrui. Présentement, c'est l'histoire poétique tout entière de Tristan et d'Iseut, depuis les temps les plus lointains où nous puissions remonter jusqu'aux premières années du vingtième siècle, que M. G. a entrepris de dérouler sous nos yeux, dans un ouvrage qui est l'aboutissement et le couronnement des études poursuivies par lui-même et par ses émules depuis un quart de siècle.

En l'écrivant, il paraît avoir songé moins aux spécialistes qu'à ce public lettré qui, faute de temps et de compétence, néglige ou ignore les travaux des philologues de profession, mais qui s'enchante à la musique de Wagner et lit avec délice les belles versions modernes d'un Hermann Kurz, d'un Wilhelm Herz ou d'un Joseph Bédier. A parler sans détour, je crains fort que ce public ne trouve le livre bien long et, par endroits, bien sec. En revanche, les philologues, même ceux qui se sont spécialement occupés du sujet, s'instruisent à le lire. On y peut louer mainte page excellente, et particulièrement le dernier chapitre, où l'auteur a été comme soulevé au-dessus de lui-même par son enthousiasme pour Richard Wagner.

Le plan suivi par M. G. et les proportions attribuées par lui aux différentes parties ne satisfont qu'imparfaitement aux exigences d'une composition bien ordonnée. Considérez le chapitre VIII, *Die Tristandichtungen der neueren Zeit.* Tandis que les section 4 et 5 s'intitulent *Englische* et *Französische Tristandichtungen*, rien n'avertit le lecteur que les sections 1, 2 et 3, *Tristanepen in Strophen*, *Erneuerungen von Gottfrieds Tristan in Reimpaaren* et *Tristandramen*, traitent exclusivement de poèmes allemands. Au paragraphe 6 et dernier de ces *Tristandichtungen der neueren Zeit*, qui s'aviserait d'aller chercher, sous la rubrique *Tristanbilder*, non seulement les œuvres d'art inspirées de la poésie et de la musique modernes, mais encore les ivoires et les tapisseries du moyen âge et du XVI^e^ siècle ? La place accordée dans ce chapitre VIII aux traducteurs de Gottfried me semble d'ailleurs un peu disproportionnée, je ne dis pas à leur mérite, mais à leur importance. Au vieux roman allemand en prose, qui n'est qu'une réplique du poème d'Eilhart, et à la médiocre tragédie de Hans Sachs, qui dépend si étroitement de ce roman, quelle complaisance ou quel caprice a valu les honneurs d'un chapitre à part (le VII^e^), si la *saga* islandaise, le *Tristramskwædhi*, les chansons du Danemark et des îles Féroé ont trouvé leur place naturelle et légitime au chapitre IV *(Das Gedicht des Thomas)* et si le précédent *(Die Bearbeitungen des alten Tristanromanes)* englobe tout à la fois Béroul, Eilhart d'Oberg, Ulrich de Türheim, Henri de Freiberg et le grand roman français en prose avec ses versions italiennes ? Enfin, convenait-il bien

de reléguer les mentions galloises à la suite du chapitre VI *(Die Tristannovellen und Tristanlais)*, dans un appendice dont la place semble avoir été marquée par le hasard plutôt que par un choix raisonné?

Le parti pris évident de traiter ces mentions galloises, contrairement au sentiment général, comme nulles et non avenues, explique sans l'excuser un tel désordre, qui n'est point un effet de l'art. Je ne puis m'empêcher de remarquer à ce propos que M. G. ne tient pas assez de compte des opinions adverses, qu'il néglige parfois des objections considérables et que, lancé sur une piste, bonne ou mauvaise, il la suit avec l'ardeur d'un bon cheval auquel on a mis des œillères. Dans ses analyses et ses appréciations je pourrais, çà et là, relever quelques inexactitudes; mais ce ne sont que des vétilles qui ne valent pas la peine qu'on s'y arrête. En dépit des défauts que j'y ai notés, l'ouvrage est très riche d'informations, très solide et très intéressant. Quoique cette louange soit devenue banale, je n'irais pas jusqu'à dire, comme on l'a fait, que ce soit un «beau livre»; mais, à coup sûr, c'est un bon livre, dont il faut savoir beaucoup de gré à l'auteur.

«M. Golther, qui possède une si copieuse information en ce qui concerne l'Allemagne, la France et l'Angleterre, ne fait pour l'Italie que répéter les notions les plus banales.» Ainsi s'exprimait, le 29 mars 1910, M. Rodolphe Renier, parlant dans le *Fanfulla della Domenica* du *Tristano novissimo*, le drame d'Ettore Moschino, représenté à Venise le 20 février de la même année. Le renouveau d'intérêt et d'affection qui s'est attaché en ces derniers temps à la légende de Tristan a suscité et suscitera encore, espérons-le, plus d'une œuvre digne d'estime et d'admiration. On me permettra de signaler ici deux poèmes qui ne sont parvenus ni l'un ni l'autre à la connaissance de M. G. et qui ont pour auteurs deux poètes de la Suisse française, prématurément enlevés à notre affection et au culte fervent des bonnes lettres.

Dans le beau poème lyrique intitulé *Tristan sur les eaux*, que mon ami Henri Warnery m'a fait l'honneur de me dédier et qu'on peut lire dans son recueil posthume, *Aux vents de la vie* (Lausanne 1904), le héros emporté au gré des vagues dans sa frêle nacelle, «le pèlerin des ondes solitaires»,

Cherche à calmer son cœur sur la harpe bretonne.

En vain il interroge sur la destinée humaine la mer, les vents, les étoiles, tandis qu'à son insu le flot le conduit vers «l'île verte aux philtres guérisseurs», vers la blonde Iseut, «la princesse d'amour». Dans les *Pensées d'automne* d'Henri Jacottet (Paris, 1904), un millier de vers redisent les principaux épisodes du roman depuis le philtre jusqu'à la mort. Le poète en a très librement usé avec les données traditionnelles. Comme tant

d'amants modernes, Tristan et Iseult, durant leur séjour dans la forêt du Morois, sentent les regrets et l'ennui s'insinuer dans leurs cœurs toujours épris. S'ils finissent par se séparer, la raison en est plus claire, sinon plus satisfaisante, que dans les anciens romans: c'est que, pour de tels amants,

> Mieux vaut l'adieu sans fin et sa peine cruelle
> Qu'un lent déclin d'amour plus amer que la mort.

Personne, à l'heure qu'il est, ne met plus en doute que les grands romans du moyen âge sur Tristan et Iseut ne dérivent tous d'un poème unique, composé en France ou en Angleterre, au plus tard vers le milieu du XII^e^ siècle. Mais l'on peut disputer, l'on disputera sans doute encore longtemps sur la date plus précise, l'étendue, le caractère, les sources proches ou lointaines, le degré d'originalité et d'unité de ce roman primitif. On peut se demander si tous les récits qui nous sont parvenus y étaient contenus ou n'en sont que des développements, comme il plaît à M. G. de le croire, ou si la tradition orale n'aurait pas fourni quelques traits, quelques épisodes, à Thomas, à Béroul et à son continuateur anonyme, à quelques- uns des lais et même, quoique cela soit peu probable, au roman en prose. Dans un mémoire paru dernièrement dans les *Romanische Forschungen*[1]), M. Rudolf Zenker nous a entr'ouvert du côté de l'Orient des perspectives en partie nouvelles, en comparant avec plus de soin et d'attention qu'on ne l'avait fait avant lui nos romans de Tristan et le poème persan de *Wîs et Râmîn*, qui date du XI^e^ siècle. De ressemblances qui ne sont pas toujours évidentes et qui peuvent être quelquefois fortuites, on voudrait cependant qu'il n'eût pas tiré, concernant le rapport des plus anciennes versions de la légende de Tristan, mainte conclusion incompatible avec les données plus précises et plus sûres qui résultent des travaux antérieurs. On lui accordera difficilement qu'à plusieurs reprises le très original Thomas nous ait mieux conservé les données primitives que l'ensemble concordant des autres versions. M. G. encourt la même objection, quand il revendique pour l'*Ur-Tristan* l'épisode du chien Petitcrû, qui ne se trouve que dans la version de Thomas, et qu'il en exclut celui de la folie, qui manque à cette version.

En désaccord sur ces deux points avec M. Bédier, M. G. se sépare également de son devancier, en accueillant l'épisode du jugement de Dieu, dont il nous est parvenu deux récits fort différents, dans la version de Thomas et la seconde partie du fragment de Béroul. Contrairement à l'opinion qu'il a lui-même contribué à accréditer, M. G. ne croit plus aujourd'hui que l'incohérence et les contradictions flagrantes qu'on remarque dans ce fragment

---

[1]) *Die Tristansage und das persische Epos von Wîs und Râmîn (Romanische Forschungen*, XXIX, pp. 321-369).

doivent nous empêcher d'y reconnaître l'œuvre d'un seul poète, ni de faire usage de la seconde aussi bien que de la première partie pour retrouver le fil perdu du récit primitif. Mais il méconnaît ici une distinction essentielle. Quand même les deux parties seraient d'un seul et même auteur (ce qui peut, à la rigueur, se soutenir), elles ne sont pas d'un seul jet. Il saute aux yeux que la seconde a dû être ajoutée après coup au poème commencé sur un autre plan, ou interpolée dans l'œuvre terminée, en partant de données et en puisant à des sources fort différentes de celles de la première. Si les traits communs à cette seconde partie et à la version de Thomas provenaient du roman primitif, comment se ferait-il qu'ils eussent été effacés dans toutes les autres versions ?

Parmi les témoignages à l'aide desquels on peut tenter de reconstituer ce roman primitif, M. G. admet, comme M. Bédier, les allusions contenues dans la *Folie* du manuscrit de Berne. A mes yeux, il n'est pas douteux que le poème de Berne ne soit dérivé du roman de Béroul. Dans l'introduction que j'ai mise à ce roman, j'ai montré que les rares divergences s'expliquent sans qu'il y ait besoin de recourir à l'hypothèse d'un autre modèle. M. G. préfère néanmoins supposer l'existence d'un poème un peu différent, quoique fort voisin, de celui de Béroul; et M. Bédier s'est rallié à ce point de vue dans sa nouvelle édition des deux poèmes de la *Folie Tristan*. Mais ni l'un ni l'autre n'ont allégué de preuves en faveur de leur opinion, de laquelle il résulterait, au surplus, qu'ils ont eu tort de traiter Béroul et le poète du manuscrit de Berne comme deux témoins indépendants l'un de l'autre.

Moins nous supposerons d'intermédiaires perdus entre l'archétype et les romans conservés, plus nous serons persuadés, avec M.M. G. et Bédier, que cet archétype était en français, non en anglais, comme Gaston Paris inclinait à le croire. Car l'étroite ressemblance entre les vers d'Eilhart et ceux de Béroul nous défend d'admettre que ces deux poèmes dérivent séparément d'un troisième écrit dans une autre langue que le français. Or, précisément, entre le roman primitif et ceux de Béroul et d'Eilhart, M. Bédier suppose un poème intermédiaire, dans lequel aurait été introduite la malencontreuse donnée d'une durée limitée des effets du *boivre* amoureux. Mais, comme il n'y a, de son propre aveu, aucun autre trait qui paraisse être une innovation commune à ces deux versions, je m'accorde avec M. Golther[2]) pour repousser cette inutile hypothèse. Ainsi la durée limitée du philtre serait une donnée fournie par la source commune et rejetée indépendamment, pour des raisons faciles à comprendre, par Thomas et par le roman en prose. Cela nous gâte un peu ce primitif roman de Tristan dont M. G. et M. Bédier nous vantent à l'envi l'heureuse invention. Mais on verra que, par ailleurs

---

[2]) Et avec Miss G. Schoepperle, *The love potion in Tristan and Isolt (Romania*, XXXIX, pp. 277-296).

encore, la critique a prise sur leurs essais de reconstitution et qu'il faut en rabattre de leurs louanges trop enthousiastes.

Ne serait-ce pas bien plutôt entre Eilhart et le roman en prose qu'entre Eilhart et Béroul que nous pourrions découvrir une ressemblance assez frappante, assez singulière, pour qu'il y eût lieu de supposer un intermédiaire commun entre eux et le poème original? Encore aujourd'hui, comme au temps déjà lointain où j'étudiais les sources du poème allemand, le rôle prépondérant attribué dans ces deux versions à Audret me paraît avoir été l'innovation caractéristique et fort heureuse d'un romancier (peut-être La Chèvre?), dont l'œuvre aurait été traduite en allemand par Eilhart et plus tard mise en prose française[3]). Si, dans le roman primitif, Audret figurait, du commencement à la fin, comme l'ennemi acharné de Tristan, pourquoi Béroul lui eût-il préféré le trio des barons anonymes et Thomas successivement Mériadoc et Cariado? Le rôle insignifiant joué par Audret, aux côtés de Godoïne, Denoalen et Guenelon, dans la seconde partie du fragment parisien, ne fait que mieux ressortir son absence de la première et n'a aucune proportion avec la place éminente qu'il tient chez Eilhart et dans le roman en prose.

Il est fort invraisemblable que, sans motif grave, des remanieurs se soient appliqués à gâter, comme à plaisir, les données de leur modèle et, notamment, qu'ils aient à plusieurs reprises congédié des personnages importants ou même secondaires, pour les remplacer, comme des acteurs fatigués, par des doublures. C'est donc à tort, selon moi, que M. Bédier hésite à attribuer au poème original le rôle de Gymêle-Camille et que M. G. veut l'y remplacer par Brangien; à tort, pareillement, que M. G. refuse d'admettre Genes, l'hôte de Tristan, comme son messager auprès d'Iseut et lui préfère Gorvenal. Qu'est-ce qui lui prouve qu'entre les nombreuses variantes du «conte . . . mult divers», la version critiquée par Thomas fût précisément celle de l'archétype? Supposez d'ailleurs que, dans le roman primitif, l'hôte de Tristan s'appelât, comme dans le manuscrit 103, du nom de Genes ou de quelque nom trisyllabe commençant par la lettre G[4]), et qu'à partir de sa première mention ce nom fût constamment abrégé dans certaines copies. A l'obscur messager l'écuyer Gorvenal n'aurait-il pu être inconsciemment substitué par un lecteur ou un scribe distraits, si ce n'est par Thomas lui-même?

Ainsi le roman primitif me semble avoir été moins bien composé, moins logique et moins cohérent que ne le suppose M. Golther, d'accord sur ce point avec M. Bédier. Je crois que

---

[3]) Cf. *Romania*, XXVII, p. 616, d'où il résulte que le nom de La Chèvre (ou Robert de Reims) a pour moi une tout autre valeur que celle des *x* et des *y* du tableau généalogique dressé par M. Bédier à la p. 309 du t. II de son édition de Thomas.

[4]) Cf. le *Gaviol* d'Ulrich de Türheim.

la première partie du fragment de Béroul, dont tant de vers se retrouvent dans l'allemand d'Eilhart, nous en offre une réplique assez fidèle. Il y a une manifeste exagération à prétendre, comme M. Golther, qu'on n'y découvre aucun «trou», aucune trace de soudure entre des récits auparavant isolés. Lui-même reconnaît ce qu'il y a d'invraisemblable dans quelques-unes des situations qui résultent du second séjour en Irlande. La séparation de Tristan et d'Iseut exilés, mais si heureux dans la forêt de Morrois, nous paraît inexplicable, et la durée limitée du philtre n'est qu'un gauche expédient imaginé pour atténuer la contradiction entre cet épisode et le reste du poème. Le motif de l'épée placée entre les deux amants endormis n'est pas moins obscur et fait surgir dans l'esprit du lecteur un obsédant pourquoi. De ces observations il ressort que les émouvantes péripéties des amours de Tristan et d'Iseut ne sauraient avoir été inventées de toutes pièces par notre plus ancien romancier, qu'il a subi et non créé les données dont il a tiré un si beau parti.

Ce romancier, dont la véritable physionomie nous échappe et dont il est malaisé d'apprécier la réelle originalité, se serait-il de lui-même avisé de donner le même nom à l'*amie* et à la femme de Tristan ? M. Bédier, aussi bien que M. Golther, lui fait grand honneur d'une si heureuse invention. Mais la communauté du nom n'est pas le seul trait de ressemblance entre les deux Iseut. Toutes deux habitent un pays qui s'appelle la Cornouailles, toutes deux y tiennent un rang souverain ou quasi-souverain. Bien plus, une partie des évènements qui se déroulent en Bretagne et des personnages qui y jouent un rôle apparaissent comme la répétition d'aventures antérieures de Tristan et de quelques-uns des personnages mêlés à ces aventures. En deçà comme au delà de la Manche, n'est-il pas le libérateur du pays, chéri du prince et du peuple pour ses beaux exploits ? De même qu'il a gagné la main d'Iseut pour son oncle Marc, il aide son beau-frère Kaherdin dans une entreprise amoureuse. Il est en butte, ici à la flèche empoisonnée d'un nain, là aux embûches d'un autre nain et au fer empoisonné du Morhout, comme en Irlande au venin brûlant du dragon. Si ces concordances ne sont pas fortuites, est-ce que le personnage d'Iseut aux blanches mains ne serait pas un double de celui d'Iseut la blonde[5]) ?

Ces concordances, ces répétitions, au moins apparentes, s'expliqueraient de la façon la plus satisfaisante, en supposant que la légende de Tristan, telle que nous la connaissons par les romans du XII[e] siècle, résulte de la combinaison d'une version insulaire et d'une version bretonne, dont chacune offrirait le développement original d'un petit nombre de données antérieures.

---

[5]) Cf. Deutschbein, *Studien zur Sagengeschichte Englands* (Cöthen, 1906), pp. 173-4.

L'hypothèse provisoirement admise, on voit se dégager de la comparaison des deux groupes de récits les linéaments d'un état plus archaïque de la légende et s'accuser encore davantage les ressemblances tant de fois signalées entre l'amant d'Iseut et le Siegfried des *Nibelungen.* L'un et l'autre de ces tueurs de dragons sont en même temps des *brautfahrer*[6]). L'épée symbole et gardienne de chasteté n'est-elle pas un trait caractéristique des *brautfahrten*, dans lequel nous verrions, sous l'*ami* de la reine, reparaître le Tristan paranymphe? Entre le *brautfahrer* et la femme qu'il a conquise pour un roi qui est (ou qui deviendra) son proche parent, il y a dans la «version insulaire», comme dans les *Nibelungen*, une liaison d'amour: avant d'appartenir au mari, la vierge a été possédée par le *brautfahrer;* et de cette donnée commune résultent, des deux parts, les conséquences les plus tragiques. Dans la «version bretonne» nous retrouvons la Kriemhild des *Nibelungen*, femme légitime du *brautfahrer* et sœur du prince dont il seconde vaillamment les amours; Tristan, comme Siegfried, périt par la faute d'une des deux femmes dont il est aimé, et celle qu'il a conquise, mais non épousée, le suit dans la mort. Dans ce nom même d'Iseut, tant discuté et toujours inexpliqué, y aurait-il peut-être un écho de ceux de Kriemhild et de Brünhild?

Mais, plus encore que le tragique conflit chanté par l'épopée germanique, le dénouement des amours de Tristan et d'Iseut rappelle l'histoire de Pâris et d'Œnone, dont le Grec Parthénius de Nicée nous a seul conservé la mémoire. Or, à moins de supposer un intermédiaire byzantin, par quelle autre voie plus proche, sinon par des chants et des contes répandus dans les Iles Britanniques, ce récit qu'on cherche en vain dans les textes latins serait-il parvenu jusqu'à nos romanciers du XII^e^ siècle? Nulle part, dans l'Europe occidentale, au moyen âge, ne se sont offertes des conditions aussi favorables à sa divulgation que dans les pays mêmes où se déroulent la plupart des aventures des célèbres amants. Nulle part, sauf dans l'Italie méridionale, la connaissance du grec ne s'est perpétuée aussi tard que dans la Grande Bretagne et en Irlande. Aucune de nos langues vulgaires n'a été aussi prompte que l'irlandaise à accueillir les grands souvenirs de l'antiquité, transmis par la littérature latine. Les dépouilles dont «cette superbe cité romaine» et «cette Grèce menteresse» ont enrichi les romans de Tristan ne sont pas toutes des trophées français. On se rappelle comment le nain espion périt, suivant Béroul, pour avoir trahi le secret des oreilles de cheval du roi Marc. Qui d'autre qu'un narrateur gallois, breton ou irlandais, s'adressant à un public de langue celtique, aurait songé à affubler le roi Marc des ridicules oreilles de Midas, s'il n'est pas niable que

---

[6]) Cf. Deutschbein, p. 174.

ce trait ne suppose, de part et d'autre, la connaissance du mot celtique *marc* ou *march* au sens de «cheval»?

Dans ce récit de Béroul, s'il manquait sans doute au roman primitif, il semble que nous tenions un indice précieux de l'existence d'une tradition orale, d'où pourraient être dérivés d'autres épisodes, et notamment ceux qui sont propres à la version de Thomas. Du même coup, nous voici ramenés à la question tant débattue de la part qu'il convient d'attribuer aux nations celtiques dans la formation de la légende de Tristan et de tout le cycle breton. M. G. nous concède aujourd'hui que les Bretons insulaires sont fondés à réclamer pour eux le Tristan guerrier et chasseur, le vainqueur épique du Morhout d'Irlande[7]; mais il persiste à soutenir que le personnage d'Iseut et tout le roman d'amour ont dû être inventés par un poète français. Il y a trop longtemps que j'ai perdu la foi du charbonnier pour croire à ce miracle d'une *prolem sine matre creatam*. Par delà le «roman primitif», nous avons surpris quelques-unes des influences qui ont contribué à la formation de la légende, entrevu quelques-unes des phases d'un lent développement progressif, qui ne saurait être tout entier resserré dans le court laps de temps écoulé entre la conquête de l'Angleterre par les Normands et l'apparition des premiers romans français sur Tristan. Si, jusque dans ces romans du XII$^{e}$ siècle, on a pu retrouver des traits de mœurs celtiques, si parfois s'y révèle un tour d'imagination différent de l'esprit français, s'il est vrai que Tristan soit un Celte insulaire et que toutes ses aventures de guerre et d'amour aient leur théâtre en pays celtique, même l'hypothèse d'un poème anglais traduit en français ne rendrait pas (ce fut toujours l'opinion de Gaston Paris) un compte satisfaisant de ces éléments étrangers à la littérature et à la société françaises.

Il faut donc, de toute nécessité, que les Celtes aient déjà possédé et qu'ils aient transmis aux conteurs et aux jongleurs français un ensemble de traditions et de récits, de lais et de contes en prose, embrassant la vie et la mort de Tristan et d'Iseut, un roman, si je puis ainsi dire, à l'état diffus, dont le souffle créateur du génie devait un jour tirer l'un des plus beaux poèmes de l'humanité. Dans ces lais, dans ces contes oraux, qu'est-ce qui nous empêche même de supposer que déjà s'affirmât, par la simple répétition et la variation d'un motif prédominant, l'amour vainqueur de tous les obstacles et de toutes les contraintes, l'amour plus fort que la vie et que la mort, le triomphe de l'amour sur toutes les choses divines et humaines? Quand il serait incontestablement prouvé que le mariage, chez les Gallois, fût «le plus

---

[7]) Rapprochant le Morhout des Fomori de la littérature irlandaise, M. G. nous renvoie à un article de M. Deutschbein que je n'ai pu consulter. Il oublie que j'avais déjà fait ce rapprochement au tome XVII de la *Romania*, p. 606, en rendant compte de son mémoire de 1887.

soluble de tous les liens »[8]), est-ce qu'aujourd'hui, malgré l'adoucissement des mœurs et toutes les facilités offertes au divorce, l'adultère et ses tragiques conséquences ne sont pas demeurés l'un des thèmes préférés de nos romanciers ?

Les plus belles œuvres de l'art et de la littérature, comme les plus beaux arbres de nos forêts, plongent au loin leurs racines dans le sol nourricier. Issues du lent travail de plusieurs générations, c'est à la collaboration inconsciente du temps et du génie, de la collectivité et de l'individu, qu'elles doivent en partie leur force, leur beauté, leur profonde humanité. La création poétique consiste moins à «inventer» des données et des personnages nouveaux qu'à les animer d'une vie plus intense et plus durable que la vie réelle, de la vie immortelle de l'art. Est-ce que les tragédies grecques, les contes de Boccace, les drames de Shakespeare, les fables de La Fontaine, le *Faust* de Gœthe sont le fruit de l'invention individuelle ? Est-ce que Wagner a «inventé» les *Nibelungen*, le *Parsifal*, le *Tristan ?* Non seulement donc (pour conclure en des termes empruntés à M. Bédier cette discussion où il s'est trouvé sans cesse impliqué avec M. Golther), non seulement il ne «répugne» nullement» à tout ce que nous savons des contes de Bretagne et de leur transmission de supposer que les Celtes aient possédé jamais», sinon «un grand roman d'amour sur Tristan», au moins l'ébauche de ce roman. Mais «il est conforme au contraire à tout ce que nous savons» de la genèse de quelques-unes des plus grandes œuvres de l'esprit humain «de croire» qu'ils ont fourni la matière principale de ce merveilleux poème d'amour qui a reçu du génie français la forme durable sous laquelle il enchantait le moyen âge et nous enchante encore aujourd'hui.

Ernest Muret.

---

**Wechssler, Eduard.** *Das Kulturproblem des Minnesangs.* Studien zur Vorgeschichte der Renaissance. In zwei Bänden. Band I Minnesang und Christentum. 8⁰ XII + 502 Seiten. Halle a. S. Verlag von Max Niemeyer. 1909.

Der ästhetische Wert, d. h. die künstlerische Wahrheit der Dichtung der Troubadours kann nur dann richtig erkannt werden, wenn man sich über die kulturellen Grundbedingungen, die dieser Dichtung zu ihrer Entstehung und Ausbreitung verholfen haben, und über das Wesen und die Schöpferkraft wenigstens der hervorragendsten Dichter einigermaßen klar geworden ist.

[8]) Voyez, au tome XXX de la *Revue Celtique*, pp. 270 ss., les objections de M. J. Loth contre cette opinion de M. Bédier, qui a trouvé depuis lors un nouveau champion dans Miss Schoepperle (*Romania*, XXXIX, p. 295, n. 1).

Wenn es auch nicht die letzte Absicht Wechsslers war, eine ästhetische Würdigung der Dichtung des Minnesangs zu geben, so ist es doch sein Bestreben, diese Würdigung zu ermöglichen durch die kulturgeschichtliche Basis, die aufzubauen er unternimmt. Indem er zeigt, welche Anregungen die Welt und die Zeit, in der sie atmeten, den Sängern für ihr seelisches Erleben boten, was sie ihnen an geistiger Nahrung gaben, verhilft er uns ohne weiteres zu bestimmten Maßstäben für die Erkenntnis der ästhetischen Werte dieser merkwürdigen Dichtung.[1]) Neben diesem breit angelegten Versuche in das „Kulturproblem des Minnesangs" einzudringen, kommt nun leider das Bemühen um die Erfassung der einzelnen Persönlichkeiten zu kurz, so daß wir von dieser Seite, aus dem analytischen Studium der Hinterlassenschaft der verschiedenen Dichter, so gut wie keine Förderung unserer Auffassung von der ästhetischen Eigenart des Minnesangs erfahren.

Gewiß war es Wechsslers gutes Recht, sich mehr in die Durcharbeitung der bis zu einem gewissen Grade auf alle Dichter gleich wirkenden, kulturellen Bedingungen zu vertiefen, aber seine Arbeit würde bedeutend gewonnen und vielleicht zu noch schärferen Ergebnissen geführt haben, wenn er die bedeutsamsten Dichtergestalten um ihrer selbst willen studiert, wenn er ihre individuelle Eigenart in Beziehung gesetzt hätte zu den Formeln, die er aus der umfassenden Betrachtung der gesamten Masse der Überlieferung gewann.

Sicherlich ist die Idee dauernder als die Persönlichkeit, aber die Persönlichkeiten als die Träger der Idee, als die unermüdlichen Arbeiter an der Idee, sie können nicht scharf genug erfaßt und herausgearbeitet werden, besonders dann, wenn es gilt, entwicklungsgeschichtlich die von ihnen geschaffenen Formen der Idee zur Anschauung zu bringen.

---

[1]) Zu Unrecht fragt Savj-Lopez in seiner ausführlichen und lehrreichen Besprechung des Wechsslerschen Buches (Zeitschr. f. rom. Phil. t. 34 p. 480 ff.) einmal mißbilligend, ob man es in der Fragestellung Wechsslers mit einem kulturgeschichtlichen oder mit einem ästhetischen Problem zu tun habe. Es kann solchen Einwänden gegenüber nicht oft genug betont werden, daß für die letzte Beurteilung von Kunstwerken diese beiden Probleme ohne weiteres in eines zusammenfließen müssen. Vgl. auch H. Morf, der in seiner Geschichte der romanischen Literaturen nachdrücklich darauf hinweist, daß das literarische Denkmal für den Kritiker ein ästhetisches und ein geschichtliches Problem sei und fordert, daß der Kritiker auch „die gegenwärtigen oder vergangenen Verhältnisse und die geschichtlichen Abhängigkeiten studieren solle, aus deren Mitte der Künstler und sein Werk sich erheben. „Historische Forschung und ästhetische Würdigung sollen sich in der Weise harmonisch verbinden, daß diese sich auf der breiten Basis jener erhebt" (Die Kultur der Gegenwart, Teil I Abt. XI, 1 p. 350). — Einen Anfang, die kulturellen Grundlagen der Troubadourpoesie festzustellen, unternimmt Kinkel im Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen t. 122 p. 333 ff.

Wie eng die ästhetische Erkenntnis mit unserem Verständnis der Dichterpersönlichkeit und ihrem individuellen Fühlen und Können einerseits, sowie ihrer Abhängigkeit von den gegebenen Kulturverhältnissen andererseits zusammenhängt, erweist aufs Deutlichste die einzige Frage nach der dem Minnesange zugrunde liegenden Realität. Könnten wir diese Frage restlos beantworten, so hätten wir damit das entscheidendste Kriterium für das Verständnis dieser Poesie gewonnen.

Auch Wechssler wird immer wieder zu dieser Frage hingeführt, aber es scheint doch, als schlage er ihre grundsätzliche Bedeutung nicht hoch genug an. Wohl fragt er, entsprang der Frauenkult der Minnesänger ihrer persönlichen Überzeugung, oder sollte er nur der Eitelkeit verwöhnter Frauen dienen? War er Liebe oder Schmeichelei? Aber wenn er dann hinzufügt, das könnte man nicht wissen, und man brauche diese Frage auch gar nicht zu stellen, da man sonst auf die aussichtslose Frage nach dem biographischen Gehalt hingetrieben würde, so geht er an dem Problem vorbei. Mag seine Lösung auch noch so schwer sein, mag sie vielleicht auch nie ganz gefunden werden, bei Seite schieben darf man es nicht. Denn für die letzte Beurteilung eines Gedichtes, auch als eines rein künstlerischen Erzeugnisses, ist die Kenntnis der wirklichen, ihm zugrunde liegenden Inspiration unerläßlich. Klingt mir aus den ekstatischen Tönen des Liedes nur die Stimme des höfischen Schmeichlers heraus, darf ich in den Liebesbeteuerungen nur die raffinierten Formen von Lob und Preis des um materiellen Lohn dienenden Sängers sehen, so ist das so aufgefaßte Lied nach kulturhistorischem, psychologischem und ästhetischem Gesichtspunkte ganz anders zu beurteilen als das aus Leidenschaft und Wahrheit geborene Liebeslied.

Wenn Wechssler einmal der Überzeugung Ausdruck gibt, daß die besten Dichter in der Mehrzahl ihrer Lieder Selbsterlebtes niedergelegt hätten, und daß aus den persönlichen Erlebnissen einzelner, dienender Frauensänger zuerst eine Art höfischer Religion entstanden sei (p. 312); wenn er ferner sagt, gelebt haben ihren Frauenkult nur ganz wenige, die unleugbare, poetische Unwahrheit so vieler Lieder ist nur die Folge davon, daß die Vielzuvielen sich dieser sublimierten Erlebnisse bemächtigen wollten und als Nachahmer aus dem Frauenkult ein Gewerbe machten (p. 464), so betont er selbst nachdrücklich genug die Bedeutung des persönlichen Elements für den inneren Gehalt und die ästhetische Bedeutung des Minnesangs. Die Tatsache, daß er diesem Elemente in seiner Darstellung nicht die gebührende Rücksicht schenkt, hängt letzten Endes wohl mit seiner gesamten Auffassung vom Wesen des Minnesangs und der von ihr bedingten Anlage seiner Arbeit zusammen.

---

Ein erster origineller Zug in Wechsslers Auffassung vom Minnesange ist die entschiedene Trennung, die er zwischen Rittergeist und Frauenkult vornimmt. Es ist ein bis heute fast allgemein geltender Grundsatz, daß der Kultus der Frau das Werk der aus der primitiven Roheit des feudalen Adels nunmehr zu feinerem Empfinden sich entwickelnden Ritterschaft gewesen wäre. Am Ende des 11. Jahrhunderts, so stellt etwa Wilhelm Hertz den Vorgang dar, rückte die gewaltige Revolution einer neuen Zeit alles Bestehende aus den Fugen, durchbebte ein verjüngender Pulsschlag die abendländische Welt, wurden die Gemüter von den Schauern göttlicher Begeisterung gehoben. Ebenso mächtig wie nach der religiösen, war der Umschlag nach der weltlichen Seite. An Stelle des alten Reckentums trat das Rittertum, das nicht mehr in der ungefügen, sondern in der gefügen Kraft, in geselliger Bildung und feinen Sitten, in der selbstverleugnenden Unterordnung unter religiöse und ethische Grundsätze das Ideal des guten Helden sah. Begegnete man bisher dem sozial untergeordneten Weibe höchstens mit Rücksicht und Schonung, so erleben wir nunmehr die freiwillige Beugung der Kraft unter die Anmut.[2])

Ähnlich führt auch Restori aus, daß der von der Kirche mit religiösen Stimmungen durchsetzte Rittergeist die Ritter zu Soldaten des Glaubens und der Gerechtigkeit, zu Verteidigern der Schwachen und Unterdrückten gemacht und auch den Kultus der Frau geschaffen habe. Innerhalb der feudalen Familie, als Gattin, war die Frau unterdrückt. Liebe in der Ehe gab es nicht; so habe denn der ritterliche Sinn außerhalb der Ehe, im Gegensatz zu ihr, der Frau seine Sympathie, sein Mitleid und schließlich seine Liebe zugewendet.[3]) Ebenso spricht Fauriel von dem „*enthousiasme respectueux*“, der sich während des 11. Jahrhunderts im Rittertum ausgebildet habe, das Prinzip selbstlosen Handelns geworden sei und nur außerhalb der Ehe eine moralische Kraft werden konnte.[4]) Auch für Vossler sind die Ritter die Ersten gewesen, die „sich des schönen Geschlechts annahmen und die Emanzipation der Frau sozusagen ins Rollen brachten.“ „In Südfrankreich trat der ritterliche Individualismus mit seinem Evangelium von Kraft und Ehre aus der Tiefe der Instinkte klarer hervor ins Bewußtsein. Dort zuerst hatte sich, teils aus fleischlichem Wohlgefallen und Schönheitssinn, teils aus Großmut und Hochherzigkeit die männliche Kraft des schwächeren Geschlechts angenommen.“[5])

---

[2]) Über den ritterlichen Frauendienst (Aus Dichtung und Sage, Vorträge und Aufsätze von Wilhelm Hertz, her. v. K. Vollmöller, 1907) p. 6 ff.

[3]) Histoire de la littérature provençale, trad. par A. Martel (1894) p. 41 f.

[4]) Histoire de la poésie provençale (Paris 1846) t. I p. 498.

[5]) Die göttliche Komödie I, 2 p. 486.

Gegen diese traditionelle Auffassung wendet sich Wechssler. Es ist einer der leitenden Gedanken seines Buches, daß die frauenhaft-künstlerische Kultur der südfranzösischen Frauenhöfe in Widerstreit gegen die männlich-kriegerische der Ritterschaft gestanden habe und daß die sogenannte Emanzipation der Frau keineswegs von der Ritterschaft ins Werk gesetzt worden sei. Zu Beginn wären cortezia und Frauendienst den Rittern fremd gewesen, erst allmählich hätten sie den Frauendienst zu ihrer vornehmsten Pflicht erhoben (p. 215 f.), aber immer sei die höfische Frauenverehrung ein fremdes Reis auf dem Stamme ritterlicher Lebensart geblieben. In welcher Weise und in welchem Umfange das feudale Element an der Ausbildung der Frauenverehrung teilgenommen habe, diese Frage wird wohl der in Aussicht gestellte zweite Band des Näheren ausführen.

Wenn es nicht die Ritterschaft gewesen ist, die cortezia und Frauenkult geschaffen hat, wer war es denn? Niemand anders als die Frau selbst, antwortet Wechssler. Zweifellos darf man sich die Frau nicht als ein gänzlich passives Wesen vorstellen, das sich eben noch geduldig als eine untergeordnete Magd behandeln ließ und nun ebenso geduldig als erhabene Herrin feiern läßt. Sie hatte sicher ihren vollen Anteil an der Ausbildung des neuen höfischen Sinnes. Sicher bildete sich wesentlich unter ihrem Einfluß jene Gesamtheit mondäner Eigenschaften, die man unter dem Namen Courtoisie zusammenfaßt.[6]) Sehr richtig bemerkt Vossler: „Von der anderen Seite gesehen, es war den Künsten des Weibes gelungen, den Mann bei seinem Ehrgeiz und seiner Eitelkeit zu fassen und seinem kriegerischen Wesen die Gesetze des Anstandes zu diktieren. Als vornehme Dame stellte nun das Weib, dem die mittelalterliche Kirche den Mund geschlossen hatte, den Geboten dieser Kirche seine eigenen Gebote gegenüber“.[7])

Also, die Frau hat mitgeschaffen. Aber doch wohl kaum so ausschließlich, so stark und so bewußten Geistes, wie Wechssler anzunehmen geneigt ist. Seiner Ansicht nach sind einige hochgestellte Frauen wirkliche Kulturschöpferinnen geworden. Diese hätten ihre neue Daseinsauffassung mit Bewußtsein der kirchlichen und der ritterlichen Weltanschauung entgegengesetzt. Eine unerhörte, kaum glaubliche Kulturtat schreibt eine solche Auffassung den fürstlichen Frauen zu. Zu welch hoher innerer Selbständigkeit müßten sie fortgeschritten sein, ein wie helles Bewußtsein von ihrer tatsächlichen Lage und einen wie klaren Blick für die Möglichkeiten und Mittel einer Besserung müßten sie besessen haben, um gleichzeitig gegen die Kirche und gegen Geist und Gewohnheit ihrer Kaste in bewußter Opposition sich

[6]) cf. Jeanroy: La Poésie provençale au moyen-âge. Rev. des deux Mondes, 1 février 1903 (p. 671).

[7]) A. a. O. p. 487.

erheben zu können! Unmöglich war die Frau damals zu so kühner und folgenschwerer Tat innerlich reif genug.

Den Einfluß der Frau auf das Kulturleben ihrer Zeit hält Wechssler deshalb in Südfrankreich für erwiesen, weil dort die Töchter der Vornehmen erbberechtigt und thronfolgefähig waren. Daher hätten sie im 11. und 12. Jahrhundert eine große politische Rolle spielen können. Die Gräfin Adelheid von Carcassone, die Vizgräfin Ermengard von Béziers, Ermengard von Narbonne seien im 12. Jahrhundert eine Art selbständiger Herrscherinnen gewesen, denen von ihren Untertanen eine gesteigerte Hochachtung entgegengebracht worden sei. Auch Eleonore von Poitiers wird von ihm in diesem Zusammenhang erwähnt. Der Hofstaat dieser Fürstinnen sei nicht mehr aus kriegstüchtigen, trunkfesten Männern gebildet worden, sondern habe sich aus einem Kreis gebildeter Frauen und Mädchen, aus gewandten Ministerialen und Hofbeamten zusammengesetzt. Gerade diese Frauenhöfe seien Heimstätten feiner Geselligkeit, feiner Sitte und Bildung gewesen, und sie hätten es sein können, da die vornehmen Frauen ihren männlichen Standesgenossen an gelehrter Bildung weit überlegen gewesen seien. Diese Bildung aber sei in jener Zeit nicht mehr ausschließlich durch Kirche und Kloster vermittelt worden. Lehrer und Berater sei jetzt der höfische Sänger geworden. Neben den Kaplan sei jetzt der Troubadour getreten. Das Ziel der Bildung sei die Vorbereitung auf die höfische Welt gewesen, die Frauen suchten nicht nur Belehrung, sondern auch Unterhaltung; sie bildeten Geist und Geschmack.

Auf diese Weise sind die Frauen Kulturschöpferinnen geworden, haben sie ein Zeitalter spezifisch weiblicher Gesittung heraufgeführt, das nun auch eine frauenhafte Poesie gehabt habe. Ihre weibliche Anmut, verbündet mit hohem Rang und geistiger Würde habe die Kultur der Epoche beherrscht.

Diese hohe Auffassung von der Rolle der Fürstin und Frau in jener Zeit vermag ich nicht zu teilen. Von einem Beherrschen ihrer Epoche, sowie von der Herbeiführung eines Zeitalters spezifisch weiblicher Gesittung kann keine Rede sein. Die Zeit ist männlich geblieben, blieb von den Anschauungen der Männer beherrscht. Die Minnedichtung ist doch nicht das einzige Erzeugnis des Jahrhunderts. Unendlich viel andere Kräfte und Mächte regen sich da. Von dem gesamten öffentlichen, wirtschaftlichen, politischen, wissenschaftlichen Leben bleibt die Frau weiterhin gänzlich ausgeschlossen. Nirgendwo ist von ihrem Einfluß eine Spur zu entdecken, nur in einer höchst exklusiven Gattung der Dichtung, im höfischen Minnelied und unter seiner Wirkung im höfischen Roman wird sie als Ideal gefeiert. Nur im Ausdruck der dichtenden Liebesverehrung, in der Sprache der Galanterie wird sie auf ein hohes Piedestal gestellt. In der Wirklichkeit, im tatsächlichen Liebesleben,

im sozialen Gefüge des Tages ist ihr sicher nur selten eine gleich erhabene Stellung zuerkannt worden.

Es ist sehr fraglich und müßte jedenfalls noch erst dokumentarisch bewiesen werden, ob die vermeintliche politische Macht jener namentlich angeführten Fürstinnen ihnen wirklich die Möglichkeit zu kulturschöpferischer Tätigkeit geben konnte. Sie übten ihre politische Macht doch nur nominell aus, tatsächlich waren es Männer, die für sie regierten, nur mit Männerkraft und Mitteln der Männergewalt konnten sie sich im Kampf um ihre Existenz behaupten. Von den Höhen ihrer politischen Macht führen keine Wege ins Land der Dichtung.

Ebensowenig wie ihre politische Macht darf ihre hervorragend tiefe, gelehrte Bildung ins Treffen geführt werden. Es sind sicher im ganzen Abendlande nur einige vereinzelte Fälle gewesen, daß fürstliche Frauen das „ganze gelehrte Wissen der Zeit“ besaßen. Männerbildung und Frauenbildung in den höfischen Kreisen unterschieden sich höchstens dadurch voneinander, daß mehr Frauen als Männer die elementaren Kenntnisse erwarben und daß wohl manche Frauen etwas tiefer, etwa in der Kunst des Lesens und Schreibens, in elementarische Wissenschaftlichkeit eindrangen. Und wo eine Frau wirklich das „ganze gelehrte Wissen“ besaß, da hätte ihr diese Gelehrsamkeit sicher nicht zur Inaugurierung der Kultur der cortezia verholfen. Ihre Gelehrsamkeit hätte sie auf ganz andere Ideale hingewiesen, als die es waren, welche die rein gesellschaftliche, bei allem Glanz und aller Feinheit in hohem Grade äußerliche Kultur der cortezia verkörperte. Die Gelehrsamkeit hätte die Frau in engste Fühlung mit der Kirche gebracht; denn ohne diese gab es kein gelehrtes Wissen. Die Bildung der cortezia war eine Laienkultur, und wenn die Frau an ihrer Schöpfung Anteil gehabt hat, so hat sie ihn gehabt in dem Maße, wie sie in ihrer Auffassung von Welt und Leben sich von den Anschauungen der Kirche entfernte.

Es war ohne Frage nicht ihre gelehrte Bildung, welche die Frauen zu irgend welchen schöpferischen Neuerungen trieb, sondern ihr verfeinertes Unterhaltungsbedürfnis, das z. T. von Männern mit gelehrter Bildung befriedigt wurde, aber indem diese ihre eigentliche Gelehrsamkeit beiseite ließen und eine Unterhaltungsliteratur schufen aus Stoffen, die ihnen durch ihre gelehrten Studien bekannt geworden waren. So fand in jener Zeit eine Annäherung zwischen der gelehrten Welt und dem ungelehrten Publikum der höfischen Kreise statt, indem beide Parteien sich auf halbem Wege entgegenkamen.

Wenn man den Anteil der Frau an der Ausbreitung der neuen höfischen Kultur bestimmen will, so darf man weder von der politisch-mächtigen, noch von der gelehrten Frau ausgehen, sondern von der Frau lediglich als Weib, von der vornehmen Dame, die innerhalb ihrer Kaste aufgewachsen war und deren

Fühlen und Denken vollständig teilte. Ganz von selbst gewann diese Frau mit der Ausbildung der Geselligkeit, die ebenfalls eine ganz natürliche Folge der gehobenen Lebensbedingungen des vornehmen Adels war, an Bedeutung. In dem mehr und mehr zu Standesbewußtsein sich erhebenden Adel entwickelte sich neben seinem kriegerischen Wesen die Galanterie gegenüber den Frauen. Oder, sie war wohl schon lange in primitiveren Formen vorhanden gewesen, nun gewöhnte man sich daran, sie als notwendiger zu empfinden, sie als Teil und Mittel der Erziehung zu betrachten. Und vor allen Dingen, man gewöhnte sich daran, sie auszusprechen. Die Frau selbst brauchte nur sich in den Vorzügen feinerer Weiblichkeit zu geben, so war ihr die Galanterie der Männer sicher, auch die der Frauenverächter, der rohen Kriegsmänner; denn es ist eine alte Erfahrung, daß man keine große Achtung vor den geistigen Eigenschaften der Frau zu haben oder gar ihre Überlegenheit anzuerkennen braucht, um ihr in den Formen des gesellschaftlichen Verkehrs mit ausgesuchter Höflichkeit zu begegnen, um in galantem Flirt und mit gewandter Schmeichelei äußere Huldigungen zu erweisen. Also, innerhalb des Adels, ohne irgend eine Opposition zu machen gegen männlich-kriegerische Kultur, auf dem Boden des gesellschaftlichen Fortschritts, den wir als das vornehmste Prinzip der damaligen adeligen Lebensführung betrachten müssen, gewann die Frau ihre neue, einflußreiche Stellung. Sie hat die Bildung der cortezia mitgeschaffen im Bunde mit ihren Standesgenossen.

---

Es entspricht nur der starken Überschätzung der weiblichen Initiative bei der neuen Kulturschöpfung, wenn Wechssler den Frauen auch bei der Entstehung des Minnesangs eine denkbar weitgehende Mitwirkung zuerkennen möchte. Er stellt nämlich die Vermutung auf, daß der Minnesang als literarischer Ausdruck der erotischen Hörigkeit des Mannes aus bewußter Inspiration vornehmer Frauen und gewissermaßen auf deren Wunsch und Befehl entstanden sei. Die unabhängigen Fürstinnen Südfrankreichs hätten ihre Freiheit in geistreicher Weise dazu benutzt, von den Dichtern ihrer Höfe die erotische Hörigkeit des Mannes postulieren zu lassen. Und so hätten wahrscheinlich, zusammen mit einigen begabten Dichtern einige hervorragende Frauen fürstlichen Standes den Minnesang recht eigentlich geschaffen.

Es wird mir schwer, ja, es ist mir unmöglich, an eine so bewußte, tendenziöse Schöpfung des Minnesangs zu glauben. Literarische Strömungen von Wert und Bedeutung pflegen nicht auf Wunsch oder Befehl noch so geistreicher Männer oder Frauen, nicht auf fürstlichen Wink zu erstehen.

Diejenigen, die auf Frauenbefehl dichteten, die Überlegenheit der Frau und die Hörigkeit des Mannes verkündeten, waren

dienende, gelehrte Hofsänger. Von ihnen geht der Minnesang aus, nicht von den Rittern. Diese Auffassung, daß im Gegensatz zu dem Liebeslied der Ritter das Minnelied ein Produkt gelehrter, dienender Hofdichter gewesen sei, ist ein zweiter, wichtiger Punkt des Wechsslerschen Buches.

Die Frage, welcher Stand das Minnelied und die Troubadourpoesie im allgemeinen geschaffen habe, ist bisher verschieden beantwortet worden. Diez war der Ansicht, daß der Bänkelsängergesang nicht mehr geeignet gewesen sei, die höheren Forderungen der nach feineren poetischen Genüssen sich sehnenden Edlen zu befriedigen und daß daher eine kunstreichere, gebildetere Poesie aus dem Geiste des Rittertums entsprungen sei. ,,Offenbar gaben die Edlen den Anlaß zu derselben, nicht allein mittelbar, insofern es der Geist der höheren Gesellschaft war, der diese Poesie hervorgebracht hat, sondern auch unmittelbar durch das Anschlagen der ersten Akkorde.“ Die Dienstleute der Edlen hätten sich dann bald dieser neuen Art des Dichtens bemächtigt und diese Poesie zu einer Kunst ausgebildet, sowie zu einem Mittel des Erwerbes gemacht. Sie seien teils dienende Ritter gewesen, teils aus niederer Ordnung der Gesellschaft hervorgegangen.[8]) Vollkommen teilt diese Ansicht Stimming, wenn er in Gröbers Grundriß (II, 2 p. 15) ausführt, daß die Angehörigen der ritterlichen Stände sich so eifrig und erfolgreich in der Dichtkunst versuchten, daß ihr Beispiel auch auf die nicht zu ihrem Stande gehörigen Dichter wirkte.

Eine andere Auffassung vertritt Restori. Die mit der Verfeinerung des Adels aus Jongleurs zu Troubadours gewordenen Sänger im Gefolge der Herren hätten die volkstümliche Dichtung, indem sie sich dem kultivierteren Geschmack ihrer Auftraggeber anpaßten, aristokratisiert. Da sie sich in untergeordneter Lage befanden, so erklärt sich ihr Respekt gegenüber der Gattin des feudalen Barons, der natürlichen Herrin des Hofes. Daher habe die lyrische Dichtung der Provenzalen von Anfang an das so charakteristische Gepräge der grenzenlosen Ergebenheit gegenüber der Herrin, einen Zug, den dann die Ritterschaft organisierte und in Regeln brachte.

Läßt Diez die Ausbildung der von den Rittern geschaffenen Poesie zu einer Kunst das Werk der dienenden, ritterlichen und nichtritterlichen Sänger sein, so schreibt umgekehrt Restori die weitere Entwicklung der von berufsmäßigen Dichtern begonnenen Dichtung den ritterlichen Kreisen zu.

Wechssler nun schließt die Ritter so gut wie gänzlich aus. Der Minnesang ist ihm seinem Wesen nach eine auf philosophische Vertiefung hinzielende, gelehrte Dichtung. Gerade im Anfang

[8]) Die Poesie der Troubadours. Zweite, verm. Auflage v. K. Bartsch (1883) p. 14 ff.

konnte sich am Minnesange nur beteiligen, wer eine gelehrte Bildung besaß. Mit dem Aufkommen des gelehrten Minnesangs wurde die ritterliche Liebespoesie, deren Ziel nicht in der Liebeswerbung, sondern im Liebesgenuß lag, verdrängt, und es bemächtigten sich der neuen Dichtart die vornehmen Kreise, für die der Frauendienst nur eine Maske war.

Wechssler macht keinen Versuch, diese Frage der Ablösung der ritterlichen Liebesdichtung durch den eigentlichen Minnesang in methodischer Untersuchung zu behandeln. Er sagt nur im Vorbeigehen, daß die Aneignung des höfischen Frauendienstes durch die Ritterschaft, die Erhebung dieses Dienstes zur vornehmsten Pflicht sich bereits zur Zeit Wilhelms IX. vollzogen habe. Diese Andeutung steht jedoch im Widerspruch zu der Annahme, nach der die genannten, nach Wilhelm IX. lebenden Fürstinnen des 12. Jahrhunderts die Kultur der cortezia und den Minnesang recht eigentlich erst geschaffen haben sollen.

Nach Wechsslers Auffassung hat das echte und ursprüngliche Minnelied nie etwas mit wirklicher Liebe zu tun gehabt. Ihm ist das echte Minnelied seiner ursprünglichen und wesentlichen Bestimmung nach in den meisten Fällen ein politischer Panegyrikus des berufsmäßig dienenden Lobdichters auf die Herrin des Hofes, und zwar in der Form der persönlichen Huldigung. Die Dichter huldigten der Fürstin als dem Sproß eines feudalen Geschlechtes, nicht als Weib, sondern als Gebieterin des Landes.

Schon Uhland hat, indem er an die Dichtung der deutschen Ministerialen dachte, den Frauendienst als Fortbildung und Vergeistigung des angeerbten Hofdienstes bezeichnet.

Aus dem Hofdienst des dienenden Sängers konnte sich, so folgert Wechssler, das Minnelied entwickeln, indem der Sänger das Prinzip der persönlichen Neigung, auf dem aller feudaler Dienst beruhte, auch auf seinen Dienst bei der Fürstin übertrug. Wenn die Beteuerungen der Liebe und Treue den Minnesang erfüllten, so geschah das gemäß den Anschauungen der Zeitgenossen, die für allen Hof- und Kriegsdienst persönliche Neigung und Ergebenheit forderten. Durch diese Übertragung der Dienstergebenheit auf das Gebiet der Liebe war nun, schließt Wechssler, für die Kunst unendlich viel gewonnen; denn was vorher in bloßem Lob und im allgemeinen gesprochen worden war, wurde nun von einem liebenden Herzen lebhaft gefühlt und mit Leidenschaft geäußert (p. 153).

Wenn der Vorgang so zu denken ist, so müßte hier der eigentliche Kern der Minnepoesie liegen; denn d i e Frage ist die entscheidende: Wie konnte innerhalb des Dienst- und Ergebenheitsverhältnisses, innerhalb des bloßen Lob- und Preisliedes das Element der Liebe auftreten, von dem doch in ihrer Gesamtheit die Minnepoesie aufs stärkste durchtränkt ist. Wechssler gibt eine äußerlich bestechende Erklärung, indem er sagt, die

Liebe ergab sich dadurch, daß man den Dienst, weil er eben als auf persönlicher Verehrung beruhend gedacht wurde, ins Erotische umdeutete, wie man umgekehrt das innere Erlebnis unter den präzisen Formeln und der anschaulichen Symbolik des feudalen Rechtes darstellte. Sobald also das Neigungsverhältnis, wie es zwischen senior und homo bestand oder bestehen sollte, einen Hofdichter und eine Fürstin verband, war alles weitere gegeben, und niemand in diesen aristokratischen Kreisen konnte in den Liebesbeteuerungen des dienenden Dichters einen Verstoß gegen Rechtsbrauch oder Etikette bemerken.[9])

Ist die Entwickelung so gewesen, so ist klar, daß es sich von Anfang an um ein fiktives Liebeswerben handelte, mochte im übrigen die Versicherung von Liebe und Treue des Dienenden aufrichtig oder geheuchelt sein. Eine Erwiderung der Sängerliebe durch die Herrin war ausgeschlossen, sie konnte ihm höchstens materiellen Lohn gewähren. Tatsächlich ist denn auch für Wechssler der Minnesang nichts anderes als eine Lügendichtung.[10]) Den Sängern fiel es in der Regel nicht ein, zu glauben, es könnten ihre Liebesbeteuerungen ernst genommen werden.

Diese starke Betonung des höfischen Dienstverhältnisses führt ganz folgerichtig den Verfasser zu dem Urteil: ,,Der feudale Hofdienst, ob erstrebt oder erreicht, war dem Dichter und der

---

[9]) Die Annäherung von feudaler und sexueller Liebe ist nach Wechssler nicht innerhalb des Dienst- und Lobliedes neu entwickelt worden, sondern zugleich von außen hineingetragen; und zwar seien die hauptsächlichsten Quellen Ovid und das Maitanzlied gewesen. Auch sei schon zuvor, meist durch die Ependichter, das feudale Treuverhältnis ins Erotische umgedeutet worden (p. 177).

[10]) Den Nachweis, daß der Minnesang seinem Wesen nach eine Lügendichtung ist, versucht besonders das 12. Kapitel ,,Der Liebeswahn“ zu führen. Die angegebenen Gründe können aber kaum als zwingend angesehen werden. So soll das Verbum *cuidar* mit seinen substantivischen Ableitungen den Terminus für den Liebeswahn der Troubadours geliefert haben. Die Troubadours seien sich der Aussichtslosigkeit ihrer fiktiven Liebe bewußt gewesen und hätten dann und wann durch den scheinbaren Ernst ihrer Beteuerungen ihre wahre Stimmung hindurchblicken lassen. *Cuidar* bedeutet glauben, sich einbilden und drückt gelegentlich wohl auch gerade das Ungewisse des bloßen Glaubens und Meinens aus. Keineswegs aber liegt ihm stets die Vorstellung eines eitlen Wahnes, eines leeren Traumes zugrunde. Ganz sicher nicht, um nur diese Belege heranzuziehen, in den drei ersten, auf Seite 190 angeführten Beispielen. Ohne weiteres muß ausscheiden die Stelle aus der bekannten Romanze des Peire von Auvergne:

*Mos cuidatz* *Vens ni glatz*
*Es bos fatz:* *Ni estatz*
*Nom pot far tortura* *Ni cautz ni freidura.*

Wir haben es nämlich in diesen Versen ganz und gar nicht mit der fingierten Liebe eines dienenden Sängers zu einer hohen Herrin zu tun, sondern es sind aus echtem und innigem Liebesgefühl stammende Worte der Frau, Verse aus der Antwort der Geliebten auf die Botschaft des Liebenden.

Adressatin das eigentlich Reale dieser scheinbar so weltfremden Poesie" (p. 176). Gegen diesen Satz empört sich in seiner Besprechung Savj-Lopez: Nein! Das eigentlich Reale war für den Troubadour wie für jeden Dichter *la propria intuizione e la sensibilità artistica.* Wenn auch Furcht und Angst vor der Herrin im Dichter mächtig sind, mit welchem Recht können wir sagen, daß solcher Geisteszustand aus der Unterwürfigkeit eines Vasallen vor seiner Herrin komme, anstatt aus dem exaltierten Kult der Weiblichkeit oder der Liebe?

In der Tat, nichts zwingt uns, die Ritter bei der Frage nach der Entstehung des Minnesangs beiseite zu schieben. Gewiß mögen sie das Dichten, auch das Dichten von Liebesliedern von berufsmäßigen Dichtern gelernt haben. Aber mehr als die Technik zunächst vielleicht nicht. Wirkliches Liebesgefühl zu Frauen ihres Standes sicher nicht. Ja, ohne sie möchte das Element der Liebe im Minnesange schwer zu erklären sein. Es ist nicht einzusehen, trotz der Wechsslerschen geistreichen Erklärung, wie der um materiellen Lohn dienende Sänger, der Unterhaltungskünstler, das Lob der Herrin in die Sprache der sehnenden Liebe hätte kleiden können und dürfen. Die Liebe mit der Hoffnung auf Besitz — mag sie noch so schwach sein, vorhanden ist sie im Minnelied, gespielt wird mit ihr — durfte nur der Ranggleiche erklären. Oft genug mag es im Leben vorgekommen sein, daß ein adeliger Mann um die Liebe einer adeligen Frau warb. Und es liegt nahe, sich vorzustellen, daß die an den Ton höfischer Etikette gewohnte Frau dem Werbenden bei seinen Bemühungen um ihre Gunst zarte und respektvolle Formen auferlegte, daß sie nicht unempfänglich für poetische Huldigungen war. Wenn Wilhelm IX. in dem Liede „*Farai chansoneta nueva*" ausspricht:

*Ma dona m'assai' em prueva,*
*Quossi de qual guiza l'am,*

---

Auch die Verse Bernhards von Ventadour:

*Que sos cors es bels e bos*
*E blancs sotz la vestidura —*
*Eu non o dic mas per cuida.*

haben nichts mit Liebeswahn zu tun. Der Dichter will nur sagen, daß er die Schönheit des Körpers der Dame nicht aus eigenster, intimster Kenntnis rühme, sondern weil er sie sich so, wie er sie schildert, einbilde. Ebenso bedeutet *cudars* in dem Giraut de Bornelh entlehnten Zitat nicht Liebeswahn, sondern das vertrauensvolle Denken an die Herrin.

Schwieriger ist es, jeweils den genauen Sinn des von Wechssler zur Stütze seiner Auffassung herangezogenen Begriffs *fenher* festzustellen. Oft heißt *fenher* sicher nichts anderes als heucheln, Verliebtheit vorgeben. Aber nicht immer. So glaube ich z. B. nicht, daß in den Versen

*E d'una chan e d'unam fenh*
*E d'aquelha Miraval tenh*

so möchte diese Wendung wohl auf eine wirklich erfolgte Aufforderung der Dame an ihren Liebhaber, sich in poetischer Form über die Art und Weise seiner Liebe zu äußern, hindeuten. Wir hätten, wenn diese Vermutung richtig ist, eine direkte Inspiration der Dame, aber nicht zu dem Liede eines dienenden Sängers, sondern eines hochgeborenen, zu den Mächtigsten der Erde rechnenden Grafen. Und dieser Graf beteuert seine Liebe in Ausdrücken der tiefsten Ergebenheit, in der untertänigsten Vasallensprache. Muß er diese erst von wirklichen Vasallen erlernt haben? Konnte er nicht von seiner Höhe herab das Vasallitätsverhältnis ebenso gut als die typische und sprechendste Form einer Untertänigkeit auch im Liebesverkehr betrachten, wie umgekehrt der Dienende aus seiner tieferen Lage heraus? War es nicht gerade eine besonders glückliche Schmeichelei, wenn der, der sich kaum von seiner Vasallitätspflicht gegenüber dem König von Frankreich bedrückt fühlte, der begehrten Dame gegenüber sich als ergebener Vasall beugte? Es lag eigentlich viel näher, daß der Unabhängige zu solch einer Metapher griff, als der, der ohnehin schon im Abhängigkeitsverhältnis stand. Was hätte denn der Diener so sehr Neues und Eindrucksvolles gesagt, wenn er sagte, Herrin, ich bin Euer ergebenster Diener?

Wenn man die Lieder des Grafen betrachtet, so fällt sogleich der Mangel an Einheit und Stimmung in ihnen auf. Zweifellos war der Graf dichterisch begabt, aber ebenso zweifellos hat er von den Jongleurs in seinem Solde gelernt. Einzelne seiner Lieder sind sicher Nachahmungen von Stücken aus dem Jongleurrepertoire, z. T. mit deutlicher Durchsetzung des rücksichtslosen,

---

Raimund von Miraval selbst zugestehen wollte, daß seine Minne nur erheuchelt sei. *Se fenher* bedeutet hier tatsächlich sich bemühen. Wir haben es bei diesem Worte, wie bei so manchen von den Troubadours angewendeten, nicht mit einem scharf nach allen Seiten hin abgegrenzten Begriffe zu tun, sondern mit dem sprachlichen Ausdruck einer sehr komplizierten Vorstellung, deren Bedeutung von Fall zu Fall in ihrem eigentlichen Wert erschlossen werden muß. Daß es Minnelieder gibt, in denen es sich nur um erheuchelte Liebe handelt, ist richtig. Nur erscheint es fraglich, ob man gerade solche Lieder heranziehen darf, um aus ihnen das eigentliche Wesen des Minnesangs abzuleiten. Das echte Minnelied tritt mit dem Anspruch auf, wahre Gefühle zu schildern. D i e Realität, welche Biographien und razos manchen Liedern andichten, liegt ihnen zwar in der Regel nicht zugrunde, sondern eine poetische, in der Phantasie des Dichters lebende Wirklichkeit.

Zum Beweise, daß der Minnesang als Lügendichtung zu betrachten ist, kann auch nicht die auf S. 197 angeführte Stelle aus der fingierten Tenzone des Mönchs von Montaudon mit dem Herrgott herangezogen werden:

*Seigner! eu tem que faillis, Qu'om pert vostr' amor e vos*
*S'eu fatz coblas ni chanzos: Qui son escient mentis.*

Der Mönch spricht hier nicht nur vom Minnesang, sondern ganz allgemein von weltlichem Dichten, das von kirchlichem Standpunkt aus kaum etwas anderes als ein Lügen ist.

freischaltenden Herrenstandpunktes. Zynisch, unflätig und roh sind diese Lieder, wie es sicher viele der Darbietungen waren, welche die in allen Sätteln gerechten Jongleurs auf Märkten so gut wie in Schlössern vortrugen. Neben diesen derben Stücken, in mehreren Abstufungen, stehen die Lieder, in denen der Frauendienst erscheint, als Erzeugnis desselben Mannes. Das hat nichts Seltsames. Eine andere Unterhaltung führt der Baron unter dem Kriegszelt, zu Pferd und beim Becher, als in Gegenwart der Damen, als vor der Dame, die er um ihre Liebe bittet. Durch das ganze Mittelalter geht dieser Doppelton in Liebessachen, oft in den Werken ein und desselben Verfassers hindurch. Der Graf verfügte über den einen wie über den anderen Ton. War er wirklich der Frauenverführer, als der er gilt, so werden ihm auch die sanftesten Töne verliebter Huldigung zu Gebote gestanden haben, so gut wie dem fahrenden Sänger, wie dem gelehrtesten Troubadour.

Was den Grafen zu Liebesliedern bewegte, war die Liebe, war seine erregte Sinnlichkeit. Er war im Augenblicke verliebt und wollte gewinnen. Seine Gefühle mußten durch einen gewissen Zwang hindurch, durch einen Zwang, den die ersehnte Frau ihm auferlegte, aus natürlicher Zurückhaltung, Koketterie und aus den sich bildenden spielerischen, gesellschaftlichen Konventionen heraus. Was beide antrieb, war im Grunde nichts Gemachtes und Unnatürliches, sondern war etwas allgemein Menschliches. Indem das Weib sich ungestümem Verlangen gegenüber versagt, sich um ihre Gunst bitten läßt, offenbart sich um so deutlicher dem Werbenden der Wert der Begehrten, erkennt er ihre Vorzüge und erdichtet er sich neue in seiner erotisch erregten Phantasie. Solche Vorgänge mögen, wie zu allen Zeiten, so auch im Liebesleben und im Minnesang jener Zeit sich ereignet haben. Es soll nicht behauptet werden, daß mit seinen Liedern der Graf den Minnesang geschaffen hätte, aber es soll die Ansicht vertreten werden, daß aus der allgemein menschlichen Wirklichkeit wahrer Liebesgefühle, deren Erfüllung von dem zurückhaltenden Willen der Frau abhing, innerhalb des Adels, ohne Belehrung durch gelehrte Sänger und ohne Vorbild fiktiver Liebeswerbung eine Dichtung erstehen konnte, die wie der Minnesang des 12. Jahrhunderts den Mann in freiwilliger Unterordnung sich vor der ersehnten Frau beugen ließ.

Die Zeitumstände waren damals der Frau günstig. Es war eine Zeit, in der Phantasie und Gefühl mächtig erregt wurden; eine Zeit, die den Menschen für die Schönheiten und Wunder des Daseins empfänglich zu machen begann und ihn zugleich mit Innerlichkeit erfüllte. Was aus der reichen Realität des rein Menschlichen und Sinnlichen heraus geboren worden war, und in all seiner frohen Jugendkraft in die Zucht der guten und schönen Sitte genommen wurde, das wurde nun in seiner

weiteren Entwicklung durch die gedankliche Arbeit der Theorie zur Höhe des Ideals erhoben. Und diese Vollendung mag denn wohl das Werk anderer Begabung sein, als sie der kriegerische, verliebte und galante Ritter aufzuweisen hatte. Nun mögen die Gelehrten zu Worte kommen, da nämlich, wo es sich um die Ausbildung oder auch Erstarrung der Gefühle zur Theorie handelt.

Es darf in diesem Zusammenhange an einen lehrreichen Aufsatz „*Dolce stil novo e noel dig de nova maestria*“ von Cesare De Lollis erinnert werden.[11]) Dort wird, nicht ganz in Übereinstimmung mit unseren Ausführungen, die Ansicht vertreten, daß die provenzalische Poesie aus der bänkelsängerischen der Jongleurs sich zur troubadourmässigen höfischen erhoben habe *passando a traverso la scuola.* Das Schulmäßige, Intellektuelle, Theoretische erklärt sich dadurch, daß das stürmische Gefühl nicht zu seinem Ausdruck kam, ohne erst zahlreiche Konzessionen an den Intellekt zu machen. Die schulmäßige Formel war etwas wie ein Geleitbrief des persönlichen Gefühls, der diesem die Möglichkeit gab, sich in jener disziplinierten Gleichförmigkeit zu äußern, die uns heute auffällt. Auf diese Weise geschah es, daß die Troubadours zuerst in die Liebessprache die objektive Note der philosophischen Überlegung einführten und so als die ersten die Liebe in das Reich des Intellekts erhoben.

Wichtig für uns in dieser schönen Erklärung ist die Zurückführung der Troubadourpoesie auf das heftig erregte Gefühl. Im Gegensatz zu De Lollis, suchen wir es nicht ausschließlich bei den Jongleurs, sondern ebensogut und mit demselben Recht bei den adeligen Herren. Sie mochten auch in der Folgezeit mehr bei dem Ausdruck ihrer spontanen Gefühle verharren, sie unterwarfen sich schwerer, wie jeder Zucht, so auch der Disziplin des Gedankens, unter ihnen mochten wohl auch manche sein, denen Zittern und Zagen, geduldiges Dienen um ein Weib unwürdig eines edlen Barons erschien, aber in unvereinbarem Widerspruch zu ihrem Herrensinn steht die aus warm-sinnlichen Liebesgefühl geborene poetische Liebessprache nicht, höchstens die intellektuelle Ausarbeitung der gehobenen Liebesempfindungen zu schulmäßiger Theorie.

---

Wenn wir die Auffassung, die Wechssler von Ursprung und Entwicklung des Minnesangs entwickelt, im Zusammenhang betrachten, so erhalten wir etwa folgendes Bild: Der Minnesang ist, um es noch einmal zu wiederholen, aus bewußter Inspiration vornehmer Frauen, die ihre Macht und Freiheit benutzten, um in geistreicher Weise die erotische Hörigkeit des Mannes postulieren zu lassen, von dienenden Hofdichtern geschaffen worden. Und

[11]) Studi medievali I (1904) p. 5 ff.

zwar gab außerdem im Anfang die entscheidende Anregung Ovid. Aus Ovid gewinnt der Minnesang eine Reihe von Vorstellungen, z. B. von der Liebe als Krankheit, als Zwang, Dienst, Lob, Schmeichelei etc.; literarische Anregungen, die nach zeitgenössischen Anschauungen in neue, der Zeit entsprechende Formen umgesetzt wurden. Er hat dann verschiedene Stufen durchlaufen. Vom Frauenlob hat er sich über Frauendienst zu Frauenkult und schließlich zu einer Art von höfischer Religion entwickelt. Oder, anders ausgedrückt, die dienende Liebe des feudalen Sängers wuchs aus der rechtlichen Sphäre in die sittliche empor, aus dem heiteren Spiel wurde eine ernste und große Angelegenheit, die leeren Formen füllten sich mit Gehalt. Indem die Frauen als Kulturschöpferinnen betrachtet und dem Denken und Geschmack der Zeitgenossen entsprechend als heilig gepriesen wurden, erwuchs aus dem feudalen Frauendienst die höfische Religion. Da für die klassische Ausbildung des Minnesangs die Mystik, der christliche Spiritualismus maßgebend wurden, so gingen manche aus Ovid bekannte rhetorische Phrasen in mystische Vorstellungsreihen über. Wie der religiöse Mystiker mit Willen mystische Stimmung und Ekstase erzielt, so gewöhnte sich der Berufsdichter auf Befehl der Herrin die Gefühle herbeizurufen, die er schildern sollte. War im Anfang — und doch wohl auch während des ganzen Verlaufs — die fiktive Voraussetzung des Minneliedes die Täuschung, als könnte die Fürstin nach freiem Willen die Neigung ihres Herzens versagen oder verschenken, so erhebt sich diese Dichtung zu der tiefen Auffassung, es solle die demütig dienende Sängerliebe zu hochstehenden Frauen die Erziehung und Bildung von Mann und Weib vollenden.

Die leeren Formen füllten sich mit Gehalt, das ist der Charakter der Wechsslerschen Entwicklungslehre.

Wieder hat Wechssler nicht den Versuch gemacht, die von ihm vorgetragene Ansicht durch eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung zu beweisen. Wie aus Äusserungen der Einleitung hervorgeht, hat er wohl mit Absicht auf ein solches, ihm einstweilen noch unmöglich erscheinendes Verfahren verzichtet. Doch es ist ein gefährliches Spiel, großzügige Entwicklungsreihen aufzustellen, ohne daß ihre Ordnung und Folge sich aus dem genauen, auf chronologisch-vergleichendem Studium aufgebauten Durcharbeiten des Materials zwingend ergibt.

Und wie steht es mit den Dichtern selbst? Was hat ihr eigenstes Genie mit der Entwicklung zu tun? Wir haben die Inspiration vornehmer Frauen, die entscheidende, literarische Anregung durch Ovid, die künstliche Erzeugung von mystischen Gefühlen auf Befehl der Herrin. Wo bleibt da die eigentliche dichterische Inspiration? Sie muß doch vorhanden gewesen sein. Auch Wechssler erkennt sie an. Nicht ungeschickt ver-

bindet er die eigene Genialität der Dichter mit der von außen kommenden Anregung. Er sagt: „Was diese an hohen Möglichkeiten in der eigenen Brust einschlossen, das erschien ihrem verzückten Geist als Eingebung der Geliebten. Sie projizierten ihre Genialität nach außen, um sie von dort als Inspiration zurück zu empfangen" (p. 406). Eine sehr schöne Vorstellung. Sicher ist es möglich, daß der liebende Dichter, wie der Liebende überhaupt, aus den wahren oder erträumten Vollkommenheiten der Geliebten sich zu holen glaubt, was an Kraft und Begeisterung ihm selbst in der Seele wohnt. Es ist durchaus möglich, daß so etwas bei den Troubadours sich ereignete. Aber wenn das der Fall war, dann war dieses Gefühl das Primäre, dann war es der starke, treibende Keim, aus dem die spätere Blüte geworden ist; dann ist das wahre, innere Erleben, der Liebesdrang, das Verlangen nach dem Ideal, das Bedürfnis nach Hingabe von Dichternaturen die letzte Ursache dieser so ganz auf dichterisch-exaltierten Gefühlen begründeten Dichtung gewesen. Dann ist ihre Glut, ihr Enthusiasmus den Frauen ihrer Zeit zugute gekommen. Und nicht diese haben geschmeidige Höflingsnaturen zu geistreichen, ihrer Fraueneitelkeit schmeichelndem Thema verholfen. Die Anregung durch Frauen, mochte sie sich zuweilen auch zu ganz bestimmten Wünschen verdichten, war das Sekundäre, ebenso wie die Anregung durch Ovid.

Auch Wechssler kann sich der Herleitung der tiefsten Werte des Minnesangs aus dem innerlich Erlebten nicht verschließen, wenn er die Tat der Auflehnung gegen die Weltanschauung der mächtigen mittelalterlichen Kirche aus dem Mute geschehen läßt, der nur aus selbsterlebter Überzeugung und Erfahrung der besseren Männer der höfischen Kreise kommen konnte, und wenn er feststellt, daß diese Tat schon die der ältesten Troubadours gewesen sei (p. 433).

Warum hat er nicht versucht, diese innere Wirklichkeit, diese besseren Männer, diese begabten Dichter zum Ausgangspunkt, zu den Trägern der Entwicklung zu machen? Wer schafft denn in aller Welt alles Neue, Eigenartige und Große? Doch immer nur die Besseren und Begabteren, und doch immer aus kräftiger, wenn auch idealer Wirklichkeit heraus, doch nie aus Konvention, Fiktion und Lüge. Die leeren Formen füllten sich mit Gehalt: eine solche Entwicklung widerspräche aller Erfahrung. Nie steht am Anfang eine leere Form. Sondern es sucht sich geistiges Leben aus dämmerigen Anfängen heraus, tastend, kämpfend, durch Hemmungen hindurch, nach Förderung verlangend, zu der Form hinzuarbeiten, in der es sich voll erschöpfen kann, in der all sein keimender Reichtum zur Entfaltung, zum wirksamsten und schönsten Ausdruck gelangen kann. Geist und Form wachsen in gemeinsamer Einheit. Sind sie beide, als ein Gebilde, zur Reife gelangt, so ist etwas Unvergängliches geworden.

Doch kann es wohl vorkommen, daß die weiter dichtenden Epigonen in gutem Glauben Inhalt und Form in der alten, vollkommenen Einheit weiterzuführen, nur die äußere Form eine Zeit lang handhaben, ohne daß sie den ihr gemäßen Gehalt ihr noch zu geben vermöchten.

So steht die an Gehalt leere Form jenseits des Höhepunktes der Entwicklung, nie am Anfang.

Da es das Gefühl der Liebe ist, das im Minnesang eine so ideale Vertiefung erfahren hat, so ist es nicht anders möglich, als daß dieses Gefühl der Keim der zu philosophischer Höhe sich erhebenden Dichtung gewesen ist. Nicht Lob und Dienst, nicht fiktive Werbung ohne Liebe als Schmeichelei, nicht politisch-panegyrische Huldigung der Landesfürstin, sondern die Liebe von Mann zu Weib. Es ist der Ruhm jener Zeit als eine neue Entdeckung die beseligende und veredelnde Kraft der Liebe der Geschlechter zueinander verkündet zu haben. Und nur aus der Wirklichkeit echter Gefühle heraus konnte man so über die Liebe nachdenken lernen, wie es im Minnesange der Fall war.

Sollte wirklich aus der nicht vorhandenen Liebe zu unnahbaren, vornehmsten Frauen, noch dazu aus der von Wechssler angenommenen tendenziösen Absicht heraus, aus reiner Fiktion, auf Grund künstlich erregter Pseudogefühle eine Dichtung hervorgegangen sein, die Sinnes- und Seelenliebe in idealste Höhe hebt? Mir scheint, die vorgespiegelte Liebe der untertänigen Hofdichter, dieses raffinierte Spiel, konnte man überhaupt gar nicht philosophisch vertiefen. Die Pseudoliebesdichtung der dienenden Sänger hat nichts Veredelndes und Reinigendes, sondern im Gegenteil etwas tief Erniedrigendes. Sie setzt eine Stimmung voraus, die unendlich weit entfernt ist von der freiwilligen Unterordnung des Mannes unter die Reinheit und Hoheit des von ihm in Wahrheit geliebten Weibes.

Wechsslers Darstellung von der Stellung des dienenden Sängers gegenüber der angebeteten Herrin gibt sogar ein Bild tiefster Würdelosigkeit des Mannes und Dichters, so daß es, wenn er Recht hat, unerklärlich bleiben müßte, wie aus dieser seiner Niedrigkeit heraus so erhabene Gedanken über die wahre Liebesseligkeit aufsteigen konnten.

---

Es ist klar, daß Wechsslers Auffassung von der Stellung des Sängers in der höfischen Gesellschaft und besonders der verehrten und besungenen Herrin gegenüber von Wichtigkeit für seine ganze Auffassung vom Minnesange ist. Zunächst legt er dar, daß die neue, höhere Schätzung der Persönlichkeit auch dem fahrenden Sänger und Erzähler zugute gekommen sei. Der Sänger mit seiner höfischen Kunst sei der geachtete Genosse der höfischen Gesellschaft geworden, die hohen Herren hätten freundschaftlich mit ihm verkehrt, und daher habe er auch von

seiner eigenen Person, seinen persönlichen Angelegenheiten in seinen Liedern sprechen können. Diese Darstellung besteht sicher zu Recht.

Ganz besonders nun wäre die Stellung des Sängers durch die Kulturtat der vornehmen Frauen gehoben worden. Von ihnen, den fürstlichen Gesetzgeberinnen der cortezia wurden die Standesunterschiede aufgehoben. Die höfischen Tugenden waren Verdienst der Person, nicht der Familie. Nicht mehr Adel der Geburt machte hoffähig, sondern Adel der Sitten. Diese letzten Sätze muß Wechssler allerdings sogleich wieder wesentlich einschränken und zugeben, daß man nur in der Theorie den Satz vertrat, höher als Geburtsadel, stehe der Adel der Bildung. In seiner Darstellung aber spricht er ihm doch auch praktische Bedeutung zu, wenn er behauptet, daß an diesen Höfen, an denen das Urteil gebildeter Frauen entschied, nun auch der Arme und Geringgeborene (die Troubadours waren zur größeren Hälfte niederer Herkunft) die persönliche Achtung erwarb, die bisher der Adel für sein ausschließliches Vorrecht gehalten hatte. So hoch stehen nach Wechsslers Ansicht die Sänger in der Achtung der vornehmsten Frauen, daß sie ihre Berater in höfischen Sitten, in ästhetischen Dingen waren, ja, daß sie gerade an die Stelle des Hauskaplans getreten waren.

Zu diesen Ausführungen von Aufhebung der Standesunterschiede und von der gehobenen Stellung des die Herrin beratenden und besingenden Sängers wollen schlecht eine Reihe von Bemerkungen passen, welche gerade die Inferiorität des dienenden Hofdichters hervorheben. So heißt es p. 392, der dienende Frauensänger, durch seinen Beruf zu unfreiwilliger Erniedrigung verurteilt, hatte oft zu leiden von dem Standeshochmut der Vornehmen. Ohne Zweifel war das nicht selten der Fall. Auch den besungenen Frauen gegenüber befand sich der Sänger nach Wechsslers Annahme in einer eigenartigen Lage. „Die Herrin stand in unerreichbarer Höhe vor dem Minnesänger wie der Heiland vor dem Mystiker“ (p. 251). „Des Liedes Lohn war der Gruß der Herrin, sie neigte leis das Haupt, ließ einen freundlichen Blick auf den Sänger gleiten. Nur selten wird sie ihn einer kurzen Ansprache gewürdigt haben. Der Gruß bedeutete, daß der Sänger sich in dem Kreis um die Herrin bewegen durfte, von ihr bemerkt wurde; denn Standesunterschied und höfische Lebensart erlaubten nichts weiter“ (p. 136). Wechssler meint, solch gnädiges Neigen des Hauptes war genug der Anerkennung für den, der eben den ehrlosen und rechtlosen Fahrenden abgelöst hatte, und er ließ es an Dank dafür nicht fehlen. Ja, noch weiter rückt er Herrin und Dichter voneinander ab: Die Fürstin kümmerte sich meist nur um das Lied, der Verfasser empfing günstigenfalls ein freundliches Urteil und materiellen Lohn. Die Herrin schätzte vielleicht den Dichter, selten den Menschen. Seine Person kam gemeiniglich

nicht in Betracht (p. 183). Und noch erniedrigender wird für den Dichter das Verhalten der Dame. Ihre gnädige Miene, ihre freundlichen Worte waren, wenn sie überhaupt gezeigt und geäußert wurden, auch noch unaufrichtig gemeint, waren ein *mentir cortes*, ein *bel semblan.* Zu dieser eigentümlichen Unaufrichtigkeit wurde die Dame durch Sinn und Zweck des ganzen Minnesanges mit oder gegen ihren Willen genötigt (p. 193).

Wenn wirklich eine solche Kluft zwischen Herrin und Lobdichter bestanden hätte, so ist nicht zu verstehen, wie die Herrin im Verein mit so unendlich weit von ihr abstehenden Sängern den Minnesang überhaupt hätte inaugieren können. Wie sollte sie sich mit ihm verständlich machen, wenn die höfische Lebensart jede Annäherung verbot? Wie konnte der Sänger ihr Berater in höfischer Sitte sein? Wer machte überhaupt die höfische Sitte, der außer und unten stehende Sänger, oder die höfischen Kreise selbst? Das sind Fragen, zwischen denen uns die inneren Widersprüche in den Wechsslerschen Formulierungen notgedrungen hin und her werfen. Und weiter, wie sollte die Dame, die sich so wenig um die Person kümmerte, in ihm poetische Leidenschaft erregen oder wenigstens ihn auf die Dauer inspierieren können?

Wechssler scheint keine Schwierigkeiten zu sehen. Er meint, der Sänger erhielt äußere Anregung durch Sehen aus der geziemenden Entfernung heraus, durch Hörensagen unter Umständen, und dann gab es für ihn nur noch ein innerliches Erleben seiner poetischen Liebe (p. 219). Ich muß immer wieder fragen, wie kamen die Menschen nur auf den kuriosen und ganz verzwickten Gedanken, sie, die als Menschen ja kaum beachtet wurden, diesen wie der Heiland unnahbaren Fürstinnen von Liebe zu reden, in Tönen irdischer Liebessehnsucht von ihrem begehrenden Herzen zu klagen? War das die gegebene, die natürlichste Art der politischen Huldigung, die sie finden konnten? Fanden sie wirklich irgendwo, bei Ovid oder einem anderen der Autoren irgend eine Anregung, so zu singen? Dürfte man unter solchen Umständen wirklich von einem inneren Erleben sprechen, wo jede Wahrheit der Gefühle ausgeschlossen sein mußte? Es könnte doch nur die Rede sein von einem Sichhineinversetzen in konventionelle Empfindungen, von einem künstlichen Sichhinaufschrauben in eine vorgeschriebene Ekstase. Ein klägliches Dichten, das auf niemanden Eindruck machen konnte; denn bei aller Wertschätzung der Form, der Kunst des Versbaues und der Melodienführung, die man der höfischen Gesellschaft zutrauen darf, solche Götzendiener der Form sind Zuhörer und Zuhörerinnen doch sicher nicht gewesen, daß sie nur auf die äußeren Dinge geachtet und die Verschrobenheit der Gefühle, der ganzen Situation nicht beachtet hätten.

Woher sollte bei solcher Lage der Dinge den Dichtern die Kraft der neuen Weltanschauung kommen, kraft deren sie als die „Sprecher der Hofkreise“ auftraten?

---

Wechssler ist ja doch der Meinung, daß in den Minneliedern ein tieferer Gehalt steckt. „Aus diesen Liedern, die so harmlos von Frauenliebe, Lenz und Blumen zu singen scheinen, klingen uns die geistigen Kämpfe einer tief erregten Zeit heraus ... Um nichts kleineres mühten sich die Sänger als der Menschheitsbildung neue Ziele, neue Wege zu weisen ...“ Das ernstliche Ringen um eine Weltanschauung erfüllte Dichter und Publikum.

Nicht hoch genug kann Wechssler die neue, im Minnesang sich offenbarende Auffassung von Welt und Menschen preisen. Nicht nur handelt es sich um eine höhere Schätzung des Individuums, nicht nur um höhere Wertschätzung der rein weltlichen Tugenden im Gegensatz zu der kirchlichen Weltanschauung, nicht nur um das aufrichtige Verlangen nach Schönheit der Lebensäußerungen, nach Erziehung des Geschmacks und künstlerischer Daseinsfreude, sondern hier ist ihm zum ersten Male der Sinn für große, edle Menschlichkeit überhaupt erweckt. Es war das Neue und Große des Minnesangs und seiner Kultur, daß hier zum ersten Male im Mittelalter rein menschliche Geistesbildung und weltliche Humanität verstanden und gewürdigt wurde. Es war die Tat der Frauensänger, daß sie aus dem traditionellen Lob- und Preislied eine Huldigung an das Vorbild der vornehmen, frei wirkenden Persönlichkeit entwickelten. Der Typus des würdevollen, Verehrung fordernden Menschen war nur erst auf dem Thron des feudalen Staates zu finden, und den geistigen Einfluß und die kulturelle Wirksamkeit feingebildeter fürstlicher Frauen konnte man sich noch kaum anders vorstellen, denn als das übernatürliche Wunder einer gottbegnadeten Heiligen (p. 310).

Man möchte fragen, wenn die Weltanschauung, der Sinn für Menschlichkeit bereits im Minnesange zu solcher Höhe gedieh, was blieb dann der Renaissance zu finden noch übrig? Drum möchte ich nicht so weit gehen, wie Wechssler es tut. Die Huldigung an die vornehme, frei wirkende Persönlichkeit, die Ehrfurcht vor dem geistigen Einfluß und die kulturelle Wirksamkeit feingebildeter, fürstlicher Frauen sehe ich nicht. Wie konnten die Troubadours das sehen und aussprechen? Welche Äußerungen der großen Persönlichkeiten sahen sie, wo um sie herum, wo an der eigenen Person verspürten sie die geistige Macht der Fürstinnen, ihre kulturellen Taten? Das ist keine edle Menschlichkeit, wenn um klingenden Lohn der dienende Sänger im glänzenden Saale raffinierte Huldigung in der Form geheuchelter Liebeswerbung singt, das ist nicht das Zeichen feingebildeter, von geistiger Macht erfüllter Weiblichkeit sich ebendort von dem kaum be-

achteten Sänger in untertänigster Schmeichelei anhimmeln zu lassen. Eins wie das andere ist für beide Teile entwürdigend. Und so sehe ich nicht, wie auf der Grundlage der Wechsslerschen Auffassung von Dichter, Dichtung und Publikum die große, neue, der Renaissance vorgreifende Weltanschauung entstehen konnte.

Wenn der Sänger die Herrin feiert, so feiert er sie, auch wenn er die reinste Lauterkeit seiner Absichten beteuert, stets als das begehrenswerte Weib. Ihre Schönheit und Grazie, ihr gewinnendes Lächeln und ihre süße Rede, ihr lachendes Auge und die reizende Gestalt, die Eleganz und Feinheit ihres Wesens. Nie ihre politische Macht, ihren kulturfördernden Einfluß. Nicht die Persönlichkeit ist es, vor der er sich beugt, sondern das Weib, das er liebend umpfangen möchte, auch wenn er seufzend entsagt oder in schönen Worten das Glück der geistigen Liebe preist.

Wir wollen doch nicht zu viel an Humanität in die Troubadourdichtung und an Sinn für Humanität in die ritterliche Gesellschaft, deren Ideale in ihr niedergelegt sind, hineininterpretieren. Wir haben hier eine Kultur der Geselligkeit vor uns, ein Hinstreben zu höheren Formen des Daseins, ein Wohlgefallen am Schein, an Glätte und Glanz. Eine erste Form aristokratisch-verfeinerter Kultur im abendländischen Mittelalter. Nicht ein oberflächliches, frivoles Auskosten der einer bevorzugten Klasse gebotenen Freuden des Daseins, sondern ein ernsthaftes Sichbewegen in höfischer Etikette. Eine offen bekannte Hingabe an die Lust, an die innere, frohmachende Lebenskraft, aber mit Maß und Verstand. Kein Verzicht auf irgend welche irdischen Güter, auch nicht auf die Leidenschaft, auf die Sünde, aber alles Begehren verfeinert, besänftigt durch die Zurückhaltung, die man sich freiwillig und als gegenseitigen Zwang auferlegte. Die gute Sitte, der feine Ton, die elegante Geste waren Gebote, die sich die Gesellschaft gab, die den Menschen alles Genießen nur noch süßer, alle Sensationen zugleich bewußter und pikanter machten. Schon viel gewonnen war durch diese Schulung; ein Aufstieg der menschlichen Natur aus den Banden der groben Sinnlichkeit und der rohen Instinkte war durch sie gewährleistet. Es war eine Schulung, die sich der Adel auferlegte.

Als eine durch und durch aristokratisch-höfische Weltanschauung, die sich innerhalb des Adels gebildet hatte und nicht von außen in ihn hineingetragen werden konnte, müssen wir das Ganze des Fühlens und Denkens der vornehmen Kreise Südfrankreichs im 12. Jahrhundert betrachten. Nicht eine Weltanschauung edelster Humanität war sie, aber sicher ein Fortschritt auf dem Wege der kulturellen Entwicklung der Menschheit.

---

Wenn wir von Kulturfortschritt im Mittelalter sprechen, so müssen wir ohne weiteres nach dem Anteil der Kirche an ihm

fragen; denn die vornehmste Kulturmacht im Mittelalter, die Bedingung alles Kulturwandels, der Gipfel aller Kultur war die Kirche.

Auf den ersten Blick scheint es, als stehe die Weltanschauung, aus der die Troubadourdichtung ihre Ideale gewinnt, in Gegensatz zu der kirchlichen, christlich-katholischen Weltanschauung. Auch Wechssler betont ausdrücklich, daß die vornehmen Frauen, welche die Kultur der cortezia schufen, sich, wie gegen Rittergeist, so auch bewußt gegen die Kirche wendeten. Aber er schränkt dann doch die Originalität dieser Laienkultur sogleich wieder bedeutend ein, wenn er sich bemüht, die engste Berührung der Minnesänger mit der christlichen Weltanschauung nachzuweisen. Der eigentliche Kern seines Buches liegt gerade in dem Versuche dieses Nachweises. Dabei laufen ihm nun verschiedene Widersprüche unter. Trotzdem er von der bewußten Opposition gegen die Kirche, von der Emanzipation der Sinne und des Individuums, vom frohen Ergreifen des Daseins in Schönheitsdrang gesprochen hat, vermag er den inhaltschweren Satz aufzustellen: „Der geistige Nährboden dieser Kultur war die Kirche, war das Christentum“ (p. 216). Gelegentlich der Erörterungen über den Frauenkult schreibt er: „Noch betrachtete man eine geistig hervorragende, höfische Frau als eine Art Heilige und bezog damit ihre Wirksamkeit auf Gott zurück. Aber das war im Grunde nur eine Anschauungsform, die ewigen Werte, die man in ihr verehrte, waren nicht die der Kirche, sondern die der cortezia. Wie Spiritualismus und Mystik floß der Vorstellungskreis des Heiligen-Kultus aus den reichen Betätigungsformen christlicher Religiosität, aber Geist und Ziel waren beide neu. Der von der Kirche geschmähten Menschheit und Menschlichkeit wurde hier ein Altar errichtet.. aus eigener Kraft war man hier der Antike nahe gekommen“! (p. 312). Hier wird also nur von Anlehnung an die „Betätigungsformen christlicher Religiosität“ gesprochen. Aber Geist und Ziel, die ewigen Werte seien neu gewesen. Das heißt doch wohl nichts anderes, als daß die Weltanschauung, denn sie hat es mit Geist und Ziel und Nachdenken über die neuen ewigen Werte zu tun, nicht die der Kirche war. Und so ist es zum mindesten eine starke Übertreibung, zu sagen, der geistige Nährboden dieser Kultur war die Kirche und das Christentum.

Auch andere Äußerungen wollen nicht recht zu dieser Formulierung passen. So schreibt Wechssler (p. 424): Die Kreuzlieder beweisen uns auch, daß die kirchliche Religion ihre Macht und Wirkung auf diese Kreise tatsächlich verloren hatte. Nur ein äußerliches Christentum war in den Gemütern noch lebendig „innerlich war man dem Geiste dieser Religion entfremdet“. Das Ergebnis von Kapitel 17 lautet dahin, daß zuerst von jenen südfranzösischen Frauenhöfen eine Skepsis gegen die herrschende

Religion, eine Art Freidenkertum ausgegangen sei, und daß durch innerliches Selbsterleben die besseren Männer der höfischen Kreise dazu gelangt waren, im Natürlichen das Göttliche zu ahnen und der geschmähten Natur ihre Rechte wiederzugeben (p. 433).

So wie Wechssler seine Sätze formuliert, stehen sie zueinander in Widerspruch. Doch liegt ihnen wohl stets eine richtige Überlegung zugrunde. Es waren vielleicht beide, einander scheinbar widersprechende Stimmungen in den Menschen vereinigt. Vielleicht war es bei ihnen noch gar nicht zu einer bewußten, einheitlichen Weltanschauung gekommen. Es war in ihnen die religiöse Vorstellungswelt, wie sie die Kirche, die alltäglich in alle Gebiete des Lebens ihre Hand streckte, vermittelte, noch ganz und kräftig lebendig und zugleich lebte in ihrem Tun und Sehnen etwas Neues, der Kirche Entgegengesetztes, ihr Fremdes und sie eigentlich Verneinendes. Diese Mischung, die ihnen nicht klar wurde, liegt für uns offen zu Tage. Wechssler hat sie erkannt, nur hat er es versäumt, die im Zeitbewußtsein schwankende Gleichzeitigkeit dieser Elemente genügend zu kennzeichnen.

Die eigentliche Inspiration zu der neuen Weltanschauung und zu der Dichtung kam — das kann nicht scharf genug betont werden —, nicht von der Kirche. Wenn man sie beide zurückführt auf die Grundgefühle, aus denen sie hervorgewachsen sind, so sind es die von der Kirche je und je bekämpften weltlichen Gefühle, auf die wir stoßen. Die höfische Weltanschauung umfaßt das Menschliche um des Menschlichen willen, sie verlangt das Glück im Diesseits und schlägt das Jenseits gering an. Das enthusiastische Feiern eines irdischen Weibes, das Erhöhen der geliebten Frau über alle anderen Menschen, die Macht, die ihr verliehen wird, Glück oder Unglück zu bringen, gut oder böse, weise oder närrisch zu machen, die Konzentrierung alles Denkens und Strebens auf sie — solches Dichten und Trachten ist unkirchlich, ist unchristlich, ist böse, zieht von der Kirche ab, die Gott und das Jenseits als Ziel alles menschlichen Sinnens und Tuns aufgestellt hat. Man mag die im Minnesange zum Ausdruck kommende Erhöhung des Weibes eine Vergöttlichung nennen, in Wirklichkeit ist sie eine Verherrlichung irdischen Wesens, geboren aus der Sehnsucht nach einem weltlichen Ideal.

Und nun ist es von höchstem Reiz, zu sehen, wie dieses rein weltliche Ideal, indem es sich Formen sucht, nicht auskommt ohne solche Werte, deren Verkündigung die eigenste Angelegenheit der Kirche war. Wie von der Luft, die sie atmeten, waren die Sänger von der Atmosphäre des kirchlichen Lebens umgeben. Die Kirche war die Verkündigerin der höchsten Ideale. Sie hatte in jahrhundertelanger Arbeit einen Schatz von Formeln, An-

schauungen, Vorschriften geschaffen, die alle darauf hinzielten, den Menschen zu diesen Idealen zu erziehen, ihn vertraut zu machen mit dem Bewußtsein, alles im Leben in einem höheren Lichte zu sehen. Es war das Werk der Kirche gewesen, den Menschen klein und niedrig zu machen vor der Gottheit, ihn mit frommen Schauern zu erfüllen vor der unbegreiflichen Macht, deren Gnade ihn zu höchster Seligkeit führen, deren Zorn ihn in tiefste Verdammnis stoßen konnte nach diesem Leben. Die Kirche hatte gelehrt, wie man dem Verehrungswürdigen sich nahen müsse, nämlich demütig und zerknirscht, hoffend und geduldig. Sie hatte das Verehrungswürdige so hoch wie möglich und den von ihm abhängigen Menschen so tief wie möglich gestellt; und diese Gesamtheit von Vorstellungen, dieser moralische Zwang, dem sich bewußt oder unbewußt die ganze Menschheit damals unterwarf, wirkte auch auf die Sänger der Liebe zu irdischen Frauen. Und so konnte es kommen, daß sie in ihrer dichterischen Begeisterung fühlten und dichteten mit dem Herzen des gläubigen Christen, daß ihnen die Wellen mystischer Erregung zuströmten, daß sie die Sprache der kirchlichen Hymnen und Gebete redeten und anbetend auf den Knien lagen, nicht nur wie der Vasall vor seiner Herrin, sondern auch wie der Christ vor dem Heiligenbilde.

So konnte es kommen, daß sie, die innerlich mit der Kirche in den meisten Fällen nichts gemein hatten, in der Schwärmerei des Dichtens sich bis zu jener höchsten Höhe erhoben, die damals ein Christ erklimmen konnte, zur asketischen Entsagung und Verneinung irdischer Freuden. So konnten sie in ihren Gedichten gegen Natur und Sinnlichkeit kämpfen und, sich läuternd in dem schmerzlichen Leid des Entsagens, die höchste Wonne erfahren, wie der Mönch, der in selbstquälerischer Kasteiung die Vereinigung mit der Gottheit erstrebte.

Aber all ihr mystisches Erleben war eben nur ein dichterisches Erleben. Ihre Sprache war die poetische Sprache der Verzückung des erregten Dichters. Der Frauenkult der Troubadours war Dichtung, aus der Kraft und Innigkeit wahren, idealisierenden Gefühls heraus.

Dieses Gefühl trifft zusammen mit der starken, alle Kreise des Lebens und der Menschen durchflutenden Welle religiöser Mystik und gewinnt, vor allem in seinem dichterischen Ausdrucke, an Tiefe, Glut und Wert. Diesen Zusammenhang des Minnesangs mit der Mystik hat Wechssler richtig gesehen. Man darf ihm ohne weiteres zustimmen, wenn er feststellt, daß „das hochgesteigerte religiöse Empfindungsleben der damaligen Zeit auch diese weltlichen Dichter geleitet und mannigfach bereichert habe“ (p. 222). So allerdings ist der Vorgang nicht zu denken, daß in bewußter Weise die Dichter ihnen von irgend woher geläufige mystisch-religiöse Stimmungen in ihrer, irdischen Idealen

zugewandten Dichtung verweltlicht hätten,[12]) sondern es ist eine gemeinsame, im menschlichen Wesen tief wurzelnde Stimmung, welche Mystik und Minnesang erzeugt hat. Es ist nicht so, daß in der Mystik das Übersinnliche vom Sinnlichen durchsetzt wäre und im Minnesang umgekehrt das Übersinnliche die Sinnlichkeit durchsetzt und durchdrungen hätte, wie Wechssler meint, sondern dem Mystiker wie dem Minnesänger ist der schwärmerische Willen eigen durch das Sinnliche hindurch zum Übersinnlichen, getragen von Lust und Leid der Ekstase, sich zu erheben. Die Mystik ist dem mittelalterlichen Christen Voraussetzung seiner Frömmigkeit, dem Minnesänger Voraussetzung seiner Liebe. Ganz nahe trifft diese Auffassung mit derjenigen zusammen, welche in Wechsslers Satz niedergelegt ist: „Was diese Lyrik hebt und trägt, sind nicht einzelne Gedanken, noch auch die Zeitbegriffe, das ist die Grundstimmung mystischer Gefühlsart .... insofern als jeder ekstatischen Liebeswonne und Liebessehnsucht ein mystisches Erlebnis zugrunde liegt“ (p. 269).

Vielfältig sind die Seelen- und Geisteskräfte des Menschen. Verschiedene Zeiten begünstigen eine verschiedene Ausbildung dieser Kräfte und werden selbst wieder durch sie begünstigt. In jenen Zeiten des Bernhard von Clairvaux, der Troubadours und dann des frommen Troubadours, der Franz von Assisi hieß, war es die Seelenkraft mystischen Fühlens die vor anderen Kräften wirksam gewesen ist und das innere Leben aller höher veranlagten Menschen befruchtet hat. Darum stehen Religion und Dichtung, Wissenschaft und Kunst unter dem Zeichen der Mystik.

[12]) Wie auch schon Morf in seiner Anzeige des Buches (Archiv t. 122 p. 468 ff.) hervorgehoben hat, treffen manche von den Beispielen, die belegen sollen, was im einzelnen von der christlichen Vorstellungswelt in die Dichtung übergegangen ist, nicht zu. So hat die Vorstellung, daß räumliche Trennung das Denken an die Geliebte nicht verhindere, sicher nichts eigentümlich Christliches an sich. Ebenso ist nicht ersichtlich, warum das zum Gemeingut aller Völker gehörige Motiv der Umarmung im Traume in der Dichtung der Troubadours eine christliche Färbung angenommen haben soll. Sicherlich stimmt es nicht, daß das aus Ovid übernommene Motiv des Sterbens aus Liebe seltsam christianisiert wurde, daß es, zum christlichen Ideal der meditatio mortis ausgebildet, mit der Stimmung tiefer Schwermut und Todessehnsucht viele Lieder der Besten erfüllte (p. 235). Es ist ganz unmöglich, daß auch nur der geringste Zusammenhang zwischen Ovid und den christlich-fühlenden Troubadours in dieser Hinsicht besteht. Ebenso trifft es nicht zu, daß das aus Ovid bekannte Motiv der Schüchternheit vor der Geliebten von den besten Lyrikern derart gesteigert wurde, daß es nur noch aus mystischem Denken heraus verständlich wird (p. 260). Und so führt W. bei verschiedenen Gelegenheiten Beispiele an, welche das Hinüberfließen von Vorstellungen aus der zeitgenössischen Mystik in traditionelle Motive nicht mystischer Art beweisen sollen. Aber so handgreiflicher Art ist das Verhältnis von weltlicher Dichtung zu religiöser Mystik und christlichem Spiritualismus nicht.

Nur einige Hauptfragen, die für die Auffassung vom Wesen des provenzalischen Minnesangs von entscheidender Bedeutung sind, hat die Besprechung erörtert. Sie wandte sich gegen die Ausschließung des Rittertums von der Kultur der cortesia und von dem eigentlichen Minnesang, gegen den allzu bewußten und überschätzten Anteil der Frau, gegen die Ableitung des Minneliedes aus dem feudalen Dienstliede und den dadurch bedingten fiktiven Charakter der ganzen Poesie, gegen die Auffassung, als hätte sich diese Dichtung entwickelt dadurch, daß sich leere Formen mit Gehalt füllten.

Wechssler hat seine These in all ihren Einzelheiten durch eine Fülle von Zitaten zu beweisen gesucht. Seine Arbeit legt Zeugnis von umfassender, gründlicher Belesenheit ab. Niemand hat wohl die gesamte Produktion des Minnesangs so systematisch und mit nachdenklichem Geiste durchgearbeitet, wie er es getan hat. Er ist zu ganz bestimmten Erkenntnissen gekommen, zu Erkenntnissen, die z. T. an ältere Auffassungen sich anschließen, z. T. ganz neue Gesichtspunkte und neue Probleme dem Forscher vorführen. Mag auch die Kritik an noch so vielen Punkten einsetzen und manchmal andere Auffassungen vertreten, so darf sich doch der Kritiker in Dankbarkeit so mancher Anregungen, so mancher Ausblicke freuen, die ihm dieses gehaltreiche Buch verschafft hat.

Es wird noch vieler Arbeit bedürfen, ehe wir Klarheit über die kulturellen Verhältnisse haben, aus denen heraus die Dichtung des Minnesangs erwachsen ist. Manche Legende wird noch zu zerstören sein, manch üppiges Rankenwerk der Fabel, das sich um Dichter und Dichtung schlingt, wird noch abgeschnitten werden müssen, bis die reine Wirklichkeit, wenn überhaupt sie durchschimmert, uns erscheint. Es müssen die einzelnen Dichter in höherem Maße um ihrer selbst willen untersucht werden, es muß versucht werden, durch das genaue Studium der Individual-Schöpfungen hindurch sich dem Ganzen des Minnesangs zu nähern.[13]) Wir werden, um zu dem Endziele zu gelangen, genauer in das Verhältnis von ritterlichen und gelehrten Troubadours hineinsehen, über das Maß des Anteils beider Kreise an der Ausbildung des Minnesangs Aufschluß gewinnen müssen, wie müssen die Spreu von dem Weizen, die Anreger und Förderer von den Nachahmern und Nachbetern noch besser sondern lernen. Welcher

[13]) Eine Musterarbeit, die auf Grund genauester und vorsichtiger Forschung zu sicheren Ergebnissen im einzelnen und für die Beurteilung des Minnesangs im allgemeinen gelangt, ist die Untersuchung von N. Zingarelli ,,*Ricerche sulla vita e le rime di Bernart de Ventadorn*" in Studi medievali t. I p. 309—393 und p. 594—611.

Auch ästhetische Würdigungen, wie Vossler eine von den Gedichten Wilhelms IX. gibt ('Die Kunst des ältesten Trobadors' in Miscellanea di studi in onore di Attilio Hortis p. 419—440, Trieste 1910), sind geeignet, unser Verständnis von der Troubadourpoesie zu fördern.

Art aber auch die Erkenntnis sein wird, das eine scheint mir sicher zu sein: der Kern der Minnepoesie, ihre Realität wird sich nicht als das feudale Dienstverhältnis des dienenden Hofsängers zur vornehmen, unnahbaren Fürstin herausstellen, der ästhetische Charakter des Minnesangs wird sich nicht aus seinem Wesen als einer auf bloßer Fiktion aufgebauten Lügendichtung bestimmen lassen.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

---

**Kleine Texte zum Alexanderroman.** Commonitorium Palladii, Briefwechsel zwischen Alexander und Dindimus, Brief Alexanders über die Wunder Indiens nach der Bamberger Handschrift herausgegeben von Friedrich Pfister. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. (Sammlung vulgärlateinischer Texte, herausg. von W. Heraeus und H. Morf. 4. Heft.) 8⁰. XII und 41 S. 1,20 Mk.

Es ist freudig zu begrüßen, daß die von Romanisten wie Germanisten besonders gepflegte Alexanderforschung seit jüngster Zeit in ein neues Stadium zu treten scheint. Namentlich tun uns gute kritische Abdrucke der nicht selten harte Aufgaben auferledigenden Quellentexte not. Einen trefflichen Anfang dazu macht Pfister im vorliegenden vierten Hefte aus der sehr handlichen und in erster Linie für Seminarübungen bestimmten „*Sammlung vulgärlateinischer Texte*“. Aus der berühmten Bamberger Pergamenthandschrift E III, 14 (in Italien von zwei Schreibern des XI. Jhdts. geschrieben) bietet er uns zunächst vier gesonderte Stücke, die nur in diesem Kodex erhalten sind: 1. Commonitorium Palladii („*Mens tua quae semper amat discere*“), die lat. Übersetzung eines griech. (im Pseudokallisthenes aufgenommenen, daneben auch getrennt auftretenden) Traktats, der mit ziemlicher Sicherheit dem Verfasser der Historia Lausiaca, Palladios (ca. 363—430) zugeschrieben wird. Es ist ein fabelhafter Bericht über Indien und die Brahmanen, in dem als Berichterstatter der Erlebnisse auf der Insel Taprobane (= Ceylon) ein Musaeus episcopus Dulenorum und besonders quidam Thebaeus scholasticus aufgeführt sind. Zuletzt wird als Quelle die „*Adriani istoria qui fuit discipulus Pitti*“ zitiert. Damit ist natürlich Arrian gemeint, der Schüler des Philosophen Epiktet. Eine andere lat. Version, in mehreren Hss. vorliegend (von mir eingesehen in Hs. Montpellier, Fac. de Méd. H. 31, fol. 15c und Oxford, Corpus Christi College 82, fol. 172a, die beide auch die erweiterte Epitome des Valerius aufweisen), ist vom Bamberger Text unabhängig. Eine Neuausgabe ist wünschenswert, da sie Bernhardy in seinen *Analecta in Geo-*

*graphos minores*, Halle 1850, 43 ff. ganz unzulänglich nach einer Pariser Hs. bekannt gemacht hat.

2. Dindimus über die Brahmanen („*Alexander imperator, cum ei non sufficeret imperium Macedoniae*“), die lat. Übersetzung eines Stückes aus Pseudokallisthenes, worin auf einen homo pessimus Calanus durch die Brahmanen angespielt wird, der den Griechen eine falsche Vorstellung von ihnen beigebracht habe.

3. Die jüngere Collatio Alexandri cum Dindimo („*Per multas vices nuntiatum est nobis*“), wovon das griech. Original verloren gegangen ist.

4. Epistula Alexandri Magni ad Aristotelem de mirabilibus Indiae in der jüngeren Fassung („*Karissime magister, quem habeo amantissimum secundum matrem et sorores meas*“). Die griech. Urform zu rekonstruieren wird erst nach einer Neuausgabe der älteren Version (mit schwieriger Textüberlieferung) möglich sein. An 5. Stelle druckt Pfister eine weitere Form (Abkürzung) des Alexanderbriefes aus der ältesten (Bamberger) Fassung der sogen. *Historia de preliis* ab.

Nr. 1—4 sind bereits von Kübler in den *Roman. Forsch.* VI (1890), 203 ff. ediert worden. Pfisters Publikation ist leichter zugänglich und bedeutet entschieden einen Fortschritt durch das Eingehen auf die Parallelrezensionen und das griech. Original selbst, soweit es auf uns gekommen ist. Den kritischen Apparat möchte der Forscher gern ausführlicher vor sich liegen sehen. Auch ist es klar, daß noch manche Punkte der Aufklärung harren, solange nicht das ganze Material zur endgültigen Vergleichung und kritischen Sichtung gelangt. Doch verspricht Pfister in bereits angekündigten „*Untersuchungen zum Alexanderroman*“ manche Wünsche auch nach dieser Richtung hin zu erfüllen. Es ist schon verdienstlich, daß diese Fragen in Fluß gekommen sind.

Den Latinisten und Romanisten interessieren die dargebotenen Stücke durch die italienische Latinität etwa des X. Jahrhunderts, in die gelegentlich auch Vulgärformen eingestreut sind. Zum sorgfältig durchgearbeiteten Text erwähne ich im Rahmen dieser Zeitschrift lediglich, daß für das dritte Stück, den Briefwechsel Alexanders mit dem Brahmanenkönige Dindimus, noch weitere Ausbeute durch eine genauere Kenntnis der Textform in Aussicht steht, wie sie uns in der erweiterten Fassung der *Historia de preliis* ($J^1$ u. $J^2$ bei Zingerle, S. 220 ff.) entgegentritt. Bei dem empfindlichen Mangel einer kritischen Ausgabe von Leos *Historia* — man wird sich endlich aufraffen müssen, das Lebenswerk Ausfeld’s zu vollenden und dem seit einigen Jahrzehnten harrenden Kreise der Alexanderforscher nicht länger vorzuenthalten — konnte auch Pfister wenig Unterstützung finden. Die Bamberger Rezension folgt zwar getreu

der älteren Fassung, jedoch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß gegenüber dieser Gestalt mit ihren vielfachen Kürzungen und vor allem mit ihrer geradezu unlogischen Störung der ursprünglichen Reihenfolge bei den Selbstangaben der Brahmanen (vgl. die Umstellungen in Pfisters Text 12, 7 und 12, 12 [diese Begründung gehört doch zu divitias 11, 31!) $J^1$ textkritisch und literarisch einen höheren Wert darstellt. Die Brahmanenantworten begegnen mir auch in der Historia orientalis (sive Hierosolymitana) des Jacobus de Vitriaco, dessen Excerpt auf einer guten Hs. von $J^1$ beruhen muß. Demnach teile ich folgende Abweichungen von Pfisters Text mit, ohne hier die Erweiterungen berühren zu können:

11, 15 unde nos rogando mandasti — 11, 27 *nobis* non nocent — 12, 21 Nullam cogitationem *super alium* habemus — 12, 35 nullum vestimentum *in* varios colores tinguimus — 13, 5 De *factis* nihil *querimur* — 14, 2 solem rubicundum in *cursu* suo — 14, 26 *alios* iuvare — 14, 36 homo simil*is* est Deo — 14, 37 verbum *istud* — 15, 9 sustinebitis — 15, 21 quomodo *si stetisset* supra cellam — 15, 23 dicitis *deam* esse — 15, 36 sustinebitis — 16, 3 divident — 16, 19 He sunt — 16, 22 in *isto* saeculo — 16, 26 Pene sunt *plurime* in inferno, et vos *modo* penas *patimini* — 17, 18 ad domos — 17, 21 in publicum *non* eximus — 18, 7 *Non* tantum beneficium.

Durch die genaue Mitteilung wertvollen Materials, dem eine sehr dankenswerte Einleitung über den Alexanderroman, für dessen Genesis vier Gruppen unterschieden werden (Volkssage, Roman, philosophierende Tendenzen und Apokalypsen), vorausgeht, durch eine von umfassender Kenntnis zeugende vollständige Bibliographie hat sich Pfister den Anspruch auf unsere Dankbarkeit erworben. Seinen „*Untersuchungen zum Alexanderroman*" sowie seiner Neuaugabe des Bamberger Leo sehen wir mit besonderem Interesse entgegen.

Breslau. ALFONS HILKA.

---

**Hilka, Alfons.** *Das Leben und die Sentenzen des Philosophen Secundus des Schweigsamen in der altfranzösischen Literatur nebst kritischer Ausgabe der lateinischen Übersetzung des Willelmus Medicus, Abtes von Saint-Denis.* Sonderabdruck aus dem 88. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Breslau 1910. G. P. Aderholz' Buchhandlung.

Die novellenartige Geschichte vom Philosophen Secundus dem Schweigsamen und seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Hadrian in der altfranzösischen Literatur hauptsächlich auf Grund von noch unveröffent-

lichtem Material zu verfolgen, ist das Ziel der kurzen, aber inhaltreichen Abhandlung von A. Hilka.

Zunächst handelt der Verf. in einem Vorwort von der Verbreitung der Erzählung und von den verschiedenen Theorien über ihre Herkunft und ihren Ursprung. Dann gibt er im ersten Kapitel eine kritische Ausgabe der lat. Übersetzung des Willelmus Medicus (2. Hälfte des XII. Jahrh.), die auf einer griechischen Vorlage beruht und auf welche unmittelbar oder mittelbar alle altfrz. Fassungen oder Anspielungen zurückgehen. Neben den lat. Text stellt der Hg. die älteste frz. Übersetzung (B.N.f.fr.1553). In einem weiteren Abschnitt bringt darauf Hilka eine altfrz. Übersetzung der Bibl. von Toulouse zum Abdruck, die nicht auf Willelmus Medicus, sondern auf dessen Bearbeitung durch Vincenz von Beauvais fußt. Dann folgt die provisorische Ausgabe einer Episode des noch unveröffentlichten didaktischen Epos *l'Image du Monde*, in der Verf. eine poetische Bearbeitung der Secundus-Geschichte erkannte. Ein vierter Abschnitt bringt (nach einer Abschrift von G. Raynaud) den kurzen Auszug der Geschichte im *Renard le Contrefait* und stellt seine Abhängigkeit von der Toulouser Fassung fest. Die beiden letzten Kapitel behandeln endlich kurz das Secundus-Exempel im *Miroir de mariage* von *Eustache Deschamps* und die Secundus-Geschichte in der Chronik von *Jean d'Outremeuse*, welche auf die älteste frz. Übersetzung zurückgeht. Das ganze gewährt einen recht anschaulichen Überblick über die Verbreitung des Stoffes in der altfrz. Literatur und löst somit glücklich die Aufgabe, die sich Verf. gestellt hat.

Das Hauptinteresse nimmt natürlich die lat. Fassung des Willelmus Medicus und ihre älteste frz. Übersetzung in Anspruch. Erstere liegt hier zum ersten Male in einer kritischen Ausgabe vor, die im wesentlichen definitiv sein dürfte, letztere ist ebenfalls sehr sorgfältig herausgegeben und mit Fußnoten versehen, welche verschiedene ihrer Besonderheiten erläutern. Trotzdem bleiben in dem frz. Texte noch einige zweifelhafte Stellen übrig:

S. 16. Unter der Rubrik *Qu'est li solaus?* liest man das sinnlose *enfremetés de mont*, das ein lat. *noctis concertator* (od. *concultator*) wiedergeben soll. Es wird wohl in *enfremeres de nuit* zu bessern sein. — Ebenda liest man unter der Rubrik *Qu'est hom?* ein *porteres de lumiere* und ähnlich S. 18 unter der Rubrik *Qu'est marinniers?* ein *porteres de terre.* Den beiden Stellen entspricht im lat. Texte ein *lucis* (resp. *terrae*) *desertor*, weshalb Hg. *porteres* in *deserteres* zu ändern vorschlägt. Man wird wohl *parteres de lumiere* (resp. *de terre*) zu lesen haben. — S. 17. Unter der Rubrik *Qu'est biautés?* ist *fleurs matissans*

(lat. Text: *flos marcidus*) beizubehalten. — S. 18. Unter der Rubrik *Qu'est marinniers?* liest man ein *ostes de viande*, das einem lat. *orbis hospes* entspricht und daher in *ostes de monde* zu bessern ist. — S. 21. Die der lat. *Quid est stomachus* entsprechende frz. Rubrik ist zu lesen: *Qu'est bousnens?* Cf. Godefroy unter *bonnenc* und A. Thomas, Rom. XXXIX p. 205. Da das seltene Wort bisher nur in pikardisch-wallonischen Texten belegt ist, wird man wohl annehmen dürfen, daß nicht nur der Kopist, sondern auch der Übersetzer selbst aus dieser Gegend stammt. — S. 22. Der lat. Rubrik *Quid est autumnus?* entspricht die französische *Qu'est vans?* Der Hg. schließt daraus, daß hier die lat. Vorlage fälschlich *ventus* statt *autumnus* hatte. Da aber der Schreiber, und wohl schon der Übersetzer selbst, streng *e* + nasal von *a* + nasal scheidet, so ist wohl auch hier eine einfache Besserung vorzunehmen und zu lesen: *Qu'est waïns?* Zu *waïns* „Herbst" vgl. kl. Erec[2] Anm. zu v. 3128.

Hilka hat S. 7. in treffenden Worten die Geschicklichkeit des frz. Übersetzers hervorgehoben, der eine recht gute lat. Vorlage hatte. Vorstehende Bemerkungen dürften wohl zeigen, daß da, wo der frz. Text trotzdem unverständliches bietet, wir es meist mit Schreiberversehen zu tun haben.

Paris. F. Rechnitz.

---

La **Noble Leçon**, des Vaudois du Piémont. Édition critique avec introduction et glossaire par Antonino de Stefano Docteur ès lettres. Paris, Honoré Champion 1909. 8⁰. LXXXI u. 57 S.

Die letzte Ausgabe der viel umstrittenen Hauptdichtung der Waldenser besorgte 1888 der Orientalist E. Montet. Sie gab sich im Prospekt als eine *édition en quelque sorte définitive* aus, doch wies W. Foerster, der selbst eine kritische Ausgabe nahezu fertig hatte, in den Göttinger Gel. Anz. 1888 S. 753—803 in einer ausführlichen Besprechung nach, daß ihr nichts weniger als dieses Prädikat zukomme. Foersters Ausgabe ist bisher nicht erschienen. Deshalb hat nunmehr Antonio de Stefano, ein Schüler E. Murets und E. Montets, die schwierige Aufgabe einer kritischen Ausgabe übernommen. Leider stellt sich bei näherer Prüfung wiederum heraus, daß auch seine Kräfte dazu bei weitem nicht ausreichten, wiewohl er sich sichtlich bemüht hat, seiner Aufgabe gerecht zu werden.

Auf die Ausführungen der Einleitung, welche die Lehre der Waldenser betreffen gehe ich im folgenden nicht ein, sondern bespreche nur, was direkt mit der Herstellung des Textes zusammenhängt. Als feststehend betrachte ich, daß das Gedicht

in assonierenden 12-Silbnertiraden abgefaßt ist, daß es dem provenzalischen Sprachgebiet angehört und uns nur in verjüngter und überarbeiteter Fassung überliefert ist. Den bisher bekannten Hss. in Genf (**G**), Dublin (**D**) und Cambridge (**C**), dem kurzen weiteren Bruchstück in Cambridge (**C**[2]) und der verlorenen Vorlage des *Extrait*, welches J. Leger (**L**) 1669 veröffentlichte, vermochte der neue Herausgeber zwar eine weitere Hs. in Zürich (**Z**) hinzuzufügen, die jedoch für die Textkritik vollkommen wertlos ist, da sie lediglich aus **L** und der *editio princeps* von S. Morland 1658 (**M**) im 18. Jh. entnommen ist.

Foerster hatte bereits eine Hss.-Klassifikation aufgestellt, die darauf hinauslief, daß aus einer verlorenen Vorlage $\alpha$ sowohl **G** wie $\beta$ (die gemeinsame Vorlage von **D** und $\gamma$, der Vorlage von **C** und **C**[2]) abzuleiten wären, daß aber **C** und **C**[2] nebenher auch aus einer Hs. geschöpft haben, welche mittelbar auf das Original selbst zurückwies. $\alpha$ wäre, so meint er, bereits eine stark überarbeitete Fassung gewesen, die erst durch Vermittlung von **x** auf das Original zurückging. Hieraus ergab sich für Foerster als erste Aufgabe die Rekonstruktion von $\alpha$ und erst danach die nur annähernd durch höhere Kritik mögliche Herstellung des Originals; de Stefano lehnt, ohne es zu sagen, Foersters Stammbaum ab und stellt einen selbständigen auf, wonach (unter Beiseitelassung von **C**[2]) **G D** aus einer verlorenen Vorlage **a**, **C L** aus einer zweiten **b** stammen, und **a b** durch Vermittlung von **x** auf das Original zurückweisen sollen. Jede gemeinsame Lesart **G C**, **D C** oder **G D C**, sowie **G L**, **D L** oder **G D L**, **G C L** oder **D C L** müßte demnach, soweit nicht der Zufall dabei im Spiele war, bereits in **x** gestanden haben. Er zählt S. XXII zur Unterstützung seines Stammbaumes einige Fälle auf, in welchen **a** oder **b** fehlerhafte Lesarten aufweisen und S. XXIII f. einige, seiner Meinung nach nichts beweisende, Gegenfälle, in denen **D** oder **G** mit **b** den gleichen Fehler bietet. Doch sind die angeführten Fälle sehr ungleichwertig.

Als Fehler von **a** werden von ihm angeführt: 52 *Que aman trop l'or e l'argent.* Dem Variantenapparat nach bietet aber **a**: *Li cal a. t. l'or e l'a.* (9 Silben) gegenüber dem ebenfalls anstößigen Halbvers in **C**: *Que aman l'or e l'argent*, welchen de St. in den Text setzt. Den Fehlern von **a** in 54, 58, 69, 70, 249, 355 steht nur eine korrekte Lesart von **C** gegenüber, während **L** die Zeilen gar nicht überliefert. — 132 Der Lesart **a**: *En ayma* (bess.: *Si com) se po provar per la sancta escriptura* wird der Vorzug vor der Lesart **C**: *Car l'escriptura di e ben se po provar* zu geben sein, weil auch 131 gelautet haben wird: *Poi pecqueron greoment a la lei de natura* statt: *P.* (*Enaprès* **a**) *p. g. la lei abandonant* (*a. la ley a* [*ço es* C] *la ley de n.* **a C**). — 139 überflüssige Halbzeile von **C**. — 157 wird mit 156 zusammenzuziehen sein: *E aquel deguessan creire, de tot lo cor servir* oder besser: *De tot lo cor*

*deguesan aquel creire e servir* gegen: *E a. d. e amar e temer de tot lo cor e servir* **G**, E (fehlt **C**) *a. d. c. e amar de tot lo cor e servir entro al dia de la fin* (*e. al d. de la f.* fehlt **D**) **C D**, *E a. d. c. e t. e servir E amar de t. lo c. entro al d. de la f.* de Stef. — 171 *Car aquilh* (bes.: *quilh*) *que trapassavan* **a** läßt sich beibehalten gegen *C. a. q. peccavan* **C**. — 182 *quella* **G D** gegen *aquela* **C** kann bei der häufigen Vertauschung beider Formen nicht ins Gewicht fallen. — 262 ist überflüssig und, wie ihn **C** überliefert, fehlerhaft: *Que vos sia filh del vostre payre qu'es en li cel*, aber auch wegen der Assonanz in de Stefanos Fassung: *Q. v. s. f. d. p. local es en li cel* anstößig, da *cel* nicht wohl mit *-ent* gebunden werden kann, auch nicht, wie 384, mit *aquel*, worüber später. — 272 *Aquesta* (bess.: *Quest'*) *es la ley novella* **a** ist unanstößig gegenüber *Co es la n. lei* **C**. — 410. 11 in **b**, die **a** fehlen, sind allerdings schon der sonst assonanzlosen Zeile 409 wegen unentbehrlich. — 425 Die fehlerhafte Lesart *aquilh que devon esser* (statt: *son* **b**) *pastor* **a** ist im Apparat weggeblieben.

Als Fehler von **b** gibt de St. ausser 10, 27, 366, 384, 412, 421 (nicht 422) an: 37 *done* statt: *don*, das aber im Apparat umgekehrt als Lesart **a** verzeichnet wird — 74 *Aiço poe* (*poes* **L**) *vos ben veer qu'es eysu mal gardà* st.: *Aiço poen nos b. veir qu'es istà m. g.* Beide Lesarten scheinen mir aber zulässig. — 365 *alcun* (*moti* **L**) *en aquest temp present* st.: *alcun al t. p.* Man könnte also auch lesen: *moti en quest t. p.* — 376 die fehlerhafte Lesart wird aber im Apparat ausdrücklich nur als Lesart von **C** verzeichnet, ebenso 382, wo noch dazu dem Apparat nach **L** mit **D** übereinstimmen soll. — 420 die Variante **b** fehlt im Apparat. — 430 steht nur in **C**, nicht in **L**, ebensowenig 463 (nicht 460) und der Hinzufügung von *car el* geschieht im Apparat keine Erwähnung.

Trotz dieser vielfachen Ungenauigkeiten in den beigebrachten Belegen wird zuzugeben sein, daß sowohl für **G D** eine gemeinsame Vorlage **a**, wie für **CL** eine solche **b** anzusetzen ist.

Es fragt sich nun, ob mit Foerster für **C** eine zweite Quelle anzunehmen ist, so daß auch für **D C** eine gemeinsams Vorlage vorauszusetzen wäre. De St. bestreitet es, weil ihm die nachstehenden Fälle nicht beweiskräftig scheinen: 14 *Per ço* (*Euperço* **D b**) *deven mays* (tilge *m.*) *temer* — 77 *Que aucis son* (*seo* **D**, *lo sio* **b**) *fraire Abel* — 89 *covent* (*covenent* **D C**) — 119 *encar* (*encara* **D C**) — 322 *Pois* (P. li **D C**) *feron la cinquena*, 380 *dion* (*diçon* **D b**). Im Text aber steht die Schreibart *diçon* und in den Varianten: *dion* **G**. Der Fall ist übrigens ganz bedeutungslos — 386 *s'el ha* (*aurè* **D b**) *agu desonor* — 452 *po* (*po ben* **D C**) *pensar entre si.* Man würde de St. zustimmen müssen, daß keinem dieser Fälle eine genügende Beweiskraft beizumessen ist, lägen nicht andere von ihm nicht erwähnte Fälle vor, so 34. 35. Leichter wiegen die drei gemeinsamen Fehler für **G b** auf S. XXIV: 213

*Noblament la saluda* (*saludè* **G C**) — 251 *combatre* (*e. contra* **G C**) *li enemic* — 438 *nos coven esmendar* (*smendar* **G C**).

Dafür, daß **x** die Vorlage von **a b** schon vielfach verderbt war, hält de St. nicht für nötig, in der Einleitung Beweise zu erbringen; die Tatsache wird aber, wie aus dem Variantenapparat hervorgeht, nicht zu bezweifeln sein.

Auf des Herausgebers Beweisführung dafür, daß Morlands Vorlage **C** gewesen sei, gehe ich, da von geringem Interesse, nicht ein und wende mich sogleich zum Versbau des Textes, über welchen S. XXXIV ff. gehandelt wird. Auch hier nimmt de St. im Widerspruch mit Foerster an, daß der Dichter unter seine 12-Silbner nach dem Vorbilde piemontesischer Volkslieder hier und da Halbverse, die mit den voraufgehenden oder nachfolgenden Zeilen assonieren, eingestreut habe. Die Zeilen 30, 52, 78, 273, 320 seien *donnés par toutes les leçons*, zählten überall 6 Silben, assonierten und paßten in den Zusammenhang. Auch hier erheischen die Fälle eine Einzelnachprüfung: 30 läßt sich leicht ergänzen: [*Lo nostre salvador*] *filh de sancta Maria.* — 52 Nur **C** bietet einen korrekten Halbvers, **G D** überliefern 9 Silben, die sehr wohl aus einen vollständigen 12-Silbner herstammen können. — 78 wird besser mit 79 zusammengezogen zu *Mas car avia al segnor sa fe, non en creatura* (auch 77 wird ursprünglich gelautet haben: *Que aucis son fraire Abel senç nul'autra caison*). — 273, 320 lassen sich entbehren. — Auch 253 ist ein korrekter Halbvers in allen Hss., läßt sich aber mit 254 zusammenziehen: *Not vengiar, ma l vengiar laissa al rei celestial.* Hiernach muß es höchst bedenklich erscheinen, daß de St. 8 weitere Halbverse neu in seinen kritischen Text eingeführt hat. Sie sind ausnahmslos zu beseitigen: 34, 35 *Plen de tota poestà E de tota sapiencia e de tota bontà* gegen: *P. de t. sapiencia et de t. poissença* **G**, *P. de t. poisança e de t. s.* **D b**. Ich bessere: *P. de t. poissença de s. e bontà.* Weder *poissença* noch *sapiencia* würden in die Assonanz passen. Wegen *bontà* vgl. 39. — 48. 49 *Ma aquel que non fara Aiço que se conten en aquesta leiçon* gegen: *Ma a. q. n. farè ço que se c. en a. l.* **a b**. Ich bessere: *Quel q. n. farè ço qu'es en questa l.* Die Form *fara* ist für die N. L. nicht wohl zulässig, obwohl auch 114 *perira* im Text steht und in den Varianten *perera* in *a* verzeichnet ist, freilich sind auch die Futurformen auf *è* durch keine Assonanz gesichert. — 103. 104 *Ma garde se un chascun non* (*que non* C) *li endevegna aisi* (*enaysi* C) *Cant endevent* (*Coma* D) *a lor* gegen: *Ma g. se un ch. que non entrevegna Enay e. a lor* **G**. Ich bessere: *Ma gardes, nolh devegna enaisi coma a lor* — 139 *Otra defendement* C, fehlt **a** und ist entbehrlich — 383—85 *Ma fort se conforte aquel Que suffre pel segnor! car lo regne del cel Le serè aparelhà al isir d'aquest mont* gegen: *Ma forment* **C**, *se conforta* **D**, *Qu'es persegu per la temor del segnor* **b**, *car lo r. de li cel* **D b**, *Li s. a. al partir d'a. m.* **G**. Ich bessere: *Mas forment se conforte que*

*s. pel s. Car lo r. del cel aurè al issir del mont* — 395. 96 *Ma seg·nt l'escriptura el ha trop [re]tarçà Lacal comunda e di*, **G D** unterdrücken *comanda e*, daher bessere ich: *Mas s. l'e. ha trop tarçà que* (d. h.: *l'escriptura*) *di* — 420—22 *Et tuit li cardenal e li evesque e li abà Tuit aquist ensemp non han tant de poestà Qu'il poisan perdonar.* Tilgt man die fehlerhafte und überflüssige Halbzeile *Tuit aquist ensemp*, so verschwindet der Halbvers 422. — 486. 87 *Enant qu'el tarçe gaire, Diçent vené vos en li beneit del mio paire.* Durch Tilgung der letzten Halbzeile erhalten wir einen mit 482—85 assonirenden 12-Silbner.

Die Bemerkungen des Herausgebers über die Assonanzen sind ganz unzureichend. Sie beschränken sich darauf, das Vorherrschen der männlichen Assonanzen und die Häufigkeit des Vollreims zu konstatieren und letztere dem Zufall zuzuschreiben, was ich nicht ohne weiteres zugebe. Welche Wortausgänge in der überlieferten Fassung miteinander gebunden werden und welche dieser Bindungen schon dem Original angehörten, wird nirgends festgestellt. Aus dem Vorstehenden ergibt sich bereits, daß die Assonanzen *cèl*: *malfaçént* 262 und :*aquél* 384 aus dem ursprünglichen Gedichte entfernt werden müssen. Auch die Angaben über die Ausdehnung der Assonanz-Tiraden konnten präziser gefaßt werden. Statt des unbestimmten *quelques unes* mußten die genauen Ziffern für die 2-14 (nicht 2—11)-zeiligen Laissen (vgl. 326—339) und das starke Überwiegen der Assonanz-Paare angeführt werden. Das durchaus nicht vermiedene Tiraden-Enjambement gegenüber dem streng verpönten Versenjambement mußte hervorgehoben werden, ebensowenig durfte die Behandlung des Reihenschlusses völlig mit Stillschweigen übergangen werden.

Eine besonders sorgfältige und kritisch prüfende Untersuchung endlich hätten die Hiat- und Elisions- (bezw. Kontraktions-) Verhältnisse des Textes erheischt, weil von ihrer richtigen Erkenntnis eine befriedigende Textgestaltung in erster Linie abhängig ist. De St. hat sich begnügt, lediglich der Verszahl nach geordnete Listen von Fällen des Hiats und der Elision (bez. Kontraktion) abzudrucken und knüpft daran nur die Bemerkungen, daß die Elision bei weitem häufiger als der Hiat sei, sowie daß *l'hiatus est supprimé par crase à la rencontre de deux voyelles identiques, dont l'une peut aussi être le premier élement d'une diphtongue.* Zwischen den verschiedenen Arten des Vokalzusammenstoßes zwischen Wortausgang und Wortanfang (vom Hiat im Innern der Worte handelt der Verfasser überhaupt nicht) wird gar nicht unterschieden und ebensowenig gefragt, ob die überlieferten Fälle dem Dichter oder nur einem Überarbeiter zuzuschreiben sind. Einzelne der angeführten Hiat-Fälle sind sogar ohne weiteres zu streichen, weil der Herausgeber

über die Silbenzahl im Irrtum ist, so: 274 *E apellè li seo apóstol,*[1]) 371 *Qu'ilh persegon e aucion*, oder weil sie fehlerhaft überlieferten Zeilen angehören: 44 [*nos*] *o / a comendù*, bessere: *o* [*nos*] *a c.*; vgl. III *Car Jeshu Krist o ha dit* — 62 [*Aiço*] *nos ben poen dire que aqui / ac mal bocon*, b. : Ben *p. d. qu'a. ac* [*manjà*] *mal b.* — 449 *De las tres* [*noblas*] *leis que Dio donè / al mont* b.: *De las t. l. q. D.* [*lo paire*] *donè al mont.* In andern Fällen ist der Hiat nur ein scheinbarer und wird durch Wiedereinsetzung eines auslautend weggefallenen *e* oder *s*, das die Überlieferung hier und da auch noch bewahrt hat, beseitigt, so 402 *Ma cant el au*[*v*] *aiço* — 6. *Ben ha mil e cent anç compli*[*s*] *entierament* — 313 *e li pe*[*s*] *e las mans* — 379 *de li seo*[*s*] *enemis* — 418 *Ma* [*ço*] */ io / auso dire* b.: *Mas* [*ai*]*ço dire aus io.* Zu beachten ist, daß *auso* eine unzulässige Form für Praes. ind. 1 Sing. sein würde, und *mas* von de St. selbst 363, 416 in den Text gesetzt wird. Ebenso schreibe ich 202 *Ma*[*s*] *i ac alcuna gent*; 392 *Ma*[*s*] *a la fin se garde*; 348 *Ma*[*s*] *aiço s'é trobà*; 425 *Mas aiço devon far.* Auch die entgegengesetzten Fälle, wo *ma* mit einem folgenden Vokal syllabisch vereinigt zu sein scheint, lassen sich leicht beseitigen, so ist 51 *Ma aiço es de greo tenir* mit **G** zu ändern in: *Ma czo es de g. t.*, ebenso 221; 22 *Ma (a)quel que non creirè*, ebenso 48, 113; 282 *Ma* (b.: *E*) *au vita e vestimenta*; 123 *ma ilh non pogron far tant*, tilge mit G *ilh*; 230 *Ma*[*s*] *(en)après un petit*, ebenso 363 (nicht 263, wie de St. angibt); 365 **G**: *Ma encor s'en troba*, **C**: *Ma encora se troba*, de St.: *Ma encor en son trobà*, b: *Mas encar son trobà*; 360, 373, 387 endlich tilge überflüssiges *Ma.* In anderen Fällen läßt sich der Hiat durch Wortumstellung beseitigen, so: 15 *Si la mort nos penrè enchoi / o ben deman* b.: *Si nos p. e. la m. o b. d.*; 86 *E amès Dio / al seo cor*, b.: *E a. al s. c. D.*; 140 *Aici ha grant cisemple* b.: *A. g. e. ha*; 151 *Dio al seo poble fei* b. : *al s. p. f. D.*; 167 *Usura / e rapina*, b. : *E r. e u.* — 376 *que ame / e tema Xrist*, **C L**: *que volha amar Dio e temer Jeshu Xrist*, b.: *qu'ame Dio e tema Xrist*; 378 *Ni avoutrar ni / aucire*, b.: *Ni aucire ni avoutrar* — 405 *A seo / eifant comanda*, b. mit **G D**: *E. c. a (li) seo enfant* — 447 *E / aurian la victoria* b. *E la v. a.*; oder durch Einfügung einer oder einiger Silben: 7 *Que fo* [*e*]*scripta* [*aque*]*l'ora* — 158 *E* [*qu*]*'un chascun amès* — 267 *Nengun non deo* [*ni*] *aucire ni airar nenguna gent* — 307 *Penseron* [*a*] *lui aucire* — 324 *e aiga ensemp* [*fo*] *mesclà* — 403

[1]) Ich zitiere stets wenigstens die ganze Halbzeile, während de St. nur die betreffenden 2 Worte, hier *seo apostol*, aushebt, was zur Feststellung des Tatbestandes natürlich nicht genügt.

*(E) Pensa* [*ben*] *entre si*; vgl. 452 **D C** — 405 *A seo eifant comanda*, b. nach **G D**: *E. c. a(li) s. enfanz* — 445 [*e*] *Dio humilment servir;* oder endlich durch Ersatz eines Wortes durch ein anderes: 186 *Un poble era a Dio*, b.: *Un p. fo a D.* — 288 *el lor vai anonciar*, b.: *el l. vol a.* Eine stärkere Änderung ist der Überlieferung gemäß 131 erforderlich (vgl. oben die von de St. für *a* beigebrachten Belege) und fällt daher auch dieser Hiatfall weg. Kein eigentlicher Hiat wird 304 bei *rei Herode* anzunehmen sein.

Bedenkt man, daß sonst im Gedicht bei Vokalzusammenstoß am Ausgang und Anfang von Worten Elision oder Kontraktion im weitesten Umfange zu beobachten ist, so wird man wohl auch die aufgeführten Hiate wenigstens der Mehrzahl nach dem Dichter selbst nicht zusprechen wollen und den vorstehend gemachten Versuch, sie zu beseitigen, für berechtigt anerkennen. Nur hinsichtlich einer kleinen Gruppe von Hiaten möchte ich auf Unechtheit nicht plädieren. Ich meine solche Fälle, wo 3 verschiedenen Silben angehörige Vokale zusammenstoßen. Hier scheinen mir nur die beiden ersten Vokale zusammenzufließen, der dritte aber seine eigne syllabische Geltung zu behalten. Ich führe an: 245 *co que Dio ha / ajostà*; 376 *Que si n'i a / alcun bon*; 389 *e aucire e / avoutrar*; 490 *Plaça a / aquel segnor*; oder: 213 *cum s'apertenia / a lei*; 392 *qu'el non sia / enganà*, oder 175 *Trenta milia / e plus.* Leicht lassen sich einige entgegengesetzte Fälle beseitigen, so 242 *la (lei) velh' a autreià*, 411 *sia (a) just o sia (a) fellon*, in anderen ist der Überlieferung nach gar kein Hiat vorhanden: 231 *per gracia e per età*, 408 *lo quita o encor(a) per menz*, 452 *Car quel qu'ha entendement.*

Auf eine Nachprüfung der Elisions- oder Kontraktionsliste de Stefanos will ich mich hier nicht einlassen, zumal das Gesamtergebnis einer im weitesten Maße geübten Elision oder Kontraktion dadurch nicht verändert werden würde. Die Behandlung des Vokalzusammenstoßes im Innern der Worte hat de St., wie bereits bemerkt, ganz unerörtert gelassen. Freilich sind die Hiatfälle hier noch seltener. Um so mehr bedurfte es aber der Feststellung, ob nebeneinander *acension*, *condicion*, *confusion*, *enpromessions* 53 usw. und *empromesïon* 181, *pasïon* 63; *celestial* 163 und *celestïal* 46 (:), 254 (:), 256; *creon* (1 s.) 68 und *creian* (2 s.) 119, 306, 347; *antreià* (2 s.) 242, *bapteiavan* (3 s.) 345 und *bapteiesan* (4 s.) 238, *paiament* (3 s.) 167; *veir* 74, *veïr* 66, 375 und *veser* 241, 299 in der Originaldichtung zuzulassen seien. Ich habe Grund, das zu bestreiten.

Die gleichen Mängel haften den wenigen Bemerkungen des Herausgebers über die Sprache der N. L. an. Nirgends wird ein scharfer Unterschied zwischen den Schreibformen der Überlieferung und den Sprachformen des Dichters konsequent durchgeführt. Hinsichtlich des auslautenden flexivischen Plural *s* der

Masculina wurde schon bei Erörterung der Hiatfälle wahrscheinlich gemacht, daß sie der Dichter ebensowenig verstummen ließ wie die der Feminina; die gegen die Überlieferung und gegen die altprovenzalische Grammatik der Assonanz zuliebe in Z. 325 eingeführte 3 s. des Perfekts auf *-a* wird durch ein Partizip Perfekti zu ersetzen sein: *mas l'un i* [*es*] *retornà* st. *mas* (*ma* **G C**) *un* (*l'un* **C**) *i retornè* **G D C**, die gleichfalls der Assonanz einer angeblichen Halbzeile wegen in Z. 48 eingeführte 3 s. des Futurs auf *à*: *farà* st. *farè* läßt sich zwar durch das im Innern von Z. 114 überlieferte *perira* stützen, erweist sich aber durch die vorstehend vorgeschlagene Beseitigung der Halbzeile als überflüssig. Bemerkt sei allerdings, daß auch die *-è*-Form durch keine Assonanz gesichert wird.

Nach allem Gesagten erübrigt es, sich in eine weitere Einzelkritik der angeblichen kritischen Textherstellung de Stefanos einzulassen. Sie würde die durch die voraufgehenden Darlegungen bereits ausreichend begründete Ansicht, daß die Aufgabe einer kritischen Ausgabe der N. L. noch immer ungelöst sei, nur noch weiter bestätigen. Ich will nur noch bemerken, daß auch die Interpunktion des Herausgebers sehr viel zu wünschen übrig läßt, und daß sehr zum Schaden der Deutlichkeit von der Verwendung von Akzenten gänzlich abgesehen ist. Trotz allem soll nicht verkannt werden, daß die neue Ausgabe mit Vorsicht und Kritik verwertet, zunächst eine wirklich kritische Textbearbeitung ersetzen kann, da die gesamte varia lectio in ihr mitgeteilt, in den Anmerkungen in mancher Beziehung wertvolles Interpretationsmaterial zusammengetragen und auch der Wortschatz des Textes in ausreichender Weise im Glossar zusammengestellt und gedeutet ist.

E. Stengel.

---

**Le Pileur, L.** Médecin de Saint-Lazare. *Les maladies de Vénus dans l'œuvre de François Villon.* Avec un document nouvellement interprété (Extrait du Journal de Médecine de Paris N. 24, Juin 1910, tiré à 150 Exemplaires) Librairie H. Champion, 1910. 16 S. 8⁰.

Über den Zeitpunkt des Auftretens der venerischen Krankheiten, speziell der Syphilis, in Europa herrschen bekanntlich in der medizinischen Wissenschaft zahlreiche Kontroversen. Für das Vorhandensein und die Verbreitung, welche die Seuche schon um die Mitte des XV. Jahrhunderts in Frankreich gefunden haben soll, hatte Gruner in seiner Fortsetzung zum Aphrodisiacus (Jena 1789) drei Stellen aus Villon angeführt, die letzte Strophe der *Ballade des langues envieuses* (in unserer Ausgabe, Erlangen 1903, V. 1447), die Strophe 112 des *Testament* (V. 1210) und des *Envoi* der *Ballade de Villon et de la grosse*

*Margot* (V. 1622). Dr. B u r e t hat diesen in seiner Schrift *Le gros mal du moyen-âge* (Paris 1894) noch eine vierte hinzugefügt (in den *Regrets de la belle heaulmière*, V. 482). Außerdem wurde (von Dr. H e l m e in der *Revue moderne de méd. et de chirurgie*, Sept. 1909) behauptet, daß Villon mit „*baude*" (V. 1192) die Syphilis bezeichnet habe.

Der Verf. der vorliegenden Abhandlung weist nun nach, daß es sich hier durchwegs um Irrtümer handle, indem *chancre et fiz* (1447), *rongneux* (1208), *mauvaise ordure* (1213), *paillart* (1622), *de mal entechié* (482) wohl auf Hautkrankheiten verschiedener Art, nicht aber auf Syphilis hinweisen, und daß kein Grund vorhanden sei, in dem Vers „*portant chiere hardie et baude*" (1192) dem Worte „*baude*" eine andere Bedeutung als „kühn" beizulegen, zumal es in der Bedeutung „*mal de Naples*" erst um 1628 vorkommt. Es sei mithin irrig, bei V i l l o n irgendwelche Anspielungen auf die Lustseuche finden zu wollen, woraus sich weiter ergebe, daß diese damals nicht so verbreitet gewesen sei, als man angenommen habe.

In einem Anhang wird sodann ein angebliches Zeugnis für das Vorhandensein derselben Krankheit aus dem Jahre 1303 richtig gestellt. In der in Betracht kommenden Urkunde aus den *Archives consulaires de Moissac*, zitiert von Desmazes, *Curiosités des anciennes justices*, Paris 1867, S. 121 bedeutet *mal gauc* natürlich nicht „*mal vénerien*" wie Desmazes annahm, sondern „*mauvaise joye*" (Unglück).

W i e n. Wolfgang von Wurzbach.

---

**Laumonier, Paul.** Docteur ès Lettres Maître de Conférences de Langue et Littérature françaises à l'Université de Poitiers. — *Ronsard poète lyrique.* Etude historique et littéraire — Paris. Librairie Hachette et Cie. 1909. — [P. 807] Achevé d'imprimer le 15 Mai 1909. — In-8 [25 × 16 cm] de LI—806 pp.

**Laumonier, Paul.** .... — *La vie de P. de Ronsard de Claude Binet* (1586). Edition critique avec introduction et commentaire historique et critique. — Paris. Librairie Hachette 1910. — [P. 264] Achevé d'imprimer le 15 Novembre 1909. — In-8 de XLVIII—259 pp.

«Sonnet .... C'est un sonnet», annonçait Oronte dans le Misanthrope de Molière; Thèses .... Ce sont des Thèses que M. Laumonier a soutenues au printemps de 1910 devant la Faculté des Lettres de l'Université de Paris, et qui lui ont valu le grade de Docteur ès lettres, avec mention très-honorable décernée par le jury composé de MM. Croiset, Lanson, Gazier et Chamard.

Ces mille pages, imprimées en caractères assez menus et dans une justification compacte, sont le fruit d'un labeur acharné et qui a coûté plusieurs années de travail à son auteur. Le résultat a-t-il répondu à l'effort et avons-nous enfin cette œuvre définitive, qui nous permettra de voir Ronsard tel qu'il est, tel que le XVI^e siècle l'honora? La réponse n'est point aisée à formuler, surtout pour le signataire de ces lignes qui, autant que qui que ce soit au monde, sçait les difficultés du problème, mais il me semble que M. Laumonier s'est considéré comme engagé dans une sorte de course au clocher, et que, désireux de devancer des concurrents possibles, il est parti trop tôt.

Laissons de côté les pages où M. L. nous donne son opinion, sur le poète Vandomois, sur son œuvre, sur son époque: c'est là chose subjective que l'on peut admettre, que l'on peut contredire et avec d'aussi bonnes raisons en un sens qu'en l'autre. Ronsard fut-il aussi débauché de corps que de tête? Le cœur fut-il quelquefois de la partie? Le poète fut-il un précurseur de l'esprit moderne ou un plagiaire de l'italien? Voilà tout autant de questions que l'on peut débattre longtemps encore. Et M. L. ne s'étonnera point si plusieurs de ses arguments ne m'ont point convaincu, notamment ceux exposés au chapitre II^e de la Section II de la deuxième partie.

Mais M. L. m'objectera que c'est là précisément la partie «Thèse» de son travail et qu'il fallait bien présenter aux juges de la nouvelle Sorbonne autre chose que des faits. Et véritablement M. L. a amoncelé la plupart des matériaux qui peuvent servir à élever à Ronsard le monument digne de son talent et de sa renommée. Il sera malaisé à ceux qui viendront de dire du nouveau sur Ronsard: à propos des *Odes*, l'auteur nous offre une véritable encyclopédie et vide ses tiroirs devant nos yeux. Je ne songe nullement à m'en plaindre, mais j'estime que l'imprimeur a mis au titre un mot de trop: *Ronsard poète*, sans épithète, tel serait le titre exact.

Les renseignements abondent donc en ces pages denses: biographie, chronologie, bibliographie, topographie, variantes de texte se mêlent et se confondent dans le texte et surtout dans les notes. M. L., qui n'est pas toujours très tendre pour les inexactitudes de ses prédécesseurs, n'a, pas plus qu'eux, été à l'abri de ces erreurs que ne commet pas celui qui ne fait rien. Voulant faire apprécier son labeur — et en cela il a complètement raison — il fait remarquer la rareté des exemplaires de certaines éditions de Ronsard: il aurait été plus exact d'ajouter: «dans les bibliothèques publiques de France»; M. L. ne semble pas se douter de l'existence d'autres bibliothèques privées très riches en ouvrages du XVI^e siècle et fort accueillantes au chercheur. — Les dates d'exercice de Nic. le Riche sont données d'après Silvestre: l'ouvrage de M. Renouard n'est-il pas plus récent et

meilleur? — La Bibliothèque Nationale de Paris peut posséder une édition des *Basia* de Jean Second sous la date 1541, mais ce n'est sûrement pas l'édition princeps. La Monnoie et Loraux avaient raison de parler d'une édition antérieure. Et le plaisant de l'affaire, c'est que M. L. ne s'est point douté que cette édition, de 1539, est sur les rayons de la même Bib. (Y 2900 Rés.) Il trouvera cette édition décrite au t. VIII, p. 127 de la Bibliographie Lyonnaise de M. Baudrier. — La traduction d'Alberti par Jean Martin n'est-elle pas postérieure, publiée même après sa mort, à celle, qu'on lui attribue sans beaucoup de raisons valables, de Vitruve? — Des *Amours* de Ronsard, l'édition princeps existe au moins en six exemplaires et si c'est une acquisition coûteuse à faire, elle n'est nullement impossible. Il en est de même de l'édition collective de 1578: si la Bibl. Nat. ne l'a acquise qu'en 1903, d'autres bibliothèques, plus avisées, la possédaient longtemps avant cette date. — Imprimer à propos de Charles d'Orléans «Les poésies de ce prince n'existant alors [au XVI^e^ siècle] qu'en manuscrit et n'ayant pas été imprimées avant le XVIII^e^ siècle, nous les avons laissées de côté», c'est se montrer peu au fait des recherches de M. Picot et de celles de M. Piaget (Romania, t. XXI. 1892, p. 580—96). — Les connaissances linguistiques de M. L. se sont sans doute notablement accrues depuis certaine note sur *envis* dans la Revue d'Histoire littéraire de la France, et pourtant il considère la graphie *coing* = coin comme une faute d'impression! — A plusieurs reprises, M. L. cite des pièces de Ronsard: très-bien, mais il nous avertit qu'il a «quelque peu rajeuni la ponctuation et l'orth[ographe].... pour que le lecteur ne fût pas dérouté....» N'aimerait-on point à connaître les principes d'après lesquels s'est opéré ce rajeunissement? Y a-t-il même une *orthographe* française au XVI^e^ siècle? N'est-ce point plutôt la fantaisie de l'imprimeur qui réglait la graphie? Et à tout prendre, ne fallait-il pas «rajeunir» entièrement: pourquoi une note pour expliquer *halesne*, alors que la graphie *alesne* est du XVI^e^ siècle, comme est *alène* du XX^e^? Ou bien M. L. veut-il nous faire pressentir qu'il va nous donner un «*Ronsard rajeuni*» tout comme nous avons déjà un *Rabelais en français moderne?* Il ne semble pas aisé de présenter la pensée de Ronsard dans un vêtement du XX^e^ siècle.

M. Laumonier s'est assigné un champs d'études très vaste: aussi n'a-t-il point toujours réussi à creuser un sillon bien profond. Ronsard *poète lyrique* doit sans doute quelque chose à l'enseignement de D'Aurat, de Muret, de Lambin, mais quelle fut exactement leur influence, nous aimerions à le savoir. Et cette précision eût peut-être amené M. L. à se demander ce que devint dans l'œuvre de Ronsard la prophétie de Cassandre à Francion que je lis à la p. 108 des *Amours* de 1552 (Strophe 3 de l'Ode: Toute royauté qui dedaigne n^0^ 1 de mon *Index des*

*Odes de Ronsard*) Il ne l'aurait plus trouvée dans la *Franciade* actuelle, mais il aurait sans doute rencontré ailleurs *La Prophetie de Cassandre des fortunes de Francus, prise du premier livre de la Franciade*

Prince Troien, de qui dés meinte annee
I'ay bien preueu la belle destinee . . . . . . . . . .

et cette longue pièce de 104 vers que publient *Les Annales Fléchoises* aurait fourni la matière d'une note intéressante sur les procédés de Ronsard.

Arrêtons là ce compte-rendu et terminons le par un aperçu de la Table des matières. L'Introduction, en cinquante pages, traite «de l'invention de l'Ode française» — La première partie, en 295 pages, expose la «genèse et évolution de l'Œuvre lyrique de Ronsard» — La deuxième partie, en 343 pages, étudie les «sources et originalité de R. poète lyrique» — La troisième partie, en 72 pages, analyse la «Rythmique des Odes et Chanson de Ronsard» — Une Conclusion, en 20 pages, essaie de nous faire pénétrer ce qu'a voulu faire l'auteur. Je me permets de protester contre une phrase de cette conclusion: M. Vaganay a entrepris une édition de Ronsard, dont le premier volume consacré aux *Amours de Cassandre*, a seul paru (Janvier 1910), dont le deuxième volume renfermant les *Amours de Marie et d'Hélène*, le troisième contenant les *Odes* paraîtront incessamment, mais il n'a jamais présenté son travail comme une édition *critique*, persuadé qu'il est que le temps n'est point encore venu de la réaliser. Il a simplement voulu fournir aux travailleurs un texte loyal, sans rajeunissement aucun. Il n'ignore point qu'il a encore beaucoup à apprendre pour connaître à fond et le XVI^e siècle et Ronsard: puissent les mille pages de M. L. ne pas laisser à leurs lecteurs l'impression qu'il en est tout de même de leur auteur, malgré l'accumulation de dates, de faits et de bibliographies. Nous sommes loin de la sobre érudition du *Joachim Du Bellay* de M. Chamard et du *Baïf* de M. Augé-Chiquet, deux ouvrages qui furent aussi des *thèses*, mais qui restent comme *œuvre* écrite et coordonnée.

Lyon. H. VAGANAY.

---

**Röck, Hubert.** *Worte Montaignes.* Mit einem Bildnis. S. C. C. Bruns' Verlag. Minden in Westf., 1910.

Die „Einleitung“ dieses Buches ist im Verhältnisse zu dessen Gesamtumfange sicherlich zu lange geraten und wir hätten etwas mehr „Worte Montaignes“ zu hören gewünscht, selbst auf die Gefahr hin, daß uns dafür die Worte Röcks etwas minder ausgiebig zuteil geworden wären. Dies gilt um so mehr, als der Verfasser öfter die Fähigkeit vermissen läßt, die besten bisher

erreichten Methoden der Fachwissenschaft anzuwenden und die Gesamtheit der ermittelten Ergebnisse zu bewältigen. Die neueren, grundlegenden Arbeiten von Strowski, Brunetière und Villey u. a. sind ihm (wie dies schon aus seiner auch sonst lückenhaften „Bibliographie“ zu vermuten ist) ganz unbekannt geblieben und so widerfährt es ihm öfter, daß von ihm etwas als positiv, dem Gewirre der streitenden Meinungen bereits entrückt, vorgetragen wird, was bei den einstweilen noch fluktuierenden Ansichten der berufenen Forscher noch nicht zu finaler Klarheit herausgearbeitet ist. Schlimmer ist, daß man manche tatsächliche Angabe von Bedeutung von ihm übergangen sieht und daß neben den Ereignissen die sie auslösenden Motive nicht genug hervortreten. Am schlimmsten aber ist, daß uns die geistige Physiognomie Montaignes in dieser „Einleitung“ gründlich verzeichnet vorkommt.

Wir möchten dies Urteil nur so weit und in so knapper Form begründen, als dies unumgänglich nötig ist. Es mußte ausdrücklich betont werden, daß die „*Essais*“ anfänglich durchaus nicht (wie man nach Röcks „Vorwort“ zu glauben berechtigt wäre) den persönlichen Charakter der späteren Zeit an sich trugen. Vielmehr verfolgte Montaigne mit seinen ersten „*Essais*“, die sich von den „*Leçons*“ Messies und der „*Anthologie*“ Breslays nicht sehr unterschieden und die es, wie die Schriften Bouaystuaus und Jean de Courres, bloß auf die kompilatorische Popularisierung der Antike abgesehen hatten, keinen anderen Zweck, als seine Lesefrüchte zu sammeln. Die spätere, so ausgeprägte Individualität Montaignes als Schriftsteller ist hier kaum noch aus seinem schüchternen Flügelprüfen zu erkennen und er selbst gesteht: *De mes premiers essays aucuns puent un peu l'estranger.* — Der erste Hugenottenkrieg beginnt schon 1561. — Das Diktum Röcks: „Einen schrofferen Gegensatz kann es nicht geben als zwischen diesem stürmischen, verbrecherischen Zeitalter und Montaignes in philosophischer Ruhe verbrachtem Leben. Es ist ein Gegensatz wie zwischen rasendem Orkan und kühlendem Abendlüftchen, wie zwischen feuerspeiendem Krater und gemütlich lodderndem Kaminfeuer,“ ist trotz seiner schwungvollen Kühnheit eine hohle, unwahre Phrase. Wenn man in Röcks Büchlein nur einige Seiten weiter blättert, liest man schon: „Tausendmal (klagt Montaigne) habe ich mich zu Hause mit dem Gedanken schlafen gelegt, daß man mich diese Nacht verraten und totschlagen werde...... Das höchste Elend ist es, bis in seine Haushaltung und seinen Hausfrieden bedrängt zu werden“ usw. Eine weitere seltsame Illustration zu diesem „in philosophischer Ruhe verbrachten Leben“ Montaignes bilden die folgenden Tatsachen: Als Montaigne Febr. 1588 sich nach Paris begab, um die Neuherausgabe seiner „*Essais*“

zu veröffentlichen, geriet er mitten in das wildeste Treiben der Liga: er wurde zuerst von einigen Freibeutern auf der Straße ausgeraubt, später bei der Rückkehr von einem dem Könige Heinrich III. in Rouen abgestatteten Besuche am 10. Juli 1588 als verdächtig angehalten und in die Bastille geworfen, aus welcher Haft er allerdings noch am selben Tage infolge der Verwendung der Königin-Mutter entlassen wurde. Und daß diese wechselvollen Schicksale an M. nicht herankonnten und seinen inneren Seelenfrieden nicht erschütterten, daß sie ihn nicht sogar bis in die *arrière-boutique* seines Herzens verfolgten, die er für alle Fälle freihalten wollte, das glaubt wohl auch Röck nicht. — Der Vater Montaignes starb im Jahre 1568 (und nicht 1569). — Das hereditäre Blasenleiden Montaignes ist bei Röck mit keinem Worte erwähnt und doch war dieses nicht nur mitbestimmend für die von ihm unternommene große Reise (da er die Heilkraft mehrerer berühmter Seebäder an sich erproben wollte), sondern diese Erkrankung beeinflußte in ganz außerordentlicher Weise sein ganzes Seelenleben und erklärt wohl auch am ungezwungensten seine unaufhörliche Beschäftigung mit Todesgedanken und seine große Fürsorge für eine Euthanasie. — Bedeutungsvoller als der Umstand, daß Montaignes „*Essais*“ 1676 auf den Index kamen, wäre wohl die Erwähnung der Tatsache gewesen, daß Montaigne über seinem Werke schon während seines Besuches in Rom harte Anfechtung zu erfahren hatte, daß man ihm besonders seine wohlwollende Erwähnung des Julianus Apostata und des hugenottischen Dichters Theodor Beza wie seine wiederholte Anrufung der heidnischen Göttin Fortuna verübelt hatte und daß er vom „maître du sacré palais“ nur gegen das Versprechen die beanstandeten Stellen zu verbessern, Absolution erhielt. Es war übrigens auch hervorzuheben, daß Montaigne selbst in der Ewigen Stadt ein nur geringes archäologisches und künstlerisches Interesse bekundete, daß er aber desto eifriger allen sitten- und kulturgeschichtlichen Spuren nachging. — Die Nachricht, daß er zum Maire von Bordeaux gewählt sei, erhielt er nicht in Lucia, sondern in dem Badeorte Della Villa. — Zu Heinrich v. Navarra stand Montaigne schon vor dem Regierungsantritte des Königs in sehr innigen Beziehungen und am 19. Dez. 1584 logierte sich der Prinz sogar bei ihm ein. — Warum ist der Ausbruch der Pest in Bordeaux während der Maireschaft Montaignes und sein so bezeichnendes Verhalten während dieser Katastrophe ganz übergangen, wobei die falsche Annahme hätte bekämpft werden müssen, als habe Montaigne sich aus der von der Pest ergriffenen Stadt feige geflüchtet? Er war vielmehr während des Ausbruches der Epidemie nicht in seinem Amtssitze und ist allerdings (wie es wohl seine Pflicht gewesen wäre) nur nicht dahin zurückgekehrt.

Auch die Charakteristik von Montaignes philosophischem Typus erscheint bei Röck teils unzutreffend, teils unzulänglich. Allerdings verfiel er dabei nur in einen Fehler wie viele andere selbst hervorragende Montaigneforscher, die sich damit abquälten, Montaignes Weltanschauung in einem Systemnetz der antiken Philosophie einzufangen und auf festen Formen abzuziehen. Sie verkannten, daß Montaignes geistige Individualität viel zu proteusartig und impressionistisch sei, um in eine feste Kategorie gebannt werden zu können. Sein Glaube an den ewigen Fluß der Dinge, sein Rausch des ewigen Werdens und Seins, sein *excès de l'Héraclitisme* (ein Wort Strowskis) ist es ja gerade, der ihm das Festhalten an einer Meinung in der Welt des ewig bunten Wechsels als Dogmatismus und verwerflichen Fanatismus erscheinen ließ. Im Gegensatze zu Sokrates und Plato stellt er mit Kratylos die Möglichkeit, durch Vernunftschlüsse und Induktion feste Erkenntnisse gewinnen zu können, in Abrede. Nur die durch das Gedächtnis festgehaltenen Vorstellungen will er (allerdings inkonsequenter Weise) als einen Ersatz für die durch das Räsonnement und die philosophische Folgerung sich ergebenden, trügerischen Resultate gelten lassen. Nur wenn das Seiende und Unveränderliche der göttlichen Offenbarung, wie sie sich in der Religion und in der *raison universelle* kundgibt, zu dem ewig Werdenden, der irreführenden, kritisierenden und negierenden *raison individuelle*, herabgelange und sie erleuchte und reguliere, nur wenn der gesunde Instinkt den Gang zur subjektiven Willkür zügle, könnten die ärgsten Verirrungen gemieden werden. Montaigne war weder ein Stoiker, noch ein Epikuräer, noch auf die Dauer ein Skeptiker oder Pyrrhoniker. Er war höchstens „ein Stoiker aus Epikuräismus" und seine stoische Episode diente ihm nur als erziehliches Übergangsstadium. Schließlich, nach dem Bankerott seiner früheren Philosophie suchte er nur nach einem Mittel zur Erlangung seines Seelenfriedens und des inneren Gleichgewichts. Er studierte statt weit abliegender philosophischer Probleme nur das nächste Thema, sein eigenes Ich. Und zur Gesundung desselben war ihm jede Erlösungstheorie gleich willkommen. Er wurde also ein eklektischer Dilettant, der von den Denkern aller Zeiten Anlehen macht, um sein Leben erträglich zu gestalten. Seine außerordentliche Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit ermöglichte ihm dies und seine ausgezeichnete geistige Konstitution ließ ihn darüber seine Eigenart nicht völlig einbüßen. Er verzichtete auf die Enthüllung des ewig Wahren, nicht aber darauf, in jeder Lebenslage das einzig Richtige zu treffen. Strowski sagt ungefähr dasselbe mit den Worten, die er Montaigne in den Mund legt: „Ich war ein Stoiker, dann ein Skeptiker, hierauf kam ich zum Gleichgewicht des gesunden Menschenverstandes, dann war ich ein Mann der Tat,

endlich wurde ich ein Dilettant. Eine jede dieser Phasen habe ich in meinem Buche ausgedrückt. Nun im Alter weiß ich nicht, was noch aus mir werden wird." „Er ist jetzt etwas aus all dem Vorhergegangenen geworden, nachdem er sich von allen diesen Stadien losgesagt hat: er ist Montaigne geworden und hat sich von den Übergangsformen befreit." Montaigne haßte das sogenannte reine Denken, die Beschäftigung mit abstrakten und metaphysischen Dingen und war mehr ein praktischer Lebenskünstler als ein methodischer Philosoph.

Wien-Hietzing. JOSEF FRANK.

---

**Dupuy, Ernest.** *Alfred de Vigny. Ses amitiés, son rôle littéraire. I. Les amitiés.* Paris, Société française d'imprimerie et de librairie (Ancienne librairie Lecène, Oudin et Cie), 1910. 410 S. in-8.

Der Dichter *Eloa*'s ist in Deutschland weder so verkannt noch so unbekannt, wie es Herr Baldensperger meint und glauben lassen möchte (s. *Revue d'Histoire littéraire de France*, XVII, 1910, S. 197). Was seine scheinbare Zurückstellung in der literarischen Kritik betrifft, so müssen zwei Umstände in Betracht gezogen werden: erstens ist es schwer von dem Leben und Charakter eines Dichters ein treues Bild zu entwerfen, der seine Briefschaften und Papiere testamentarisch einer Familie vermachte, die damit wie mit einem Hausschatze umgeht; zweitens können Werke schwer kritisch behandelt werden, die in einer scheinbar definitiven Ausgabe vorliegen, woran eine wörtliche Befolgung des literarischen Testaments mit Geschäftsgeist gepaart nichts ändern läßt. Der Begründer der philosophischen Dichtung in Frankreich hatte auch wenig Beziehungen zur deutschen Literatur, obzwar Anklänge an Goethe und Schiller, an Gessner nicht fehlten, die Beachtung verdienen (*Le Bal* und *Werther*, *Le Malheur* und die *Braut von Messina*, s. Estève, *Byron et le Romantisme français*, Paris, 1907, S. 367, A. 1 und 368, A. 3, Rev. d'Hist. litt. XVII, 1910, S 673). Wir hoffen bald eine deutsche Ausgabe oder Auswahl seiner Werke zu besitzen, die dieselben dem großen Leserkreise zugänglicher machen, wie sie für England Baber besorgte (London, 1907). Die Kritik wird sich mit dem Dichter auch eingehender befassen, wenn die unveröffentlichten Dokumente erscheinen; was bisher in Frankreich über ihn geschrieben wurde, kann oft nur mit Vorsicht benutzt werden.

Einer der besten Kenner der Romantiker, Ernest Dupuy, hat die neuen Wege gebahnt und sein letztes Buch ist die Fortsetzung einer Anzahl Abhandlungen, die teilweise selbständig in Zeitschriften erschienen sind (s. *Revue d'Hist. litt. de la Fr.* X, 1903, S. 373—412 und XI, 1909, 189—219, *Revue des deux-Mondes* LVI, 1910, S. 337—378 und LIX, 1910, S. 325—362).

In einer früheren Veröffentlichung (*La Jeunesse des Romantiques*, Paris, 1905) richtete er seine Aufmerksamkeit auf Victor Hugo und A. de Vigny, die in ihrer Jugend um die Volksgunst mit gleichem Erfolge buhlten. Das neue Werk des Verfassers ist A. de Vigny allein gewidmet und ist der erste Band, dessen Folge unter dem Titel: *L'influence littéraire* erscheinen wird und uns mit der Plejade des romantischen Sternenhimmels (Barbier, Brizeux, Busoni, Léon de Wailly usw.) bekannt machen wird. Die Grundlage bilden unveröffentlichte Briefe, die dem Vf. zugänglich gemacht wurden. A. de Vigny hat sie selbst geordnet und mit Randglossen versehen (S. 382); nur ein so genauer Kenner des Zeitalters wie der Vf. konnte in demselben alle geheimen Beziehungen entdecken, manche Zeitangaben genauer feststellen, viele Charaktere und in erster Reihe A. de Vigny selbst in ein helleres Licht stellen.

Zu des Dichters ersten Freunden rechnet Vf. mit Recht dessen Eltern. Die Geschichte der Familie hat Vf. schon früher klargelegt und die schwache Grundlage des Adelsstolzes, der sich in l'*Esprit pur* offenbart, gezeigt. Briefe von Frémilly werfen einiges Licht auf den Charakter des Vaters und der Mutter, die der Dichter selbst treu und mit dem Gewährsmann übereinstimmend charakterisierte. — Von den Schulkameraden werden Xavier de Ravignans, des späteren Jesuiten, und des Grafen Alfred d'Orsay, des Freundes der Lady Blessington, Beziehungen zum Dichter nach dem Verlassen des Pensionats Hix durch chronologische Anführungen der Dokumente behandelt. Die Freundschaft zu letzterem erklärt es, daß A. de Vigny während seines Aufenthaltes in England in den Jahren 1838 und 1839 mit der höheren englischen Gesellschaftsklasse im Gore House bekannt wurde. Seit 1825 war er mit einer Engländerin verheiratet, doch führte diese Verbindung weder im Familienleben noch in geselliger Beziehung zu einer innigeren Bekanntschaft mit dem englischen Wesen. Erst die Briefe des Grafen d'Orsay erklären dieselbe. — Die früh unterbrochene Offizierslaufbahn des Verfassers der *Servitude et Grandeur militaires* hatte ihn nicht nur mit Erfahrungen bereichert, die die Grundlage seiner späteren Weltanschauung wurden, sondern Freundschaften gestiftet, die sich im Kampfe um die romantischen Ideen bewährten. Baron Taylor, der frühere Generalstabsoberst wurde königl. Intendant des Théâtre-Français und durch die Aufführung der *Othello*-Übersetzung führte er das romantische Drama dem Siege entgegen. France d'Houdetot machte den spanischen Kriegszug mit und mußte nicht vor den Pyrenäen Halt machen wie der Dichter des *Trappisten*. Sein Brief aus Sarragossa mag die Sehnsucht nach dieser exotischen Welt in seinem Freunde noch gesteigert haben. Unsere Kenntnisse über A. de Vignys Beziehungen zu Alphonse de Cailleux, der als Direktor der Museen

endete, zu Dittmer, dem Mitarbeiter des *Globe*, zum Grafen Montcorps, an den der Dichter einige seiner frühesten Verse richtete, zu Guillaume Pauthier de Censay, der als Feldwebel die Bibel seines Hauptmannes im Tornister mit sich führte und später sich als Orientalist einen Namen erwarb, werden wenig bereichert. Mehr Interesse bietet es, die Rolle von Gaspard de Pons kennen zu lernen. Er trat später als Dichter hervor, und rivalisierte zweimal durch Behandlung desselben Stoffes mit Victor Hugo. Alfred de Vigny schrieb eine wohlwollende Kritik über sein Erstlingswerk *Amour: A Elle* in der *Muse Française* vom Jahre 1823. Trotzdem wurde G. de Pons neidisch auf seine früheren Freunde und konnte dieses Gefühl unter schiefen Lobsprüchen nicht verbergen.

Viele Dichter des *Cénacle* sind eigentlich verkappte Klassiker, Anhänger der literarischen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts. Zu diesen gehören neben Gaspard du Pons, Emile Deschamps und Jules Lefèvre. Die literarischen Beziehungen kommen nur nebenbei in Betracht, wenn man A. de Vignys Freundschaft mit der Familie Deschamps behandelt. Jacques war sein väterlicher Freund und ein Brief an ihn stellt den heitern Greis lebhaft vor unsere Augen. Emile ist vielleicht der innigste und treueste Freund des Dichters der angeblich nicht einmal mit sich selbst auf intimerem Fuße lebte. Die gemeinsam unternommene Übersetzung von *Romeo und Julie* wurde wegen des Dichters Zögern nicht aufgeführt, trotzdem blieb Emiles Freundschaft ungestört und ihm scheinen die geheimen Fäden der Liebe zur Dorval auch bekannt gewesen zu sein. Über Antonis Werke schrieb A. de Vigny eine Kritik in l'*Avenir*; der dankbare Dichter verteidigte später in Versen seinen Freund gegen Moloés Angriffe.

Hyacinthe Thibaud Delatouche (nicht Henri) war der Bahnbrecher oder richtiger der Wegweiser der Romantiker, denen er in seinem Pamphlet *Camaraderie littéraire* im Jahre 1825 den Fehdehandschuh hinwarf. Er entdeckte André Chénier und schätzte sehr hoch den Dichter der *Dryade*, der anfangs in jenes Fußtapfen wandelte. Als Leiter des *Mercure du XIX<sup>e</sup> siècle* beabsichtigte er über *Cinq-Mars* eine Kritik zu schreiben, die er jedoch Sainte-Beuve überließ, weil er wegen einer Erbschaft nach Berry reisen mußte. Bei Nodiers Begräbnis begegnete ihm A. de Vigny und diesen Vorfall erzählt sein Tagebuch mit rührenden Worten (S. 204). In Nodiers Salon vereinten sich manche Schriftsteller, die nie Romantiker waren, sondern halb oder ganz Klassiker. In A. de Vignys Leben spielten sie eine geringere oder bedeutendere Rolle, doch keine entscheidende. Zu diesen zählt Charles Nodier, von dessen Freundschaft ein Brief über *Cinq-Mars* und eine spätere Antwort des Dichters an seine Tochter Zeugnis ablegt. Ancelot, der mit seinen heute vergessenen Dramen einen Erfolg erzielte, lobte

die Sammlung *Poèmes* in den *Annales de la littérature et des beaux-arts* von 1822. Brifaut erhielt ein Exemplar des *Cinq-Mars*, wovon sein Dankbrief spricht. Über die Beziehungen zu Guiraud berichtete schon früher Charavay; ihre Korrespondenz beschäftigt sich mit der Wahl A. de Vignys in die Akademie. Der Dichter klassischer Tragödien, Soumet begeisterte sich auch für Othello und bewunderte die philosophischen Gedichte seines jüngeren Freundes. Eine Karte von Baour-Lormian enthält eine bisher unbekannte Adresse A. de Vignys; über den veralteten Akademiker berichtet das Tagebuch vom Jahre 1842.

Victor Hugo und A. de Vignys Waffenbündnis ist allgemein bekannt. Vf. hat zur Aufklärung in seinem ersten Buche tüchtig beigesteuert, in der neuen Behandlung ergänzt er nur dasselbe und fügt einige unedierte Briefe der Gattin Hugos an A. de Vigny hinzu. Eine ungestörte Freundschaft verband den Dichter seit der Aufführung von *Henri III* (am 11. Febr. 1829) bis zu seinem Tode mit dem älteren Dumas. Sie lösten einander in der Liebe zur Dorval ab und eine Antwort von Dumas scheint einen Anflug von Eifersucht bei A. de Vigny beschwichtigen zu wollen. In seinen *Memoires* macht sich zwar der sinnliche Romanschriftsteller über die seraphischen Gefühle des Dichters lustig, seine aufrichtig freundliche Gesinnung unterliegt jedoch keinem Zweifel. Nur scheinbare Freundschaft, die später auch verloren ging, war das Verhältnis von Lamartine zum Verfasser des *Chatterton*. Man bewunderte im Cénacle den Dichter der *Méditations*, er gehörte jedoch nie zu diesem Kreise. Seit 1828 stand er fast zwanzig Jahre hindurch mit A. de Vigny in Verbindung. Die Politik näherte beide einander, dieselbe trennte sie auch, als sich A. de Vigny dem zweiten Kaiserreich anschloß. Lamartine richtete trotzdem wiederholt Briefe an ihn, in denen er von ihm Unterstützung erflehte, statt deren er nur eine verächtliche Bemerkung oder überhaupt keine Antwort erhielt. Er rächte sich durch zweideutige Lobesworte in seinem *Cours de littérature*.

Falsche Freunde nennt Vf. Sainte-Beuve und Gustave Planche. Des ersteren Benehmen wurde oft gerügt, zuletzt von Gollet (*Revue de Paris* vom 12. Aug. und 1. Sept. 1906). Vf. hebt hervor, daß Selbstsucht und Eitelkeit die Seele des Joseph Delorme bewegten. Er trachtete zwischen Hugo und A. de Vigny Feindschaft zu stiften. Er ist durch die Bemerkung des letzteren beleidigt, daß er sich in seinem Artikel über ihn (*Revue des deux Mondes* vom 15. Oktober 1835) in einigen Daten irrte. Noch mehr durch den Versöhnungsbrief des Dichters, den er in einem weiteren Artikel totschwieg, weil derselbe die Entfremdung „literarischem Klatsch" zuschrieb. Über den freiwilligen Einsiedler von Maine-Giraud schrieb er noch einmal nach dessen Tode, er ließ ihm jedoch keine Gerechtigkeit widerfahren und seine ironischen Bemerkungen wurden von der Nachwelt nur zu oft wiederholt.

Gustave Planche hatte keinen Grund den Dichter des *Chatterton* zu befeinden, er wäre ihm sogar zu Dank verpflichtet gewesen, nachdem er durch dessen Empfehlung Zutritt zu Buloz *Revue* erhielt. Er erbat des Dichters Unterstützung, als er in seinem Größenwahn nach einer Professur am Collège de France strebte. A. de Vigny wurde an ihm durch Eugène de Mirecourt gerächt, der gegen Planche ein Pamphlet schrieb; derselbe wendete sich wieder an den Dichter und bat ihn zum Zeugen im Prozeß, den er gegen seinen Verleumder richten wollte, jedoch erinnerte jetzt dieser ihn an das, wodurch er ihm schulde. Ein Tagebuchblatt vom März 1857 wirft ein helleres Licht auf den erheuchelten Zynismus und das unverhehlte Vordringen dieses literarischen Emporkömmlings.

Drei lautere Herzen nennt Vf., Antoine Fontaney, Alfred de Musset und Théophile Gautier, die als jüngere Schriftsteller unter dem Schutze Alfred de Vignys standen. Der erste übersetzte englische Dichter und wurde im *Cénacle* wohlwollend empfangen. Mit dem Herzog d'Harcourt ging er nach Spanien, sehnt sich aber in einem Briefe nach den literarischen Abenden der Romantiker. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitarbeiter der *Revue des deux Mondes.* A. de Vigny stellte ihn der Dorval vor und diese Bekanntschaft wurde für sein Schicksal entscheidend. Er verliebte sich in deren Tochter Gabrielle, entführte sie nach England und beide starben nach kurzem Elend im Jahre 1837. — Musset lernte A. de Vigny bei Hugo kennen. Er hat ihn zur ersten Vorstellung seines *Othello* eingeladen und sie wechselten einige Briefe, schickten sich gegenseitig ihre Werke zu. Im Mai 1831 bat Musset um die Unterstützung seines Freundes für Aglaé Larché um derselben zu einer Anstellung an einem Theater zu verhelfen; sie wurde später Victor Hugos Geliebte. Nach dem Tode Mussets wendete sich sein Bruder an A. de Vigny, um durch seine Unterschrift eine würdige Grabstätte dem Verstorbenen zu erwirken. — Ein Brief der Gräfin Fontanges vom 21. Sept. 1830 beweist, daß Gautier sich dankbar erwies, als er trotz seiner Begeisterung für seinen Meister Hugo dessen Rivalen hochschätzte und seinem Gefühle gelegentlich der Neuaufführung des *Chatterton* und in seinem Nekrologe (im *Moniteur* vom 28. Sept. 1863) Ausdruck gab. Die Gräfin empfahl dem Dichter des Eloa das Erstlingswerk Gautiers und derselbe entzog ihm wahrscheinlich nicht sein Empfehlungswort, das er noch vielen zukommen ließ, die der zweite Band behandeln wird.

Die anmutige, ungezwungene Form der Darstellung, eine aufrichtige Liebe zum Gegenstand, die trotzdem die Wahrheit nicht verschweigt, charakterisieren das Buch des Verfassers. Es ist kein einheitliches Werk, wie eben Vf. selbst bemerkt *(Avant propos)*, sondern eine Reihe von Abhandlungen, in denen manchmal Wiederholungen vorkommen. Alle angeführten Briefe

sind in vollem Umfange mitgeteilt, manchmal sogar Gedrucktes, was den Wert des Buches als Quellenwerk hebt. Möge nach dem ersten bald der zweite Band die lebenden Freunde A. de Vignys erfreuen.[1])

Budapest. LUDWIG KARL.

---

**Guiard Amédée.** *Virgile et Victor Hugo.* Thèse pour le doctorat ès lettres prés. à la Fac. des Lettres de l'Un. de Paris. Paris, Bloud et Cie. 1910. VIII + 185 S.

Virgil spielt in der Poesie Hugos eine außerordentliche Rolle und nicht bloß in den Jugendversuchen, für die er das bewunderte unerreichbare Vorbild bedeutet. Später, nach dem Staatsstreich, urteilt H. kühler über ihn. Der Höfling, der geschickt Augustus umschmeichelt, muß den Demokraten und Republikaner, den Dichter der *Châtiments* abstoßen. «Prenez Virgile» heißt es im *Postscriptum de ma vie* «Qu'y a-t-il de plus misérable comme idée que ceci: Octave Auguste admis parmi les astres?.. Je lis ces vers, je subis cette forme et quel est son premier effet? J'oublie Auguste, j'oublie même Virgile; le lâche tyran et le chanteur lâche s'effacent... Il y a deux hommes dans cet homme, un courtisan et un poète...» Die politische Stimmung färbt auch ab auf das literarische Urteil. Virgil verschwindet aus den Listen der ganz großen Dichter und Menschheitsführer, die V. H. so gerne aufstellt. Aber er bleibt unvergessen und mit dem zunehmenden Alter scheint V. Hugo wieder zu seiner ersten Liebe zurückzukehren. 1884 sagt er zu G. Boissier: «Il y a tout dans Virgile!»

Guiard will den Virgil'schen Einfluß im einzelnen verfolgen, offenbar ohne zu wissen, daß kurz vorher schon Samuel Chabert in einem Aufsatz: *Un exemple d'influence virgilienne. Virgile et l'œuvre de V. Hugo*,[2]) denselben Versuch unternommen. Die beiden Arbeiten sind in der Anlage durchaus verschieden. G. stellt das Verhältnis Hugos zu dem römischen Dichter chronologisch in seinen Entwicklungsperioden dar. Ch. gibt im ersten umfangreicheren Teil eine reiche Liste der Stellen, in denen Virgil zitiert, übersetzt, paraphrasiert, irgendwie verwertet oder auch nur den Namen nach genannt wird, und zieht dann seine Schlußfolgerungen. Sein Index erlaubt einen bequemen Überblick, legt aber die Gefahr nahe, ein schiefes und durchaus übertriebenes Bild vom Einfluß Virgils zu zeichnen, den beide Verfasser weit überschätzen. Daß V. H., der als Schüler seinen

[1]) Druckfehler zu berichtigen: S. 27 *Journal*: Seite oder Jahresangabe fehlt, S. 89 *Mercure de France* 1er juin 1809: Jahreszahl unrichtig, Seite fehlt, S. 114 *Chaplle* : l. *Chapelle* etc.

[2]) *Annales de l'Un. de Grenoble* 1909 Bd. XXI 673—737 u. 1910 Bd. XXII 53—101.

Virgil auswendig kannte, sich immer an ihn erinnerte, das beweisen die vielen Zitate, die er ihm entnimmt, um seine Prosa zu schmücken oder um sie als Titel oder als Motto über ein Gedicht zu setzen. Beweisen die vielen Reminiszenzen, all die Details, die er sich zu eigen macht, besonders einige, die er unermüdlich immer wieder variiert und selbst in Zusammenhängen bringt, in denen sie niemand erwarten würde, so das Bild der scheuen und koketten Galatea, die zu den Weidenbäumen flieht und dennoch gerne gesehen werden möchte:

fugit ad salices et se cupit ante videri.

Aber was die Verfasser sonst alles an Versen und Bildern zusammentragen, die Reminiszenzen sein sollen, was über Virgil in Hugos Lyrik, Epik und Satire, selbst im Theater, gesagt wird, bedarf teilweise starker Einschränkungen. Vor allem sieht man nicht recht, inwieweit dadurch eine tiefere Abhängigkeit, die über bloße Einzelzitate und Einzelerinnerungen hinausginge, erwiesen sei. Am besten ist dieser Nachweis noch für Hugos religions-philosophisches Bekenntnisgedicht *Ce que dit la bouche d'ombre* geglückt, das Chab. energischer als G. mit Aeneis VI 724 ff. in Zusammenhang bringen will. Auch die verschiedenen Aspekte, die Virgil in Hugos Auffassung erhält, kommen bei ihm deutlicher heraus, z. B. der «Virgile polisson», der da und dort einen etwas lebhaften Vers decken soll. Zum Widerspruch fordert mehrfach Guiards letztes Kapitel mit seinem weit ausgesponnenen Vergleich zwischen den beiden Dichtern heraus. Dagegen interessiert im ersten die Analyse der Übersetzungen, in denen V. H. geduldig, häufig glücklich mit dem Ausdruck ringt, um Virgils Schönheiten sprachlich und metrisch wiederzugeben. Virgil hat für ihn schon in der Jugend, ehe er ihm in den 30er Jahren mehr wurde, nicht bloß einen unerschöpflichen Zitatenschatz bedeutet, sondern auch eine Schule, in der er die Geheimnisse seines Handwerks lernte. Das ist der wirkliche Einfluß, den Virgil auf V. Hugo ausgeübt hat. —

Bonn. H. Heiss.

---

**Traube, Ludwig.** *Vorlesungen und Abhandlungen*, herausgegeben von Franz Boll. Bd. II. *Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters*, herausgegeben von Paul Lehmann. München 1911. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. X + 176 pages in 8°.

Ce deuxième volume de la publication posthume des leçons de Ludwig Traube sera accueilli avec reconnaissance par les romanistes. La plus grande partie du livre est en effet consacrée à un sujet qui les intéresse directement: la langue latine du moyen âge (ch. II; p. 31 à 121). Le chap. I s'occupe de l'écriture

latine au M. A., le chap. III traite de la connaissance de la littérature antique au M. A., le chap. IV enfin donne une esquisse de la littérature médiévale latine. Ce dernier chapitre s'arrête malheureusement en deçà de l'époque carolingienne: ni les papiers de Traube ni les notes de cours de ses élèves dont M. Lehmann pouvait disposer pour cette époque ne se prêtaient pas à être publiés. La maladie qui minait Traube l'obligeait d'écourter ses cours, et dans les dernières années de sa vie, il n'a pu consacrer à l'histoire de la littérature de Charlemagne à Dante qu'un nombre de leçons tout à fait insuffisant.

Bien qu'il ait fallu combiner plusieurs cours de Traube pour composer ce volume (deux cours d'Introduction et un d'Histoire de la littérature), il est d'une unité parfaite. Le mérite en revient à M. Paul Lehmann. On ne saurait louer trop la manière dont il s'est acquitté de sa difficile besogne. Ce tome II ne le cède en rien au tome I, et c'est le meilleur éloge qu'on puisse en faire à l'éditeur.

Le chapitre consacré à l'écriture est peut-être le plus beau du livre. Il forme un complément précieux au cours de paléographie publié au tome I des *Vorlesungen und Abhandlungen*. Traube y esquisse à gros traits l'histoire des études paléographiques, insiste sur l'unité de l'écriture au moyen âge, prouve, contre Th. v. Sickel et ses élèves, l'origine française de la minuscule carolingienne, et termine cet exposé par quelques mots sur le règne de cette écriture et son développement ultérieur. Rien n'est plus caractéristique de la manière de Traube que ce morceau-là. Aussi prends-jé la liberté d'attirer l'attention des romanistes sur lui: par la méthode qui y est employée, par l'ampleur des conclusions qui s'en dégagent, il acquiert une importance qui dépasse notablement celle du sujet traité. C'est le propre des études paléographiques de Traube que de posséder cette valeur éminente d'être des études d'intérêt général, et il est vraiment heureux que l'*Introduction à la philologie latine du M. A.* débute par un chapitre qui met si bien en relief cette maîtresse qualité du renovateur des études médiévales.

Dans le chapitre sur la langue on trouve d'abord l'étude des trois éléments que Traube distingue dans le latin du moyen âge: ecclésiastique, populaire et savant, ensuite quelques renseignements sur la grammaire et des notions de métrique et de rythmique. Je n'insiste pas sur l'intérêt de ces pages pour nos études; il est évident. Chaque paragraphe se termine par une bibliographie raisonnée, ce qui fait que cette partie du livre sera non seulement lue, mais encore consultée à chaque instant par les romanistes. C'est un guide précieux, riche en renseignements de toute première valeur, et c'est en même temps une étude d'ensemble sur le latin du moyen âge, qui, si sommaire qu'elle soit, ne reste jamais à la surface des choses, mais pénètre

au coeur même du sujet. Rien n'est plus suggestif que ce chapitre où tant de problèmes se trouvent posés pour la première fois, où tant d'autres sont éclairés d'une manière nouvelle.

Le chapitre suivant, sur l'histoire de la tradition de la littérature antique au moyen âge, n'est pas moins intéressant. En quelques pages rapides Traube y note les points saillants du sujet et montre, par des exemples bien choisis, ce qu'une étude attentive de l'écriture des manuscrits conservés peut nous fournir de renseignements sur la tradition perdue. L'importance de l'histoire de la tradition pour la connaissance du commerce intellectuel entre les différents centres d'études au moyen âge y est également mise en relief. Ce chapitre formera une bonne introduction au tome III des *Vorlesungen und Abhandlungen* qui sera consacré en entier à l'histoire de la tradition de la littérature antique.

Le dernier chapitre, qui traite de la littérature latine au moyen âge, se compose en grande partie de brèves notices sur les principaux écrivains précarolingiens. La plus longue et la plus remarquable est celle qui est consacrée à Isidore de Séville. Mais tout est à lire dans ce chapitre, Traube possédant l'art de dire bien des choses avec peu de mots.

La lecture du livre est très attachante. Il est écrit dans une langue très sobre, mais d'une pureté accomplie. Ce n'est pas le moindre attrait de cette belle *Introduction* qui est appelée à rendre les plus grands services à tous les médiévistes.

Paris. JEAN ACHER.

---

**Prou, Maurice.** *Manuel de paléographie latine et française*, 3e édition entièrement refondue, accompagnée d'un Album de 24 planches. Paris, Alphonse Picard et fils. 1910. 509 pages in $8^0 + 24$ planches phototypiques in $4^0$, cartonnées à part. Prix 15 fr.

La paléographie occupe une place très restreinte dans l'enseignement de la philologie romane. En dehors de l'Ecole des Chartes, où l'étude en est poussée très loin, elle n'est enseignée que d'une manière assez rudimentaire. Il existe, à la vérité, dans la plupart des universités, des cours dits de sciences auxiliaires de l'histoire qui comportent des conférences de paléographie. Malheureusement, ces cours, organisés en vue des études d'histoire nationale, n'ont, dans les pays non-romans, qu'une utilité restreinte pour les étudiants romanistes. Partout ou presque partout la paléographie est, au surplus, par trop intimément liée à la diplomatique pour qu'un philologue puisse s'y sentir à l'aise. On en est réduit par force à se contenter de l'enseignement donné au séminaire roman. Cet enseignement n'est pas systématique, et il arrive de plus en plus fréquemment qu'il incombe aux paléo-

graphes improvisés. Tout romaniste n'est plus nécessairement paléographe comme autrefois. La division du travail a gagné la philologie: à coté des éditeurs, il y a les grammairiens, les dialectologues, les lexicographes, que leurs études ont un peu éloignés des manuscrits, et les hasards de nominations font que parfois on ne trouve aucun paléographe parmi les professeurs chargés de l'enseignement roman dans un établissement. A cette difficulté s'en ajoute une autre. Faute de temps, on va au plus pressé, et l'on se borne à faire lire aux étudiants les fac-similés de mss. en langue vulgaire. Ce n'est qu'exceptionnellement qu'on leur soumet des reproductions de mss. latins. Or, il est indispensable que l'enseignement de la paléographie soit fondé sur l'étude des manuscrits latins. On ne comprend rien à la paléographie des mss. en langue vulgaire si l'on n'est pas familiarisé avec la paléographie latine. Comme ce dernier enseignement ne peut être donné au séminaire roman, il faut que l'étudiant essaie d'y suppléer en apprenant seul, sans maître, la paléographie de mss. latins. Il ne saurait choisir de meilleur guide à cet effet que la nouvelle édition du *Manuel* de M. Prou.

Il existe des manuels plus savants ou plus complets. Je n'en connais pas de plus pratique. La plupart des paléographies sont où des livres de référence ou des exposés historiques qui ne peuvent être lus avec profit que par ceux qui savent déjà déchiffrer les principales écritures du moyen âge. M. Prou s'adresse aux débutants. Son but est d'initier ceux qui ne peuvent suivre des cours de paléographie à l'art de déchiffrer les manuscrits et chartes et de les introduire, chemin faisant, à l'étude scientifique de la paléographie. Ce caractère élémentaire du livre en constitue la grande utilité pour les étudiants romanistes.

La méthode de M. Prou est bien simple. Vingt-quatre planches hors texte contenant cinquante-quatre fac-similés phototypiques, de nombreuses illustrations dans le texte et deux dictionnaires d'abréviations constituent la charpente du livre. L'exposé est aussi concret que possible; le lecteur voit passer sous ses yeux tout dont on l'entretient. Il n'est renvoyé aux recueils de fac-similés ou aux manuscrits que pour des questions qui, comme p. ex. celle de l'origine de la minuscule carolingienne, exigeraient un nombre trop grand d'images pour pouvoir trouver place dans un manuel. Ce sont d'ailleurs, pour la plupart, des questions théoriques ou des détails secondaires qui sont traités ainsi; les explications proprement dites se font toujours sur les images du *Manuel.*

Le plan du livre est aussi tout pratique. Après avoir donné en tête du volume une bibliographie complète ou peu s'en faut des manuels et traités et des recueils de fac-similés, M. Prou fournit d'abord des renseignements sur les matériaux et instruments de l'écriture et passe ensuite à l'exposé des écritures précaro-

lingiennes. La transition entre cette première partie et la seconde, qui traite des écritures des IX^e^ à XVIII^e^ siècles, en distinguant, jusqu'à la Renaissance, dans chaque siècle, l'écriture des livres de l'écriture des chartes, est fournie par la théorie des abréviations. Il faut approuver sans réserve M. Prou de n'avoir pas rejeté, suivant l'usage commun, cette partie à la fin du *Manuel*: expliquer à un débutant la minuscule carolingienne et son évolution ultérieure sans l'avoir mis à même de résoudre les abréviations, c'est lui interdire de lire les fac-similés sur lesquels portent les explications.

Un chapitre sur la ponctuation, les signes diacritiques et autres, les chiffres et la notation musicale termine l'exposé proprement dit. La fin du volume est occupée par les répertoires dont je transcris les titres: Principales espèces de mss., Dictionnaire des abréviations (latines et françaises; il est précédé d'une très utile note sur les recueils et dictionnaires d'abréviations), Liste chronologique des fac-similés annexés au Manuel,[1]) Index bibliographique, Index alphabétique des principales matières. Ces répertoires sont précieux. Le dictionnaire des abréviations latines est très riche; il suffit complètement à l'usage courant, et dispense les étudiants de l'acquisition d'un ouvrage spécial, ce qui n'est pas négligeable au point de vue pratique. L'index bibliographique, dont l'idée est empruntée à l'excellent *Manuel de diplomatique* d'A. Giry, évitera des pertes de temps à tous les travailleurs. C'est un accessoire qui mériterait d'être adopté par les auteurs de tous les manuels.

A partir du IX^e^ siècle, c'est surtout l'écriture des mss. écrits en France qui est étudiée. Au point de vue romaniste, c'est un nouvel avantage du *Manuel* sur la plupart des livres similaires,

---

[1]) Ces fac-similés comprennent, outre l'*Album* dont est accompagnée la présente édition, trois recueils publiés à part, mais faisant suite au *Manuel*. Les deux premiers sont épuisés, mais je dois mentionner ici le troisième. Publié en 1904, chez Alph. Picard et fils, sous le titre: M. Prou, *Recueil de fac-similés d'écritures du V^e^ au XVIII^e^ siècle . . . accompagnée de modèles d'analyses d'actes et de transcriptions intégrales*, il se compose de 50 planches contenant 63 documents. Il serait très souhaitable que ce recueil se répandît parmi les romanistes. Il contient presque exclusivement des spécimens d'écritures françaises à date certaine, si mal représentées chez Steffens et dans autres recueils usuels. Il n'est pas inutile d'en donner ici la nomenclature: *Tite-Live V^e^ siècle. Prudence VI^e^. Lectionnaire Gallican VII^e^. Vie de saint Wandrille VIII^e^. Authentiques de reliques VIII^e^ siècle. Bible (822). Diplôme de Louis le Pieux (832). Diplôme du roi Eudes (893). Acte de donation (931). Acte de donation (1001). Collection de canons (1009). Saint Augustin (vers 1029). Acte de donation (1034). Acensements (1100 à 1136). Actes divers (1144, 1163, 1201). Association et échange (1205—1227). Copie authentique (1249). Table de saint Augustin (1256). Charte de l'officialité de Soissons (1258). Id. de l'officialité de Laon (1261). Enquête (1261). Charte de Ferri duc de Lorraine (1263). Lettres patentes de saint Louis (1268). Registre d'Alphonse*

où ce sont au contraire les mss. d'origine non-romane qui occupent la première place.

L'étudiant qui aura étudié le livre de M. Prou en ne négligeant pas de transcrire les fac-similés qui y sont joints, connaîtra les écritures usuelles et n'éprouvera pas de difficultés à les lire. En même temps il s'initiera aux principaux problèmes de la paléographie et apprendra l'état actuel de la science sur la plupart des questions. C'est en effet la grande originalité de cette troisième édition du *Manuel* que d'avoir su concilier très heureusement un enseignement tout pratique avec les exigences de la paléographie historique. Dans les deux premières éditions, le côté scientifique était un peu moins développé. En lui faisant une part plus large dans la nouvelle édition, M. Prou a rendu un grand service aux études paléographiques. Le principal écueil de la paléographie, c'est précisément d'être enseigné d'une manière qui empêche les étudiants de la cultiver scientifiquement. Il y a, en effet, une séparation déplorable entre la science et la pratique: l'étudiant apprend à déchiffrer les anciennes écritures et à les dater sans être introduit à l'étude scientifique de la paléographie. Une certaine habileté une fois acquise dans cet art pratique, il croit avoir terminé son éducation paléographique. Il consulte encore à l'occasion les traités, mais ne les étudie guère. Quant aux monographies, il en ignore, pour la plupart, l'existence. Nulle part cet empirisme n'est plus enraciné que chez les romanistes; le *Manuel* de M. Prou y apportera un excellent remède.

Il serait peut-être désirable que, dans la prochaine édition, M. Prou accentuât encore davantage cette tendance de son livre. Il pourrait, p. ex., joindre au § 1, qui traite de la définition de la paléographie, une esquisse d'histoire de la science paléographique. En apprenant comment sont nées et comment se sont développées

---

*de Poitiers (1269). Charte de l'échevinage de Lille. Enquête (1278). Notes brèves de notaire (1278). Amortissement (1286). Registre du trésor (1300). Arrentements (1302—1303). Brunetto Latini (1310). Minute de lettres royaux et accord au Parlement (1322—1323). Accords au Parlement (1324). Id. (1367). Id. (1382). Minute de lettres royaux (1401). Accord au Parlement (1401). Aveu et dénombrement (1436). Mandement royal et hommage (1446). Quittance et vente (1456—1475). Bail à cens (1486). Chronique de Monstrelet (1510). Acte d'échange (1520). Registre de comptes (1521). Notes brèves de notaire (1536). Actes d'hommage (1548—1549). Lettre de François de Guise (1563). Logis des troupes à la bataille de Jarnac (1569). Aveu et dénombrement (1581). Frais de criées (1620). Plumitif du Parlement (1625). Acte de vente (1650).* Comme on le voit, ce sont surtout des actes, c'est à dire des documents que les étudiants romanistes éprouvent le plus de difficulté à lire, qui sont publiés ici. Les pièces en français y sont nombreuses, il y en aussi des provençales et une catalane, ce qui fait que ce recueil peut être utilisé avec succès dans les conférences de séminaire. Le prix en est modique: 20 frs. La librairie fait en outre des conditions spéciales aux établissements qui prennent six exemplaires à la fois.

ces études, le débutant apprendrait en quoi a consisté leur progrès et quelle est la direction qu'un Delisle ou un Traube ont imprimée aux recherches sur les anciennes écritures. Composée habilement, cette notice historique pourrait éveiller chez plus d'un lecteur le goût pour la recherche personnelle. Il faudrait peut-être aussi, en citant les mémoires des maîtres, insister sur l'importance qu'ils ont eu pour le développement de la science. M. Prou a bien fait le nécessaire pour les travaux de Traube: ses lecteurs en saisiront parfaitement la portée. Mais je crains qu'ils n'aperçoivent pas avec une netteté suffisante ce que la paléographie doit à Léopold Delisle. Le *Cabinet des Manuscrits* et le *Mémoire sur l'école calligraphique de Tours*, pour ne parler que de ces deux ouvrages célèbres entre tous, appliquent des méthodes qui font date dans la paléographie et qu'il ne serait pas hors de propos de faire connaître aux commençants. De même, il eût été utile de dire que le *Programm und Instruktion der Diplomata-Abteilung* de Th. v. Sickel a fait reposer la critique paléographique sur l'étude du *ductus* de l'écriture, et que cette méthode, d'un usage courant chez les diplomatistes, pourrait être appliquée avec succès dans la paléographie des livres, où elle n'est pas encore très répandue. L'importance du mémoire de M. Wilh. Meyer (de Spire) sur *Die Buchstaben-Verbindungen der sg. gothischen Schrift* n'apparaît pas, non plus, avec la clarté désirable. Il n'est cité que deux fois, à propos des liaisons dans l'écriture du Mont-Cassin et dans la minuscule gothique: le lecteur pourrait être tenté de croire que M. Wilh. Meyer s'est borné à faire une simple observation; il ne soupçonnera sans doute pas que ce mémoire constitue une étude de portée générale où une règle calligraphique très importante est examinée avec toutes les rigueurs de la méthode historique. On pouvait, en outre, emprunter à cette étude quelques indications sur l'emploi de l'*r* courbe, du *d* oncial, du *v*, et de l'*y*. Il serait aussi souhaitable que M. Prou fît une place plus large aux questions de provenance. L'écriture n'a pas évolué partout de la même manière, et il conviendrait d'attirer l'attention des débutants là-dessus. Le *Manuel* y insiste suffisamment dans les chapitres consacrés aux écritures précarolingiennes, mais il n'en est plus de même dans la seconde partie du livre. Il n'eût pourtant pas été superflu de rappeler l'observation de Schum sur les particularités de la minuscule gothique dans le Midi de l'Europe parce qu'on les rencontre souvent dans les mss. d'origine provençale. Plusieurs paléographes ont noté le caractère avancé de l'évolution de l'écriture en Normandie (on plus généralement à l'Ouest) au douzième siècle; cette remarque méritait d'être rapportée. Les particularités de l'écriture anglo-normande étaient aussi bonnes à noter.

La dernière observation m'amène à faire une remarque sur la place restreinte faite dans le *Manuel* à la paléographie des

mss. et chartes en langue vulgaire. Ne convenait-il pas d'indiquer quand, dans quelles provinces et sous l'influence de quels besoins on aveit commencé à rédiger les chartes en langue vulgaire ? M. Prou, qui est un diplomatiste remarquablement informé, aurait pu, il me semble, réunir à cet égard quelques renseignements destinés à compléter ceux qu'on trouve dans le *Manuel de diplomatique* de Giry.[2]) Il eût été bon aussi de raconter les débuts du livre français et de dire quelques mots de conditions paléographiques de la formation de l'orthographe française. L'étude des tentatives qui ont été faites pour rendre les sons de la langue maternelle avec les signes de l'alphabet latin me semble ressortir pour le moins autant à la paléographie qu'à la phonétique. Il y avait lieu, semble-t-il, d'attirer l'attention sur ces questions en étudiant, p. ex., les fonctions diacritiques de la letre *h*, les hésitations entre *t* ou *d* et *z* à la fin des mots, les tentatives faites pour rendre les sons de l'*n* et l'*l* mouillées. Chemin faisant, on aurait pu illustrer par quelques exemples les différences locales d'orthographe, en faisant remarquer, p. ex., que les copistes bourguignons font grand usage de l'*h*, qu'à Liège on rend *l* mouillée par *lh*, que l'emploi de l'*x* caractérise l'orthographe lorraine. La graphie anglo-normande *aun* (pour *an*) aurait pu servir d'exemple de la détermination de l'âge de l'écriture au moyen d'orthographe.

Selon l'usage antique et solennel, M. Prou ne s'occupe pas de la paléographie des livres imprimés. C'est la seule lacune de ce remarquable *Manuel* qu'on ne saurait trop recommander aux étudiants en philologie romane.

Je termine par quelques observations de détail.

Dans le chapitre préliminaire, il ne serait pas hors de propos de donner quelques indications sur les moyens de reproduire les mss. Il serait utile aussi d'avertir les débutants qu'il ne suffit pas d'étudier les fac-similés joints au *Manuel* à l'aide des transcriptions données dans le livre, mais qu'il est indispensable de les transcrire soi-même, et qu'après avoir obtenu une transcription convenable, il n'est pas mauvais de calquer le fac-similé pour

---

[2]) Me sera-t-il permis d'adresser ici à M. Prou la prière de vouloir bien nous doter d'un recueil de fac-similés des plus anciens documents diplomatiques en langue vulgaire? De plus en plus, on se rend compte de la nécessité de l'étude directe des documents. C'est ainsi que M. Behrens, p. ex., a joint à la dernière édition de son *Altfrz. Grammatik* un choix de chartes destiné à illustrer les particularités dialectales du français. On serait heureux de posséder, à côté de ces spécimens imprimés, de bons fac-similés de prix abordable, et il y a, je crois, grand intérêt à que ces reproductions soient publiées par un savant français. Un étranger ne saurait atteindre les documents qui n'ont pas été signalés, et c'est précisément le cas où se trouvent les plus anciennes chartes en langue vulgaire de certaines provinces. Il serait désirable que dans un recueil pareil les transcriptions fussent accompagnées non seulement de remarques paléographiques, mais aussi d'explications diplomatiques élémentaires.

se bien familiariser avec toutes les particularités de l'écriture qu'on étudie. — P. 35. Est-il bien sûr que le sulfhydrate d'ammoniaque ne détériore pas les mss.? J'ai entendu dire qu'après avoir fait revivre l'écriture, il contribuait à la faire disparaître définitivement. La photographie, qui donne fréquemment des épreuves plus nettes que l'original, est en tout cas plus inoffensive. — P. 36 A propos des chartes de Rouergue dont l'encre est devenue verte, je signalerai, dans le ms. Bibl. Nat. lat. 16738, planche 1, une charte de Richard II de Normandie pour l'abbaye de Saint-Wandrille, dont l'encre est devenue rouge. — P. 60. Il ne fallait pas ometre d'indiquer que M. Chatelain donne, dans l'*Uncialis scriptura* (texte) quelques indications pour déterminer l'âge des livres écrits en onciale. — P. 70, transcription du papyrus de Ravenne, ligne 1; lisez *suscribsi* au lieu de *subscribsi*. — P. 74. Le fac-similé destiné à illustrer l'écriture semi-onciale (Le Cassien dérobé par Libri à Autun et reconquis par la Bibliothèque Nationale) n'est pas choisi très heureusement. La lettre *g*, dont la planche n'offre qu'un exemple (*sagum*, l. 9), n'y a pas la forme caractéristique de l'écriture semi-onciale: c'est un *g* oncial. A tout le moins, il fallait en faire la remarque. — P. 113. Le passage terminant cette page est rédigé maladroitement: il pourrait donner à croire que c'est au XIII^e^ siècle seulement qu'on s'est mis à écrire en langue vulgaire. La plume a trahi la pensée de M. Prou. — P. 118 à 135 sont occupées par un chapitre sur les *Notes tironiennes* dû à M. Jusselin. Ce chapitre est excellent, mais vu l'intérêt restreint du sujet, il me semble un peu long. — P. 145 et 146. Fautes d'impression que je me borne à signaler, les difficultés typographiques m'empêchant de les corriger: *G*, *psentes*. — P. 148. Il fallait peut-être indiquer que toutes les lettres qu'on suscrit sans rien abréger étaient à l'origine des lettres liées; c'est la forme des ligatures où elles entraient en composition qui explique leur place au-dessus de la ligne. — P. 153. Le point et virgule fait en *deux* traits abrège la finale *us* encore au XIII^e^ siècle: Registre de l'évêque Conrad de Constance de 1210 (Steffens, éd. franç. pl. 89: *sequentibus*, l. 10; *conspectibus*, l. 11), Registre du cardinal Hugues d'Ostie de 1221 (Steffens, ed. fr. pl. 90: *omnibus*, l. 10; *genibus*, l. 12; *militibus*, l. 24), le ms. de Thomas d'Aquin qu'on croit être autographe (Steffens, éd. fr. pl. 95 *rebus sensibilibus*, col. 2, l. 28); Notices provenant du Limousin rédigées vers 1200 (*Héliogr. Ec. des Chartes* n^os^ 146 à 148); Document de l'abbaye de S. Denis de 1207 *(Héliogr. Ec. Chartes* n^o^ 185, *duobus hominibus)*; Gloses sur les Epitres de S. Paul de 1225 (Van den Gheyn, *Album belge de paléogr.* pl. XIII), Additions de Maurice de Neufmoustier aux *Gestes des évêques de Liège* (Van den Gheyn, *op. cit.* pl. XIV), S. Augustin copié en 1277 par Jean Toussens, moine à Cambron (Van den Gheyn, *op. cit.* pl. XVI, *tribus*, *duabus*, col. 2, l. 18; *motibus*, col. 2, l. 27; *habentibus*,

col. 2, l. 28); Le ms. A du lapidaire *Evax fu un mult riche reis* du début du XIII[e] siècle (*Romania* XXVIII, p. 48, ex .à la dernière ligne); Matthieu de Paris (*Paleograph. Society* I pl. 218, plusieurs exemples à la 2[e] colonne). — Cette abréviation est parfois faite d'un seul trait bien avant le XI[e] siècle. M. Steffens en a signalé un exemple dans le Valère-Maxime de Berne du IX[e] siècle (éd. fr. pl. 60 b, col. 2, l. 1). — P. 156, transcription du dessein, lisez *ęternam* (faute d'impression). — P. 158. „Au XIII[e] siècle, la diphtongue *æ* a complètement disparu". Sauf dans les mss. en langue vulgaire où elle se rencontre sporadiquement, cf. Suchier, *Voyelles toniques* p. 35. — P. 160. La rédaction du passage sur *cum*, *quum* est peu heureuse; voy. p. 103 où elle ne prête pas à cette critique. — P. 195. Même observation au sujet de la phrase concernant l'*ę* cédillé au XI[e] siècle. La bonne formule se trouve p. 158. — P. 201, Signatures autographes. Un renvoi à Giry, *Manuel de diplomatique* p. 601 ne serait pas superflu. — P. 204. Il fallait répéter ici l'indication du *Rouleau du b. Vital*, donnée à la p. 30, et attirer derechef l'attention du lecteur sur ce document incomparable pour l'étude de l'écriture à la fin du premier quart du XII[e] siècle. — P. 208. Je ne saisis pas bien l'utilité d'une analyse détaillée d'un acte dont on ne communique que le préambule. Ailleurs encore, j'ai remarqué quelques analyses un peu longues. Y aurait-il là une intention de la part de M. Prou ? L'analyse d'un acte n'est pas toujours facile, et il n'est peut-être pas oiseux de fournir aux débutants de bons modèles. Le moyen le plus simple consisterait à donner en fac-similé une charte de Fleuri et à renvoyer, en note, à certain *Recueil des chartes* de cette abbaye, en recommandant aux commençants l'étude des analyses qui y accompagnent les documents. Le *Manuel* et ses lecteurs s'en trouveraient bien. — P. 209. Je ne crois pas qu'il soit exact de dire que „avant le XIII[e] siècle, l'art de l'écriture était essentiellement monastique." La richesse de la littérature profane en langue vulgaire au XII[e] siècle et sa diffusion rapide à l'étranger me semblent prouver le contraire. M. Prou fait aussi trop bon marché des écoles non-monastiques, très florissantes au XII[e] siècle. Je rappelle enfin que l'officialat et, dans le Midi, le notariat datent du XII[e] siècle. — P. 220. Le trait d'union qui suit, à la fin des lignes, le commencement d'un mot terminé à la ligne suivante n'a rien de notable au XIII[e] siècle. On le rencontre dès le XI[e] siècle. — P. 282. Le chapitre sur les *Accents* appelle quelques remarques. L'*o* exclamatif n'est pas le seul monosyllabe qui soit souvent surmonté d'un accent. La dissertation de Lincke, dont certaines conclusions me paraissent d'ailleurs contestables, est citée à un endroit du contexte où l'on s'attendait à trouver une indication sur les accents dans les écritures irlandaise et anglo-saxonne. — En ce qui concerne les accents surmontant l'*i* redoublé, M. Prou

en signale la présence dans une charte, aujourd'hui perdue, de Marmoutier de 1077 et dans les diplômes de Louis VI. Ces indications sont précieuses, mais auraient pu être completées par quelques renseignements concernant les livres. Voici le résultat d'une petite recherche que j'ai effectuée sur les íí accentués tant dans les livres que dans les chartes. Le premier exemple en est fourni par le Catalogue de l'abbaye de Lobbes de 1049 (*Paleogr. Society* I pl. 61). Dans le dernier quart du XI$^{e}$ siècle, on en trouve des exemples dans les chartes: à la charte de Marmoutier citée par M. Prou, j'en ajoute une autre de la même provenance écrite vers 1092 (*Musée des Archiv. Départ.* n$^{0}$ 29) et une charte du 9 novembre 1081, rédigée en Catalogne au nom d'*Arnaldus Ugonis baiulus de Fontclara* et *Arnaldus abbas sancti Benedicti de Castres*, conservée dans le ms. Bibl. Nat. lat. nouv. acq. 2579 (charte n$^{0}$ 16). Au début du siècle suivant, on en trouve des exemples tant dans les livres que dans les chartes: Psautier quadriparti de S. Martin de Tournai de 1105 (Prou, *Album* accompagnant la présente éd. du *Manuel*, pl. 11, *exiit*, ligne 13); fragment du Rouleau d'Hugues abbé de Saint-Amand de 1107 (éloge de Guarmond, *aliis*) recueilli dans le ms. Bibl. Nat. nouv. acq. lat. 1525; souscription autographe d'Hugues, abbé de S. Cibard apposée à une charte de Girard, évêque d'Angoulême du 18 juillet 1109 (*Musée Arch. Départ.* n$^{0}$ 30); le Saint-Jérôme de 1114 (Prou, *Recueil de fac-similé* de 1892, pl. I et Steffens, éd. fr., pl. 79a). J'ignore quand et par qui les *íí* accentués furent introduits à la chancellerie de Louis VI que je connais mal. Je remarque toutefois que dans le diplôme de fondation de l'abbage de S. Victor de 1113 ils font défaut, à en juger par le fac-similé publié dans l'*Album paléographique . . . par la Société de l'Ecole des Chartes* pl. 28, bien qu'on les trouve déjà dans le diplôme pour Ste. Croix d'Orléans de l'année précédente (*Mus. Arch. Départ.* n$^{0}$ 31). Vers la fin du premier quart du XII$^{e}$ siècle, les *íí* accentués sont communs ainsi qu'on peut s'en convaincre en parcourant le Rouleau du b. Vital (éd. phototyp. Delisle, titres 4, 8, 14, 25, 26, 27, 28, 40 etc. etc.). La Règle de S. Benoît de Saint-Gilles de 1129 (*Paleogr. Society* I, pl. 62) fournit un exemple presque contemporain pour le Midi. — P. 290. Le chapitre sur la *Notation musicale* n'est pas très heureux. Au lieu de la nomenclature détaillée des neumes, il aurait mieux valu donner quelques renseignements sur l'interprétation des notes carrées et sur les notations mesurées. Il est surprenant que dans la bibliographie de ce chapitre on ne mentionne pas J. B. Beck, *Die Melodien der Troubadours*, cet ouvrage fondamental pour l'étude de la notation carrée. — P. 483. L'index bibliographique me permet de constater un singulier oubli de M. Prou: le *Manuel*, dédié à la mémoire de L. Gautier, a caché aux lecteurs l'existence de l'*Histoire de la poésie liturgique*, qui contient une belle étude sur la paléographie

des tropaires. Je suis aussi surpris qu'un ouvrage de „paléographie latine et *française*" n'ait pas trouvé une seule occassion de prononcer le nom de M. Paul Meyer. Le mémoire sur *Les fragments d'une paraphrase provençale du Pseudo-Caton* (*Romania* XXV) n'est pas mieux traité que les autres, bien qu'il débute par une étude paléographique de portée générale.

Paris. JEAN ACHER.

**Bourciez, E.** *Éléments de linguistique romane.* Paris, C. Klincksieck, 1910. 16⁰ picc., pp. XXI—697.

Non si potrebbe negare a questo libro il merito dell' opportunità. Manca infatti alla Francia un libro che s'assomigli (a tacere della Einführung del Meyer-Lübke, non troppo adatta invero ai novizi) ai preziosi manualetti del Gorra e dello Zauner, tanto chiari, precisi e bene informati.

Coi quali però quello del B. non ha comuni che il carattere elementare, e, ma in misuria e scelta differenti, la materia. Questa è colà disposta in modo assai diverso. Dopo una spiegazione sui segni diacritici e convenzionali[1]) adoperati nel libro (nel quale però non è detto che significhino il $t\chi$ e il *dy* nelle trascrizioni ladine; § 514b), si passa alla introduzione, nella quale, ponendo a base il latino, si espongono certi principi generali della analisi e della evoluzione del linguaggio. La materia stessa viene poi divisa in tre parti, delle quali la prima considera il latino sopratutto ne' suoi rapporti col neo-latino e quale fonte diretta di questo; la seconda concerne la fase romanza primitiva, e la terza è consacrata alle lingue romanze singolarmente prese; dove è da rilevare che al francese son consacrati due capitoli, il 1⁰ (L'ancien français et le provençal) e il 6⁰ (Le français moderne). La materia è dunque sbocconcellata per il francese in quattro parti, per gli altri linguaggi, in tre: una spartizione sulla quale io non avrei nulla a ridire, dove la sezione che s'intitola "Phase romane primitive" non fosse riuscita una vera *olla podrida* cronologica. Infatti il B. assegna a quella fase un giro di secoli che va dal 5⁰ al 10⁰, e vi contempla quindi della materia che è ancora latina insieme ad altra chi è già schiettamente romanza, e potrebbe essere anteriore e sopratutto posteriore a quell' epoca. Chi guarentisce al B., p. es., che gli ordinali ladini in *-avel* (§ $220^b$) non sieno posteriori al sec. 10⁰?

L'esposizione del B. è chiara; tanto chiara da far parer limpide e semplici delle quistioni che purtroppo sono assai buje e intricate. D'altra parte questo bisogno assoluto di chiarezza a ogni costo, disposato alla necessità di condensare la materia

[1]) Tra questi, è da biasimare l'uso promiscuo fatto dell' asterisco, che serve non solo per le forme presunte ma anche per le forme che, pur essendo documentate, non sono del latino classico.

in paragrafi brevi, implica troppo di spesso delle omissioni di cose essenziali, di quelle omissioni che svisano interamente le cose. Chi paragoni certi §§ del B. coi corrispondenti della *Gramm.* del Meyer-Lübke o persino con numeri del Körting, troverà che la materia degli uni e degli altri è spesso miseramente sciupata.

Poichè si capisce che il Meyer-Lübke è la precipua fonte, nè potrebbe essere altrimenti. Solo, la materia della poderosa opera del cattedratico di Vienna il Bourciez avrebbe dovuto assimilarsela meglio; essa avrebbe davuto divenir sangue del suo sangue. Invece di spesso è rimasta materia appiccaticcia, mal compresa e mal digerita. E anche, in fondo, negligentemente sfruttata, in quanto una lettura appena appena attenta avrebbe fatto sì che il B. evitasse errori madornali, come sarebbe quello che gli fa dire (§ 399) che l'italiano non è parlato in Austria che nella regione di Trieste, o quell' altro per cui il bolognese e il romagnuolo sarebbero de' dialetti centrali, diversi dall' emiliano.

Fortunatamente la parte originale del B. non si limita a queste amenità. Essa s'appalesa in modo assai migliore nella parte francese, che il B., autore d'un trattato di fonetica francese, meglio conosce; nella frequente invocazione del guascone, nel ricorrere pure a proprie indagini sul latino volgare e medievale, indagini istituite su iscrizioni e carte. S'appalesa anche, e in ciò non vedrei io un pregio, nel tenersi attaccato alle idee del Mohl e nel chiamar quindi a testimonio i dialetti italici pur là dove non occorre punto; s'appalesa soprattutto nel tentativo di schizzare anche lessicalmente il latino-volgare e i singoli linguaggi romanzi. Il tentativo non è riuscito nè poteva riuscire, perchè a noi mancano ancora troppi elementi di giudizio, e perchè il B. ha proceduto arbitrariamente e ignorando troppo di spesso anche i pochi elementi utili.

Non piace nemmeno il vago e impreciso modo con cui talvolta s'accenna ai fatti. L'avverbio 'ordinairement' 'd'ordinaire' occorre troppo frequente. Con troppa frequenza la presenza d'un fenomeno è enunciata col modo "in Italia" 'nella Rezia', senza che si riesca a capire se con quelle espressioni si voglia dire 'in tutta Italia' o 'in qualche parte d'Italia'. Anche non riesce sempre di capire se la parola "italiano" si riferisca all' insieme dei volgari neo-latini d'Italia, o alla lingua letteraria.[2])

Dirò infine che in un libro di linguistica seria spiace di leggere dei giudizi estetici, soggettivi e quindi facilmente fallaci, come quelli che si leggono al § 335 (secondo capoverso) o al § 548[c.]

[2]) Così a § 408: "L'it. n'admet aucune consonne à la finale." Ma se ne' dial. gallo-italici (meno il ligure) e in più varietà pugliesi cadon tutte le vocali meno *-a*, e in qualche punto anche questa!

Seguono ora appunti di diversa natura che devon lumeggiare le critiche che sulle generali si son mosse qui sopra al libro del Bourciez.

* * *

Pp. XVII—XXI. Non capisco con qual criterio sia messa insieme la bibliografia. Data pure la necessità d'essere conciso e di indicare solo ciò ch' è di capitale importanza, riman sempre strano che non vi figurino la *Revue des langues romanes*, l'*Archiv* di Herrig, il *Kritischer Jahresbericht*, e la rivista del Monaci dai diversi titoli succedutisi l'uno all' altro (*Giornale*, *Rivista*, *Studi di fil. romanza*, *Studi romanzi*). Arreca stupore che sotto 'Rhétique' non compajano i *Saggi ladini*, e dell'omissione mal ci compensa che l'*Archivio glottologico* sia ricordato tra le riviste della nostra scienza. Manca tra i sussidi rumeni il *Rumän. Elementarbuch* del Tiktin. Sotto 'provenzale', avrei ricordato la *Gramm. hist. de la langue des félibres* del Koschwitz, e tra i sussidi per il francese non andava omessa la *Bibliographie des patois* del Behrens. I vocabolari sono posti sistematicamente al bando e il lettore non sa nè del *Dictionnaire général* nè del *Tresor* del Mistral. Nel corso del volume avvengono spesso de' rimandi a lavori speciali; ma anche qui, parmi, senza una norma; talchè su molte quistioni il lettore sa dove attingere una più ampia informazione, su molte altre no.

§ 27c. Un attento esame dei linguaggi parlati condurrebbe a stabilire che i suoni 'accessori', come li chiama il B., hanno forse una importanza maggiore che loro non venga solitamente attribuita. Nel dial. della valle Mesolcina (Grigione italiano), p. es., io ho sentito spesso e da persone diverse *un-d-rę́* un re, *el-d-rid* 'egli ride'; altrove (Leventina) *sem-b-rüinú* son rovinato.

§ 28. A spiegare **grĕvis* basta l'antitetico *lĕvis.*

§ 31a. Credo anch' io al principio della regolarità dei fatti flessionali, e le belle ricerche del Jaberg (*Ueber die assoziativen Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfranz. Dialektgruppe.* Aarau 1906) non fanno che confortare questa convinzione. Solo, trattandosi di fatti dello spirito, la prova è difficile da fornire.

§ 50c. L'*ī* e l'*ú* (= *ę́* e *ọ́*) in Sicilia, e quindi in parte dell' Italia meridionale, si può provare che è di data relativamente fresca (v. Rendic. Ist. lomb., 1910, p. 625).

§ 52c. Contro la condizione del 'groupe de consonnes' parlano *foutre* ecc., il sen. *mutta* prestito MUTUA; ANTĪCUS, ecc. V. Grandgent § 226.

§ 57a. Vi ha contradizione tra questo e il par. 165 dove, a proposito di *ke ki* nella Sardegna, si parla di regressione, mentre qui si parla di conservazione.

§ 58c. Stà bene *rius* = *rivus*. Ma anche qui devono avere avuto luogo conguagli fin dal latino, poichè *avu* si continua in Italia (però bol. *lôl* = **aulu* = **avulu*), e lo si dovrà a *ava*.

§ 60. La quistione di quanto degli elementi lessicali del vocabolario latino si conservi nelle lingue neo-latine, non è vicina alla soluzione, e una soluzione non s'avrà in fondo mai. Certo è solo che una gran parte di essi elementi è naufragata. Ma non è meno certo che constateremmo questa porzione assai minore dove avessimo il vocabolario completo d'ogni comune della Romania e dove l'indagine etimologica avesse trovato il bandolo di migliaja di voci ancora misteriose. Un elenco circospetto, ma certo non completo, date pure le attuali nozioni nostre, lo viene fornendo il Meyer-Lübke nel Thesaurus.

§ 61. Non tutte le voci che il B. dà per morte, lo sono; o quantomeno, se alcune sono o pajon morte oggidì, ebbero pur vita per parecchi secoli in età romanza. SIDUS si continuava nell' it. *sído*, come è provato dal sinonimo lucchese *sídro*. Il qual *sidro* sarà un deverbale da quel verbo *sidrare* (it. *assiderare*; Körting 8696), di cui v. Mussafia, Beitrag 29, Seifert, Gloss. zu Bonvesin 67; Arch. glott. it. XII 431. — AGRU vive nella Rumenia, e in qualche parte dell' alta Italia (Körting 362, Arch. glott. I 362, Puscariu 38). TUBA si continua nell' it. merid. *tofa*, corno dei pastori (Merlo, Revue de dial. rom. I 262), che al postutto potrebbe stare per **tóva*[3]). Di LORUM v. Körting 5696. MAGNUS è nel sa. *mannu*. OMNIS nell' it. *ogni*. OPORTERE nell' a. lomb. *vertir*. VINCIRE nel sa. *avvigní* (Rendic. Ist. lomb., 1909, pag. 675) e fors' anche nell' it. *avvincere*.

§ 62. Col valore di 'separare' 'scegliere', 'vagliare', vive CERNERE in più parti della Romania (Körting 2097, Puscariu 346) gli si accompagna *EX-CERNERE Körting 3353.

§ 62b. Vivono anche AGNUS (Ktg. 370) e CULTER (Ktg. 2667; friul. *coltri* coltellaccio). DOMUS non è conservato solo in Sardegna, ma anche in Italia (*il duomo* la casa di Dio, berg. *ol dom* domicilium, Lorck, Altberg. Sprachdenkm. 140).

§ 63. Vive sempre anche HEBDOMA(S) allato a HEBDOMADE (Ktg. 4526).

§ 65. Avrei citata la forma tradizionale *vuoto* piuttosto del fior. *vòto*.

§ 69a. Il campid. *ogheddu*, che il B. ha forse dal Ktg. 6654, non è punto OCELLLU, che avrebbe dato *oxeddu*, bensì il diminutivo di *ogu* occhio. Tra le sostituzioni con -ELLU, è da rilevare il piem. *orisèl* orecchio sinistro dell' aratro mentre è *oríja* per l'orecchio destro (v. Toppino, Arch. glott. XVI 530). Tracce del positivo AURE son del resto nell' alta Italia (Ktg. 1069; *dà òra* anche a

[3]) Cfr. *tafuto* = nap. *tavuto* (= sp. *ataúd*) in qualche varietà meridionale (Merlo), e certo non v'entra τάφος; irp. *corrifo* (= merid. e sic. *corrivo*) dispetto, onta, ira, puntiglio (cfr. l'it. *corrivo all' ira*), ecc.

Trento), così come si continua *VICLU VITULU nell' it. *vecchio* (anche côrso *vecchiu marinu* foca) e nel sa. *biju* ecc. (Guarnerio, Miscell. Ascoli 231—2).

§ 71d. Si poteva tener conto dei verbi in *-CCARE (*étriquer*, in questa Zst. XXXVIII, 170, *traquer* Arch. glott. XV 107), dei quali da ultimo in Rend. Ist. lomb. 1906, p. 584, 620.

§ 71e. Di *tâter* ecc., v. Studi romanzi VI 62 n.

§ 73c. Anche a Venezia *lúni*, *márti*, *mèrcore*, *vénere*; in Piemonte *lünes*, *mártes*, *džöves*, *mèrco*, *vèner*. Nella Toscana, scherzosamente, *marte*, *giòve*, *mèrcole*, e ricordisi il proverbio *nè di venere nè di marte non si sposa nè si parte.*

§ 77. Non è certo che *AUCA rappresenti una restrizione, in quanto la voce possa essere l'aggettivo superstite di una combinazione a noi ignota, il determinante di qualche sostantivo. — Quanto a *saison*, mi chiedo da un pezzo se non sia STATIONE con *t-t* dissimilati mediante la soppressione del primo, come avviene nel cô. *assettá* 'astettare' asp-, o nel sic. *assutari* = *astutari*, spegnere (v. Rendic. Ist. lomb., 1907, pag. 1106). A STATIONE pensava del resto, ma con altri argomenti come pare, anche lo Scheler (v. Diez, Et. W. 674).

§ 79. Con HIBERNUM [TEMPUS] fa il bel pajo AESTIVUM [TEMPUS] rappresentato nel prov. ESTIU ecc. (Merlo, Nomi d. stagioni e d. mesi 31). Non APER, che di nessuna determinazione avrebbe avuto bisogno, era il determinato di SINGULARIS, bensì PORCUS. Ed è notevole, a tal proposito, che la combinazione intiera si continui ancora qua e là (prov. *porc-sanglié*, berg. *porc singial*, mant. *porch singèr*, Arch. glott. it. XII 394).

§ 83c. Può bastare quell' isolato *inferrire* a farci credere che in *offrir souffrir* si abbia *offerrire*, ecc. ?. La tradizione con *-r-*, riannodantesi a *offero* ecc., è ben altrimenti forte com' è provato da *proférer préférer*, dagli it. *sofferire*, *offerire*. L'*offerrere* delle carte lucchesi (Studi medievali I 418) nulla prova, come nulla provano i sardi *offérrere* ecc. Accanto a quello i docum. volgari lucchesi offrono *porrere* porre, *tórrere* togliere, ecc., e così la Sardegna ha, insieme a *offérrere*, e *mórrere* morire, e *abèrrere* aprire, ecc. Siam sempre a degli sdoppiamenti sillabici di *re-re* (cfr. gli analoghi es. siciliani, come *virri*, = *viriri* vedere, onde poi *virriri*; Rendic. Ist. lomb., 1907, pag. 1061n), che conducevano a *-rre*, coll' aggiunta poi del normale *-re*; onde *offerrere* si ragguaglia non al lat. OFFERRE ma a un sardo *offerre* ottenuto da *offerere.*

§ 84. La vitalità dei presenti in -EO -IO, è comprovata da moltissimi deverbali (*puzza* su PUTEO, *foggia* su FODIO, *prúddza* su *PRUDIO, valbregagl. *péndza* prato in pendio, su PENDEO, ecc., Revue de dialect. rom. I 107). Alcuni di questi son notevoli per la loro diffusione: così quello che mette a capo a JACEO (prov. *jatz*, tosc. *diaccio* e *agghiaccio* ecc., Arch. glott. X 108, XII 406, Meyer-

Lübke, Rom. Gramm. II § 398, dove son parecchi esempi analoghi, tra cui notevoli i rumeni), e quello che si pone in relazione con HABEO cioè il prov. e aait. *aip aibo -a* abito, contegno, qualità (Settegast, Rom. Forsch. I 237; Meyer-Lübke, Einf.[2] § 35, Arch. glott. it. XII 385, Giorn. stor. d. lett. it., Suppl. 5[0], 168), per cui parmi quindi superflua, la invocazione del celtico. E s'intende, che nulla ci sforza a mandare con *aip* il port. *eiva.* — Esempi medievali di *CADEO e di *-EUNT in Studi mediev. I 416, 415.

§ 89. Non per contrazione è surto il gerundio in *-índo*, bensì per una proporzione analogica (*-índo*: *-íre* :: *-ándo*: *-áre*, ecc.), e lo stesso dicasi dell' imperf. in -IBAM.

§ 91c. Anche *SEDUI, Studi mediev. I 416.

§ 93b. Si potevan ricordare anche i sincopati *CRETTU, = *CRED'TU, creduto (sic. *crittu*, gallur. *crettu*, alto-it. *creto*, *cręta* credito, a. gen. *cretúo* da *creto* + *creuo*, grig. *cret -tta* Arch. glott I 99n), *SETTU = *SED'TU, onde il lomb. *setás*, il merid. *assettárese*, sedersi, e altri. V. Romania XXXIX 441.

§ 94a. FACIES si continua nello sp. *haz* (port. *face*), a. astig. *facz*, it. centro-mer. *facce -i* (Zst. f. rom. Phil. XXIV 507). E in Italia abbiamo anche belle tracce della conservazione dell' -E di -ITIE (ib. ib. 504 sgg., Revue de dialect. rom. I 105, Parodi, Arch. glott. it. XVI 116, 336). Sarebbe poi da ricordare anche il ven. *-ézzo* (onde l' it. *pettegolezzo*) di cui in Studi di fil. romanza VII 223, il cui genere non so in quale misura possa giustificarsi coi masc. *dí*, *ghiaccio*, *madero* (ant.-venez.) legno, rum. *carĭu* istr. *cher* da CARIES (col mascolino già di data antica Puscariu 293), lomb. *coróbi*, di qualche varietà, di fronte al generale *coróbia -l-* COLLUVIES (Körting 2329), a tacere del sic. *spezziu* irp. *spiezejo* pepe, aroma, che è voce dotta e può risentirsi del masc. 'pepe' (sic. *pipi* peperone, pepe indiano).

§ 99d. Non con OCTOGINTA bensì con OCTUAGINTA è da paragonarsi *OCTANTA.

§ 114a. L' it. *lo sono* è di costrutto francese.

§ 152c. L' it. *biasimare* è dall' a. franc. *blasmer* (cfr. l' a. lomb. *biamar* = *blâmer*) così come *medésimo* è dall' a. franc. **medesme.* Non prova dunque nulla. E gallicismo riterrei anche *vergogna*, in considerazione del sic. *vri- virgogna.*

§ 153. Non tutta Italia chiude regolarmente in *ó* l' *ǫ́* seguìto da nas. + cons. Cfr. es. come nap. *pǫnte*, sic. *ponti* e *contra*, nap. *cuoncio* sic. *conzu* 'concio', sic. *conca* conca (v. Meyer-Lübke I § 184). — Non vedo la ragione perchè la dittongazione milanese dell' *ǫ́* debba considerarsi come storicamente diversa dalla italiana o dalla francese. — "Au sud, elle [la diphtongaison de *ę́* et *ǫ́*] *est ..... inconnue à l'origine*". A quale origine? Ma l' inferire una origine seriore dalle condizioni siciliane è cosa che non a, visto che il dittongo, in certe condizioni, è tutt' altro che scono-

sciuto in Sicilia. — Condizionata è la dittongazione non "dans une partie de la Calabre", ma in tutto il Mezzogiorno, e è od era in tutta Italia e forse più in là. — Quello che avviene in una parte della Calabria è questo: che vi si ha una dittongazione secondaria, condizionata anch' essa, promossa dall' *-u* secondario da *-ō* (*sientu* sento, nap. *sę̄ntẹ*) o da *-ŏ* (*suoru* = SOROR).

§ 155. La Toscana non ha *lọ́to* ma *lǫ́to* voce dotta. — Circa al vocalismo it. -meridionale, v. l'appunto al § 50.

§ 156b. Ant. mil. *vingi* (l. *-tši*) venti. L' *í* in questa voce è di pressocchè tutta Italia, non esclusa la Toscana (sen. *vinti*). Onde l' *é* fiorentino e di qualche angolo dell'alta Italia (v. le mie Note lomb.-sicule num. 189) sarà dovuto a *trenta*.

§ 156d. Col lion. *avilli* va il lomb. *avídža*, e si tratterà di *APĪCULA.

§ 160. Nè *puoco* nè altri suoi compagni veneziani o alto-italiani (v. Romania XXXVI 242n, 245n) autorizzano la norma di *au* in *uo*. Si tratterà di adattamenti o di false ricostruzioni.

§ 165. V. l'appunto al § 57.

§ 166 (v. anche § $514^b$). Non vedo veramente perchè si possa dubitare della connessione tra Gallia e Rezia nel trattamento delle formule KA e GA; e meno ancora come si possa affermare che l' evoluzione non s'è propagata nel Mezzogiorno della Francia (v. invece la carta V del Suchier, nel Grundriss$^2$ e Meyer-Lübke, Hist. Gramm. d. franz. Spr. § 164). Se tra Rezia e Gallia vi ha qualche divario nelle modalità del fenomeno, è da notare che delle differenze esistono pure tra questa e quella valle alpina.

§ 171a. Dove ha scovato il B. un engad. *priega*? — Nella Sardegna, la sonorizzazione delle sorde è di data assai recente e non ha trionfato nemmeno oggi in tutta l'isola.

§ 173a. Il *-c-* toscano di *vicino* ecc. e così quello di *bacio* ecc. (§ $175^c$) non è *tš* e non *è š*: è un mezzo *š*. — Il *-tš-* in *z* è pure di tutta l'alta Italia. A Genova *ž*, e così in Sardegna, nel Campidano, dove però sarà recente (v. l'appunto al § $171^a$).

§ $173^b$. L'it. *regina* (di fronte al poetico *reína*) è voce dotta e nulla prova.

§ 174. *-l-* in *r* anche in Lombardia, e (ma qui con una diversa articolazione del *r*) in molta parte del Piemonte.

§ 175b. In *vergogne* di fronte a VERECUNDIA non v' ha punto un *ndy* che ha perso il suo *d*. Da *ndy* si è venuti a *ndž* e da qui *nj*, *ñ*. — Il prov. *ordi* (alto-it. *ördi*) rispecchia un dottrinale *ordi(o)*.

§ 175e. Il franc. *nž* da *my*, non supporrà esso una fase intermedia *mby*, quella fase che si vede ne' lomb. *šímbya* scimmia, *vendémbya* vendemmia?

§ 175c. Sic. *šínniri* non *šénniri*. — *nd* in *nn* (*n*) anche nella Ladinia centrale (Arch. glott. it. I 359—60 n).

§ 180b. Tra i ladini, abbiamo *tš* nella Sopraselva e Sottoselva, *tš* e *t (tt)* nell' Engadina, e *t* nella region centrale e orientale. Nessuna traccia dunque di *yt*. — Nella Italia superiore, abbiamo *t* (*tt*) nella Venezia e nell' Emilia, *yt* nella Liguria e in una parte del Piemonte, *tš* nel rimanente del Piemonte e in Lombardia.

§ 183a. L'Italia non ha punto sbandito la parola FRATER, come il B. può apprendere dal Tappolet, Die rom. Verwn. 50 sgg. MAGNUS sopravvive nella Sardegna, come già ho detto. MACTARE (o meglio *MACTIARE) pure nell' it. *ammazzare*.

§ 183b. MENSA vive anche in Italia, col valore per lo più di 'madia'. Cfr. però il nap. *mesale* tovaglia. — In Ispagna vive *trapo* cencio.

§ 183c. SAXUM è conservato anche nella Ladinia e nel Portogallo. SCIRE pure in Sardegna. METUS in Piemonte. LIS non è escluso dall' it. *lite*, ma poi il lomb. *līt* accenna, colla sua lunga, a *lide*.

184. Della stessa base del rum. *picĭor* è forse il lomb. *peš-ö* zampetto, peduccio, e. il *peš-* (*pez-*) con cui in Lombardia, e nell' alta Italia in genere, si forman dei derivati da PEDE (Studi di fil. romanza VII 216n). Il nap. *pedezzullo*, piedino, parrebbe proprio accennare a *PEDICJ- o PEDITJ- quale punto di partenza. AVIS vive in Sardegna, come vi si continua TRITICUM. — Per *dicha desdicha*, cfr. anche gli it. *detta*, *disdetta*. Lo sp. *pequeño* risulterà dal tema di '*picc*-olo' e dall' -INNUS di PISINNUS. AFFLARE per 'invenire' anche nell' Italia meridionale.

§ 185b. CLETA si continua pure nel piem. *tšea* e nel galliz. *chedas* "piezas esteriores que entran en la armazon del lecho del carro, ó chedeiras". RUSCA (scoria, materia tratta dalla prima pettinatura del lino) pure nell' Italia merid. e in Sicilia. Circa a *craindre* (ven. *scremir*, *gr-*), v. ciò che n' è detto nelle mie Bricciche sarde, num. 15.

§ 185c. Per *tana* esiterei a far getto della base latina proposta già dal Diez (SUBTANA).

§ 185d. *farfecchia*, se va con BARBA, sarà piuttosto il prodotto di una di quelle parecchie assimilazioni e dissimilazioni successive cui vanno soggette due labiali susseguentisi a principio di due sillabe attigue.

§ 187. L'it. *lòggia* prova solo per la Francia, essendo un gallicismo. Bisognava invocare *lubbione* e il lomb. *lǫbja*. — Supporrei gallico anche *tovaglia*.

§ 188c. Di *guancia*, v. Rendic. Ist. lomb., 1903, pp. 607 sgg. — *scofone* non è milanese, ma c' è *scufon* ecc., in altri dial. altoitaliani. Nè credo v'abbia a vedere il germ. *skoh* (v. Mussafia, Beitrag 103).

§ 191b. Di *trouble* già il Dict. gén. fornisce la giusta spiegazione (cfr. mil. *túrber*, ven. *tórgolo*). Il rapporto tra *lâche* (tosc. *lasco* pigro) e *lâcher* riprodurrà quello che corre tra LAXUS

e LAXARE. Del resto occorrerebbe indagare se anche in Francia le formazioni come *gonfle*, non sieno state prima participiali (Meyer-Lübke II § 333).

§ 192c. *-ardo* e *-aldo* son forse suffissi introdotti in Italia dalla Francia.

§ 196. Caso vuole che l'es. sic. *pidicuḍḍu* abbia rispondenze in tutta Italia e anche fuori (lion. *pécou*); e vedine Zst. f. rom. Phil. XXIII 523.

§ 197a. *manídel* minuto, cioè 'minutolo' (cfr. il lomb. *menüder*; Seifert, Gloss. zu Bonvesin 46), prova che *-éivel* potrebbe anche ragguagliarsi a *-évolo*.

§ 197c. Veramente il suffisso antelatino con cui s'è incontrato il germ. *-ing-*, non sonava -INGU ma -INCU.

§ 202a. VETERANUS, o meglio VETRANUS (v. Puscariu 195) per 'vecchio' è pur dell' ant. veneto, del Friuli, di Siena, e della Sicilia. REUS per 'cattivo' della Toscana (*rio*) e della Lombardia, e BARBA per 'mento' è ben diffuso anche in Italia e nella Francia meridionale (v. la bella nota del Sepulcri in Zst. f. rom. Phil. XXXIV 192 sgg.).

§ 202c. Per PLICARE APPL- arrivare, cfr. anche l'it. merid. e sic. *chicari*, *acchicare*. Sulla diffusione di TESTA 'capo', v. Zauner, Namen d. Körpert. 19—20. Per ARISTA ossicino del pesce, cfr. anche l'eng. *araista raista*. Su GABATA qual base di *joue* ecc. ha espresso testè dei dubbi il Jud (Herrig's Arch. CXXIV 400). Per *chenille*, cfr. i lomb. *can*, *cagnon*, Sainéan, Zst. f. rom. Phil., Beih. X 20, e aggiungi che altrove ad esprimere lo stesso concetto interviene il gatto (ib., Beih. I 33; mil. *gáta -tína* ecc.). Per la metafora rappresentata da sp. *sierra*, prov. *serra*, catena di montagne, v. lo studio del compianto Gabr. Grasso *Sul significato geogr. del nome "serra" in Italia* (Rendic. Ist. lomb., ann. 1900). — La evoluzione semantica di *fou* io la interpreterei nel senso di 'pieno d'aria' 'vuoto, vano'.

§ 202d. Tra le ellissi notevoli, sia qui ricordata anche quella offertaci da [FABA] BAJANA (aret. *bagiana*, sopras. *bigiauna* buccia, guscio, ecc., Rendic. Ist. lomb., 1899, pag. 132).

§ 203b. Piacerebbe di sentire il parere del B. circa a *plaire*, *nuire*, *rire*.

§ 203c. Il sa. *morrere* e il port. *morrer* hanno la stessa ragione (v. qui indietro gli appunti al § 83c; e Cornu, Grundriss$^2$ 1024), ma storicamente sono indipendenti l'uno dall' altro come lo prova il fatto che la forma sarda ha una numerosa compagnia. Inutile quindi di postulare un romanzo *MORRERE. Non capisco poi la ragione del *r* scempio, ripetuto altrove, di *NARERE.

§ 204c. Prima di affibbiare al Friuli una flessione di 3a plur. in *-int*, il B. avrebbe dovuto sapere che nel Friuli dicono *uárfin* orfano, *zóvin* JUVENIS, e che quindi *´- in* è la normale risposta fonetica e di *´- an[t]* e di *´- en[t]*.

§ 205d. La ritrazion dell' accento nella 1—2ª dell' imperf. indic. pure in più punti d'Italia (Meyer-Lübke, It. Gramm. § 398; anche a Roma: *cantámio -ávio*).

§ 208a. La spiegazione dello sp. *eres* dal futuro mi è sempre parsa inconcepibile. Un diverso tentativo di spiegazione (*eres* da **eses*, per dissimilazione di *s-s*) l'ho io fatto nelle Note lombardo-sicule num. 158.

§ 208c. Non è vero che *VOLERE sia scomparso completamente dalla Sardegna. Il Campidano ha *bòliri*. — Anche in Lombardia, allato a *pǫs*, si ha *pǫ́di* *POTO.

§ 208e. Anche nell' alta Italia è molto diffuso *FACO - CAM (lomb. *fāk*, *fága*).

§ 209. **anare* o **annare* anche in parte dell' alta Italia (lomb. *andà* e *ná* ecc.). **alare* pure nel friul. *lar*. V. Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II § 226.

§ 212. Il tipo **essuto* è anche dell' a. valdese, e vedine Arch. glott. it. XI 298, Barth, Laut- und Formenlehre des Waldensischen, pag. 32.

§ 216a. GLANDINE anche in Italia (monf. *giandra*, nap. *gliandra*, sic. *agghiánnara*. Il grig. *fom* è il normal succedaneo di FAME; c'è invece l'irregolare *fom* (bene spiegato dal Meyer-Lübke I § 269; cfr. l'identico trattamento dell' *é* in *fúmna* piem., ecc.) a Bormio.

§ 216b. *SĬCCITA anche nell' alta Italia e ne' Grigioni. Aggiungi *HEBDOMA.

§ 217b. ACU si conserva fem. anche nell' Italia merid. — MANU si fa mascolino ne' Grigioni, e pare che di tal genere non manchino esempi provenzali e francesi (Zauner, o. c., 109).

§ 217c. PULICE masc. anche nell' alta Italia e ne' Ladini. LEPORE masc. pur nell' Italia meridionale (nap. *lépuru*, sic. *lépru*). CALLE fem. in Lombardia (tic. berg. *cála* la strada tagliata nella neve) e nella Venezia. FLORE sempre feminile ne' docum. medievali dell' alta Italia, e ancor oggi in molti dial.; in altri, solo quando assuma valori figurati (Arch. glott. it. XII 404, XIV 208). *la ciura* (accanto a *lu ciuri*) anche in Sicilia. E. v. le osservazioni al § 368d.

§ 218b. Per i plurali in -ORA nell' alta Italia, v. Studi mediev. I 412. — Anche in Sicilia, *pipi* (nap. *pepe*), *marmu* (nap. *mármolo* e *mármore*). Invece sic. *súrfaru* (nap. *zurfo*).

§ 218c. Non credo abbia mai esistito un nom. *FULGER; e tutte le forme romanze (compreso l'ant. aquil. *fógliori* Meyer-Lübke II, pag. V) ci riportano non a un *FULGER ma un *FULGĔRE (Meyer-Lübke ib. § 14). — Continuatori di CAPUT -PITIS (v. Meyer-Lübke, ib. § 9) nel sardo *cábudu* ecc. (Rendic. Ist. lomb., 1909, pag. 678), velletr. *cápito*, lomb. *cáved*, tralcio, berg. *cáeda* (e *cábda*) lotto (v. Arch. stor. lomb. XXXI 369). E a CAPUT riverrà pure il merid. *la capo* (e *la capa*), il feminile parendomi appunto meglio

spiegabile da un neutro (cfr. nap. *la mármora* MARMOR) che non dal masc. *CAPU.

§ 219a. Per *COMMUNUS (o meglio per *CUMMŎNU) parla, col suo *ö*, l'eng, *comön* e per *MOLLUS, col suo *uo*, l'it. merid. *muoḍḍu*. — È strano poi, che, per non applicare i nostri segni al lat. volgare, il B. venga a postulare un grafico *DULCIUS (per *DULK'US), che dà una ben altra idea.

§ 220a. Il contare per 'ventine' è proprio anche dell' Italia meridionale; dove certo non è escluso che sia per influenza francese.

§ 221. *mí tí sí*, forme toniche dell' obliquo, anche nell' alta Italia. Nella bassa, *seve*, *teve*, Arch. gl. IX 59, Papanti 461, 464.

§ 223c. L'emil. *stel* (plur. fem.; solo per Comacchio il Papanti dà *stel Re*) è tirato direttamente su *kel* (Studi di fil. rom. VII 197).

§ 225a. ALIQUID si continua anche nell' *algo*, *valk*, *alch* della Ladinia. — La perifrasi NESCIO-QUALEM ecc. anche in Italia (v. Studi di fil. rom. VII 235, Arch. glott. it. XV 438, Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II 471, dove sono anche es. ladini; poles. *soquanti* 'alcuni'). — TAM MAGNUS si continua nella Provenza e nell' alta Italia, e non come spagnolismo, come lo prova la sua frequenze nella antiche carte (Arch. glott. it. XII 436, XIV 215—6, Meyer-Lübke II § 571); e vi si riconnette *tamanto* (Schuchardt, Zst. f. rom. Phil. XV 241; Meyer-Lübke l. c.). — La spiegazione di *tutto* non regge di fronte alla circostanza che il toscano ignora l'Umlaut. — L'invocazione dell' arcaico NINGULUS per ispiegare *ninguno* (così anche il Ktg. 6544) mi pare affatto superflua. — Le forme antico-alto-it. di NE-GUTTA sono *negota*, *neota* (Seifert, Gloss. zu Bonv. 49, Arch. glott. it. XII 416), le moderne *negota nagot nota*; sopras. *nuot*, engad. *ünguotta*.

§ 240. CRAS continua anche nella Toscana (*crai*) e nella Sardegna (*cras*). E a tal proposito potevano anche ricordarsi i continuatori di NUDIUS TERTIUS ne' Grigioni e nell' Italia merid. (Studi romanzi VI 36). — La connessione poi dell' a. franc. *ades* coll' it. *adèsso* urta contro il *d* scempio dall' una e dall' altra banda. Al franc. *ades* dovrebbe corrispondere *addesso* (e a una tal forma accenna l' alta Italia che ha sempre [cfr. però chiogg. *aesso*] *-d-* pur là dove un *d* scempio andrebbe soppresso e dove quindi il *d* non può giustificarsi che da *dd*), e all' it. *adesso* sp. *adieso* dovrebbe corrispondere franc. *aes*, prov. *azeis*. Tutto si combinerebbe nel supposto di un accatto fatto alla Francia; o in quello che la voce italiana stia per **addesso* e abbia scempiato il *dd* per dissimilazione dall' altra geminata. Per le discussioni cui ha dato luogo la nostra parola, v. Ktg. 183, Meyer-Lübke III § 490, Gröber's Grundriß$^2$ 653 I n.

§ 241. Di avverbi in *-e* il B. stesso ne allega uno (a torto secondo me) al § 528d. Esempio sicuro è l'it. *pure*, mentre il

*puro* *-u* dell' Italia centrale e meridionale, se non è un aggettivo, par accennare a PURO. Altre tracce di *-e*, nella Sardegna queste, sono avvertite in Rendic. Ist. lomb., 1909, pag. 674.

§ 241a. Aggettivi declinati, in funzione avverbiale, son largamente usati nell' Italia meridionale; assai più usati che non appaja dagli es. siciliani ricordati in Rendic. cit., 1908, 883 sgg., (v. 1910, pag. 635).

§ 241c. Se non NIMIS, almeno NIMIE o NIMIO *(m-m* per assimil. da *n-m)* si continua anche nel grig. *memia* ecc., troppo (Ascoli, Arch. glott. VII 579).

§ 242a. Cfr. l' it. *sono passato a casa il medico*, 'sono passato dal m-', ecc. Dall' uso preposizionale quindi proclitico della voce CASA, si spiegano gli accorciamenti franc. *chez* (il *casu* delle Gl. di Cassel sarà una ricostruzione di **cas*) e alto-it. *ca.*[4]) — Ripeto qui che per me l'it. *senza* grig. *sainza* (come lo prova l' ant. *sanza*, conservato oggidi ancora in qualche dialetto; come lo prova fors' anche la forma a. lomb. *senz* Arch. glott. it. XIV 222n) è un gallicismo. SINE si continua anche nell' a. sa. *sene* (oggi *chena* e *chenza*; v. per il primo Meyer-Lübke, Zst. f. rom. Phil. XXV 608; e per il secondo si tratta di *chena* disposato a *senza*), con *i* in *e* per assimilazione, compiutasi nella proclisi, al secondo *e*.

§ 243. *de inter*, tra, occorre in carte latine dell' alta Italia; e lo si rivede nel *dentro* di qualche documento medievale volgare.

§ 244. In Lombardia, è possibile anche un *cun savènt* 'sapendo'.

§ 248a. Per il rinforzo mediante GUTTA v. le osservazioni al § 225a.

§ 249a. Il *sì* suona anche nella Rezia.

§ 250a. Nel lad. di Sopraselva anche *a* = ET.

§ 250c. Di AUT VERO, cfr. le notevole riduzioni fonetiche offerteci dall' a. pav. *or* e forse dal grig. *guar* (Zst. f. rom. Phil. XXXIV 392).

§ 254a. QUOMODO nell' Italia meridionale compare anche nella forma di *mu* (Scerbo, Dial. calabro, pag. 53, Meyer-Lübke III 569) e di *mi* (cfr. merid. *comi* all. a *comu*).

§ 268b. Sono voci dotte anche i prov. *ordi* e *somni*.

§ 271. Il Foerster (Zst. f. rom. Phil. XXII 511—2) è proclive a porre il fenomeno guascone di *ll* in *t* ecc. in relazione col fenomeno italiano (§ 408 ) di *ll* in *ḍḍ*.

§ 275b. La caduta del *-́r* ne'verbi avrà quelle ragioni speciali che ha anche in Italia (v. da ultimo Rendic. Ist. lomb., 1909, pp. 821—2).

---

[4]) Per l'it. *ca*, si può anche ricordare che esso è il solo sostantivo che tolleri l'aggettivo possessivo dietro a se (*a ca mía*, ecc.; ma *la mia cá* piuttosto che *la ca mía*).

§ 276a. La base che si vede in *estovoir* è anche alto-italiana (v. il mio *Dell'ant. dial. pavese*, gloss. s. 'stover'). — Di *dalh* (franc. *daille*) v. Schuchardt, Zst. f. rom. Phil. XXVI 115.

§ 280. Sulla quistione di *-on* diminutivo, v. Meyer-Lübke II § 458.

§ 283b. Per *cifoine*, v. anche Ktg. 9312, aggiungendo il grig. *sampuogn z-* campanaccio lomb. *zanfǫ́rña* ribebba. A *miralh* corrisponde in Lombardia (Leventina) *mürę́tš*.

§ 284a. Per *maynatge*, cfr. anche il piem. *masná* 'masnada' ragazzo.

§ 290. L'a. lomb. *senza* SENTIAM rende ben probabile che nel pic. *senz* si continui SENTIO. Per il prov. *auch*, cfr. l'a. lomb. *olza* AUDIA-, *olzuo* udito.

§ 305b. Il prov. *lur* dipenderà direttamente dal sing. *lui*. La forma *lur* ricorre anche nell' a. lombardo (Bescapé) e nel vicentino rustico (*luri*); ma può avere un' altra dichiarazione (v. Giorn. stor. d. lett. it. XLI 102).

§ 310. Può darsi che nel **plusiores* a cui risale *plusieurs* (aait. *pusor*, *pisor*, friul. *plusors*), sia da riconoscere un rifacimento su PLUS; ma anche si può pensare che concorra una intenzione dissimilativa (*r—r* in *s—r*).

§ 321. Circa a *o*, mi pare inopportuna la invocazione dell' umbro OTE. Meglio penserei a un lat. *ŌT parallelo a AUT (cfr. CŌDA, e Grandgent § 213).

§ 342. Non capisco cosa significhi la postulazione di **coraccionem* e **capiccia* per *coraçon* e *cabeza*. Per quest' ultimo e per i suoi compagni neo-latini (Ktg. 1877, Zauner 20—21), non avremo veramente bisogno del suffisso -ITIA (Meyer-Lübke II § 480, Zauner l. c.) ma basterà (come del resto anche per il lat. CAPUTIUM) + IU + IA aggiunto al tema CAPIT-. Quanto a *coraçon*, esso si connetterà, attraverso a un derivato **coratiu* e mediante *-one* (per influsso di 'polmone' ?), a quel CORATUM, polmone, rivelatoci come latino dal Sabbadini (v. le osservaz. al § 472a) e che si continua, qual neutro plurale, nel franc. dial. *còrée* cuore (Zauner 153) e nel *corata* ecc., polmone,[5]) di cui lo stesso Zauner 156. — Non vedo come si possa combinare *manteca* (col suo *é* e col suo *c* = *cc*) col *MANTĬCA postulato dal. B. — Per *cordero*, *estrella*, *buscar*, cfr. anche l' it. *cordesco* (Ktg. 2149), l' emil. *strella*, l'it. *buscare*.

§ 343. Non ho modo di vedere se la derivazione di *payo* da PELAGIUS si giustifichi nel Portogallo con qualche forma medie-

---

[5]) Che qui però la voce già significhi 'polmone' ce ne assicura il trovarsi esso in compagnia d'un' altra parola che già dice' cuore' (v. le Osservaz. al § 472a).

[6]) *corata* è, in origine, tutto ciò che sta intorno al cuore, quindi principalmente i polmoni. — Per 'cor' chiosa *coratum* anche un vechio commentatore del Folengo.

vale o per altro. A caso vergine, mi chiederei però se *payó* non vada coll' it. dial. *pai* contadino, villano, il quale alla sua volta pare estratto dal sinonimo *paín* *PAGĪNU (per PAGANU; v. Arch. glott. it. XVI 459—60).

§ 347b. Che *esfaimar*, affamare, sia formato sul franc. *faim* parmi quantomai inverisimile. Il Meyer-Lübke II, 576 (e dietro a lui il Pușcariu 495) sembrano attribuire al nostro verbo il valore di 'diffamare', valore che i miei fonti portoghesi non conoscono, considerandolo essi invece solo come sinonimo di *esfomear* affamare. *faminto* (a tacer del dotto *famélico*) mostra che la tradizione della forma **fame* non deve essere scomparsa del tutto dal Portogallo. E così possiam chiederci se per avventura da un *esfamjar* (come sarebbe la reale pronuncia di un **esfamear*), non si fosse venuto a *esfaimar*. Bisognerebbe altrimenti pensare a un **f a m i a r e.*

§ 348b. Poichè il B. ben sa (v. § 248d) che *-adero* è la risultanza di -ATORIUM non si capisce che poi, a proposito di *aguadero* (cfr. l' it. *abbeveratojo*), parli di influenze di -ARIUM su quello.

§ 350b (v. anche 414b). Il tipo dotto *pechiblanco*, lo si vede anche nell' it. *pettirosso.* Esso è più che mai florido, come si sa, in Sardegua, e anche nell' Italia meridionale. Ma si tratta sempre di tali composti in cui il determinato è una parte del corpo (cfr. anche, col sostantivo posposto, piem. *duribecch* frosone; ven. *mozocoa* codimozzo). Meyer-Lübke II § 555.

§ 352a. Per *cuarto* cfr. il franc. *quartier.* Circa all' evoluzione di *posada*, cfr. l' a. lucch. *sposare* prendere alloggio, accamparsi, Arch. glott. it. XVI 471. L'evoluzione di *plática* ci è resa chiara dal franc. *pratiquer* (it. *praticare*) frequentare delle persone, col suo sostantivo *pratique* (it. *prática* frequentazione di certe persone; trattativa; persona che frequenta un negozio). Il procedimento inverso di *holgar* si nota nel piem. *dmurésse* 'dimorare', venuto a dire 'divertirsi'.

§ 352b. "L'espagnol est particulièrement porté aux comparaisons et aux métaphores de tous genres"; "les métaphores sont . . . volontiers éclatantes ou même violentes". Non più portato che qualsiasi altro linguaggio (*cometa* cervo volante, anche a Milano, nè crederei, visto il carattere avvio del confronto, che vi si tratti d'uno spagnolismo); e anche quanto allo spicco e alla violenza, metafore analoghe a quelle che il B. allega ad esempio ve n' ha a josa dappertutto. Per *desentrañar*, cfr. senz' altro il suo sinonimo italiano che è *sviscerare*; e quanto a *estrellar* crederei che la 'stella' v'entri di trasforo o per un malinteso, e che il verbo dipenda da un non più vivo **estrilla* risalente a **stilla* altra forma di *astilla* (cfr. il moden. *stler* spaccar la legna, da *stëlla* scheggia; Mussafia, Beitrag 110—11). Por *gozo*, cfr. il franc. *feu de joie*, l'it. *fuoco d'allegrezza*, falò.

§ 352c. Per *marear*, cfr. l'it. *barcamenare.*

§ 368d. Il fem. *flor* avrá ragioni speciali; esso è infatti, come abbiamo visto nelle osservazioni al § 117c, anche italiano. Per *dôr* è pure notevole che *la dolór* s'oda in qualche dial. lombardo (p. es. nella Mesolcina) che altrimenti conserva come mascolini tali astratti.

§ 372c. *NOSSU ecc. non limitato all'Iberia, e v. Meyer-Lübke II § 92. Saranno forme accorciate, come vuole il Meyer-Lübke, o non vi avremo la traccia di un fenomeno latino-volgare di *str* in *ss*? La domanda mi è suggerita dal **mossare* mostrare, ch'è ne' Grigioni e in dial. italiani, e dove però si potrebbe pensare a una riduzione avvenuta prima nell' imperativo, e quindi, anche lì, a un accorciamento.

§ 398. Non solo Napoli e Venezia hanno avuto (e non solo nell' etá moderna) uno sviluppo letterario, ma e il siciliano, il romanesco, il fiorentino, il bolognese, il genovese, il milanese, a tacere de' dial. minori, come il bergamasco e il pavano. Nella Sicilia, e sopratutto in Sardegna, c'è, accanto al dialetto, una lingua letteraria locale, cioè una lingua letteraria siciliana risp. sarda, assai florida.

§ 399. Il francese è adoperato non solo nelle valli valdesi, ma anche e sopratutto nella Valle d'Aosta. Tedeschi sono anche al Monte Rosa e al Sempione, nelle prov. di Verona e Vicenza e nel Friuli; slavi pur nella Italia meridionale adriatica. Son poi dimenticati, a tacere dei franco-provenzali e dei valdesi dell' Italia meridionale, gli albanesi, i greci, e i catalani di Alghero in Sardegna. Omesso anche che l'italiano è parlato a Trento, Gorizia, nelle città della costa dalmata e ch'è la lingua della cultura nell' isola di Malta.

§ 404a. A Roma, Napoli, ecc., non dicon *zale* (dove secondo la grafia del B. sarebbe da intendere *s*- sonoro) bensì *tsale* (adopero *ts*- per farmi capire), ma solo in certe congiunture, quando cioè preceda una liquida (*er tsale* come *pentsa* pensa, ecc., ma *de sale*). E condizionata, limitata cioè alla intervocalicità, è pure la evoluzione di *k* a *χ h* nella Toscana *(la χasa* ma *in kasa).*

§ 405 (v. anche § 410). La inverosimiglianza che *lattuga*, *riva*, *scudo*, *strada* ecc. sieno voci importate dal nord risulta dalla natura stessa delle parole (*scudo* potrebb' essere un gallicismo come *congedo*), e più ancora da ciò che non si vede la ragione storica di una tale migrazione: una migrazione che dovrebb' essere poi numerosissima, poiché essa non si sarà limitata certo a quelle parole che per il loro aspetto fonetico tradirebbero senz' altro la loro provenienza settentrionale.

§ 406. Nè *tš tž* nè *ts dz* sono suoni complessi. — Il B. sembra anche ignorare [cfr. "la sourde *ts* (écrite *zz*, *z*)" ecc.] che *zz*, *cci*, *ggi* non rappresentan delle mere grafie, bensì delle vere e proprie

geminate. Trattandosi poi di *c* e *cc* alla differenza di quantità se n'aggiunge una di qualità.

§ 407 c. In *occhio (ǫ́kkyo)* non si tratte di *kl̄* con *l̄* ridotto a *y*, bensì della sparizione di *l* dal nesso *kly*.

§ 407d. Perchè si parla di "groupes romans *kl̄*, *gl̄* *pl̄* *bl̄*"?

§ 408. *ll* dà *ḍḍ* anche nel nord della Toscana: ho udito *casteḍḍu* ecc. a Carrara e a Montignoso.

§ 409. *mǫ́to* è, come lo prova l' *ǫ*, voce dotta; ma in qualche varietà pugliese ci dev'essere *terramútu*. Quanto a *pianto* (se ha qualche valore), *sasso*, cfr. sp. *llanto* prov. *planch* risp. grig. *sass* port. *seiüo*; per *letame*, anche i Grigioni hanno quantomeno *aldüm*. *sciòcco* è d'incerto etimo.

§ 409b. Crede proprio il B. che, relativamente all' adozione di voci dotte, l'italiano meriti un posto a parte daglí altri linguaggi neo-latini? Non lo dovrebbe credere, sopratutto se pensa a ciò ch' egli stesso dice del portoghese (§ 344b).

§ 410a. *cávolo* è voce dotta. Nell' Italia mer., que' dialetti che posseggon la voce come popolare hanno il regolare *ò* (bar. *cole*). E piu altro è problematico in questo paragrafo.

§ 410b. Perchè il gergo è citato solo qual fonte del vocab. italiano? Forse che le altre lingue non vi ricorrono?

§ 411. Manca ogni accenno ai germanismi dell' italiano.

§ 415. Di *fracassare*, citato tra gli es. di composizione verbale, pare che il B. pensi sia composto di *fra-* e *cassare* (= franc. *casser*?). Ma vorremmo quantomeno *fracc-*.

§ 416b. Ci faremo una più esatta idea del perchè di *cavallone*, pensando al verbo *accavallarsi*, detto appunto delle onde.

§ 419a. L'*-e* nel congiuntivo bergamasco è da *-i*. — Non istà che il Mezzogiorno italiano abbia perso completamente il congiuntivo. Tracce abbastanza notevoli non mancano (vedi, p. es., Scerbo, Dial. cal. § 161, Capozzoli, Gramm. del dial. nap. 102 sgg.).

§ 421c. Poco usato il dittongo nelle rizotoniche di *coprire*.

§ 422c. *puole* è anche piemontese, toscano e romanesco.

§ 425b. *ei* non è una contrazione di *ebbi*, bensì di *avei*. — Non parmi che la sincope in *avrò* ecc. debba legittimarci a considerare tali futuri come "de formation ancienne", cioè, s'io bene intendo il pensiero del B., più antica che non in *metterò*. Le condizioni, in cui occorre la sincope (cfr., p. es., anche *merrò* 'menerò' in Dante) non sono ancora studiate, ma le ragioni cronologiche non crederei che vi entrino.

§ 426. Poichè *ŪTUS ci deve riportare al latino, è inutile la riserva del B. circa al non aversi dei perfetti in -UI. Quando nacque *doluto*, aveva accanto a se DOLUI.

§ 428b. I plur. come *fratei* sono arcaici e poetici nella lingua letteraria. Sono invece vivi, p. es., in Lombardia, che può anche avere dei fem. sullo stesso tipo (*bęj* belli -e; *suręla -ręj*).

§ 429b. In che consiste, dal punto di vista della grammatica italiana, la irregolarità del plur. *mogli*?

§ 431a. In *diciòtto* non si cela punto AC.

§ 432a. NOS e VOS avranno però ajutato a che *ne* e *vi* si fissassero nella funzione di oggetto atono. In *ne* è anzi mia convinzione che il pronome sia causa della scomparsa del *d*.

§ 434. *sto* e *sta* son sempre vivi e prosperi anche nel nord.

§ 446b. La lingua letteraria non declina FIERI che nella 3a sing. e plur. del futuro.

§ 446c. Sic. *avíri* non *áviri*.

§ 447b. *andate pure* sarebbe tradotto meglio per 'marchez seulement'.

§ 466. Sui rapporti tra lessico rumeno e italiano molto ci sarebbe da dire. Qui indietro accennavamo a *picĭor* e *pešṓ* ecc. Ricordiamo anche *junc* e pugl. *šúnghẹ* 'giovenco'. V. Romania XXXIX 446; dove si potrebbe del resto chiedere se allato a quel *JUNICA, onde il prov. *žünego* (Meyer-Lübke II § 17), non coesistesse un *JUNCU -A.

§ 472a. Nel testo antico illustrato dal Sabbadini in Studi glottol. II 96, vi ha la enumerazione "*animam coratum* [v. qui indietro le osservazioni al § 342] *hepar*", dove non parmi dubbio che ANIMAM sia l'antico progenitore del rum. *înima* cuore. — *súflet* par che riassuma in se il lat. ANIMA -US e il gr. ἄνεμος.

§ 472b. *scuti* non sarà EXCUTERE (cfr. l'it. *riscuotere* riscattare)?

§ 473. L'infinito accorciato sarà forse fenomeno da non istaccarsi da quello di cui qui indietro nelle osservazioni al § 275b. Anche nel sardo campid., pare che non s'abbia più la forma accorciata quando l' infinito venga a funzione sostantiva (Rendic. Ist. lomb., 1909, pag. 822n).

§ 510. L'espressione 'abati di Coira' (per 'vescovi di C.') parmi non corrisponda a una realtà. — I ladini della sezione centrale dipendono dal Tirolo solo in parte; gli altri dipendono da Trento e in parte sono nel Regno d'Italia. — Sarebbe forse stato *didatticamente* utile di ricordare che alla sezione orientale appartengono le città di Udine e Gorizia, e che vi spettava un giorno anche Trieste.

§ 511. Per i lettori francesi, cui il libro del B. è in primo luogo destinato, sarebbe stato acconcio di indicare, a proposito del più antico testo ladino, il perspicuo articolo di Mario Roques, in Romania XXXVII 1197 sgg. A proposito di poeti grigioni, è dimenticato il maggiore, cioè il Caderas; e mi pare anche che qui, o nella bibliografia, poteva farsi menzione della grande crestomazia del Decurtins. — Un accenno alla letteratura friulana (notisi che il friulano è anche 'lingua letteraria' nel pretto senso della parola), che è assai importante ed ha un poeta come lo Zorutti e una prosatrice quale la Pércoto, non sarebbe stato anch' esso fuor di luogo. Per una prossima edizione, potrebbe

il B. valersi dello schizzo del Gartner (Handbuch d. rätorom. Spr. u. Lit. 371 sgg.).

§ 512a. Paragrafo, questo, quanto mai infelice e che era facile di rediger meglio solo tenendo presente il Meyer-Lübke I § 242.

§ 512b. L' engad. *pro* non sarà da *prau* ma da *pra* (-*á* in *ó*).

§ 513c. Il friul. *tiepit* nè esiste nè potrebbe esistere. Si hanno invece *tivid* e *clip*. — Si poteva tener conto di un es. come l' eng. *percha* il cui trattamento si combina così singolarmente con quello del franc. *perche*.

§ 514c. La palatalizzazione (per *tš dž ł*) ha luogo anche e sopratutto nella Sopraselva, e non solo per la formola *di*, ma pure per *ti* e *li*.

§ 515. Il Friuli restituisce più che non conservi il -*d*- primario; ma vi sono esempi sufficenti per dimostrare che anch' esso partecipò un giorno del generale ammutolimento. — Circa a -*tš*-, il Friuli offre *z* e la region centrale parzialmente *dž*.

§ 516a. Il *dl* della sezion centrale non è per nulla antico, non rappresenta cioè, come sembra ritenere il B., la formola che nel latino deve aver preceduto a *cl* (**vetlus* in *veclus*). Il lcentr. *vedl* è da **veglo* (cfr. *dliež̌a* ecclesia, *dlacia* ghiaccio, e *tlamé* chiamare, e persino *tloza* che è dal tedesco tirolese *Kloaze* e il *tlupé* allegato dal B. stesso a § 519 a).

§ 516c. L' alterazione del *s* impuro è solo grigione.

§ 517. La sorda finale di *kruš seit klef* rappresenta un' anteriore sonora assorditasi perchè divenuta finale. Quanto al -*n* esso è dentale in Sopraselva e labiale nell' Engadina. Le ragioni di questa labiale le espone il Meyer-Lübke I 299. Quanto alla dentale soprasilvana, essa deve rappresentare un ritorno, come lo provano *runn* (l. *run* ronco) *tschunn* cinque, che devono essere da **ruŋ[k]* *tschuŋ[k]* (cfr. *bāŋ* = *baŋ[k]*, come *k m* = *ka m[p]*, come *štrēñ* = *štreñ[tš]*, come *vēn* = *ven[t]*, nel dial. di Arbedo, di qua dall' Alpi).

§ 518. "mentone" anche in parte d' Italia (v. Zauner 70), e così fure **b u l l i u* (V. Arch. glott. it. XVI 487) e CALENDAE (fior. *calendimaggio*).

§ 519b. Non capisco perche il friul. *ćatīf* e anche *lontaŋ* debbano essere degli italianismi. Questo degli italianismi è un capitolo assai importante anche ne' Grigioni; di lombardismi e venetismi è spesso parola ne' miei Appunti ladini (Zst. f. rom. Phil. XXXIV 385 sgg.).

§ 522. *tempesta*, grandine, è anche italiano. — È impossibile che *cuogl*, come vogliono il Pult § 10, e il B., rivenga a COAGULU. Il Pallioppi ha *cuvaigl*, -*vagl*, *quagl*, tutte forme che si radducono alla famiglia dell' it. *copiglio* -*viglio* (Zst. f. rom. Phil. XXII 472); e andrà ricercato il motivo dell' *o* della forma di Sent. — Ch' io mi sappia, *mistat* è limitato ai Grigioni.

§ 523a. I perf. in *-et* corrispondono a *STETUI non a DEDI.

§ 523b. Non vedo perchè il futuro *veñ far* debba il suo trionfo al ted. *ich werde tun.*

§ 524a. È una illusione che nel Friuli la conjugazione in *-ire* abbia soprafatto persino quella in *-are.* L' *-i* si spiegherà come in Lombardia dal pronome di 1a persona e in ogni modo nulla dice; *-́is* e *-́iη* sono i prodotti fonetici normali di *-as* e *-an*[*t*]. Quanto a *-íη*, esso ha ragioni speciali (v. Meyer-Lübke II, pag. 164).

§ 524b. Del cong. in *-́ia*, v. Rendic. Ist. lomb., 1906, pag. 574.

§ 526. Fa specie che, in un libro *francese*, s'adottino per le valli ladine della sezion centrale i nomi tedeschi anzi che i ladini o gl' italiani, e si scriva *Nonsberg*, *Greden.* Forse la cosa sarebbe stata diversa se il B. invece di affidarsi a un fonte tedesco, stimabile certo, fosse risalito al primo e vero fonte, cioè all' Ascoli. Qui (Arch. glott. it. I 517) il B. avrebbe appreso che le tracce di *-i* nel friulano sono ben più ch'egli non creda.

§ 526b. Veramente non si potrebbe dire che nella regione propriamente ladina le tracce delle declinazioni *-o -onis*, *-a -anis* siano numerose (alle note, aggiungi *mamma* plur. *-mmauns* nel Biveroni). Sono assai più abbondanti ne' contermini territori della Lombardia (v. Romania XXXV 207—8).

§ 527c. Nel Friuli c'è, come articolo, *lu* e *il.*

§ 528a. Che il tipo sintattico *mia part roba* sia dovuto a un' influenza germanica, lo escluderei. Infatti il tipo ritorna nella Leventina, alle falde meridionali del Gottardo, in un paese cioè immune affatto, — dove si astragga da qualche dozzina di vocaboli — da influenze germaniche.

§ 530. Credo poco anche alle influenze germaniche delle quali è parola in queste paragrafo.

§ 531. *legnar* mal tradotto per 'delier' invece che per 'deviner'.

§ 533. Si poteva ricordare anche l'eng. *bricha* ch' è come una fusione di '*bucca*' e di 'briciola' (cfr. il lomb. *brisa*, che a Bologna è adoperato qual rinforzo della negazione).

§ 548. Anche in Lombardia PECTUS (*pętš*) s'è ridotto a dire le mammelle delle bestie lattifere.

§ 549. Direi *tousser* (cfr. anche il nap. *tossare*) un denominale da *toux.*

§ 550d. Per avverbi abbarbicatisi alla forma verbale, v. anche Studi di fil. rom. VII 212.

§ 553. Credo che nemmeno per il francese, si possa sostenere una differenza, dipendente da maggiore o minore età, tra *viendrai* e *partirai.* V. le Osservaz. al § 425b.

§ 554b. Aggiungi *pâtre.* Che poi alla conservazione del nominativo abbia contribuito la funzione vocativo può darsi per qualcuno di tali nomi, così per *sœur*, *sire.* Ma più che quella

avrà servito per tutti la funzione nominativa, assai più frequente per tali nomi, aventi un' accezione personale, che non per altri.

---

Il libro si chiude con un indice analitico dei fatti principali. Forse un indice lessicale, sul tipo di quello che accompagna la edizione francese del Meyer-Lübke, avrebbe servito meglio allo scopo di trovare ciò che si cerca in un libro, dove la stessa materia si presenta disseminata su due o tre capitoli.

Milano. C. Salvioni.

---

**Meyer, Paul.** *Documents linguistiques du Midi de la France recueillis et publiés avec glossaires et cartes.* Paris 1909, Honoré Champion.

Wir erhalten hier den ersten Band eines Werkes, das, wenn es vollendet sein wird, zu dem Wichtigsten und Wertvollsten gehören wird, das auf dem Gebiet des Provenzalischen veröffentlicht worden ist: eine Auswahl von Texten aus sämtlichen (etwa dreißig) Departements Südfrankreichs, versehen mit einer reichen Fülle von Anmerkungen jeglicher Art, mit gründlichen Glossaren, Mitteilungen über die Zusammensetzung und Bildung der Departements, über die Archive, denen die Urkunden entstammen, zuweilen auch mit eingehenderen sprachlichen Untersuchungen. Der hohe Wert einer solchen Publikation liegt auf der Hand; der Grammatiker, der Lexikograph, der Kulturhistoriker werden in ihr vielseitigste Anregung und Belehrung finden. Zu bedauern ist nur, daß die Texte nach Departements und diese wieder alphabetisch geordnet sind; dem energischen Einspruch, den Morf in Herrigs Archiv 123, 497 dagegen erhoben hat, wird man nur beipflichten können.

Das Werk wird wenigstens acht Bände umfassen; der vorliegende erste enthält die Departements Ain, Basses-Alpes, Hautes-Alpes, Alpes-Maritimes, der zweite wird Ardèche, Ariège, Aude und vielleicht Aveyron bringen. Das gewaltige Material selbst zu bearbeiten, das Ganze selbst zu schönem Ende zu führen, wird dem Altmeister unter den Provenzalisten nach menschlichem Ermessen leider nicht gewährt sein, aber schon für das, was er uns jetzt gibt, gebührt ihm herzlichster Dank. Von ganzem Herzen wird man die in der Vorrede geäußerte Hoffnung teilen, daß eifrige und tüchtige Mitarbeiter und Nachfolger das Werk fördern und einst fortsetzen und beenden werden. Der schöne Beitrag Philipons, der das Departement Ain behandelt, läßt die Erfüllung dieser Hoffnung als wahrscheinlich erscheinen.

Es sei mir gestattet, ein paar unbedeutende Bemerkungen zu den Texten hier mitzuteilen. S. 211 § 106 u. 113. *Torn* und *chapa* finden sich auch mehrfach in Fonte de six cloches

à Montagnac (Bulletin archéologique 1907 S. 92 ff.); der Herausgeber Vidal erklärt im Glossar *torn* „instrument pour monter les cloches au clocher", *capa* „partie du moule en terre qui recouvre la fausse cloche et forme avec le noyau les deux murailles entre lesquelles se fige le métal en fusion". — S. 255 Z. 6 v. u. Korr. *stan* statt *ston*. — S. 260 Z. 3 v. u. Korr. *deu* statt *de* und setze Komma nach *acordi*; vgl. S. 261 Z. 8 ff. — S. 261 Z. 3 v. u. Korr. *elegida* statt *elegissa*. — S. 263 Amkg. 1. *Desistir* steht bei Rayn. VI, 22. — S. 265 Z. 22. Korr. *pode* statt *poye*? — S. 271 Z. 3 und 17 ist doch wohl *las* vor *libertas* zu ergänzen. — S. 272 Z. 31. Tilge das Komma nach *Calendas*. — S. 275 Z. 11 Korr. *convengan*. — S. 286 Amkg. 1. Wegen *metre en hostages* vgl. *ostatge* 6), Suppl. Wb. V, 544. — S. 321 Z. 3. Was die genaue Bedeutung von *sench* (dos *senchs* guarnis de corda et pollyons) ist, vermag ich auch nicht zu sagen; man vgl. aber den letzten Beleg bei Godefroy s. v. *poulion*: ung *baudrier* garni de deux poulions, und Comptes de Riscle S. 188 Z. 20: Item per huna balesta que crompe e huna polheya, scaleta e *sinta*. — S. 321 Z. 12 *Polueys*. Kor. *polieyas*? Vgl. *poleja*, Spl. Wb. VI, 429. — S. 325 Amkg. 2. *Galiot* findet sich auch sonst, vgl. Spl. Wb. IV, 25. — S. 340 Z. 21 Kor. *statuit*, wie auch S. 341 Z. 27 steht. — S. 340 Amkg. 2. Es ist gewiß *ause* zu ändern. — S. 347 Z. 18 *Perferit*. Kor. *perufrit*, vgl. S. 345 Z. 23 ? — S. 350 Amkg. 6. *Lieura* ist nicht „allivrement", sondern „Zuschlag, Versteigerung". — S. 371 Amkg. 10. *Garrot* ist eine Art Armbrust, nicht „trait d'arbalète", vgl. Spl. Wb. IV, 74. — S. 392 Amkg. 5. *Lardiera* ist Spl. Wb. IV, 323 mehrfach belegt. — S. 394 Z. 20. Kor. *peyra*. — S. 394 Z. 21. Ist ein *nede* „nettoyage" zulässig ? Kor. *nedejar*? — S. 396 Z. 8 ist *ni tracten* vor *mal* zu ergänzen, vgl. ibid. Z. 1. — S. 397 Z. 7 ist doch wohl *tot* statt *totz* zu ändern. — S. 399 *Affanagi* „travail". Die Bedeutung paßt nicht an der angeführten Stelle, S. 381 Z. 6: Item que tota persona que sia artista, menestrayl e logatier . . de lurs gassanagi o *affannagi* pagon . . . VIII. den. per lieura. Es ist „Lohn" zu deuten, vgl. An. du Midi 5, 106 u. 22, 56 und Cout. Guizerix § 52. — S. 405 b *Dramas*. Kor. S. 238 Z. 20 statt 241[3]. — S. 408a *Gipier* ist „plâtrier" nicht „maçon"; *giton* „jeton" ist mir unklar; *granataria* kann S. 249 Z. 21 doch kaum „grenier" bedeuten. — S. 413b *Recapte* „rachat, rançon". Nein, es liegt auch S. 357 Z. 10 die Redensart *donar r.* vor, die S. 503 Am. 3 richtig erklärt wird. — S. 413b *Reformadors*. Kor. S. 276 Z. 10 statt 278. — S. 432 l. Z. Kor. *joves*. — S. 491 Am. 5. Es wird nur *Non* vor *autra* zu ergänzen sein; vgl. S. 496 Z. 8 und S. 629 Z. 15. — S. 518 Amkg. 4. *Rastelar* in „Que lo si deya *rastellar* lo barri del dich senhor entro a la mayson de Juez Veyrier" ist nicht „crépir", sondern „mit *rastels* versehen". *Rastel* ist ein Befestigungswerk der Mauern, aber welcher Art, ob Palissade, Gitterwerk, Flechtwerk, vermag ich nicht zu sagen; vgl.: Item . . bengoc Petit

Johan . . a nos mandar . . que nos fessam bon gueyt e metossam los *arestetz* per lo mur, Comptes Montréal (Gers) S. 29 § 28; seguen se los viladges qui son tengutz de venir au goeyt et far los *arastegs* en las muralhes de la ciutat d'Oloron . . : Busieg . . . XXV canes, Ogeu. . . XXVIII canes, Art. béarn. S. 153 Z. 29. — S. 518 § 11 u. S. 519 § 15. *Cascun sera* kann bleiben und braucht nicht in *cascuna s.* geändert zu werden. *Lo sera* steht auch S. 279 Z. 27; Prov. Ined. S. 264 V. 33 *al sera (: vera)*, wo aber weibl. Geschlecht möglich ist, vgl. ibid. S. XVIII; *lo sera* steht im Kindheitsevang. ed. Huber 1270 in der Hs., während der Herausgeber in *la s.* ändert, und *la s.* liest auch Rayn. V, 206. Vgl. ferner Tobler, Herrigs Arch. 110, 466, und Chabaneau, Revue des lgs. rom. 45, 22, zu Flamenca[2] 3232, und Wehowski, Die Sprache der Vida de la benaurada sancta Doucelina S. 72 § 123. — S. 627 Z. 1. Korr. *tengut* statt *atengut*, *pilhara* statt *pilhona* und ergänze *e* vor *lo* Z. 2. — S. 638a. *Calugas*, pour *tanugas*? Nein, denn Labernia verzeichnet *caluch* „especie de pex de mar y de riu". — S. 645 *Maladia* „maladie, mais le sens demande plutôt maladrerie". Das Wort findet sich zweimal auf S. 492, Z. 16 und 28, an der zweiten Stelle = „Krankheit", an der ersten sicher = „Krankenhaus für Aussätzige", eine Bedeutung, die ja mehrfach belegt ist, vgl. *malautia* 2), Spl. Wb. V, 52. — S. 649b *Regardadors*. Lies 504 statt 501, und 627 statt 626; *reyregach* lies 518 statt 548. — S. 652b *Ublada* „oblade". Oder = *hiblada* „vergadelle" S. 626 § 1?

Freiburg i. Br. EMIL LEVY.

---

**Millardet, Georges.** *Recueil de textes des anciens dialectes landais*, Paris, 1910. Honoré Champion. LXVIII + 340 Seiten. 4°.

Die hier zum ersten Male mitgeteilten Texte aus Mont-de-Marsan, Roquefort, Villeneuve, Saint-Sever, Tartas, Albret und Umgegend, die von der Mitte des 13. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts reichen, haben in Herrn M. einen kundigen und sorgfältigen Herausgeber gefunden. Den Texten geht eine dankenswerte, Formenlehre und Syntax behandelnde Einleitung voraus, den Beschluß des Bandes macht ein Glossar, das diejenigen Wörter enthält, die im Dictionnaire béarnais von Lespy und Raymond nicht verzeichnet sind. Zur Erklärung schwieriger Stellen hat auch J. Ducamin mancherlei beigetragen.

Der Herausgeber hat die Überlieferung möglichst getreu bewahrt und sich in der Vornahme von Änderungen die größte Zurückhaltung auferlegt. Mich will dünken, er sei darin an manchen Stellen zu weit gegangen. So heißt es in der Einleitung § 21: „*ab los* se contracte en *ab' us (?)*", unter Hinweis auf: *en presence de my notari public a b' u s testimonis dejus scriuptz* S. 221 Z. 8 v. u. Das ist doch

gewiß nicht zuzulassen; wie zu ändern ist, zeigt S. 159 Z. 9, wo *e deus* steht. — In demselben Paragraphen wird *deu* für *deus (de los)* S. 111 Z. 12, *pe* für *per* S. 119 vl. Z. *(pe vener)* angeführt; die Änderung hätte ruhig in den Text gesetzt werden dürfen; und wenn § 49, wo 1519 statt 1259 zu lesen ist, zu dem Infinitiv *portare* S. 148 Z. 12 die Bemerkung gemacht wird: „*exemple unique à corriger?*“, so wird man die Frage ruhig bejahen dürfen. — § 96 wird ein *abueran* (S. 61 Z. 22) als 3. Pers. Plur. Futuri von *aber* angeführt. Es wird *abieran*, Fut. von *abier (avenir)*, zu ändern sein. — In demselben Paragraphen s. v. *deuer* wird als 3. Sing. Praes. *deut* (S. 189 l. Z.) zitiert. Cor. *deue*, wie S. 190 Z. 2. — § 98. *Lo rey Anglaterra* ist nicht möglich; es ist S. 184 Z. 12 *d'A.* zu ändern, wie auch S. 191 Z. 4 steht. Auch *per nom tutor* ist nicht zulässig. In *Peys de Borrelhan . . per sin e cuma* (Text *cum a) tutor e p e r n o m t u t o r de Johan . .*, *son nabot* (S. 199 Z. 12) ist entweder *per nom de tutor* zu ändern oder vielleicht besser noch das zweite *tutor* zu streichen; vgl. *nom* 8) und 9), Suppl. Wb. V, 408—409. — § 102. Substantivische Verwendung eines Adjectivs soll vorliegen in *Renuncia . . a la exception d'engan per inmensitat e per d e s a g r a d a b l e* S. 23 Z. 2. Es ist *desagradabletat* zu ändern, wie auch S. 21 Z. 12 steht. — § 118. Die in Appel Chr.[3] Glos. hervorgehobene Verwendung von *autre* zur pleonastischen Bezeichnung einer Gegenüberstellung soll an folgenden zwei Stellen vorliegen: *totes . . las arrendes, proffeytz, emolumentz e a u t r e s pertas quenhs que sien e son de la dite abbadesse e sors deu dit combent* S. 29 Z. 10; es ist aber m. E. *percas* „Erwerb Einnahme“ zu ändern; vgl. *percatz* 2), Suppl. Wb. VI, 230. Ferner in: *Ab aquetz que . . abem podut trobar tant per escripture ansiane que a u t e s bons homis desus nomiatz, abem metut per memori . .* S. 116 Z. 14. Ich denke, es ist *antix* zu ändern, vgl. ibid. Z. 9 *cum a cause de so ayam sercat . . registes . . ansians (*Text-*anz) et ayxi beinh feyte . . information ab prohomis et a n t i x de la diite viele.* — § 137. Eine Präposition soll adjectivisch gebraucht sein in *Item prometo . . de far laudar totes e sengles las causes s u s a las gens de la diite viele en cosselh comun* S. 108 Z. 6. Es liegt keine Präposition, sondern ein Adverb vor, die Stelle wäre also zu den § 142 angeführten zu setzen; aber hier wie dort ist m. E. zu korrigieren. S. 108 Z. 6 ist *diites* zu ergänzen, da das Wort in dieser Urkunde, so viel ich sehe, stets ausgeschrieben ist. An der § 142 zitierten Stelle *deus a u a n t z lors porxcs* S. 91 Z. 13 ist, meine ich, *auantz* verlesen oder verschrieben für *auantd.* d. h. *auant ditz*, da in dieser Urkunde *dit* fast immer zu *d.* abgekürzt ist, und das Adverb *auant*, nicht *auantz*, lautet, vgl. S. 91 Z. 18, 21 u. vl. Z. Es wäre auch in Erwägung zu ziehen, ob *lors* bleiben kann oder besser getilgt wird, vgl. S. 90 Z. 17 u. l. Z., S. 91 Z. 3, S. 92 Z. 5. In *Forni lo d a u a n t jorn deu dit mes* S. 140 Z. 3 wird in gleicher Weise zu ändern sein; gewöhnlich

steht in dieser Urkunde nur *lo d. jorn.* Endlich in *Sien tengutz de balhar cascunh la un deu pes d a u a n t* S. 111 Z. 12 ist *la un deu[s] pes d'a u a n t* zu schreiben.

Abgesehen von den besprochenen Stellen, die m. E. zu irrigen Aufstellungen in der Einleitung geführt haben, scheinen mir noch die folgenden einer Änderung zu bedürfen, an denen z. T. Druckfehler vorliegen. S. 3 Z. 4 v. u. Schreibe *feit certans* statt *feit-certans.* — S. 9 Z. 4 *soluudz* statt *solundz.* — S. 21 vl. Z. *De a i a c i u a r e anoitar e acabanar de dies e de noytz totz los diits bestiars.* Cor. *aiacinar*, und ebenso S. 22 Z. 14; vgl. *jazilha* und *jazina*, Suppl. Wb. IV, 256. — S. 32 Z. 17. Tilge *e* vor *egregi.* — S. 47 Z. 5 v. u. Kor. *dauzed* statt *danzed.* Der Hrsgbr. will *dauzed* allerdings nicht gelten lassen. Er bemerkt im Glossar: „Plusieurs éditeurs de textes gascons transcrivent ce mot par un *u*: *dauzed* et dans le bordelais *dauded.* Mais la lecture par une nasale nous paraît indispensable, vu le rapprochement du vfr. *dansel* et du fr. *dame*, *vidame* etc." Daß es sich aber in *dau-* nicht nur um eine Schreibweise moderner Herausgeber handelt, beweist der Name *Daudet.* Vgl. auch das von Thomas, Romania 39, 396, Bemerkte. — S. 53 Z. 13 *Per j u u s t i t u t i o n e bision de quera.* Kor. *inspection*; vgl. S. 24 Z. 23 und S. 29 vl. Z. — S. 54 Z. 15 *Que . . bos agen a reportar e responer de la bertat . . E deu r e p o n e resposta que . . feran . . .* Kor. *report.* — S. 66 Z. 2 *Desagrabletad*, kein Druckfehler, da im Glossar angeführt, ist eine unmögliche Form. Kor. *desagradabletat.* — S. 70 Z. 1 Kor. *empeinament* statt *empeiament.* — S. 70 Z. 16 Kor. *enfreulides* statt *enfreuliges.* — S. 70 l. Z. Kor. *naise* statt *nasse.* — S. 74 l. Z. Kor. *tees* oder *teis* statt *tecs.* — S. 76 Z. 15 u. 18. Das handschriftliche *digmēgē* ist nicht in *digmenge en* aufzulösen, sondern es ist *digmengen* zu schreiben; vgl. *dimenge*, Suppl. Wb., II, 242 b. Ebenso S. 108 Z. 23. — S. 77 Z. 17 *Entro au poy qui es sus lo diit camin de Sancte-Quiterie, a g a n de l'ostau de B. Escat* und S. 82 Z. 16 *au| poy que es a g a n de l'ostau de W. Escat.* Zur ersten Stelle die Anmerkung: „Voir au glossaire ce mot qui signifie „maintenant". Le sens est: Jusqu'au mamelon qui est sur le chemin de S. Q., [mamelon] qui appartient maintenant à la maison de B. E." Das halte ich für unannehmbar. Zur zweiten Stelle findet sich die Variante *a gau de*, und das scheint mir das Richtige, nämlich *agau* (= *egal*) *de*; vgl. ibid. S. 81 Z. 15: *Entro a la come que es denant l'ostau de Vimolere.* — S. 80 Z. 1 *Sabeben.* Schreibe *sabe ben?* — S. 92 Z. 14. Kor. *eternal* statt *eternel.* — S. 107 Z. 17 Kor. *tales* statt *cales*, trotz der Anmkg.: „sic; on ne peut lire *tales*". Wegen *tales enmendan* vgl. Livre noir Dax S. 141 § 649 und Glossar. — S. 111 l. Z. Ergänze *e* vor *soluer.* — S. 116 Z. 8 Kor. *ansians* statt *ansianz*; die Hs. hat *ausiant.* — S. 117 Z. 6 Kor. *prestiere* statt *prestiele.* — S. 118 Z. 23 Kor. *tenque* statt *tengue* „Schleibe". Das bei Rayn. und Lespy fehlende

Wort findet sich noch Dict. inst. Rouergue S. 352a Z. 12 v. u. *(tenca)* und Cour temp. Avignon S. 112 § 8 u. 9 *(tencha).* — S. 119 Z. 6 u. 8 und S. 122 Z. 7, 10, 19. *Une coartan.* Ein weibliches *coartan* ist nicht möglich; kor. *coartau.* — S. 121 Z. 17. *Item carque de sere, qui b o e r e portere a bener au diit marcat et se pausere sus tauler, pagui II morl.* Das Glossar deutet „bouvière" mit dem Zusatz „Le féminin surprend". Ducamin schlägt deshalb ebendort vor *boer e portere* zu lesen „avec l'*e* qui se met facultativement devant un verbe commençant par consonne". Das ist mir nicht klar. Aber masc. oder femin., das Substantiv paßt überhaupt nicht. Ist nicht *biere* [*ni's*] *portere* zu ändern? Vgl. *Tot car de sau qui biera per bener* S.118 Z. 12. — S. 125 Z. 3 v. u. Ergänze *no* vor *es* und *ere* vor *per.* — S. 126 Z. 16. *Benh* ist nicht *be-nh* (siehe die Anmerkung von Ducamin) zu schreiben; vgl. *beinh* S. 116 Z. 8, *beyn* S. 157 Z. 13 u. S. 158 Z. 19, *benh* S. 166 Z. 7, *arenh* (= *ren*) S. 74 Z. 17, *cascunh* S. 111 Z. 10 und 12. — S. 161 Z. 10 Kor. *tote arre*, vgl. S. 189 Z. 18 u. S. 192 Z. 11. — S. 196 Z. 11 u. 16. Schreibe *li deit dizador* statt *li deit-dizador* „die genannten Schiedsrichter". — S. 203 Z. 13. Kor. *emperauant* statt *emproauant.* Der Hinweis im Glossar auf Godefroy *emprof* ist nicht am Platze.

*Glossar.* Eine Reihe von Wörtern wie *aiaciuar*, *agan*, *boere* usw. sind im Vorhergehenden schon besprochen. Ferner wäre noch Folgendes zu bemerken. *Abiader.* In *Conegude cauze sie aus presentz e aus abiaders qui la prezent carte beiran* S. 3 Z. 18 bedeutet *a.* doch nicht „descendants", sondern „die später, in Zukunft Lebenden". — *Adgetar.* Der Hinweis auf *adietar* Suppl. Wb. I, 20 ist nicht am Platze. — *Afocar.* In *Degun d'aquetz qui a f f o q u e r e n la diite justici* S. 126 Z. 5 genügt „accompagner" nicht; es ist „sich ansehen, beiwohnen" zu deuten, vgl. *las gens qui ban a la justici beder* ibid. Z. 15. — *Agreire.* Der Hinweis auf *agrier* im Suppl. Wb. und *agrer* bei Lespy könnte den Anschein erwecken, als ob das Wort sonst nicht belegt sei; es ist aber bei Rayn. II, 35 verzeichnet. — *Bladar* „blé sur pied (ou, suivant les pays, autres céréales)"; richtiger Ducamin S. 107 Anm. 2 „champ de blé". Das Wort findet sich noch in: *E si augus intrava de nueyt en vinha o en ort ni en prat o en b l a d a r...* Cout. du Gers S. 188 Z. 13; ferner Livre noir Dax Glos. — *Conduar.* Selbst wenn man in *Cascuns.. conduedors de boeus, saumes o autes bestiars passans.. per lo diit pont, c o n d u a n et menan las susdiites causes, sien.. francz de tot pontatge* S. 124 vl. Z. nicht in *conduen* ändert, sondern analogische Neubildung oder französischen Einfluß annimmt, darf man doch aus *conduan* keinen Infinitiv *conduar* erschließen. — *Confrontadementz* und *consiguadament.* Beleg: *Marqueze de Barte.. a venut.. a n'Arnaut de Carere.. tot aqued mey catot e pesse de tere.. que a.. en lo teratori de Gausad.. c o n f r o n-*

*tadementz e consiguadement lo camin public.. per dues partz e l'ariu de la Mole.. per autre part e la.. binhe de Stephen de Gontaut d'autre part* S. 84 Z. 5 und 6. *Confrontadementz*, das „en confrontation avec" gedeutet wird, ist „anstoßend, angrenzend an"; *consiguadement*, das „à la suite de, en suivant" bedeuten soll, kann nichts mit *segre* zu tun haben. Es ist *consignadament* zu lesen und „begrenzt durch" zu deuten, vgl. Godefroy *consigner*. — *Emparedor* S. 158 Z. 4 ist nicht „celui qui s'empare", sondern „einer der Anspruch auf etwas erhebt, der etwas streitig macht", vgl. *emparador* 2), Suppl. Wb. II, 375. — *Estable* S. 172 11 ist nicht substantivisch gebraucht; es ist ein Komma zwischen *fermes* und *estables* zu setzen.

Freiburg i. B. EMIL LEVY.

---

**Löseth, E.** *Notes de syntaxe française.* Christiania, 1910. En commission chez Jacob Dybwad. (Sonderabdruck aus den Videnskabs-Selskabets Skrifter. II. Hist.-Filos. Klasse 1910. No. 4).

Es sind — bis auf wenige Ausnahmen — „Notizen" im wahrsten Sinne des Wortes, die der Herr Verfasser unter obigem Titel den Fachgenossen vorlegt, gelegentliche Aufzeichnungen von Wahrnehmungen, Beobachtungen, kritischen Gedanken, Beispielen zur Erhärtung eigener, Abwehr fremder Ansichten über alle möglichen, gemeinhin unter dem Sammelnamen „Syntax" rubrizierten Punkte, ganz interessant und unterhaltsam, manchmal sogar lehrreich zu lesen — aber, ob solche Art der Publikation, solche Darbietung syntaktischer „Schnitzel" für die grammatische Erforschung des Französischen als wirklich ersprießlich, als förderlich bezeichnet werden kann, das ist eine Frage, die ich denn doch nicht ohne weiteres zu bejahen mich entschließen kann. Ich will gar nicht erst lange bei der Erwägung verweilen, ob die Diskussion der stilistischen Eigenart eines Ausdrucks, also die Frage, welcher Stilklasse — style solennel, littéraire, familier, vulgaire etc. — er zuzuweisen sei (worüber Ch. Bally ein prächtiges, auch in dieser *Zeitschr.* XXXVI, 154 ff. angezeigtes Büchlein, *Traité de stylistique française* geschrieben) die Syntax überhaupt etwas angehe, ob z. B. isolierte Bemerkungen von der Art der folgenden hier an ihrer Stelle sind: «*Nul*» *pronom, dit M. Rodhe (Essais*, I, 43*), appartient au style écrit très solennel. C'est trop dire*; «*style littéraire*» *suffit* (p. 11). Oder: (Mit bezug auf *C'est à vous de* und *à parler*) *Littré a certainement eu raison de supprimer pour ces deux tournures la distinction de sens qu'on avait voulu établir, à savoir que «de parler» indiquerait le tour de rôle, et «à parler» la convenance générale* (= *il vous appartient de*) — meist wird übrigens umgekehrt für „es ist die Reihe

an jem.“ der Infinitiv mit *à* verlangt, so auch von Plattner, den unser Verfasser hier (merkwürdiger Weise ohne jeden kritischen Zusatz) zitiert — *Toutes les deux signifient la même chose; seulement la seconde est du langage plus élevé, plus correct, comme disent volontiers les Français; la première, qui aussi nous épargne un hiatus est propre à la langue courante* (p. 15). — Oder: *«Il y a longtemps que je ne vous ai vu» est du style élevé, élégant; ordinairement on ajoute pas* (p. 16) — wobei der Kernpunkt der Sache völlig außer Acht gelassen ist (vgl. *Zeitschr. f. rom. Phil.* XVIII p. 170 ff. besonders p. 173). — Oder (Mit bezug auf Sätze wie *On ne sait ce que l'on doit le plus admirer, ou de la perfection du travail ou du bon effet*): *Cela est du style littéraire ou élevé; la langue courante dirait «ou la perfection du travail ou le bon effet»* (p. 10). — Oder: *L'ellipse du pronom personnel sujet, fréquente en ancien français, l'est aussi de nos jours, et non seulement dans la langue enfantine, populaire ou négligée. On dit couramment: Faut aller au Crédit Lyonnais, sur les boulevards. Connaissez?* (p. 5). — Ich würde gegen derartige „stilistische“ Charakterisierungen oder Wertungen auch in syntaktischen Publikationen nichts einzuwenden haben (da ja, wie wiederholt, z. B. XXXV H. 2 u. 4 S. 10 ff. dieser *Zeitschr.* gezeigt worden, der Begriff der Syntax recht problematischer Art ist) — wenn sie sich als gelegentliche Zusätze, gleichsam als Rand- und Abschlußbemerkungen zu wirklich grammatischen Erörterungen einstellten. Hat doch auch ein Gelehrter von dem Scharfblick und der Gründlichkeit A. Toblers gelegentlich einmal einen rein lexikalisch-stilistischen Artikel, wie den über *Par exemple* (*Verm. Beitr.* IV, 91 ff.) unter der Flagge eines Beitrags zur französischen G r a m m a t i k in die wissenschaftliche Welt hinaussegeln lassen, nachdem er noch in der II. Reihe der genannten Sammlung den Artikel „*Verblümter Ausdruck und Wortspiel in altfranzösischer Rede*“ wohlweislich als einen, „der mit Syntax nichts zu tun habe“, in den Anhang verwiesen hat. Aber *nul* in einer „syntaktischen“ Arbeit zur Sprache zu bringen und nichts weiter darüber zu sagen, als daß es nicht (wie Rohde behauptet) dem „sehr feierlichen“, sondern nur dem „literarischen“ Stil angehört, das scheint mir denn doch eine zu weit gehende Außerachtlassung der, obzwar wenig berechtigten, so doch nun einmal gültigen und anerkannten Systematik zu sein. Außerdem: Besteht denn überhaupt die Möglichkeit in solchen mehr oder weniger subtilen Stilfragen zu einer Einigung zu gelangen, oder in strittigen Fällen — und in allen hier erwähnten hat Verfasser es mit abweichenden Ansichten höchst beachtenswerter Fachgenossen zu tun — eine halbwegs sichere Entscheidung herbeizuführen, zumal die meisten hervorragenden Schriftsteller in all solchen Dingen ihre Eigenart haben und auch zeitgenössische Autoren untereinander ein vielfach recht widerspruchsvolles Verfahren zeigen? Fast belustigend

wirkt es, gegenüber der p. 11 gemachten Mitteilung: *A en croire M. Rodhe* (*Essais*, III, 27), *«pas un» ne s'emploie plus aujourd'hui*; *il veut «aucun» dans cet exemple*: *«d'Anville connaissait l'Égypte mieux que pas un Égyptien»* bei J. Haas, *Neufranzösische Syntax* p. 424 zu lesen: „Zum Ersatz für das w e n i g v o l k s t ü m - l i c h e *aucun* wird häufig *pas un* verwendet mit dem Beispiel: *Dans pas une de ses pièces, il ne se trouve d'Altesse* und dem Zusatz, daß diese Ausdrucksweise besonders beliebt nach Vergleichen sei. Die hierzu gegebenen Beispiele zeigen in der Mehrzahl *pas un (une)* mit einem Substantiv, was wiederum im Widerstreit mit der Meinung unseres Verfassers steht, der (im Gegensatz zu der oben zitierten Ansicht Rodhe's) sagt: *Je ferai observer que, du moins, «pas un» t o u t s e u l se dit très bien*: *Il connaît ça comme pas un.* Doch genug von diesen, wie mir scheint, nicht nur nicht in die Syntax hineingehörigen, sondern auch der Mehrzahl nach unfruchtbar verlaufenden Kontroversen über den stilistischen Wert und Charakter grammatischer Wörter und Wendungen. Die Syntax hat es, nach der nun einmal herrschenden Anschauungsweise, mit den Beziehungen der Elemente der Rede, sei es zueinander, sei es zu dem in ihr zum Ausdruck kommenden Gedankeninhalt zu tun. Da hätte dann mehr als einer der vorhin erwähnten Punkte eine wirklich syntaktische Erörterung ganz wohl vertragen. Nicht nur, z. B. die Frage der Setzung bezhw. Weglassung des *pas* in *Il y a longtemps que je ne vous ai (pas) vu* — bezüglich deren an der angezogenen Stelle der *Ztschr. f. rom. Phil.* gezeigt worden ist, daß zwischen drei bestimmt gesonderten Gruppen von Fällen zu scheiden ist: 1) solchen, wo es sich um die Kennzeichnung des Ausgangspunktes durch ein bestimmtes einmaliges Sein oder Geschehen handelt und daher jede Negation (auch bei einem „Tempus der vollendeten Handlung") ausgeschlossen ist, z. B. *Il y a longtemps qu'il nous a quittés*, 2) solchen, wo der Ausgangspunkt der zeitlichen Berechnung durch ein n e g a t i v e s Sein oder Geschehen bestimmt wird, also auch stets *pas*, *point* (natülich nur soweit nicht sonstige Regeln dem entgegenstehen, z. B. bei *personne*, *rien* oder bei *oser*, *cesser* usw.) zu setzen ist, z. B. *Il y a longtemps qu'il n'a pas tenu sa promesse*, 3) Fällen, in denen der Nebensatz mit *que* ebensowohl als Kennzeichnung des Ausgangspunktes („von dem Augenblick an") wie auch als Angabe der Ausfüllung der verstrichenen Dauer („während welcher Zeit") aufgefaßt, „empfunden" werden, also sowohl positiv wie negativ ausgedrückt werden kann, wie z. B. in „Es ist lange her, daß ich Sie (nicht) gesehen habe: *a*) .. von dem Augenblick an, da ich Sie (zum letzten Male) gesehen habe, b) es ist eine lange Zeit, daß, d. h. während welcher, ich Sie n i c h t gesehen habe, und wo die Unsicherheit, das Schwanken in der Gedankenbildung wie in zahllosen anderen Fällen, eine Mischform der Rede gezeitigt hat:

*Il y a longtemps que je ne vous ai vu.* Wenn nun Verfasser über diesen (dritten) Fall weiter nichts zu sagen weiß, als daß die Weglassung des *pas* „gewählter, eleganter Stil *(style élevé, élégant)* sei, daß man bei gewöhnlicher Rede *pas* hinzufüge, so zeigt sich hier mit besonderer Deutlichkeit das Unzulängliche seiner fragmentarischen, zusammenhangslosen, zerhackten, die Erscheinungen nur obenhin streifenden, und in ihrer Buntscheckigkeit an die Entleerung von Zettelkästchen erinnernden Art der Vorführung „syntaktischer" (?) Probleme. Da er seiner apodiktischen Stil-Charakterisierung hier keine weiteren Belege beifügt, so ist man nicht einmal in der Lage mit Sicherheit zu entscheiden, ob sie sich nicht irrigerweise — ganz abgesehen von Beispielen der zweiten Gruppe, wo *pas (point)* unerläßlich — auf s o l c h e Beispiele der dritten Gruppe gründet, in denen „der Sprechende eine entschieden negative Vorstellung im Sinne hat, deren Gegensatzes zu der ihr gegenüberstehenden positiven er sich deutlich bewußt ist" (*Zschr. f. rom. Phil.* XVIII p. 173), wo also aus ganz besonderen Gründen die Negationsverstärkung immer eintritt. Wer einem guten Freunde aus seinem langen Fernbleiben einen Vorwurf machen oder bei einem unerwarteten Wiedersehen lebhafte Freude ausdrücken will, der wird sicher ausrufen *Il y a longtemps que je ne vous ai pas vu!* Ob aber jemand, der einen unwillkommenen Besucher, von dem er sich für immer erlöst glaubte, wieder auftauchen sieht, nicht — mit einer gewissen Reserve — sagen wird: *Il y a longtemps que je ne vous ai vu*, auch ohne daß seine Ausdrucksweise dadurch Anspruch auf eines der beiden Epitheta *élevé, élégant* erhält? Vielleicht mißbrauchen sprachlich Ungebildete oder Nachlässige, in Verkennung oder Vernachlässigung solcher feinen Nüancen, jene Ergänzungswörter der Negation, bringen sie dadurch in Mißkredit und bewirken «*par évocation*», wie Ch. Bally sagen würde, daß der Verzicht darauf den Eindruck feinerer Redeweise macht. Aber alles das kann nur mit Hülfe eines reichlichen Beispielmaterials auf Grund genauer, eindringender Prüfung und Vergleichung mit einiger Sicherheit festgestellt werden und darum kann ich es nicht billigen, wenn Verfasser, auf beides verzichtend, sich und seine Leser mit jener kurzen, ebenso vagen, wie unbewiesenen Behauptung abfindet.

Und auch die *de*-Frage in dem dilemmatischen Satze *On ne sait ce que l'on doit le plus admirer, ou d e la perfection du travail ou d u bon effet* ist mit der apodiktischen Erklärung, daß solche Ausdrucksweise „literarisch" oder „gewählt" *(élevé)* sei, nicht abgetan. Noch wichtiger als die stilistische Taxierung, die doch mehr oder weniger subjektiv bleiben muß, erscheint mir für die S y n t a x die Feststellung, oder — falls diese nicht gelingen sollte — die gründliche Untersuchung des Ursprungs sowie des genauen sprachlich- l o g i s c h e n Wertes dieses *de.* Hat es

wirklich, wie z. B. Lücking, *Franz. Gramm.* § 252 Anm. oder Plattner, *Ausführl. Gramm. d. frz. Spr.* I § 348 Anm. 2 behaupten, seinen Grund nur in einer „Attraktion" („aus dem öfter zugefügten, meist aber fehlenden *des deux*" Plattner[1])? Sollte eine so eminent logische Sprache wie es die französische anerkanntermaßen ist, sich wirklich Jahrhunderte lang von einer der Logik so zuwiderlaufenden Ausdrucksform in Bann schlagen lassen? Gewiß gilt auch von ihr das Horazische *Quandoque bonus dormitat Homerus*, gewiß finden sich auch bei ihr Wendungen, in denen Sprach- und Gedankenform nicht in vollem Einklange stehen (wie z. B. in den bekannten: *Ce n'est pas moi qui a i dit cela*) aber so mit einem Wort ist die Sache denn doch nicht abzutun, und sicher ist, daß es außer dem uns hier beschäftigenden Falle noch manchen anderen gibt, in dem — nicht das *de* — wohl aber das *ou* eine etwas befremdende Gebrauchsweise zeigt (vgl. *Lui ou moi a v o n s tort*). Vielleicht finde ich bald einmal Zeit, den Sachverhalt eingehender zu prüfen. Den Wunsch dazu hege ich schon lange. Und Verfasser wird mir nun nachfühlen, was für eine Enttäuschung er mir — und wohl auch anderen — dadurch bereitet hat, daß er in seiner „syntaktischen" Publikation einen so interessanten Punkt „anschneidet", ohne irgend etwas anderes über ihn beizubringen als eine vage[2]) „stilistische" Wertung, die von jedem beliebigen, der nicht recht daran glauben mag, so ziemlich ohne Risiko mit demselben Nachdruck angefochten werden kann, mit dem er selber sie hier aufstellt.

Konnte ich mich bei den vorstehend besprochenen Punkten nicht recht mit der A r t der Behandlung befreunden, der nachdrücklich entgegenzutreten mir im vitalen Interesse ersprießlicher syntaktischer Forschung als Pflicht erschien, so hätte ich

---

[1]) Sollte dieser, wie unser Verfasser behauptet, im 3. Teile, 2. Heft (seiner *Ausführl. Grammat.*) p. 142 die beiden *de* wirklich als „unerläßlich" bezeichnen? Ich habe das genannte Heft nicht in Händen und fühle mich, nachdem ich am 3. Heft des 2. Teils („Das Verbum in syntaktischer Hinsicht") gesehen, daß diese Ergänzungshefte nur lose aneinandergereihte Zusätze, ganz nach der Art der uns hier beschäftigenden (obendrein ohne Index!) enthalten, kaum versucht, sie anzuschaffen, bevor ihr Verfasser sich dazu entschließt, sie mit dem 1. Teile, dem Hauptteile, zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten. So viel aber ist sicher, daß Plattner im 1. Teil S. 379 dieses *de* als „pleonastisch" und ausdrücklich als „nicht erforderlich" bezeichnet.

[2]) Da ich einmal von „vager" stilistischer Wertung spreche, so möchte ich, ohne viel Zeit und Raum dabei zu verschwenden, auch noch auf die unbefriedigende Art der Aburteilung jener schon erwähnten Subjektsunterdrückung *Faut aller au Crédit Lyonnais ... Connaissez?* (p. 11) hinweisen, von der Verf. sagt, daß sie nicht nur der langue enfantine, populaire ou négligée, sondern auch der langue courante („*on dit couramment*"...) angehöre. Sind *langage négligé* und *langage courant* wirklich Gegensätze? Alles hängt doch vom persönlichen Verhältnis der Sprechenden zueinander ab! Ein „Kann sein" zu einem guten Freunde gesagt, ist völlig korrekt. Zu einem Vorgesetzten ist es entschieden nachlässige Ausdrucksweise.

den beiden nunmehr zu erwähnenden „Bemerkungen" den Vorwurf des Müßigen, des Überflüssigen zu machen. Erstens: In *Il est aimé comme il mérite de l'être* ist, wie Verfasser (p. 6) richtig bemerkt, durch *le* auf ein vorangehendes Participium perfecti verwiesen; in *Vous avez une manie indécente de crier, ta mère et toi! Vous l'êtes, mal élevées, toutes les deux* (aus Bernstein, *La rafale* II, 4) dagegen nimmt, wie Verfasser ebenfalls richtig feststellt, das *l'* (= *le*) vor *êtes* das nachfolgende *mal élevées* vorweg („= *pour mal élevées, vous l'êtes*" fügt er erläuternd, aber, wie mir scheint, unnötig hinzu). Ich hätte wohl gern noch den vorhergehenden Satz oder gar die vorhergehenden Sätze gekannt, um ganz sicher zu sein, daß das *le* sich unter keinen Umständen auf ein vorangehendes, dem *mal élevées* vielleicht synonymes Wort bezieht. Aber wenn ich dem Verfasser, da er es nun einmal so hingestellt, auch gern glauben will, daß hier ein Fall echter Prolepsis vorliegt, so scheint mir der Umstand, daß das Vorweggenommene gerade ein participe passé ist, ohne jede Bedeutung, und die Aufstellung der Regel: *Dans le langage familier, le participe peut suivre ce«le»* unbedingt überflüssig. Es ist doch klar, daß jedes beliebige Wort, das zur Qualifizierung geeignet ist, ganz ebenso durch *le* vorweggenommen werden kann — Substantiv, Adjektiv, Numerale (z. B. erster, zweiter) sogar Adverbien (wie „fort", „fern" usw.). Ja, im Grunde ist solche Vorwegnahme des Prädikatsworts nur ein Spezialfall jener großen Gruppe proleptischer Ausdrucksweisen, bei denen durch ein unbetontes Pronomen personale oder durch *en* und *y* ein Vorstellungsglied übereilt als dem Geiste des Zuhörers schon gegenwärtig hingestellt wird, das der Sprechende bei besserer Überlegung nachträglich doch als ausdrücklicherer Kennzeichnung für bedürftig erachtet, und daher noch einmal durch ein Wort oder einen ganzen Satz ausdrückt, kurz, jenes in allen Sprachen anzutreffenden Verfahrens, von dem fürs Neufranzösische eingehend Haas Neufranz. *Syntax* pp. 461—464 (allerdings nur mit Berücksichtigung des Personalpronomens und *en* z. B. *Il est là, ton bon portrait* oder *Tu en as du courage*, so daß ich in der Besprechung des Werkes — XXXVI, 6 p. 169 dieser Zeitschrift — ein Beispiel mit *y*: *Elle y pensait toujours à ce cher pays...* hinzuzufügen für nötig hielt[3]) sowie — mit ausschließlicher Berück-

---

[3]) Seine Formulierung (§ 401): „Wenn das hervorgehobene Wort erst nachträglich, nachdem die Gesamtvorstellung gegliedert ist, intensiver dem Sprechenden zum Bewußtsein kommt, so wird das Korrelat der betreffenden Vorstellung am Ende des Satzes wiederholt" erscheint mir allerdings nicht glücklich. Sie wird dem psychischen Tatbestande insofern nicht gerecht, als nicht das betr. „W o r t" dem Sprechenden erst nachträglich intensiver zum Bewußtsein kommt, sondern nur das B e d ü r f n i s g e n a u e r e r B e z e i c h n u n g g e g e n ü b e r s e i n e m Z u h ö r e r, dem ein il oder en oder y doch vielleicht unverständlich oder mehrdeutig sein könnte.

sichtigung der *en*-Fälle und ihrer Besonderheiten — A. Tobler in seinen *Vermischten Beiträgen* (III. Reihe, Artikel 5)[4]) gehandelthat.

Zweitens erscheint mir überflüssig der aus 7 Zeilen bestehende Absatz (p. 10), welcher mit den Worten beginnt: *Le peuple dit «c'est-i(l) que...?» pour «est-ce que...?»*, und verschiedene, der *langue enfantine et familière* entnommene Belege für solches *c'est-i* bringt. Bekanntlich handelt es sich hierbei keineswegs speziell um einen vulgären Ersatz von *est-ce que*, sondern um das bei dem ungebildeten Volke — und allen denen, die seine Sprechweise aus irgend einem Grunde nachzuahmen für gut befinden — anzutreffende Verfahren, den fragenden Sinn, namentlich in sogenannten Entscheidungsfragen (d. h. solchen Fragesätzen, die kein Fragewort enthalten) unter Beibehaltung der Konstruktion des Aussagesatzes durch Anfügung der Partikel *ti* (entstanden aus *t-il*, und auch *t'y*, nach einem *t* sogar bloß *y* geschrieben) an das Verbum auszudrücken, wovon sowohl Haas a. a. O. p. 439 *(j'ai t'y besoin d'une autorisation?)* als auch Siede in seinen „*Syntaktischen Eigentümlichkeiten* usw." p. 35 (letzterer unter Angabe der darauf bezüglichen Literatur) eingehend gehandelt haben. Völlig gleicher Art scheint mir auch die unmittelbar vorher (p. 9 unten) neben dem ganz korrekten *Qui diable cela peut-il être?* zur Sprache gebrachte Fragekonstruktion: *Qui ce peut-il être?* zu sein, in der Verfasser — doch wohl unnötigerweise — einen Versuch zur Vermeidung des unüblichen (aber doch grammatisch durchaus einwandfreien!) *Qui peut-ce être?* sehen möchte. Sicher ist, daß für *Pourquoi ce serait-il drôle?* oder *Ce sera-t-il Fritz?* etc. irgend ein äußerer Anlaß zur Wahl solcher Ausdrucksweise nicht vorliegt, da *Pourquoi serait-ce drôle? Sera-ce Fritz?* doch in jeder Hinsicht unbedenklich wären. Sind aber die ursprünglich nur vulgären Fragekonstruktionen mit dem mysteriösen *ti* erst einmal Gemeingut der Kinder- und der familiären Sprache geworden, dann können sie auch leicht — mit der etwas sorgfältigeren Sprech- und Schreibweise «*-t-il*» in die gute Sprache eindringen. — In den mit den vorigen unmittelbar zusammengestellten Sätzen *Qui ça est venu? Quand ça m'enlèverez-vous?* etc., vermag ich nichts anderes zu sehen als „Bestimmungsfragen" (vgl. vorher die Erklärung der „Entscheidungsfragen), deren Fragewörtern als Hinweis auf den besonderen Tatbestand des einzelnen Falles das neutrale Demonstrativpronomen *ça* angefügt ist, etwa wie im Deutschen — allerdings nur bei fehlendem Verb — „Wann das?" „Wie das"? gesagt wird. Vielleicht liegt solcher pleonastischen Einschaltung

---

[4]) Auf die — stereotyp gewordene — pleonastische Setzung eines *en* in Fällen wie: *En voilà une idée!* usw. möchte ich auch die Wendung von dem Typ *C'en est honteux. — Il en était rasant* usw. zurückführen, in deren *en* Verfasser (p. 8) nur ein Mittel zur Verstärkung der Aussage sieht, dem er die Bedeutung von *tout à fait* beilegen möchte.

von *ça* letzten Endes eine Abart der oben eingehend erörterten proleptischen Ausdrucksweise zugrunde. Im Hinblick auf die bevorstehende und dem Bewußtsein vorschwebende Mitnahme fragt die Sprecherin zunächst: *Quand ça?* um dann sofort — zur Beseitigung jedes Zweifels oder Mißverständnisses, ähnlich, wie es bei *Tu en as du courage!* oder *En voilà une idée!* der Fall war — mit einem verbalen Ergänzungsausdruck *(m'enlèverez-vous?)* die Frage zu vervollständigen und zum Abschluß zu bringen.

Etwas eingehender hat Verfasser die Frage der Setzung bezw. Nichtsetzung des auf Vorhergehendes zurückweisenden neutralen *le* in angefügten oder eingeschobenen Wendungen wie *comme vous (le) dites*, *faites*, *êtes*, etc., *aussi grand que vous (l') êtes*, etc., *si vous (le) voulez*, etc., *j(e l) espère* behandelt. Man wird ihm hier beistimmen können, wenn er (gemäß seiner Vorliebe für derartige stilistische Abschätzungen) seine Ansicht dahin ausspricht, daß *la présence de ce «le» donne au discours tantôt quelque chose de plus littéraire*, *tantôt quelque chose de plus pittoresque ou d'insistant ou de circonstancié* und *dans beaucoup de cas le choix dépendra du goût ou de l'oreille du sujet parlant ou de l'écrivain.* Auch daß der Wunsch die Art und Weise zu betonen *(d'insister sur la manière d'agir*, *le procédé)* unter Umständen zur Setzung des *le* führen kann (z. B. *Je devrais vous mettre à la porte pour vous apprendre à me parler comme vous le faites)*, ist zweifellos richtig. Mir scheint, Verfasser hätte gut getan, von vornherein zwischen den beiden Arten des *comme (ainsi que)* zu scheiden, von denen die eine zum Ausdruck wirklicher G l e i c h h e i t der Art und Weise oder des Grades dient (wie in dem eben erwähnten Falle), die andere hingegen lediglich G e m ä ß h e i t, materielle Übereinstimmung zwischen der Wirklichkeit und einer geistigen Konzeption derselben *(Il est arrivé hier*, *comme je (le) crois* oder *comme on (l') a prédit)* ausdrückt, zwei Gebrauchsweisen von *comme*, die sich vereinigt finden in der bekannten Stelle der *Femmes savantes* von Molière (III, 2): *Je n'ai point encor vu d'hommes*, *comme (= à ce que) je crois*, *Mais j'ai vu des clochers (sc. dans la lune) tout comme (= de la même façon) je vous vois.* Und dann hätte er ganz wohl sagen können, daß das erstere, das *comme* der Gleichheit der Art und Weise, auf *le* weniger leicht verzichtet, als das letztere, das der bloßen Gemäßheit. Doch wird man gut tun, mit Vorsicht zu Werke zu gehen und von der Aufstellung bestimmter, das *le* strikt fordernder oder verwerfender Regeln lieber ganz abzusehen. Wenn Verfasser z. B. in dem Satze *Si les choses se passent comme il le dit* das *le* für unerläßlich erklärt, so lange es sich um Feststellung der Art und Weise handelt, und behauptet, daß *comme il dit* hier *dit-il* bedeuten würde, so stehen dem die beiden folgenden Sätze aus A. France, *Le livre de mon ami* entgegen, wo es p. 106 heißt: *Je la (= la pension pour l'enfant) choi-*

*sirai comme vous dites* (= „genau so, wie du wünschest") und p. 8 *une jolie gravure en couleur qui représentait, comme je l'ai su depuis, Virginie . . .*[5]) Auffällig in äußerer Beziehung darf erscheinen einmal, daß Verfasser bei der ganzen hier kurz besprochenen Erörterung nur le berücksichtigt und nicht auch gleich die ganz analog behandelten unbetonten Adverbien en und y herangezogen hat *(comme on peut s'en assurer* oder *comme je m'y attendais)* — daß ihn die Überschrift *Pronoms personnels* davon nicht zurückgehalten hat, beweist die ein wenig später (p. 6 ff.), noch in demselben Abschnitt gegebene Erörterung von *en* als Ersatz vorhergenannter Substantiva bei Zahlwörtern, nicht determinierten Adjektiven, unbestimmten Fürwörtern[6]) — sodann, daß diese ganze sich auf Setzung bezhw. Nichtsetzung von *le* beziehende Betrachtung räumlich getrennt von der p. 5 gegebenen Erörterung der Ellipse des Akkusativs des persönlichen Fürworts vorgenommen worden ist, mit der sie doch nicht nur den Gegenstand gemeinsam hat, sondern auch in ihrem Ergebnis, in der Feststellung der Unmöglichkeit der Aufstellung bindender Regeln (wenigstens, wenn man von Fällen wie *J'ai fait pour le mieux* absieht, wo *faire* nicht mehr ein transitives Verb ist, sondern die Bedeutung „verfahren" hat, wie *procéder, en user*) Berührungspunkte hat. Daß mir, um auch über diesen Abschnitt kurz etwas zu sagen, die ganze Betrachtungsweise schwere Bedenken einflößt, das zu hören, wird kaum jemand überraschen. Wohin soll es führen, wenn man — nicht nur bei dem eben erwähnten *faire* — sondern noch in zahllosen anderen

---

[5]) Auch Plattner bringt es, trotz seiner gediegenen Kenntnis des Französischen, fertig, *a. a. O.* I p. 256 die gewagte Behauptung aufzustellen, daß „im eingeschobenen Satz le unentbehrlich wird, wenn *comme, ainsi que* fehlen, z. B. *Le succès, on le voit, n'était rien moins qu'assuré.*" Dabei begegnet man nicht nur in der Unterhaltung oder in ungezwungenen Briefen auf Schritt und Tritt einem eingeschobenen *je pense, j'espère* (ohne *le*), sondern kann es ohne Mühe auch in „literarischem" Französisch nachweisen, z. B. *On reconnaîtra, j'espère, dans ma prose les membres épars du poète dispersé,* A. France a. a. O. p. 117 oder: *On est faite d'un air, je pense, à pouvoir dire que . .* Molière *Femmes sav.* II, 4 usw.

[6]) Eine Erörterung, die materiell Zutreffendes bietet, aber in der Formulierung des Sachverhalts zu wünschen übrig läßt, nicht nur zu Beginn, in der einleitenden Bemerkung, wo es (zu verschwommen) heißt: *Le pronom adverbial en . . . s'emploie dans les phrases dont le sens est partitif* (!) *avec les adjectifs non accompagnés de l'article défini,* etc., sondern auch bei der Erläuterung der Fälle ohne en, z. B. *Je garde ce cheval, et je vous cède l'autre,* wo der einfache und ohne weiteres erkennbare Tatbestand, daß bei einem durch den bestimmten Artikel als „bekannt" (vgl. Gröber, *Grundriß* I, 274) bezeichneten Seienden der Hinweis auf die Gruppe, zu der es gehört, überflüssig ist, wenig zutreffend in folgendem Satze seinen Ausdruck gefunden: *En effet, «en» qui doit suggérer ici l'idée d'une quantité indéterminée et divisible, s'allierait mal avec un mot gouvernant déterminé et censé désigner un tout non divisé.*

Fällen wie z. B. *J'ai trouvé. Il faut croire*, Ellipse des pronominalen Objekts annimmt? Was für ein Recht haben wir, von der Sprache Setzung eines *le* (oder *quelque chose* usw.) d a zu fordern, wo sich im Gedankenbilde eine Objektsvorstellung gar nicht findet, und ihr aus der Nichtsetzung den Vorwurf der Unvollständigkeit zu machen? Wünscht ja doch Verfasser selbst, daß Plattner I, 255 seiner auf den gleichen Punkt bezüglichen Darlegung die Bemerkung hinzugefügt hätte, daß *l'absence du pronom tient à ce que celui qui parle pense à l'action exprimée par le verbe, bien plus qu'au régime* (p. 5). Hätte er statt *bien plus qu'au régime* nur lieber gleich *seulement, exclusivement* gesagt, dann wäre der Sachverhalt richtig zum Ausdruck gebracht, aber damit auch zugleich die Nichtberechtigung der Ansetzung einer Ellipse deutlich vor Augen geführt worden. Nun, ich brauche hier auf die schwierige Ellipsenfrage um so weniger einzugehen, als ich ihre eindringendere Erörterung schon vor ziemlich langer Zeit (vgl. *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXXI p. 468 Anm. 1) in Aussicht gestellt habe und so bald wie möglich in Angriff zu nehmen gedenke. Nur möchte ich noch hinsichtlich solcher, lediglich auf flüchtigen Gehörseindrücken beruhender Belege wie *Regardez comme il tient! (entendu dire par une bonne parlant d'un enfant qui joue avec un petit fusil)* zu äußerster Vorsicht mahnen. Kann das *le* hinter *il* nicht überhört worden sein? Ähnlich wie Deutschen in der Unterhaltung mit Engländern der *l*-Laut hinter *I* leicht entgeht, so daß sie statt *I'll come to-morrow* ein präsentisches **I come to-morrow* zu hören glauben.

Von den sonstigen etwas eingehender erörterten (nicht bloß — wie leider so viele andere — nur flüchtig gestreiften) Punkten scheint mir besonders beachtenswert die p. 10 gegebene Besprechung von *tous deux* (*trois* etc.) und *tous les deux* (*trois* etc.) bei der Verfasser sich auf Grund sorgsamer Prüfung und unter reichlicher Darbietung von Beispielen zu der Ansicht bekennt, daß *il semble que l'addition de l'article . . : tout en étant emphatique* (wie Littré behauptet), *serve en outre, du moins dans un grand nombre de cas, à mettre en relief chacun des deux êtres séparément, à faire ressortir leur individualité, tandis que, par «tous deux» ils sont réunis en bloc et sans distinction aucune.* Ich gedenke auch diesen Fall gelegentlich einer eingehenderen Untersuchung zu unterziehen und beschränke mich daher an dieser Stelle auf die Aufwerfung der Frage, ob Verfasser mit den Ausdrücken *séparément* und *faire ressortir leur individualité* nicht doch zu weit geht. Ist es, wie ich mit Gröber (vgl. *d. a. O.*) glaube, die Funktion des bestimmten Artikels, Seiende als b e k a n n t e zu bezeichnen, auf sie als solche hinzuweisen, von denen bereits ein Bild in der Vorstellung des Hörers vorhanden sei, dann kann er, in unserem Falle, zwar ganz wohl die Wirkung haben *de mettre en relief les deux êtres*, aber nicht *chacun séparément*, wozu eben andere Aus-

drücke dienen, z. B. *l'un et l'autre*, oder *chacun de son* (bezw. *leur) côté.* So ist es mir denn zwar wahrscheinlich, daß sich bei genauerem Zusehen doch eine etwas andere Unterscheidung herausstellen wird, als die vom Verfasser dargebotene, aber in jedem Falle ist es mir eine um so angenehmere Rezensentenpflicht, hier die Gründlichkeit, mit der Verfasser zu Werke gegangen, die Sorgfalt, mit der er die zahlreich beigebrachten (freilich manchmal zu sehr aus dem Zusammenhang gelösten) Beispiele prüft, lobend anzuerkennen, je weniger ich an anderen Stellen aus meiner Mißbilligung seiner flüchtig streifenden oder sich gar mit bloß stilistischen Bemerkungen begnügenden Betrachtungsart ein Hehl machen zu dürfen glaubte.

Auch die *quel*-Frage, der Plattner, wie auch unser Verfasser angibt (I p. 206 und 379), eine ziemlich eingehende Besprechung widmet, ist p. 8 in interessanter Weise erörtert und durch verschiedene Beispiele illustriert. In zutreffender Weise scheidet Verfasser aus der Reihe der Fälle eines „substantivischen" *quel* die beiden Sätze: *Et de quelles violences te plains-tu? De quelles?* und *A quel titre? Quel?* aus, da hier das isolierte *quel(-les)* lediglich die Wiederholung eines vorher in Verbindung mit einem Substantiv gebrauchten darstellt. In der Tat läßt sich in solcher Weise jedes unselbständige Wort selbständig gebrauchen. So habe ich mir für das doch sicher unbetonte *il* und *on* gelegentlich folgende Fälle isolierten Auftretens notiert: *Il me hante, c'est fou, mais c'est ainsi. — Qui? Il?* Maupassant, *Les sœurs Rondoli* 117. — *A peine entré, il lui donna un baiser. — Qui? Il? demanda George.* P. Bourget, *Cruelle énigme* 121. Und ebenso (nur «*Qui? il?*» geschrieben) id., André Cornélis 258. — *On me proposa un jour de me faire inviter aux soirées d'Augustine. — Qui? On? — «On» parbleu! Vous le voyez d'ici: l'éternel On qui ressemble à tout le monde ...* A. Daudet, *Trente ans de Paris* 47. — Aber es finden sich doch zahlreiche Beispiele sicheren substantivischen Gebrauchs von *quel*, wie: *Toutes les qualités du génie français sont là. — Quelles?*, so daß es wunder nehmen muß, wenn Plattner, der davon selbst eine Anzahl aufführt, trotzdem sagt (I, p. 205 f.), „der Hauptunterschied zwischen *quel* und *lequel* ist, daß ersteres adjektivisch, letzteres substantivisch ist." Wertvoller erscheint mir der p. 205 Anm. 3 gebrachte Hinweis auf die ziemlich analoge Sachlage im Englischen, an die ich, noch bevor ich die genannte Stelle Plattners zu Gesicht bekommen, auch wiederholt habe denken müssen: *Qui? = who? Lequel? = which?* und *quel = what?* welches letzteres englische Wort allerdings, wenn es nicht prädikativisch in Verbindung mit *to be* auftritt *(What are these books?)*, wohl immer sein Beziehungssubstantiv zu sich nimmt *(Here are some books. — What books?* und nicht *what?* allein, vielleicht weil dies ja bekanntlich auch die Bedeutung des lat. *quid* hat). Die Bezugnahme aufs Englische scheint mir auch

für die Eruierung des Unterschiedes zwischen *quel* und *lequel* (auf die Plattner mit Littré verzichten zu wollen scheint)[7]), einen nützlichen Fingerzeig zu bieten. Nehmen wir die von Robert (*Gr. fr.* 201) gegebene, von unserem Verfasser — wie mir scheint, mit Unrecht — beanstandete Erläuterung der Verwendungsweise von *quel*, daß es nämlich stehe *quand il s'agit de préciser la qualité*, dann läßt sich sagen: *quel* verlangt Bestimmung, Kennzeichnung der Qualitäten, *lequel* Bestimmung, Angabe, Nennung der Seienden selbst.[8]) Wer also auf die Aussage *Toutes les qualités du génie français sont là* fragt *Quelles?* möchte zunächst eine Charakterisierung derselben haben: „Was sind denn das für Qualitäten? Welcher Art? Wie beschaffen sind sie?" Dabei verschlägt es denn auch nichts, daß der Antwortende, ohne sich um eine solche Nüance zu kümmern, oder weil ihre Berücksichtigung ihm die Beantwortung erschweren würde, gleich die Namen angibt, d. h. so erwidert, als hätte sein Interlocuteur *Lesquelles?* gefragt (= „Nenn sie mir"): *l'unité, la mesure, la proportion, la sagesse* (Plattner p. 379).[9])

Doch ich sehe mit leisem Erschrecken, zu welchem Umfange meine Besprechung bereits angeschwollen ist. Um nun dem Leser — denn das scheint mir Rezensentenpflicht — wenigstens Kenntnis von den verschiedenen Punkten zu geben (40 auf 18 Seiten!), die Verfasser in seiner Publikation überhaupt zur Sprache bringt, werde ich mich für alles übrige mit bloßer Aufzählung und ganz kurzer Charakterisierung begnügen.

An eingehenderen Erörterungen finden sich in unserer Schrift noch: erstens (p. 9) eine Untersuchung der Fragekonstruktionen von dem Typus: *Et elle (la bibliothèque) rouvre quand?* (hier mit dem — aber erst in den *Additions* (p. 18) dargebotenen — Ergebnis, daß derselbe seine eigentümliche Wortstellung der Antizipierung der Form der Antwort verdankt: *Elle rouvre à telle*

---

[7]) „Man sieht hieraus", sagt er p. 206 nach einer Aufzählung von fünf nach seiner Meinung verschiedenen Gebrauchsarten, „wie sehr Littré recht hat, wenn er *quel* als eines der dunkelsten, vieldeutigsten (?) Wörter der französischen Sprache bezeichnet". Ich glaube, daß das zu viel gesagt ist. Vgl. das Folgende.

[8]) Noch klarer wäre vielleicht die Formulierung: *quel* verlangt Angabe der Qualität *lequel* Feststellung der Identität (im polizeilichen Sinne), wozu es mir denn auch ganz gut zu stimmen scheint, daß quel nicht vor einer Bestimmung mit partitivem de steht.

[9]) Muß man übrigens bei dem hier erörterten *quel* nicht unwillkürlich an *chaque* denken in Fällen wie *Ces livres coûtent 5 francs chaque*, das mit solchem Gebrauch auch aus seiner ursprünglich rein adjektivischen Sphäre herausgetreten ist? Ob Plattner sein strenges Urteil: „*Chaque* (statt *chacun*) ist in diesem Falle ein sehr gewöhnlicher Fehler, den auch Littré (Definition von *duc* im Supplement) begangen hat" (p. 394) noch länger aufrecht zu erhalten gesonnen ist? Wenn ja, dann möchte ich ihn um seine Definition für das, was „Fehler" ist, bitten.

*époque)*[10]) sowie von demjenigen: *Pourquoi tu es méchante? Combien ça vaut? Comment ça va?* etc. (wofür nach einigen anderen nicht haltbaren Vermutungen in den *Additions* als plausibelste Erklärung die gegeben wird, daß darin indirekte Fragesätze, abhängig von einem unausgesprochenen Verbum des Sagens, Fragens zu sehen seien). Sodann (p. 13 f.) die Untersuchung einer Anzahl Sätze, in denen sich ein ,,auffälliger", d. h. mit den landläufigen Regeln der Grammatiken anscheinend nicht recht vereinbarer Modus findet. Wenn Verfasser dabei mit einem Subjonctif *potentiel* (z. B. in dem Satze: *Notre langue allait avoir enfin un poète lyrique dont la vie et les œuvres ne f u s s e n t pas deux choses distinctes* ... Demogeot) operieren möchte und an verschiedenen Fällen des Subjonctif Anstoß zu nehmen geneigt ist — wie weiterhin an mehreren auffälligen des Indicatif — so muß ich demgegenüber eine Forderung wiederholen, die ich schon vor Jahren anläßlich einer polemischen Besprechung von A. Toblers Versuch einer Erklärung des Subjonctifs in *Un des bons dîners que j'aie faits*, den er auf ,,numerische Nichtbestimmtheit" zurückführen wollte, (vgl. *Verm. Beitr.* II, Artikel 2) aufstellte, (vgl. *Ztschr. f. rom. Phil.* XVIII, 166 Anm.), nämlich die Forderung, daß jede Beanstandung oder Beurteilung eines Einzelfalles von Subjonctif gegründet werden müsse auf eine Definition des Wesens, des eigentlichen Sinnes dieses Modus. Da werden dann mit einem Schlage solche Unterabteilungen wie conjunctivus potentialis, die, wie es scheint, der Schuljugend beim Lateinlernen ganz gute Dienste tun, bei der wissenschaftlichen Betrachtung völlig überflüssig. ,,Das und das ist die Bedeutung des Konjunktivs; die Vorstellungsweise des vorliegenden Falles ist dementsprechend, also ist dieser Modus hier am Platze" — so ungefähr, scheint mir, hätte die Erklärung vor sich zu gehen. Und ich gestehe, daß, wenn ich (statt der üblichen Regeln, die die Grammatiken, dem Bedürfnis der Schüler und Anfänger entsprechend, aufstellen) auf die Wesensdefinition des Konjunktivs und des Indikativs zurückgreife und etwa sage: ,,Der Indikativ ist der Modus ausdrücklicher Konstatierung der Realität, der Konjunktiv derjenige der Ignorierung (d. h. der Beiseitelassung, Außerachtsetzung) des Realitätsmoments" (vgl. *Ztschr. f. rom. Phil.* XVIII, 165), kein einziger der vom Verfasser erwähnten Sätze hinsichtlich des Modus irgend welche Schwierigkeit bietet.[11]) —

---

[10]) Hier wäre an das englische *When s h a l l you go?* (statt zu erwartenden *will you*) zu erinnern, bei dem das *shall* der Antwort sich schon geltend macht.

[11]) S. 14 ist ein Druckfehler zu berichtigen, so ziemlich der einzige von Belang: Es muß gleich zu Anfang der ersten Zeile *L'indicatif* (statt *Le subjonctif*) heißen. Höchstens wäre noch das fehlende *se* S. 15 letzte Zeile anzuführen, da es heißen muß *s e casser le nez à votre porte*.

Drittens bespricht Verfasser recht eingehend p. 16 ff. das Verfahren der Sprache bei der Verbindung von *pas* oder *plus* mit Adverbien wie *même, seulement, vraiment* usw. und erörtert die Verschiedenheit des Sinnes, die sich bei diesen Verbindungen aus der Verschiedenheit der Stellung der Elemente zueinander ergibt, und zwar im ganzen zutreffend, höchstens daß mir gelegentlich das Operieren mit Intensitätsabschätzungen *(«pas même, plus même»,* etc. *sont plus forts et ont plus de poids et de gravité que «même pas, même plus»)* statt ausschließlich mit der solideren Bedeutungsfeststellung, Bedenken einflößt.

Von den hier noch nicht erwähnten kürzeren „Notizen" sei zunächst eine Anzahl kleiner Berichtigungen oder Ergänzungen, teils zu den üblichen Angaben der Grammatiken, teils zu sonstigen Aufstellungen einzelner Fachgenossen aufgezählt: Auch heute findet sich (im Gegensatz zu der Angabe von Haas, *Nfr. Synt.* p. 185), wenigstens in der Schriftsprache, die Wendung *(en) avoir assez de* „einer Sache überdrüssig sein" ohne *en* z. B. *Si tu as assez de moi, il y a le divorce,* Brieux (Ist übrigens Theaterdialog Schriftsprache ?) (p. 8). — Das Interrogativum *lequel* in sächlichem Sinne ist noch nicht, wie Darmesteter-Sudre (*Cours*, p. 89) behaupten, veraltet, z. B. *«A noël» ou «à la noël». Lequel il faut dire* (heißt es in einem Index) (p. 9). — *Tant que* zu einem Infinitiv mit *à* wird als bemerkenswert bezeichnet, z. B. *tant qu'à parler de fabliaux*; dies zunächst (unrichtig!) durch *si tant est qu'on parle de* oder *à tant faire que de parler de* erläutert und erst in den *Additions* (p. 18) durch den Hinweis auf *tant qu'à moi = quant à moi* in das richtige Licht gerückt (p. 12). — *Une s o i x a n t e de chevaux* in Bernstein, *La rafale* I, 8 — mit Recht als Druckfehler für *soixantaine* bezeichnet (Fragezeichen entbehrlich!) (p. 12). — Sätze wie *Commandez le dîner*, mit der Antwort: *Ils auront du vin détestable, je connais le pays* stehen nur scheinbar im Widerspruch zu Clédats Aufstellung, daß das „vermutende" Futur von Hilfsverben immer — erläuternd oder bestätigend — auf etwas vorher Geäußertes zurückweist. Verfasser löst die Schwierigkeit durch Einschaltung des Verbindungsglieds: *Je crains leur dîner, ils auront . . .* (p. 12). — Im Gegensatz zu Pfeiffer, der in seiner Dissertation „*Die Umschreibung des Verbums im Französischen*" (Göttingen 1909) p. 38 die Ersetzung einer einfachen Verbform durch *être* mit dem Participium präsentis nur bis ins XVIII. Jahrh. nachweist, glaubt Verf. derartigen Ausdrucksweisen noch im XIX. Jahrh. begegnet zu sein. Doch hat er nur ein „sicheres" Beispiel zur Hand: *Tenez, je jurerais qu'à l'heure où nous parlons, il est déjà trottant par les sentiers pour venir se casser le nez à votre porte* Sandeau, *Mlle de la Seigl.* I, 5, wozu er in Klammern „engl. *he is trotting*" fügt. Aber auch diese Stelle — bei der zweiten nimmt Verfasser selbst einen Druckfehler *(poussant* statt *poussait)* als möglich an — ist kein sicherer

Beleg für seine Behauptung, da trottant ganz wohl nur modale Bestimmung zu *il est par les sentiers* sein kann. Wem fällt dabei nicht unwillkürlich Dantes «*Mi ritrovai per una selva oscura*» ein? Aber auch französisch läßt sich *être par* = „in einer Gegend sein" belegen. So heißt es bei Zola, *Paris* 580: «*Vous savez qu'on vient de jeter une bombe dans le café de l'Univers, sur le boulevard...» Alors, il conta qu'il était par là justement, qu'il avait entendu l'explosion*, etc.... Pfeiffer scheint also im Recht zu sein (p. 15 f.). — Schließlich noch (p. 16) Hinweis auf eine in der Umgangssprache zutage tretende, aber noch zu keinem geregelten Verfahren verdichtete Abneigung gegen die weibliche Form der Participia perfecti der Verben auf *-aindre*, *-eindre* und *-oindre*, zurückgeführt auf das Zusammenfallen einzelner von ihnen mit Substantiven (z. B. *la crainte*, *la plainte*). Bourciez (*Rev. crit.* 1902) würde *la chandelle que j'ai éteinte* hinnehmen, dagegen nicht *la voiture que j'ai rejointe*, sondern nur *la v. que j'ai rejoint* sagen.

Von den zur Vervollständigung dieser kurzen Übersicht noch aufzuzählenden Punkten, die Verfasser „anschneidet", bedürfen verschiedene unbedingt noch eingehenderer Untersuchung und reicherer Beispielsammlung. So der «*Constructions relatives familières*» überschriebene, aus nur drei Zeilen bestehende Abschnitt (p. 10), der außer *la moitié qu'ici (= de ce qu'il y a ici)* nur die Wendung enthält: *Ça dépendait comme ça tournerait.* Verfasser bemerkt dazu erklärend: *«comme» = de la manière dont; ou «comme» est interrogatif* = comment. In der Tat habe ich gelegentlich in solcher Verbindung *comment* angetroffen. So bei Maupassant, *Yvette* 38: *Ça dépend aussi comment on se lève* („das hängt auch davon ab, wie man aufsteht"). Doch welches weite Feld eröffnet sich da für weitere Beobachtung und Sammlung von Beispielen! Einige hierher gehörige Fälle hat A. Tobler im 3. Artikel der leider nur begonnenen 5. Reihe seiner *Verm. Beitr.* (Sitzungsber. der kgl. preuß. Ak. d. Wiss. 1909) unter dem Titel „*Präpositionen vor Umstandssätzen*" erörtert (*pour quand..*, *de quand..* u. ähnl.). Und auch Fälle wie: *Vous rappelez-vous, quand nous parlions de l'amour, toutes les deux?* (M. Prévost, *Pierre et Thérèse* 17) würden hierher gehören, sofern hier nicht indirekte Frage vorliegt, sondern der Gedanke ausgedrückt werden soll: „Erinnern Sie sich noch unserer früheren Gespräche über Liebe?" d. h. „dessen, was wir sagten, wenn wir früher über L. sprachen?" —

Für die „Erstaunen, manchmal gemischt mit Zweifel" ausdrückende Wendung *vous m'en direz tant!* (p. 11), die Verfasser durch *pas possible!* erläutert und für die er die vollständige Form in (A. Dumas père, *Le laird de Dumbiky* I, 3) *Monsieur, vous m'en direz tant que je ne vous croirai plus* zu finden glaubt (was ich aber mehr für eine scherzhafte Weiterbildung halten

möchte), und zu der ihm die — Conditionnel aufweisende — Form: *vous en diriez tant* (bei Alexandre, *Les mots qui restent*, 182) eine ältere Ausdrucksweise zu sein scheint (die Verfasser zu: *que vous m'en persuaderiez* vervollständigen will) — möchte ich auf die Möglichkeit der Ergänzung durch *que je ne vous croirai(s) pas* hinweisen in dem Sinne: ich werde (würde) es Ihnen doch nicht glauben (vgl. *Je le pourrai(s), que je ne le ferai(s) pas)*. Doch läßt sich auch dieser Fall erst durch weitere und eindringendere Untersuchung erledigen. — Solche Nachprüfung gedenke ich gelegentlich selber vorzunehmen für die p. 12 beanstandeten Fälle der Satzung von *que* (statt *de*) nach *plus* und *moins* vor Zahlbestimmungen *(une question encore, mais pas plus qu'une* . . oder *il est plus q u e huit heures)* (die mir nur scheinbar Ausnahmen, nur bei ungenauer Formulierung der „Regel" dieser widersprechend zu sein scheinen), sowie für die sehr schwierige, p. 14 f. kurz, allzukurz, erörterte Frage nach der wahren Natur der heutzutage nebeneinander bestehenden Ausdrucksweisen *Il fait bon vivre, de vivre* und *à vivre*. —

Bezüglich der — übrigens von Tobler (*V. B.* III, 140) doch offen gelassenen — Frage, ob *autant dire* besser durch *valoir* oder durch *être* ergänzt werde, vermag ich in der Beibringung von Sätzen mit *autant que* und Subjonctif z. B. *la route de Chaillot est tout à fait déserte*: *a u t a n t q u e vous a l l i e z vous promener dans la forêt de Bondy* (p. 15) ein durchschlagendes Argument zugunsten von *valoir* doch nicht zu sehen, da nach **autant est que* der Subjonctif ebenso stehen müßte wie nach *autant vaut que*. Aber ich neige, in Übereinstimmung mit dem Verfasser, a u c h der Ergänzung mittels *valoir* zu, da sich ja oft genug ein ausdrückliches *il vaut dire* findet. So z. B. *Pierre! il a vingt-neuf mois, madame. — Il valait autant dire deux ans et demi* . . („Es hätte ebensogut zwei ein halb Jahr heißen können") A. France, *Le livre de m. a.* 240. — Die Setzung von *le, la, les* als Prädikatspronomina, mit Beziehung auf b e s t i m m t e Seiende *(Tant que tu seras ma femme pour tout le monde, tu l a seras aussi pour moi* u. ähnl.) bedurfte sicher keines besonderen Nachweises mehr, noch auch der Motivierung: *«Le» au lieu de «la» serait par trop maigre*. Sie ist seit langem feststehende Regel (vgl. Lücking, *Frz. Gr.* § 210, Plattner I § 307 u. a.). Freilich fehlt ihre Erwähnung in Haas, *Nfrz. Syntax* § 169, wo nur noch von *le* die Rede ist, das „in bezug auf ein Prädikatsnomen" stehe, „gleichgültig, ob dieses ein Maskulinum oder Femininum, ob es Einzahl oder Plural ist" (vgl. die Rezension Bd. XXXVI, H. 6, p. 168 dieser *Ztschr.*). — Schließlich — das ist dann aber auch der a l l e r letzte Punkt — wäre der p. 6 versuchten Anzweiflung von Rodhes Behauptung, daß *«lui quinzième»* (statt *«avec quatorze compagnons*) eine veraltete Wendung sei — unter Berufung auf *Elle troisième, elle se disputait le cœur de B. avec une lady* (aus

einem modernen Werke über Byron) — entgegenzuhalten, daß hier das *Elle troisième* doch wohl nicht *Elle avec deux compagnes*, sondern *Elle étant troisième dans ce groupe d'amis* (etwa „sie als dritte im Bunde") bedeutet.

Schlachtensee. THEODOR KALEPKY.

---

1. **Odin, Louise.** *Glossaire du patois de Blonay.* Préface de Ernest Muret. Publié avec l'appui de la Confédération et de la Commission du Glossaire des patois de la Suisse romande. Lausanne, Georges Bridel & Cie. Éditeurs 1910. XII, 714 S. 8⁰. Prix: 12 fr. [Mémoires et Documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande].

2. **Boillot, F.** *Le patois de la commune de La Grand' Combe (Doubs).* Ouvrage illustré de 63 gravures et de 2 cartes. Paris, Librairie ancienne Honoré Champion. 1910. L, 394 S. 8⁰. Prix: 15 fr.

3. **Lecomte, Ch.** *Le parler dolois.* Étude et Glossaire des Patois comparés de l'arrondissement de Saint-Malo suivi d'un relevé des locutions et dictons populaires. Paris, Honoré Champion, 1910. 241 S. 8⁰. Prix: 5 fr. [Contribution à l'étude des Littératures orales].

4. **Ravanat, Albert.** *Dictionnaire du patois des environs de Grenoble.* Grenoble, Jules Rey, 1911. 199 S. Gr. 8⁰.

5. **Daire,** Le Père. *Dictionnaire picard gaulois et françois.* Contenant aussi les mots gaulois approchants le plus du dialecte de la Picardie avec leur signification en françois. Ouvrage indispensablement nécessaire à tous ceux qui, par nécessité, par étude, par plaisir ou par état, se trouvent dans le cas de déchiffrer les archives. Mis en ordre, complété et publié d'après le manuscrit autographe p. A. Ledieu. Paris, H. Champion, 1911. LVII, 166 S. 8⁰.

**1.** Nicht nur unter den hier verzeichneten, sondern unter den überhaupt bis jetzt veröffentlichten Mundartwörterbüchern des gallo-romanischen Sprachgebietes nimmt dasjenige Louise Odin's einen wichtigen Platz ein. Als „*le plus grand événement dans le domaine de nos études spéciales*" wird es von der Redaktion des *Glossaire des patois de la Suisse Romande* in ihrem 12. Jahresbericht bezeichnet. Das darin in sorgfältiger phonetischer Umschrift mitgeteilte, überaus reichhaltige Sprachmaterial, das auf dem engbegrenzten Gebiet der Gemeinde Blonay im Kanton Vaud gesammelt und der Umgangssprache direkt entnommen wurde, ist für linguistische wie für volkskundliche Studien in der

Tat von außerordentlichem Wert. Leider sollte die Verfasserin, Mutter des als Professor in Sophia früh verstorbenen Romanisten Alfred Odin, das Erscheinen des Werkes nicht mehr erleben. Sie starb am 29. Januar 1909, nachdem die Drucklegung des *Glossaire* nahezu beendet war. Über ihre schweren Lebensschicksale sowie über Entstehung und Veröffentlichung ihres jetzt vorliegenden Lebenswerkes unterrichtet Ernest Muret im Vorwort in sehr sympathischer Weise.

**2.** Recht wertvoll ist auch F. Boillot's Buch über die Mundart von La Grand' Combe im Departement Doubs. Wie in L. Odin's *Glossaire* wird hier ein der Umgangssprache direkt entnommenes Sprachmaterial in sorgfältiger phonetischer Umschrift mitgeteilt und gehört wie dort einem genau bestimmten, geographisch eng begrenzten Bezirk an, über den zwei Karten detaillierte Auskunft geben. Den Inhalt bilden außer einer zu breit angelegten und zu allgemein gehaltenen Einleitung (p. I—L) Bemerkungen zur Formenlehre und Syntax (p. 1—39), für die Rabiet's bekannte Studie über das Patois von Bourberain als Vorbild diente, ein durch 63 gute Abbildungen illustriertes *Vocabulaire* (p. 40—312), das, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, ein reichhaltiges Material bietet, mehrere nach Begriffskategorien angeordnete Wörterverzeichnisse (p. 313—349), eine sehr willkommene Wiedergabe der im Atlas Linguistique enthaltenen Wörter und Redensarten in der Lautform der behandelten Mundart und einige Textproben in phonetischer Transskription.

**3.** Den Hauptinhalt des Buches von Lecomte bildet ein Glossaire der Mundart von Dol im Arrondissement St. Malo, Departement Ille-et-Vilaine. Voran geht eine kurze grammatische Einleitung (p. 1—32: Essai de classification des mots. Remarques sur les lettres. Morphologie et Syntaxe). Den Schluß bildet ein Anhang (p. 221—241) enthaltend: Locutions vicieuses, Expressions populaires et Locutions proverbiales, Adages et Comparaisons, Proverbes et Dictons usw. Das Material wurde, wie Verf. im Vorwort bemerkt, der gesprochenen Sprache entnommen, „scupuleusement vérifié et transcrit sans retouche.“ Leider wird der Wert dieses Materials für uns dadurch sehr verringert, daß Verf. dasselbe, statt sich eines rationellen Transkriptionsverfahrens zu bedienen, in der Orthographie der Schriftsprache wiedergibt. Wo Verf. auf sprachgeschichtliche Fragen eingeht, geschieht es in ganz unwissenschaftlicher Weise, indem er den Sprachstand der Mundart rein äußerlich mit demjenigen der Schriftsprache vergleicht.

**4.** Das nach dem Tode seines Verfassers, Ravanat, von Émile Robert herausgegebene *Dictionnaire du patois des environs de Grenoble* liegt in eleganter Ausstattung vor. R. hat aus-

drücklich darauf verzichtet, ein „gelehrtes" Buch zu schreiben. Er bemerkt im Vorwort: „*il est bien entendu qu'il ne s'agit pas ici de faire œuvre d'érudition, mais seulement œuvre utile, patriotique même... Mon but, c'est de préserver tout d'abord le mot patois d'une perte irréparable et pour cela de le recueillir pieusement comme un véritable document historique pendant qu'il est temps encore, ensuite, si faire se peut, de l'intercaler pratiquement dans un membre de phrase qui puisse en fixer à tout jamais la véritable signification.*" Es werden dementsprechend Belege aus der Literatur der Mundart für die Mehrzahl der aufgeführten Wörter mitgeteilt. Die graphische Wiedergabe der letzteren erfolgte nach „besonderen Regeln", die leider nicht näher dargelegt werden. So bleibt es beispielsweise unverständlich, weshalb neben *bo* (bœuf) als besonderes Wort gleichbedeutendes *bô*, weshalb neben *bisi* („le vent du Nord, celui qui nous apporte le beau temps") als besonderes Wort *bizi* („la bise, le vent en général, mais surtout le vent du Nord") verzeichnet wird. Was die Anordnung des Materials angeht, so wirkt besonders störend, daß die Formen des Verbums bald unter dem zugehörigen Infinitiv, bald jede für sich, in der Reihenfolge des Alphabets erscheinen.

**5.** Fast ausschließlich noch für die Geschichte der Lexikographie von Interesse ist das von Alcius Ledieu aus dem Nachlaß des Cœlestinerpaters Daire (1713—1792) veröffentlichte alt- und mittelfranzösische *Dictionnaire Picard, Gaulois et François*, welches an das von L. Favre 1875 ff. herausgegebene sehr viel umfassendere Wörterbuch La Curne de Sainte-Palaye's erinnert. Ausschließlich der den Buchstaben A umfassende Teil hat eine eingehendere Behandlung erfahren, von B ab gibt Verf. nur noch eine trockene Aufzählung von Wörtern mit Angabe der Bedeutung und mit vereinzelten Belegen, resp. Hinweisen. Über Daires Leben und seine zahlreichen Werke handelt Ledieu eingehend in einer 53 Seiten umfassenden Einleitung. Gründe der Pietät bestimmten ihn das vorliegende Wörterbuch vollständig zum Abdruck zu bringen, obwohl ihm G. Paris den einsichtsvollen Rat erteilt hatte, nur die bei La Curne de Sainte-Palaye und bei Godefroy fehlenden Wörter zu veröffentlichen. Letztere irgendwie besonders kenntlich zu machen, hätte sich auch so empfohlen.

D. Behrens.

---

**Bernhardt, F. W.** *Auswahl aus Alfred de Musset.* Mit biographischer Einleitung, Anmerkungen und einem Bildnis. Berlin, Weidmann, 1910. 135 S. und 24 S. Anmerkungen. Preis 1 Mk. 60 Pfg.

Eine Schulausgabe, die auch für die Privatlektüre Erwachsener bestimmt und in etwas größerem Maßstab angelegt ist als die in Band XXXV dieser Ztschr. (J. 1909) angezeigte Schulausgabe von Wershoven *(A. de Musset pages choisies).* Sie umfaßt 1. *Poésie lyrique* —

*Venise, Jmpromptu, Tristesse, A mon ami Alfred T., Rappelle-toi, Derniers vers de Musset*, ferner Bruchstücke aus den *Nuits*, der *lettre à Lamartine, Souvenir, Mi-carême, Silvia* — 2. *Prose — un souper chez Mlle Rachel, Pauline Garcia et Rachel Félix, Le Poète* aus *Le Poète et le Prosateur, histoire d'un merle blanc.* — 3. *Théâtre. Fantasio. Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée.* Man darf das hübsch ausgestattete Büchlein willkommen heißen als Beitrag zur Einführung in die Musset'sche Poesie und zur Erleichterung des Verständnisses derselben. Die Stücke sind gut gewählt; sie sind für Mussets dichterische Eigenart bezeichnend. Nur das Stück *Le poète* ist vielleicht für den Zweck des Buchs weniger geeignet; es gibt eine allzu subjektive, einseitige, durch augenblickliche Stimmung beeinflußte Schilderung des *poète*, des Dichters „*qui parle en rimes*", im Gegensatz zum Prosaiker, also auch zum Romandichter und zum Verfasser von Prosa-Dramen.

Die Einleitung (22 S.) ist eingehend und mit Wärme geschrieben und gibt ein gutes Bild von dem Lebensgang und den Werken des Dichters. Einige nicht sehr wesentliche Bemerkungen seien mir der Genauigkeit wegen gestattet: S. 3 heißt es, die Preisschrift, die Musset als Schüler gefertigt, habe gehandelt „*de l'origine de nos sentiments*". Die Arbeit — abgedruckt in der neuen Ausgabe von Biré — war in lateinischer Sprache geschrieben; das Thema lautete: *Quaenam sint judiciorum motiva? An cuncta ad unum possint reduci?*

S. 12. Die beiden Gedichte *Une boune fortune* und *Lucie* möchte ich nicht als „mäßige" Erzeugnisse des Dichters bezeichnen.

S. 14. Die *nuit vénitienne* wurde am 1. Dezember 1830, nicht 1831, aufgeführt.

S. 19. Die Äußerung von H. Heine, daß Musset so unbekannt sei wie ein chinesischer Dichter, wird von Mme Jaubert aus dem Jahre 1835 (nicht 1839) berichtet.

S. 20. Die Artikel über Jean Paul im *Temps* sind nicht als Teil der Revue fantastique, sondern für sich unter dem Titel *Pensées de Jean Paul* erschienen. Poésie lyrique. *Impromptu* S. 31 Z. 6. *Ecouter* sans *son cœur* Druckfehler für dans *son cœur.*

Zu den Anmerkungen: S. 6 *La chaumière incendiée*: Der Landmann sieht nicht nach seiner Rückkehr sein Hab und Gut in Flammen aufgehen, sondern er sieht bei seiner Heimkehr die Zerstörung schon vollendet.

S. 9. *Rappelle-toi* ist nicht zu einer Mozart-Arie gedichtet, sondern einem deutschen Liede, verfaßt von Max von Knebel, komponiert angeblich von Mozart, in Wirklichkeit von L. Schneider, nachgedichtet (vergl. den vom Herausgeber angeführten Aufsatz des Unterzeichneten in dieser *Ztschr.* Bd. 34, 1).

S. 13 Z. 233. *L'invasion*: „Der Einfall der Verbündeten 1805." Die Jahreszahl ist offenbar ein Druckfehler für 1814.

S. 14 Z. 374. *Pérégrinations cruelles*: Da die histoire d'un merle blanc schon 1842 geschrieben wurde, kann hier die Verbannung Victor Hugos vom Jahre 1851 bis zum Sturz Napoleons III. nicht gemeint sein.

S. 16 Z. 735. *Oh! que mon génie fût une perle et que tu fusses Cléopâtre!* Nach der Anmerkung hätte Kleopatra dem Antonius eine Perle in Essig aufgelöst zu trinken gegeben. Ich kenne die Anekdote in der Gestalt, daß Kleopatra selbst die Perle trinkt; so ist die Anspielung verständlich, andernfalls nicht.

In „*Fantasio*" (S. 108 Z. 948) sagt der Held des Lustspiels: der Zufall hat dem einfältigen Prinzen von Mantua eine Krone auf den Kopf fallen lassen „*comme l'aigle d'Eschyle sa tortue*". Es ist eine Anspielung auf die Sage, wonach Aeschylus durch eine Schildkröte,

ihm die auf das Haupt fiel, seinen Tod fand. In einer Schulausgabe wäre wohl eine Erläuterung der Anspielung am Platze gewesen.

Den Anmerkungen sind einige metrische Übersetzungen Mussetscher Gedichte beigefügt. Es ist gewiß nichts dagegen zu erinnern, wenn den Schülern gute Übertragungen vorgeführt werden, die den Geist des Dichters getreu und mit dichterischem Schwung wiedergeben. Die mitgeteilten Übertragungen entsprechen aber nicht durchweg diesen Erfordernissen. Mussets Lyrik ist überhaupt sehr schwer zu übersetzen, namentlich die kleinen Gedichte mit den leichtbewegten kurzen Verszeilen. Auch Freiligrath, dem wir so treffliche Übersetzungen verdanken, hat mit Musset nicht viel Glück gehabt. Man vergleiche z. B. das Gedicht *Venise* mit der (im Buche mitgeteilten) Freiligrath'schen Übersetzung:

*Dans Venise la rouge*
*Pas un bateau qui bouge*
*Pas un pêcheur dans l'eau,*
*Pas un falot* pp.
Venedig stolz von Blicken,
Kein Roß auf deinen Brücken,
Kein Fischer am Gestad,
Kein Licht am Pfad etc.

(Hahn übersetzt weit besser:
Nun gleiten durch das rote
Venedig keine Boote —
Kein Fischer rings und kei
Laternenschein.)

In dem weiter folgenden „*Impromptu*" *(Qu'est-ce que la poésie)* — übertragen von Hahn — ist

*Chasser tout souvenir et fixer la pensée*

übersetzt:

Erinn'rung flieh'n und ihren Geist gestalten.

(Wie dies zu machen wäre, ist mir unklar.) Der Sinn des Verses dürfte sein: jede Erinnerung, die ablenken könnte, verbannen und die Gedanken sammeln, konzentrieren.

*Aimer le vrai, le beau, chercher leur harmonie,*
*Ecouter dans son cœur l'écho de son génie:*
Des Wahr' und Schönen Harmonie beschwören,
Im tiefsten Herzen Geisterstimmen hören.

Nicht Geisterstimmen hört der Dichter, sondern die Stimme seines Geistes.

W. Haape.

---

## Ein neues Lesebuch für den französischen Sprachunterricht.

**Herrig, L.** *La France Littéraire.* Edition abrégée. Morceaux choisis des grands écrivains français du 17e au 20e siècle par Eugène Pariselle. Braunschweig, G. Westermann. Preis geb. 3,50 Mk.

Da die große Ausgabe des bekannten Lesebuchs *La France Littéraire* von Herrig-Burguy-Tendering in der Tat zu umfangreich ist, als daß sie in den drei oberen Klassen unserer höheren Schulen entsprechend ausgenutzt werden kann, so hat sich der Verlag zur Herausgabe einer neuen kürzeren Ausgabe entschlossen. Die Bezeichnung derselben als *Edition abrégée* kann die Vorstellung erwecken, daß es sich um einen bloßen Auszug aus der großen Ausgabe handle.

Dem ist jedoch nicht so, da nur ein kleiner Teil der Texte eine Kürzung gestattete und die meisten Stücke durch neue ersetzt werden mußten. Daß bei dieser Auswahl, die das neunzehnte Jahrhundert mit Recht bevorzugte, stets sehr geschickt verfahren wurde, können wir bei aller Anerkennung des Geleisteten nicht zugeben. Die schönen, besonders für die Schule und Erziehung geltenden Grundsätze »multum, non multa« und »qui trop embrasse mal étreint« wurden nicht immer im Auge behalten. Vollständig wegfallen konnten Malherbe, La Rochefoucauld, Le Sage, Buffon, Bernardin de Saint-Pierre, Thierry, G. Sand, Th. Gautier. Mit der gekürzten Wiedergabe je eines Dramas von Corneille (le Cid), Molière (les Femmes Savantes) und Racine (Athalie) kann man einverstanden sein; jedoch wird zur vollständigen Lektüre je eines weiteren Dramas der klassischen Periode daneben keine Zeit bleiben. — Fr. Coppée hätten wir lieber durch *la Grève des Forgerons* oder *la Veillée* vertreten gesehen.

Der durchaus französisch abgefaßte Kommentar gibt in aller Kürze die Biographien der vertretenen Schriftsteller nebst Würdigung ihrer literarischen Bedeutung und ferner die zur Vorbereitung der Texte nötigen historischen, geographischen und sprachlichen Hinweise. Erläuterungen ästhetisch-kritischer Natur sind dem Lehrer überlassen. — Beachtenswert ist dann noch die äußere Ausstattung dieses Lesebuchs: es sind ihm 16 schöne Abbildungen von berühmten Pariser Bauwerken und französischen Landschaften, ein Plan von Paris und eine Karte der Departements in Buntdruck beigegeben.

## Zwei neue Realienbücher für das Studium des Französischen.

1. **Bornecque, H.,** et **Röttgers, B.** *La France d'Aujourd'hui.* Avec 101 illustrations et 4 cartes ou plans. Prix 4 Mk. Wien, F. Tempsky und Leipzig, G. Freytag, 1910. — 258 Seiten.

2. **Crétin, P. M.** *La France, Passé, Présent, Avenir.* Ouvrage présentant un tableau de l'évolution historique, littéraire, artistique de la France, de sa situation politique, administrative, démographique, matérielle, morale, intellectuelle, militaire, économique, etc., et quelques considérations sur son avenir. Avec 10 graphiques, 2 cartes et un plan. 1910, Leipzig et Berlin, B. G. Teubner. — 184 S. Preis 2,40 Mk.

Diese beiden Bücher behandeln etwa dieselben Stoffe; jedoch sind Auswahl, Art und Sprache der Darstellung oft sehr verschieden und zwar besonders mit Rücksicht auf die Kreise, für die sie bestimmt. Bornecque richtet sich besonders an die oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten, wie der Verfasser in der Vorrede bekennt; doch wird das Buch trotz der Schönheit seiner Ausstattung da viel weniger Anklang finden als bei den „reiferen Personen, die das heutige Frankreich gut kennen lernen wollen“ und deren Berücksichtigung den Verfasser in erster Linie geleitet. Von der Verwendung in unseren Oberklassen kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil die gründliche Behandlung bestimmter Werke der französischen Literatur keine Zeit zur entsprechenden Ausnutzung einer solchen Realienkunde übrig läßt, dann weil diese in der Auswahl und sprachlichen Behandlung gewisser Stoffe *(organisation judiciaire, l'enseignement, armée et marine, finances, le mouvement littéraire, l'Institut u. a.)* weit über das in höheren Schulen Faßbare und Erreichbare hinausgeht. — Der historische Abschnitt führt in großen Zügen von Ludwig XIV. bis 1907. Der geographische Abschnitt verweilt besonders eingehend bei Paris. In dem Teil „*organisation de la France*“ wird besonders der Unterricht auf

allen Stufen behandelt. „*La France littéraire*," in *théâtre, roman, critique* und *poésie* eingeteilt, führt die bedeutendsten Schriftsteller seit 1880 in der abstrakten, oft verschwommenen Ausdrucksweise der neueren französischen Kritik und Literarhistoriker vor. — Dann folgen *les beaux-arts depuis 1880* und *l'Institut.* — Der letzte Abschnitt, *la vie et les mœurs françaises* betitelt, umfaßt die Kapitel *chemins de fer, la vie matérielle (les repas), la vie intellectuelle (journaux, revues, cours, théâtre), le caractère français* und *les fêtes.* Angenehm aufgefallen ist uns dabei besonders die Offenherzigkeit, der Freimut, mit dem der französische Nationalcharakter unter steten positiven Hinweisen auf geschichtliche Ereignisse beurteilt ist. — Ein Anhang orientiert über Übungskurse für fremde Studenten, den Postdienst und die Abfassung von Briefen.

Das Buch kann allen denen empfohlen werden, die, auf positive, durch Studium, Lektüre, Reisen und Erfahrungen erworbene Kenntnisse gestützt, einen Überblick über die Geschichte, die Geographie, die Verfassung, die Wehrkraft, Kunst und Literatur, das Bildungswesen und das Alltagsleben des heutigen Frankreich genießen wollen. — Wenn jedoch der Verfasser seinen Lesern gleichzeitig die Gelegenheit geben wollte, „*de connaître la langue usuelle, telle que l'écrivent aujourd'hui les Français cultivés*", so hat ihn diese Absicht oft zu Satzkonstruktionen verleitet, die die Feile des klaren französischen Stiles vermissen lassen.

Das Buch von Crétin ist für Handels- und Gewerbeschulen bestimmt. In seinen Abschnitten über die Geographie, den Boden, die Bevölkerung, die Erzeugnisse, Handel, Gewerbe und Kolonien gibt es deshalb ein reicheres Material, meistens in Verbindung mit statistischen Angaben. Die historischen Abschnitte über die politische Geschichte sowie über die Literatur und Kunst gehen im Gegensatz zu den betreffenden Kapiteln bei Bornecque auf die Anfänge der Entwicklung zurück. — Im Anschluß an die Besprechung der jetzigen wirtschaftlichen und politischen Lage Frankreichs und der Gefahren, die es in Gestalt der Entvölkerung und des Alkoholismus bedrohen, eröffnet der Verfasser Ausblicke auf die Zukunft, die da wahrscheinlich zu einer Union Europas, zunächst wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiete, führen werde. — Eine Schilderung von Paris schließt das Buch ab. — Das Ganze ist in dem Ausdruck des konzisen wissenschaftlichen, allerdings oft auch trockenen Stils gehalten, leider aber durch eine unverzeihlich große Anzahl von Druckfehlern entstellt.

**Kiene, Paul,** Gymnasialprofessor a. D., Pasing bei München, *Der unheilvolle Konflikt. Zur Reform des französischen Sprachunterrichts.* München, Verlag der ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, 1910. — 73 S. Preis 1,40 Mk.

Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß am bayerischen humanistischen Gymnasium der französische Unterricht erst in Untersekunda beginnt und sich in Sekunda mit 3, in Prima mit 2 Stunden begnügen muß, während alle anderen deutschen Staaten ihn schon in Quarta beginnen lassen und z. B. Preußen ihn in Sekunda und Prima mit je 3 Wochenstunden ausgestattet hat. In der Schlußprüfung der Progymnasien, nach Ablauf der Untersekunda, also nach etwa 100 Stunden Französisch, wird für dieses Fach eine Hinübersetzung verlangt, deren deutscher Text im Auftrag der obersten Schulbehörde von einem Herrn für alle Anstalten bestimmt wird. „An 15 der Progymnasien hat das Französische irgend ein klassischer Philologe, der seit Verlassen des Gymnasiums nie eine Prüfung aus dem Fach ablegte, nie einen Nachweis über leidlich richtige Aussprache erbrachte." Seit 1901 verlangt ein neues Lehrprogramm für die schriftliche Reife-

prüfung der humanistischen Vollgymnasien die Übersetzung eines französischen Prosatextes von mäßiger Schwierigkeit in das Deutsche und die Übersetzung eines „stilistisch einfachen" Textes in erzählender Form in das Französische. Von vielen Neusprachlern ist nun dringend für die Prima eine 3., für die Untersekunda eine 4. französische Stunde verlangt worden. Diesen Tatsachen und Wünschen gegenüber nimmt nun der Verfasser Stellung in seinen allzu breitspurigen und oft unklaren Ausführungen. Das Ergebnis dieser ziemlich dispositionslosen Ausführungen ist etwa das folgende: man kann sich mit den 3, bezw. 2 Stunden in Sekunda, bezw. Prima begnügen; doch müssen starke Untersekunden während der ersten (also Winter-) Monate für das Französische geteilt werden; gruppenweise Lautschulung in halben Nebenstunden während der ersten 5 bis 6 Monate legt den Grund zu guter Aussprache für die ganze Schulzeit; der Unterricht darf nur von Herren gegeben werden, deren Aussprache richtig ist. Von Laut zu Laut, von Wort zu Wort schreitend, geht der Unterricht zum Zahlwort, Hauptwort, Zeitwort; „geschrieben wird nie; das gedruckte Wortbild haben die Schüler stets vor Augen." Die erste schriftliche Erprobung, aus einzelnen Worten und Wortverbindungen bestehend und nur 1/4 Stunde während, findet nicht vor dem 3. Monat des Anfangsunterrichts statt. „Nach der ersten Probearbeit geht es zu neuen Worten, kurzen Sätzen, welche die Schüler allmählich so sprechen sollen, daß einsichtige Franzosen ihre Freude daran haben sollen." Mit Recht verwirft der Verf. für die erste Zeit alle Übersetzung aus dem Deutschen; „sie wäre gleichbedeutend mit Verzicht auf gute Aussprache." — „Von der Beendigung des Sätzelernens an dient die ganze Zeit, dienen in Prima beide Wochenstunden der Lektüre und ihrer Verarbeitung." Also: „Lautschulung bis zur Vollkommenheit, durch Sätzelernen zum Schriftsteller." Was die schriftlichen Arbeiten in Prima anlangt, so sind es Hinübersetzungen von Stellen der Prosalektüre, vom Lehrer mit Rücksicht auf vorher bezeichnete grammatische Abschnitte geformt und mit eigenartigen, vorher mündlich geübten Wendungen ausgestattet. Mit dem größten Optimismus spricht der Verf. von den guten Folgen seiner Behandlung, die ja wohl möglich sind, wenn der Lehrer die geeignete „Persönlichkeit" ist, auf die es nach S. 24 mehr ankommt als auf die „Methode": „schiefe Körperhaltung, Kurzsichtigkeit, schlechte Schrift befördert dieser Arbeitsplan nicht; Schüler und Lehrer verausgaben ihre Arbeitslust nicht mit der Fertigung und Verbesserung schriftlicher Hausaufgaben; Neigung zur Unredlichkeit entsteht nicht; nach jahrelanger Vernachlässigung erleichtert diese Methode im späteren Leben eine wieder aufgenommene Beschäftigung mit dem Französischen". Kiene ist von der Leistungsfähigkeit seiner persönlichen Methode so sehr überzeugt, daß er die von Fachkollegen verlangte 3. Primastunde ablehnt, und zwar in demselben Atem, in dem er das Dictée eines französischen, von München gesandten Textes als Bestandteil der schriftlichen Reifeprüfung zurückweist. Die Begründung hierfür ist sehr drollig: „Wenn der Lehrer des Französischen krank ist, wer liest dann das Diktat vor? Ein Fachkollege, der anders spricht, dessen Aussprache den Schülern fremd ist?" Diese naiven Fragen lassen durchblicken, daß der Verf. seine gute Aussprache sogar bei Fachkollegen selten zu finden glaubt, während doch eine richtige Aussprache als etwas Festes, Unabänderliches mindestens bei Neusprachlern vorauszusetzen ist und demnach eine gegenseitige Vertretung die Schüler nicht sofort aus dem Konzept bringen darf. — Unverständlich ist mir auch der Eifer geblieben, mit dem der Verf. gegen die für die Untersekunda der Gymnasien verlangte 4. Stunde kämpft. Oder ist dabei engherziger bayerischer Partikularismus im Spiel, der vor „blinder Nachahmung württembergischer, preußischer Verhältnisse" (S. 33) warnen zu müssen glaubt? Diesen Verdacht legt besonders

das auf S. 43 Gesagte nahe: „Der aus dem deutschen Norden ertönende Ruf nach Herabsetzung der Stundenzahl der Neusprachler zwingt zur Annahme, daß es an großen preußischen Schulen um die Aussprache der Schüler nicht gut bestellt ist. Der herrliche Rat der Lehrpläne, einen Teil dessen, was früher der schriftlichen Hausarbeit zufiel, bei richtiger methodischer Behandlung in die Schule zu verlegen, scheint noch himmelweit davon entfernt zu sein, dort, wo er auf dem Papier steht, auch zu leben. Daß an preußischen Anstalten die Lautschulung im argen liegt, wird offen zugegeben.“ — Wie wäre diese auch möglich, wo doch Kiene, der Erfinder der „Zauberwirkung der Lautschulung“ (S. 41) bisher bescheiden nur in Bayern gewirkt und von seiner alle Rätsel lösenden Methode geschwiegen hat?

Mit Freuden können wir dem Verfasser zustimmen, wenn er die Gleichheit derselben schriftlichen Maturitätsaufgabe für alle Schulen des Landes „ohne stilistische Schwierigkeiten“ bekämpft, die Möglichkeit der Einfügung eines realgymnasialen Unterbaus in das Gymnasium, bezw. Progymnasium befürwortet und im Interesse einer guten französischen Lautschulung die Verwendung von Neusprachlern auch für den Lateinunterricht der Progymnasien verlangt.

**Buckeley, Joseph.** *Prüfungs-Aufgaben für das Lehramt der neueren Sprachen in Bayern.* Nürnberg, Karl Koch 1910. I. Teil: *Übersetzungen in die fremden Sprachen.* 98 Seiten; geheftet 1,50 Mk. — II. Teil: *Diktate und Übersetzungen aus den fremden Sprachen.* 117 Seiten, geh. 1,50 Mk.

Der Titel vorliegender Sammlung ist falsch und kann irre führen; der erste Teil enthält nicht etwa französische oder englische Texte, sondern die deutschen Texte der seit 1873 in Bayern gestellten Prüfungsarbeiten für das Französische und Englische. Diese Texte tragen den Charakter geschichtlicher und literaturgeschichtlicher Darstellung und sind zum Teil Lessing, Ranke, Treitschke, Schiller, Weber, Stacke, Gervinus, Bismarcks Gedanken und Erinnerungen entnommen, zum Teil wohl von den prüfenden Professoren zusammengestellt. Da sie in Wortschatz und Satzbau die Schwierigkeiten bieten, die in der Prüfung für das Lehramt der neueren Sprachen im allgemeinen auf Deutschlands Hochschulen bewältigt werden müssen, so kann diese Sammlung wohl auch nichtbayerischen Kandidaten zur Vorbereitung empfohlen werden.

Der zweite Teil enthält die von 1873 bis 1909 gegebenen französischen und englischen Texte, Abschnitte aus Taine, Lamartine, Sainte-Beuve, Faguet, Thiers, bezw. Thackeray, Macaulay, Hallam, Turner, Carlyle, Ruskin, Freeman, Bulwer u. a. Auch viele Gedichte sind vertreten, so *Feuilles d'Automne* von Victor Hugo, *le Livre blanc* von Brizeux, *Lucie* von A. de Musset, *Satire VI* von Boileau, *le fils de Louis XI* von F. Coppée, *Azay* von A. Theuriet, *Juin* von Sully-Prudhomme, bezw. Milton's *Paradise Lost, To a Sky-Lark* von Shelley, *Elegy written in a country churchyard* von Th. Gray, *Childe Harold's Pilgrimage* von Byron, *the Seasons* von J. Thomson, *Evangeline* von Longfellow, *Ulysses* von Tennyson u. a. — Außerdem hat Buckeley noch die von 1894 bis 1909 gestellten allgemeinen Themen der deutschen und fremdsprachlichen Aufsätze hinzugefügt. Den Lesern dieser Zeitschrift dürften einige Titel französischer Aufsätze nicht uninteressant sein: *les commencements de la poésie dramatique en France, Quel profit estimez-vous avoir tiré de vos études faites à l'Université? — Quels avantages la connaissance de la langue française nous procure-t-elle? — La France et l'Allemagne (comparaison), description de la vie d'étudiant en Allemagne (lettre à un ami en France), influence du journalisme dans la société moderne.*

Auch dieser Teil der Sammlung sei Kandidaten für das Lehramt der neueren Sprachen warm empfohlen!

## Neue französische Lehrbücher.

**1. Fetter, J.** und **Ullrich, K.,** *la France et les Français.* Lehrgang der französ. Sprache für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. 1. Teil: mit 9 Abbildungen und einer farbigen Karte von Frankreich. 4. umgearbeitete Auflage; Preis geb. 1 K. 40 h. 119 S. Wien, 1909, A. Pichlers Ww. u. Sohn. — 2. Teil: 4. umgearb. Auflage, Preis geb. 2 K. 178 S. ebenda.

**2. Fetter, J.** und **Ullrich, K.,** *la France et les Français.* Lehrgang der franz. Sprache für Realschulen. 2. Teil = 13. Auflage des II. Teils des Lehrgangs der franz. Sprache. Mit 10 Abbildungen und einer farbigen Karte von Frankreich. Preis geb. 1 K. 80 h. 170 S. Wien 1910, ebenda.

**3. Rossmann, Ph.** und **Schmidt, F.** *Lehrbuch der französ. Sprache auf Grundlage der Anschauung.* 1. Teil, Ausgabe B. XII + 403 S. Preis geb. 3,50 Mk. Bielefeld u. Leipzig, 1909, Velhagen & Klasing.

**4.** *dasselbe*: Ausgabe C: für höhere Mädchenschulen, in 3 Bänden, bearbeitet nach den Bestimmungen vom 12. Dezember 1908:

1. Band = Klasse 7: IV + 104 S. Preis 1,25 Mk. 1909, ebenda.

2. Band = Klasse 6 u. 5: VIII + 324 S. Preis 3 Mk. 1909, ebenda.

3. Band = Klasse 4, 3, 2, 1: X + 299 S. Preis 2,80 Mk. 1910, ebenda.

**5.** *Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen* mit der Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins. Französisch von H. Michaelis u. P. Passy. Kursus II. Brief 21—40. = Seite 430—940. Preis 15 Mk. — E. Haberland, Leipzig.

**1.** Was in Band XXVII, S. 207 ff. dieser *Ztschr.* über Fetter-Alschers französ. Übungs- und Lesebuch für Mädchenlyzeen gesagt worden ist, gilt im allgemeinen auch von dieser neuen Gestalt des Buches. In die Lautlehre sind grammatische Angaben über Geschlecht, Pluralbildung und Deklination der Substantive verwoben. Mit großem Geschick werden die Konjugation von *avoir*, *être* und *donner* und die Grammatik der Pronomina und Adjektiva vermittelt. Die Regeln werden mit Recht in beiden Sprachen gegeben. Lesestückchen und Wortschatz, dem Gedanken- und Interessenkreis des entsprechenden Alters angepaßt, zeugen von dem pädagogischen Geschick der Verfasser. Die Mitteilungen über *la France et les Français* S. 77—80 bahnen das Interesse und Verständnis für das fremde Land und Volk an. Auch die Auswahl der Lesestückchen, Gedichte und Lieder S. 81 bis 91 ist anzuerkennen. Beanstanden möchte ich nur die Angabe der doch immer noch selteneren Formen *des bons parents, du bon pain, de la bonne viande* S. 67, die Wahl des Wortes *médius* statt *doigt du milieu* S. 60 und die Verwendung des phonetischen Zeichens *w* statt *v* zur Bezeichnung des Konsonanten in *vin*. An Druckfehlern verzeichne ich S. 24, Z. 6 v. u. *ces banc*, S. 56, Z. 1 v. u. Genetiv, S. 60 Mitte luisaut statt luisant.

**2.** Dieser zweite Teil erweitert die Grammatik im Anschluß an gut gewählte Lesestückchen, deren Form und Inhalt in geschickt gestellten Fragen und Aufgaben verarbeitet wird. Die Angaben über *la France et les Français* werden dem Alter entsprechend erweitert. Wie in Teil 1 ist auch hier auf Deutsche ins Französische zu übersetzende Übungsstücke verzichtet worden, was vielleicht die Anhänger der sogen. alten Methode abhalten wird, diesen Teil für ihren Unterricht zu wählen. Zu billigen ist besonders die Zusammenstellung der Verben in allen Formen und die Hinzufügung eines *vocabulaire alphabétique.*

**3.** Auch in dieser neuen Gestalt wird das seit 18 Jahren rühmlichst bekannte Lehrbuch allen denen willkommen sein, die als Freunde natürlicher Spracherlernung von der Anschauung und damit von den Sachen ausgehen wollen und die fremde Sprache nicht durch Übersetzung aus der Muttersprache, sondern aus und an ihr selbst erwerben lassen. Allen *exercices* sind methodische Übungen beigegeben, so daß das Stellen der Aufgaben noch mehr vereinfacht und die häusliche Überwachung der Aufgaben und Wiederholungen erleichtert worden ist. Sprachlich schwierigere Abschnitte sind ausgeschieden oder dem Grundsatz des Fortschreitens vom Leichteren zum Schwereren entsprechend an spätere Stelle versetzt worden, so das Kapitel vom Teilungsartikel, vom reflexiven Verb u. a. Das Kapitel „Lautschrift" hat eine ganz andere Gestalt erhalten, indem nun *exercices* 1—7 vollständig in phonetischer Fassung mit entsprechender Belehrung und Grammatik getrennt gegeben und die übrigen phonetischen Texte ohne das Gegenstück der üblichen Orthographie zusammengestellt sind. Unter den historischen Abschnitten ist *Charlemagne et le petit Roland* nach Pussy neu aufgenommen, dagegen *la retraite de Russie* par V. Hugo gestrichen worden. Neu hinzugekommen sind ferner *proverbes, énigmes* und *locutions de classe*, sowie ein besonderes Wörterverzeichnis zu den Lektionen 1—49.

**4.** Das e r s t e Bändchen der Ausgabe für höhere Mädchenschulen deckt sich zunächst mit dem Anfang der eben besprochenen Ausgabe, von der es *exercices* 1—28 unverändert wiedergibt. Dann enthält es für die Anfangsstufe geeignete Gedichte: *la fête de maman, le Noël des bergers, le sapin, les cadeaux du jour de l'an* und die Lieder *Quand trois poules, j'ai passé par la porte de St. Denis, A Paris, le sommeil de l'enfant, le bon camarade.* Der grammatische Abschnitt umfaßt natürlich nur Lautlehre und Konjugationstabelle. — Das z w e i t e Bändchen gibt unverändert alle übrigen *exercices*, die *lectures choisies, énigmes, chansons*, Grammatik und das alphabetische Wörterverzeichnis der Ausgabe B. Eine besondere Präparation ist nur für Lektion 1—21 gegeben. Von den Gedichten konnten Nr. 1—4, von den Liedern Nr. 3, 4, 5, 7, 10 wegbleiben, da sie schon im Bändchen des Anfangsjahres (Klasse 7) enthalten sind. — Das d r i t t e Bändchen, für die vier oberen Klassen der Mädchenschulen bestimmt, deckt sich vollständig mit dem mir eben in 5. Auflage (1908) vorliegenden II. Teil des Lehrbuchs. Die 23 *Exercices* geben geschichtliche Stoffe, Beschreibungen, Dialoge, Novellistisches und Technisches und damit den Wortschatz der verschiedenen Gebiete sprachlichen Ausdrucks. Da die Texte mit geringen Änderungen französischen Schriftstellern entnommen sind, so tragen sie ein französisches Gepräge. An jedes der Lesestücke schließen sich stilistische, grammatische und lexikologische Übungen in fremder Sprache. Deutsche Stücke, bezw. Einzelsätze sind, dem Prinzip der von Roßmann-Schmidt befolgten sogenannten Reformmethode entsprechend, nur in geringer Zahl gegeben. Die Grammatik, in deutscher Sprache verfaßt, gibt die Regeln klar und knapp und genügt durchaus den Bedürfnissen aller höheren Schulen. — Als recht

praktische, den wirklichen Bedürfnissen des Lebens entsprechende Beigabe ist die kleine Sammlung von Musterbriefen nebst Anleitung zum Briefschreiben zu bezeichnen. — Das *Vocabulaire* ist der Anlage des Buches und dem Prinzip der Methode getreu, einsprachig gehalten: die Worterklärungen sind französisch gegeben, in vielen Fällen durch Anschauungsbilder unterstützt. In der Erkenntnis jedoch, daß die französische Umschreibung den Begriff gar oft nicht klarstellt — man vergleiche nur *étreindre = serrer fortement* und *serrer = presser, étreindre,* — haben die Verfasser sich zu zwei Zugeständnissen im Sinne der alten Methode bequemt: oft ist die deutsche Übersetzung zugefügt, wie z. B. bei *acier, épinard, marmotte, fonte, genêt, résine, seuil*; außerdem haben sie „für besondere Bedürfnisse" ein französisch-deutsches Wörterbuch in besonderer Ausgabe veröffentlicht. Dieses Entgegenkommen ist um so mehr zu begrüßen, als nun das Buch mit gutem Gewissen auch den Vertretern der vermittelnden Methode als eines der besten Lehrmittel warm empfohlen werden kann.

**5.** Der zweite Kursus der französischen Unterrichtsbriefe kann als die würdige Fortsetzung des Buches bezeichnet werden, das wir in Band XXXII, S. 217 ff. dieser *Zeitschr.* in durchaus günstigem Sinne besprechen konnten. Er umfaßt in abermals zwanzig Briefen gut ausgewählte, charakteristische Proben aus den Werken der bedeutendsten Schriftsteller der drei letzten Jahrhunderte. Mit Recht ist der rückwärtsschreitende Gang gewählt worden, da die Schriftsteller des 18. und besonders des 17. Jahrhunderts wegen der Schwierigkeit und teilweise veralteten Form der Ausdrucksweise dem Verständnis schwerer zugänglich sind als die der neueren Zeit. Von den Hauptvertretern der neueren Literatur, von A. Daudet, Mistral, Zola, Coppée, Sully-Prudhomme und den großen Lyrikern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird der Lernende zu V. Hugo, Musset, G. Sand, Béranger, Lamartine, Chateaubriand und den großen Historikern des 19. Jahrhunderts geführt, um dann die Größen des 18. Jahrhunderts (Mirabeau, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Diderot) und die großen Prosaiker und Dichter der Zeit Ludwigs XIV. kennen zu lernen. Wenn zuletzt noch Proben aus Descartes, Pascal und aus der Literatur des 16. Jahrhunderts gegeben sind, so vermögen wir darin keinen Vorzug zu erblicken; der Raum wäre besser der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts gewidmet worden, deren große Vertreter bei der zu weit gehenden Berücksichtigung von Männern zweiten Ranges oft mit zu spärlichen Proben abgetan werden mußten. Die Texterläuterung ist fast durchaus in französischem Gewande gegeben, schwierigere Partien vereinzelt in deutscher Übersetzung. — Aus den konkreten Beispielen dieser Texte werden, geschickt auf die zwanzig Briefe verteilt, die wichtigsten Regeln der Grammatik abstrahiert. Die Übungen im freien und schriftlichen Gebrauch bestehen in Umformungen des Gelesenen u. dergl., z. B. Auflösung in Fragen und Antworten, Übertragung in phonetische Schrift, Bildung ähnlicher Sätze nach grammatischen Gesichtspunkten. An deutschen Stücken zur Übersetzung in das Französische sind nur drei kleine gegeben: viel zu wenig, als daß die Grammatik gründlich befestigt werden könnte.

An weiteren französischen Texten außer den im Vordergrund stehenden Proben der genannten Schriftsteller folgen in jedem Brief die Biographie des betreffenden Autors und Abschnitte einer *Voyage en France*, die nach Paris und Versailles, an das Meer, in die Pyrenäen, nach Toulouse, Marseille und Lyon führt. Dabei sind, im Gegensatz zu dem Verfahren des ersten Kursus, die phonetische und die orthographische Form getrennt, d. h. auf zwei aufeinanderfolgende Briefe verteilt: der Lernende soll die Sprechform nach gründlicher Durcharbeitung selbständig in die Rechtschreibform übertragen, um beim

jeweilig nächsten Brief seine eigene Arbeit mit der Druckvorlage zu vergleichen. In der Tat kann in dieser Übung ein guter Ersatz für das im Klassenunterricht zu pflegende Diktat gesehen werden.

Als besondere äußere Zierde und Empfehlung dieses 2. Kursus nennen wir zum Schluß noch die wohlgelungenen Porträts der Hauptvertreter der französischen Literatur je auf der ersten Seite eines jeden Briefes.

*Der kleine Toussaint-Langenscheidt.* Mit Angabe der Aussprache nach dem phonet. System der Methode T.-L.-*Französisch.* Zur schnellsten Aneignung der Umgangssprache durch Selbstunterricht von **A. Gornay.** Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. CCCXX + 220 + 284 S. 16⁰. Preis geb. 3 Mk.

Die wichtigsten Teile dieses Buches sind 1. die genaue Erklärung der Aussprachezeichen, 2. die Grammatik, 3. neunundzwanzig Gespräche über alle Gebiete des heutigen Lebens, 4. ein deutsch-französ. und 5. ein kürzeres französ.-deutsches Wörterbuch.

Die Aussprache ist überaus gewissenhaft behandelt und nach dem System Toussaint-Langenscheidt bezeichnet. Bei einer großen Anzahl von Stichproben in allen Teilen des Buches habe ich auch kein einziges Versehen entdeckt. Ein kurzes Gedicht, von dem Verfasser des Buches stammend, enthält alle vokalischen und konsonantischen Laute. Besonderen Dank verdient die drei Seiten umfassende Zusammenstellung ähnlich lautender und von Anfängern leicht verwechselter Wörter mit stimmhaften, bezw. stimmlosen Konsonanten (*gueux queue, vont font, gant camp* u. ä.). — Sehr eingehend ist die Grammatik; sie gibt sogar sehr häufig des Guten zu viel, wie z. B. im Kapitel der Pluralbildung, bei der Aufzählung der Adjektive auf *-al* ohne männlichen Plural, bei der Konkordanz, der Moduslehre. Wäre hier mit Rücksicht auf das praktische Bedürfnis gekürzt worden, so hätte man Raum gewonnen für eine übersichtlichere Anordnung, z. B. der Zahlwörter S. CIX, der unregelmäßig gebildeten weiblichen Substantiva S. CLXVII (*abbé abbesse, canard cane, dindon dinde* u. ä.), der verneinenden Adverbien CCCIII (*ne-pas, ne-personne* etc.). Unpraktisch ist die Verwendung dicker und großer Buchstaben neben dünnen und kleinen im selben Wortkörper, z. B. bei der Darstellung der unregelmäßigen Verben. Der Lernende gewinnt kein klares Bild; die Auffassung wird ihm viel mehr erschwert als erleichtert. — Die Gespräche führen alle Gebiete des heutigen Lebens vor: Eisenbahn, Hotel, Restaurant, Theater, Postwesen, Arzt, Schneider, Optiker, Buchhändler, Sport, Obstladen usw. Jedesmal stehen der orthographische französische Text, die phonetische Umschrift und die wörtliche deutsche Übersetzung übereinander; die gute deutsche Form folgt nach, leider in sehr kleinem Druck. Damit jeder sein eigener Lehrer werden kann, hat der Verlag den Unterricht an der Hand dieser Gespräche in Verbindung mit dem Grammophon ermöglicht, indem dabei die Stimme des vorsprechenden Franzosen durch die mittels des Schallwellenträgers erzeugte Grammophonstimme ersetzt wird. — Von den zwei Wörterbüchern ist das deutsch-französische viel umfangreicher: es unterscheidet ziemlich vollständig die Synonyma (vgl. Zug), gibt sachliche Auskunft über französische Verhältnisse (z. B. die Feiertage S. 27, das Parlament S. 106, Pferderennen S. 109, Polizei S. 113, Restaurant S. 122, Heerwesen S. 147, Speisen, Krankheiten, Sprachunterricht, Unterrichtswesen, Zeitungen, Getränke) und gibt viele sprachliche Zusammenstellungen, z. B. Namen

von Flüssen, Getränken, Inseln, Kleidungsstücken, Ländern und Völkern, Meeren, Körperteilen, von musikalischen, photographischen und anderen Ausdrücken, Speisen, Ausdrücken des Theaterlebens u. f. s.

Darmstadt. AUGUST STURMFELS.

**Delauney, Auguste.** *Französische Aufsatzlehre.* Leipzig, Zechel, 1909. 40 S. (0,90 Mk.).

Dieses für den Schüler bestimmte Büchlein eines französischen Verfassers, der seine Sprache schon seit Jahren an einer deutschen Schule lehrt, faßt in Kürze noch einmal alles zusammen, was aus dem grammatischen Pensum der vorhergehenden Jahre für den französischen Satzbau des aufsatzschreibenden Schülers von Wichtigkeit ist. Die Wiedergabe einiger häufiger Germanismen und Gallizismen in der anderen Sprache und die Regeln über den französischen Satzanfang sind besonders beachtlich. Die drei wesentlichsten Eigenschaften des französischen Stils: Kürze, Klarheit und Lebendigkeit werden entwickelt und durch sechs auch inhaltlich interessante Musteraufsätze veranschaulicht.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

**Boewe, Heinrich** et **Delauney, Auguste.** *Manuel de lectures courantes.* Leipzig, Dürr, 1910. 116 S. 1,40 Mk.

Ein Deutscher und ein Franzose, die beide schon jahrelang die französische Sprache in Deutschland lehren, veröffentlichen hier 62 französische Lesestücke, die sehr geschickt die wichtigsten Gebiete des häuslichen und öffentlichen Lebens in Stadt und Land umfassen, und so in ansprechender Form einen nach allen Seiten bis zu einem gewissen Grade vollständigen praktischen Wortschatz in seiner natürlichen Anwendung im Leben vermitteln. Der Anhang liefert ein besonderes Wörterverzeichnis für jedes Stück. Die Verfasser bestimmen das Buch zunächst für die höheren Klassen der deutschen „Bürger-, Mittel- und Realschulen". Man kann es aber auch jeder anderen Schulgattung empfehlen, und es wird jedem französisch Lernenden, insbesondere dem, der nach Frankreich reisen will, eine willkommene Unterstützung bieten. Ob er sich zum Frühstück oder zum Mittagessen an den Tisch setzt, ob er auf der Post oder im Laden eine Besorgung zu machen hat, ob er ins Theater oder auf den Jahrmarkt, zum Arzt oder auf die Polizei, auf die Jagd oder auf den Fischfang geht, stets wird er in diesem Buche eine kleine Schilderung oder Erzählung finden, die alle notwendigen Ausdrücke im Zusammenhange verwendet. Eine Reise nach Paris, Rundgänge durch Paris und andere den Verfassern bekannte Städte, ein Landaufenthalt, eine Feuersbrunst, französische Feste etc. werden geschildert. Auch „la semaine aviatique" darf heutzutage nicht fehlen. Die Anordnung der Stücke schreitet vom Einfachen zum Schwierigeren fort, zwingt aber dem Lehrer keine bestimmte Reihenfolge auf. Auch das Wörterverzeichnis nimmt durch häufige Wiederholung auf diese Freiheit Rücksicht.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

**Pfohl, Ernst.** *Neues Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache* für den Schul- und Handgebrauch. 2 Teile: Franz.-Dtsch. und Dtsch.-Franz. XII u. 620 S. u. 542 S. in einem Leinenband geb. 7 Mk. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1911.

Die Abfassung des neuen Wörterbuchs von Pfohl kommt in der Tat einem Bedürfnis entgegen, insofern es eine Menge neu geprägter, wichtiger Wörter, die im täglichen Leben und Verkehr vorkommen, und viele moderne Redensarten, die sich bisher in keinem Wörterbuch finden, aufgenommen hat. Durch zweckmäßige Kürzungen ist es möglich geworden, das Wörterbuch reichhaltiger zu gestalten, ohne den Umfang über das durch seine Bestimmung gebotene Maß hinaus zu vergrößern.

Ob ein Wörterbuch gut ist, d. h. dem Nachschlagenden die nötige Auskunft bietet, läßt sich nur bei seinem Gebrauche erkennen. Ich habe es bei dem Lesen von Octave Feuillet, *Le journal d'une femme* (Paris, Calmann-Lévy) geprüft bei Wörtern und Wendungen, deren Bekanntschaft ich bei einem schon ziemlich sprachkundigen Leser bezweifeln zu müssen glaubte, und dabei gefunden, daß es nur in folgenden Fällen zu wünschen übrig ließ.[1])

Bei Feuillet a. a. O. p. 17 findet sich . . . *tendant vers elle son joli visage et ses deux fossettes. — Vraiment? Voyez-vous cela? dit ma grand'mère, ardez le beau museau!* Unter *arder*, *ardre* mußte bemerkt werden, „s. auch *ardez*", damit man nicht für *ardez le beau museau*, das auf Molière *Dépit am.* 4, 4, 7 zurückzuführen ist, auf Abwege gerät. — Octave Feuillet p. 24: *une perruche feu. feu* in der Bedeutung „feuerfarben" fehlt in allen Wörterbüchern, die mir zur Hand sind, z. B. auch im Petit Larousse illustré. — Für *passer une inspection* p. 31 fehlt unter *passer* die Bedeutung „durchmachen, vornehmen, anstellen." — Zu *A vol d'oiseau, comment les trouves-tu?* p. 34 reicht das Wb. unter *oiseau* mit „*à vol d'oiseau* in gerader Richtung" nicht aus. Sachs gibt für *à vol d'oiseau* aus der Vogelperspektive, das er für besser erklärt als *à vue d'oiseau* (bei Pfohl: aus der Vogelschau). p. 40 findet sich der Plural *terre-neuves* (Neufundländer.) Pfohl: pl. = sg. — p. 49: *en bonne fortune* (in guter Stimmung, dgl.) *avec moi-même* fehlt in jedem Wörterbuche. — p. 56: *l'envers de ses mérites*: unter *envers* wäre „Kehrseite [Gegenteil Widerspiel]" nachzutragen. — p. 56: *dans cette honnête moyenne*: unter *moyenne* wäre statt „Durchschnittszahl" „Durchschnitt(szahl)" zu setzen. — p. 61: *d'épaisses moustaches en herse* fehlt noch überall.

Man sieht, es sind nur Kleinigkeiten und wenige Fälle, die neben den zahlreichen Stellen, wo das Wb. recht befriedigende Auskunft gab, nicht in Betracht kommen, und ich bin zu dem Ergebnis gelangt, daß ich das Wb. von Prof. Pfohl für den Schul- und Handgebrauch wegen der erstrebten guten Eigenschaften, die es in der Tat besitzt, wegen seiner Handlichkeit und seines klaren gut leserlichen Druckes, sowie wegen seines biligen Preises (die Seite kostet 0,6 Pf.) angelegentlich empfehlen zu können glaube. Die Ableitung der Wörter ist nicht angegeben; damit ist viel Raum gespart, und es ist schließlich wohl zu billigen, daß der Verfasser davon Abstand genommen hat, da der gewöhnliche Leser, dem es nur um das Verständnis des Inhalts zu tun ist, sich meist nicht darum kümmert und der Schüler von dem Lehrer, wenn dieser es für nötig hält, die Belehrung darüber erhalten kann.

Dortmund. C. Th. Lion.

[1]) Die Wahl des Buches erklärt sich durch den Umstand, daß ich zufällig damit beschäftigt war, es zu lesen, ist aber dadurch gerechtfertigt, daß es in mustergültigem, modernem Französisch geschrieben ist und sein Verfasser mit seinem Roman d'un jeune homme pauvre bereits für Schullektüre herangezogen worden ist.

# Miszelle.

## Einige merkwürdige Beispiele von Kompositions Übertragungen. Corneille, Racine. La Fontaine und Lionardo da Vinci.

Wenn man sich die Meisterwerke der Kunst betrachtet, dann wird einem nicht immer gleich in die Augen springen, wie der Künstler bei der Anlage seiner Arbeit verfahren ist. Alles scheint uns um so natürlicher und selbstverständlicher, je einfacher das gewählte Motiv behandelt ist. Aber eben in dieser „selbstverständlichen" Einfachheit liegt ein Hauptmoment des künstlerischen Schaffens, in der Berechnung nämlich auf jene Wirkung hin, die sich nicht eingestellt haben würde, wenn der Vorgang, nehmen wir einmal einen historischen wie die Krönung Wilhelm I. in Königsberg, von Menzel, selbst im allergünstigsten Moment photographisch aufgenommen worden wäre. Das Materielle an und für sich, so wichtig es unter Umständen auch sein mag, wird, sobald es in das Gebiet der Kunst eintritt, sich doch immer ihren Forderungen und Voraussetzungen fügen müssen, und das, was dem Historiker außerordentlich wichtig erscheint, mag für den Künstler oft unbequem, ja für die Entfaltung seiner Kunst manchmal geradezu hinderlich sein. Der Maler will eben einen malerischen Gedanken entwickeln, der Architekt einen räumlichen und der Bildhauer einen plastischen. Ein jeder sieht deshalb den Vorgang von einer ganz anderen Seite an und ist deshalb auch bemüht, ihn auf seine Art sich gefügig zu machen. Es muß also komponiert, d. h. geschoben und gerückt, ergänzt oder beschnitten, oft auch gänzlich umgeformt und neugeschaffen werden, um die Kunst, die für die betreffende Darstellung die passendste ist, auch in dem ihr eigenen Wesen zum Ausdruck zu bringen. Jede Kunst trägt also ihre Bedingungen in sich, auch hinsichtlich der Regeln ihrer Komposition.

Es hat nun Zeiten gegeben, wo man diese Kompositionskunst, z. T. in Weiterverfolgung der Raphaelschen Praxis, arg überschätzt hat, so daß die eigentliche Aufgabe der betreffenden Kunst darüber vergessen worden ist. Bezüglich der Malerei brauche ich nur an unsere verflossene Kartonaera zu erinnern und, um ein Beispiel anzuführen, an die unkünstlerisch bunten Kompositionskunststücke Wilhelm von Kaulbachs an den Wänden des Treppenhauses im Alten Berliner Museum. Sie und andere „Kompositionen" haben diese Art Kunst arg in Mißkredit gebracht, und die Moderne tut sich etwas darauf zugute, daß sie, wie sie sagt, nicht komponiert, sondern nur bemüht ist, einen Ausschnitt aus der Natur zu geben. Dieser soll allerdings individualistisch geschaut, oder, um mich der Zolaschen Formel zu bedienen, durch ein Temperament gesehen werden. — Aber gerade das Aufsuchen eines solchen Ausschnittes, das Herausfinden der Stelle, wo dem Baum oben die Krone abgeschnitten werden muß, oder den Figuren unten die Beine, beweist eine ganz raffinierte Kompositionskunst.

Ohne Komponieren geht es nun einmal nicht. Das gilt für den Architeken und Bildhauer ebenso, wie für den Maler und nicht minder für den Dichter. Schon die Verteilung des dramatischen Stoffes auf die üblichen fünf Akte setzt diese Kunst voraus und bestände sie nur in der Führung der Handlung über Exposition und Steigerung zur Höhe und von dort abwärts zum Rückschlag und zur Katastrophe, die Handlung muß daraufhin gezwungen, d. h. komponiert werden. Solche Komposition ist aber natürlich und dem Verlauf der Handlung angemessen. Sie wird auch sofort als richtig empfunden und im Falle einer unbegründeten Abweichung vermißt. Das liegt im Gefühl, entspricht also der Forderung der Aufnahmestelle für diese Kunst.

Es gibt nun aber auch Fälle, wo gewisse Kompositionsarten dem vorliegenden Gegenstande nicht angemessen sind, wo die betreffenden Künstler sich an Muster gehalten haben, die für ihre Kunst nicht passen. Also Kompositions Übertragungen von einer Kunst auf die andere. Im folgenden wollen wir einige Beispiele solcher Übertragungen aus dem Gebiete der französischen Literatur des XVII. Jahrhunderts anführen und dann den Versuch machen, ihre im Gebiet der darstellenden Kunst liegende Quelle nachzuweisen.[1])

## Corneille.

Von allen Stücken Corneilles bietet vielleicht sein Cinna in der dritten Szene des ersten Aktes, wo der Titelheld seiner Braut Emilia den Bericht über die Verschworenen-Versammlung abstattet, das auffälligste Beispiel einer eigenartigen Kompositionskunst. Nehmen wir die ganze Szene, so läßt sie vor und hinter dem eigentlichen Bericht, deutlich von ihm abgetrennt, Einleitung und Schluß erkennen. Die Einleitung enthält die besorgte Frage Emiliens, ob die Verschwörer einig wären (in kleinere Abschnitte zerlegt: 4 + 8 + 4 Verse), der Schluß ihren ermutigenden Zuspruch und ihre Mahnung an den Bräutigam, vorsichtig zu sein (19 Verse). Was dazwischen steht (104 Verse) bildet in ununterbrochener Folge Cinnas Schilderung jener oben erwähnten Versammlung. Sehen wir uns die Art an, wie diese feurige Tirade komponiert worden ist.

Ihr erstes Kennzeichen ist, daß sie mit einer Anrede an Emilien beginnt und auch mit einer solchen schließt. Oben:

> Plût aux dieux que vous-même eussiez vu de quel zèle
> Cette troupe entreprend une action si belle! (V. 158.)

Unten:

> Voilà, belle Emilie, à quel point nous en sommes, (V. 249)
> bis:
> Mourant pour vous servir, tout me semblera doux ... (V. 260.)

Aber auch die Mitte des Berichtes ist durch eine Anrede an Emilien ausgezeichnet:

> Vous dirai-je les noms de ces grands personnages.... (V. 205.)
> .... pourrais-je vous dire à quelle impatience,..
> Ces indignes trépas, quoique mal figurés,
> Ont porté les esprits de tous nos conjurés? (V. 212.)

[1]) Verf. ist auf diese Frage im Verlauf seiner Studien über die Kunst des XVII. Jh. gekommen, von denen er bisher 2 Bände als *Beiträge zur Geschichte des französischen Dramas* (*Corneille*, Halle, S. Niemeyer, 1905, und *Racine*, ebenda, 1909) veröffentlicht hat. Vorliegende Arbeit wäre also in gewisser Hinsicht als eine Ergänzung jener beiden Beiträge anzusehen.

Diese Anreden bilden also gewissermaßen den Rahmen um den Bericht, liefern aber auch einen scharf fixierten Mittelpunkt; denn die mittlere Anrede (V. 205—212) hält sich in gleichen Abständen von den beiden äußeren. Es sind von ihr aus genau 48 Verse bis zum Anfang des Berichtes (V. 153) und ebensoviel bis zu seinem Ende (V. 260). Durch diese Rahmenstücke mit ihrem Mittelpunkt wird der Bericht in zwei große Abschnitte zerlegt, von denen jeder einzelne seinem Inhalt nach wieder in zwei Teile zerfällt, und diese Teile entsprechen einander symmetrisch. Zuerst wird nämlich von den Verschwörern gehandelt (V. 159—168). Von ihrer Wut bei bloßer Erwähnung des kaiserlichen Namens und von der Mission, zu der sie berufen sind (4 + 6 Verse), dann folgt die Hetzrede gegen Augustus (V. 169—204): Was hat dieser Mann nicht alles getan! (4 V.V.): An den Vätern der Verschworenen (4 V.V.), in den Bürgerkriegen (12 V.V.), als Triumvir (4 V.V.). In die Familien hat er den Mord getragen! (12 V.V.).

Das steht vor der Mitte mit ihrer Anrede an Emilien. Hinter ihr folgt nun, in Korrespondenz zum letzten Abschnitt vor ihr, der Mordplan gegen Augustus (V. 213—240): Die Umstände sind günstig; denn er verdankt seine Macht nur der Gewalt (8 V.V.). Er steht allein (4 V.V.), kein Rächer ist zu fürchten (4 V.V.). Morgen soll er fallen, beim Opfer auf dem Kapitol! (4 V.V.). Ich führe den ersten Streich (4 V.V.), zeigt Ihr Euch auch als Römer! (4 V.V.).

In dem nun folgenden letzten Abschnitt (V. 241—248) kommt der Dichter wieder auf die Verschworenen zurück, von denen er ausging. Ihr Eifer wird gerühmt (4 V.V.), die Rollen werden verteilt (4 V.V.).

Die Ordnung ist musterhaft, der Plan wohl ausgeklügelt. In der Mitte Emilie, die auch die innerste Triebkraft der Verschwörung ist. Ihr zunächst, rechts und links, der von ihr bedrohte Kaiser und dieser wieder von beiden Seiten durch die Verschwörer eingeschlossen! An ein Entrinnen ist also nicht zu denken. Da aber alles, was geschieht, nicht Cinnas, sondern einzig und allein Emiliens Werk ist, so steht sie nicht nur am Anfang und Ende des Berichtes und in seiner Mitte, sondern auch noch am Anfang und Ende der ganzen Szene. Ihre Bedeutung ist also fünffach unterstrichen.

Der Bericht über die Verschworenen-Versammlung hat demnach folgende Werkstattform:

Anrede an Emilien.

Plût aux dieux que vous-même eussiez vu de quel zèle
Cette troupe entreprend une action si belle!

a) Die Verschwörer.

Au seul nom de César, d'Auguste, et d'empereur,
Vous eussiez vu leurs yeux s'enflammer de fureur, 160
Et dans un même instant, par un effet contraire,
Leur front pâlir d'horreur et rougir de colère.
«Amis, leur ai-je dit, voici le jour heureux
«Qui doit conclure enfin nos desseins généreux:
«Le ciel entre nos mains a mis le sort de Rome, 165
«Et son salut dépend de la perte d'un homme,
«Si l'on doit le nom d'homme à qui n'a rien d'humain,
«A ce tigre altéré de tout le sang romain.

b) Die Hetzrede gegen Augustus.

«Combien pour le répandre a-t-il formé de brigues!
«Combien de fois changé de partis et de ligues, 170

«Tantôt ami d'Antoine, et tantôt ennemi,
«Et jamais insolent ni cruel à demi!»
Là, par un long récit de toutes les misères
Que durant notre enfance ont enduré nos pères,
Renouvelant leur haine avec leur souvenir, 175
Je redouble en leurs cœurs l'ardeur de le punir.
Je leur fais des tableaux de ces tristes batailles
Où Rome par ses mains déchirait ses entrailles... etc.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

J'ajoute à ces tableaux la peinture effroyable
De leur concorde impie, affreuse, inexorable, 190
Funeste aux gens de bien, aux riches, au sénat,
Et pour tout dire enfin, de leur triumvirat;
Mais je ne trouve point de couleurs assez noires
Pour en représenter les tragiques histoires.
Je les peins dans le meurtre à l'envi triomphants, 195
Rome entière noyée au sang de ses enfants:
Les uns assassinés dans les places publiques,
Les autres dans le sein de leurs dieux domestiques... etc.

c) Anrede an Emilien.

Vous dirai-je les noms de ces grands personnages 205
Dont j'ai dépeint les morts pour aigrir les courages,
De ces fameux proscrits, ces demi-dieux mortels,
Qu'on a sacrifiés jusque sur les autels?
Mais pourrais-je vous dire à quelle impatience,
A quels frémissements, à quelle violence, 210
Ces indignes trépas, quoique mal figurés,
Ont porté les esprits de tous nos conjurés?

b) Der Mordplan gegen Augustus.

Je n'ai point perdu temps, et voyant leur colère
Au point de ne rien craindre, en état de tout faire,
J'ajoute en peu de mots: «Toutes ces cruautés... etc. 215

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

«Sont les degrés sanglants dont Auguste a fait choix
«Pour monter dans le trône et nous donner des lois. 220
«Mais nous pouvons changer un destin si funeste,[2])
«Puisque de trois tyrans c'est le seul qui nous reste,
«Et que juste une fois, il s'est privé d'appui,
«Perdant, pour régner seul, deux méchants comme lui.
«Lui mort, nous n'avons point de vengeur ni de maître; 225
«Avec la liberté Rome s'en va renaître,
«Et nous mériterons le nom de vrais Romains,
«Si le joug qui l'accable est brisé par nos mains.
«Prenons l'occasion tandis qu'elle est propice:
«Demain au Capitole il fait un sacrifice; 230
«Qu'il en soit la victime, et faisons en ces lieux

[2]) Von hier ab haben wir zugleich ein gutes Beispiel der quatrainartigen Komposition, der sich Corneille und auch Racine mit Vorliebe im Dialog bedienten. Die Vorgänge werden nämlich nicht gleichmäßig oder in größeren oder kleineren unregelmäßigen Abschnitten heruntererzählt, sondern, wie Verf. a. a. O. nachgewiesen hat, in strophenartigen Abschnitten zu je vier Versen, die inhaltlich zusammengefaßt werden können. Die 1782 Verse von Corneilles Horace z. B. enthalten 62 Prozent solcher strophisch zusammenfaßbaren Glieder. Racines erstes Stück, die Thebaïde, zählt deren 12 Prozent, sein zweites, der Alexander, dessen ganzer erster Akt auf diese Weise zerlegbar ist, 15 etc.

«Justice à tout le monde, à la face des dieux:
«Là presque pour sa suite il n'a que notre troupe;
«C'est de ma main qu'il prend et l'encens et la coupe;
«Et je veux pour signal que cette même main 235
«Lui donne, au lieu d'encens, d'un poignard dans le sein.
«Ainsi d'un coup mortel la victime frappée
«Fera voir si je suis du sang du grand Pompée;
«Faites voir après moi si vous vous souvenez
«Des illustres aïeux de qui vous êtes nés.» 240

a) Die Verschwörer.

A peine ai-je achevé, que chacun renouvelle,
Par un noble serment, le vœu d'être fidéle:
L'occasion leur plaît; mais chacun veut pour soi
L'honneur du premier coup, que j'ai choisi pour moi.
La raison règle enfin l'ardeur qui les emporte: 245
Maxime et la moitié s'assurent de la porte;
L'autre moitié me suit, et doit l'environner,
Prête au moindre signal que je voudrai donner.

Anrede an Emilien.

Voilà, belle Émilie, à quel point nous en sommes.
Demain j'attends la haine ou la faveur des hommes, 250
Le nom de parricide ou de libérateur,
César celui de prince ou d'un usurpateur.
Du succès qu'on obtient contre la tyrannie
Dépend ou notre gloire ou notre ignominie;
Et le peuple, inégal à l'endroit des tyrans, 255
S'il les déteste morts, les adore vivants.
Pour moi, soit que le ciel me soit dur ou propice,
Qu'il m'élève à la gloire ou me livre au supplice,
Que Rome se déclare ou pour ou contre nous,
Mourant pour vous servir, tout me semblera doux. 260

Diese fünfteilige Gliederung nach dem Schema a b c b a ist von Corneille oft beliebt worden, besonders in seinen Horatiern und im angeführten Bande über Corneille hat Verf. gezeigt, daß der Meister nicht nur einzelne Szenen, strophische Partien und monologartige Abschnitte auf diese Weise komponiert, sondern auch ganze Stücke schematisch gezwungen hat. So sind in den Horatiern einer äußeren Zahlensymmetrie zuliebe die inneren Zusammenhänge bei der Aktabgrenzung auseinandergerissen worden und im Cinna, wo sich die Szenen der fünf Akte ihrer Anzahl nach symmetrisch nicht entsprechen, tun es die in den Akten behandelten Themen um so schärfer. Es behandelt nämlich der erste Akt die Verschwörung, der letzte die Verzeihung derselben (Grausamkeit und Milde des Augustus). Der zweite Akt die Hindernisse, die dem Komplott durch die Großmut des Kaisers, der vierte Akt die Hindernisse, welche ihr durch den Verrat des Maxismus drohen. In der Mitte aber, im dritten Akt, haben wir das Siegel Corneillescher Kunst, den Konflikt. Wie symmetrisch er wieder behandelt ist, zeigt der große Monolog Cinnas, der seinerseits wieder genau in der Mitte dieses Aktes steht!

Nehmen wir jetzt ein Beispiel aus Racines Tragödien.

## Racine.

Racine hat zwar schon in seiner Berenice vom Jahre 1670 bei der Anordnung der Etappen, durch die er seinen Kaiser Titus zum Handeln treibt, gezeigt, daß ihm eine symmetrische Kompositionsweise nicht fremd war (s. a. a. O. S. 82/3), aber dennoch ist die widergleiche

Anlage dort so versteckt, daß man nicht sicher sein kann, ob sie vom Dichter mit voller Absichtlichkeit in dieser Weise gefügt wurde, wozu noch kommt, daß bis zur Phädra (1677) sich keine weitere Spur dieser Kompositionsart zeigt. Erst in diesem Stücke kommt sie, nachweislich nach erneutem Studium der Horatier Corneilles wieder zum Vorschein und zwar so unverkennbar, daß es den Anschein hat, als sei sie hier erst von Racine an seinem Vorbilde entdeckt worden. Auch in den auf die Phädra folgenden beiden letzten Stücken Racines, der Esther und der Athalie, ist sie auffallend befolgt worden. Als Probe mag hier nur ein kleiner Abschnitt aus der Athalie, der reifsten und letzten dramatischen Schöpfung Racines folgen:

Die Kriegsrede des Oberpriesters Joad vor den Priestern und Leviten (IV, 3 V. 1325—1372).

Es handelt sich um die Szene, wo Joad, nach seiner Huldigung vor dem Knaben Joas als seinem König (IV, 2), ihn den Ältesten des Volkes als den „héritier véritable des rois de Juda“ (V. 1310) vorstellt. Er tut es mit folgenden Stichworten: Hier ist Euer König, Jezabel will ihn morden; helft ihm zu seinem Recht! (V. 1326—1336).

Damit ist die Aufforderung, den König zur Anerkennung zu bringen, in diesem Abschnitt deutlich ausgesprochen. Wodurch das einzig und allein geschehen kann, zeigt der Schlußteil dieser Rede von V. 1360 ab, der sich abermals mit Joas beschäftigt: Scheut Euch nicht, gottloses Blut zu vergießen. Nehmt Euch dabei Eure Vorfahren zum Muster; schwört, Euer Leben Eurem König zu weihen!

Anfang und Ende stehen also inhaltlich in engster Beziehung. Ebenso aber auch die beiden inneren, um die Mitte herumliegenden Teile. Sie handeln von den Gefahren bei diesem Unternehmen, aber auch von den nicht ungünstigen Aussichten dabei. Beide Male ist zuerst von den Bundesgenossen die Rede, oben von denen der gottlosen Königin, unten von denen der Gläubigen; danach beide Male vom Beistande Gottes. Diese Teile sind also ebenfalls inhaltlich symmetrisch aufeinander bezogen.

In der Mitte endlich, dem kürzesten Teile, wird die Parole zum Kampf ausgegeben: Laßt uns Joas zum König proklamieren, Gott anrufen und Athalja in ihrem Palast angreifen!

Da die beiden äußeren Teile 12, resp. 13 Verse enthalten, die beiden inneren je neun, die Mitte aber nur fünf, so finden wir hier Corneilles Schema auch in der so oft von ihm angewandten Zahlensymmetrie ziemlich genau befolgt. Die Disposition des Abschnittes ergibt demnach:

a) Befreit den König!

Joad: . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1325
Voilà donc votre roi, votre unique espérance.
J'ai pris soin jusqu'ici de vous le conserver:
Ministres du Seigneur, c'est à vous d'achever.
Bientôt de Jézabel la fille meurtrière,
Instruite que Joas voit encor la lumière, 1330
Dans l'horreur du tombeau viendra le replonger.
Déjà, sans le connaître, elle veut l'égorger.
Prêtres saints, c'est à vous de prévenir sa rage.
Il faut finir des Juifs le honteux esclavage,
Venger vos princes morts, relever votre loi, 1335
Et faire aux deux tribus reconnaître leur roi.

b) Der Kampf ist gefährlich, aber nicht aussichtslos.

L'entreprise, sans doute, est grande et périlleuse.
J'attaque sur son trône une reine orgueilleuse,
Qui voit sous ses drapeaux marcher un camp nombreux
De hardis étrangers, d'infidèles Hébreux. 1340

Mais ma force est au Dieu dont l'intérêt me guide.
Songez qu'en cet enfant tout Israël réside.
Déjà ce Dieu vengeur commence à la troubler.
Déjà trompant ses soins, j'ai su vous rassembler.
Elle nous croit ici sans armes, sans défense. 1345

c) Der Kriegsplan.

Couronnons, proclamons Joas en diligence.
De là, du nouveau prince intrépides soldats,
Marchons, en invoquant l'arbitre des combats;
Et réveillant la foi dans les cœurs endormie,
Jusque dans son palais cherchons notre ennemie. 1350

b) Gute Aussichten für den Kampf.

Et quels cœurs si plongés dans un lâche sommeil,
Nous voyant avancer dans ce saint appareil,
Ne s'empresseront pas à suivre notre exemple?
Un roi que Dieu lui-même a nourri dans son temple,
Le successeur d'Aaron de ses prêtres suivi, 1355
Conduisant au combat les enfants de Lévi,
Et, dans ces mêmes mains des peuples révérées,
Les armes au Seigneur par David consacrées?
Dieu sur ses ennemis répandra sa terreur.

a) Kämpft, lebt und sterbt für Euren König!

Dans l'infidèle sang baignez-vous sans horreur; 1360
Frappez et Tyriens, et même Israélites.
Ne descendez-vous pas de ces fameux lévites
Qui lorsqu'au dieu du Nil le volage Israël
Rendit dans le désert un culte criminel,
De leurs plus chers parents saintement homicides, 1365
Consacrèrent leurs mains dans le sang des perfides,
Et par ce noble exploit vous acquirent l'honneur
D'être seuls employés aux autels du Seigneur?
Mais je vois que déjà vous brûlez de me suivre.
Jurez donc, avant tout, sur cet auguste livre, 1370
A ce roi que le ciel vous redonne aujourd'hui,
De vivre, de combattre, et de mourir pour lui.

Eine eben so interessante Probe liefert die Anordnung der fünf Chöre in der Esther. Diese Lieder, die mit ihrem Inhalt den der zu ihnen gehörigen Akte begleiten, lassen ihre symmetrische Anlage rein äußerlich schon daran erkennen, daß auf den ersten und letzten Akt je zwei Chöre kommen, auf den zweiten und mittleren aber nur einer. Auch hierin könnte man einen Beleg für das Prinzip der schwachen Mitte erkennen, die dieser fünfteiligen Komposition meist eigen ist. In diesem mittleren Akt erfolgt die Krisis der Handlung und so begleitet sie auch sein einziges Chorlied (II, 8) mit der bangen Frage: Wer wird siegen, der Fromme oder der Gottlose? Um diese Kernfrage dreht sich nämlich der Inhalt des kleinen, dreiaktigen Dramas.

Von den äußeren Chören enthält nun der erste (I, 2) das Klagelied über das Unglück Zions, der fünfte und letzte (III, 9) den Triumphgesang über ihr Glück. Das unterjochte und das befreite Jerusalem sind also ihre sich entsprechenden Themen. Das ist ohne weiteres deutlich.

Die beiden inneren Chöre, der zweite und vierte (I, 5 und III, 3), bringen Apostrophen der Bedrückten, erstens an ihren Gott, zweitens an ihren Bedrücker, das heißt also

an den Herrscher des Himmels und an den der Erde: Dulde nicht, o Gott, daß Israel stirbt, fleht oben (I, 5) der Chor; die Gefahr drängt, hilf der Ehre Deines Namens! Und unten (III, 3) in gleicher Weise, mit gleicher Betonung der Dringlichkeit und der himmlischen und irdischen Macht, vor der die Völker zittern sollen: Dulde nicht, o Ahasveros, daß die Unschuld leidet, die Gefahr drängt, laß Dir die Ehre Deines Namens nicht durch einen Betrüger beflecken!

Einige nähere Hinweise mögen das deutlich machen: Im zweiten Chorlied stehen obenan die „mortelles alarmes" wegen des bevorstehenden Mordfestes (V. 297 ff.). Das vierte aber beginnt mit der Schilderung Amans, eben des Mannes, der jenes Mordfest veranstalten will. (V. 934 ff.) Der zweite Chor fährt dann fort:

Le dieu que nous servons . . . ne souffrira pas
Qu'on égorge ainsi l'innocence. (V. 336 ff.)

und dementsprechend der vierte:

. . . un roi sage et qui hait l'injustice . .
Ne souffre point que le pauvre gémisse
La veuve en sa défense espère
De l'orphelin il est le père etc. (V. 991 ff.)

Es handelt sich also um die beiden Gewaltigen, die helfen sollen. Und im letzten Teile des zweiten Chores die Bitte: Kehre Dich zu uns Gott; denn

Tu vois nos pressants dangers:
Donne à ton nom la victoire;
Ne souffre point que ta gloire
Passe à des dieux étrangers. (V. 359 ff.)

Im vierten aber: Kehre Dich ab, mächtiger König,

Détourne, roi puissant, détourne tes oreilles
De tout conseil barbare et mensonger.

Gefahr ist im Anzuge:

Il est temps que tu t'éveilles:
Dans le sang innocent ta main va se plonger
Pendant que tu someilles.
. . . . puisse à jamais contre tes ennemis
Le bruit de ta valeur te servir de barrière! (V. 999 ff.)

Zum Schluß endlich im zweiten Chor:

Arme-toi, viens nous défendre. . .
Que les méchants aprennent aujourd'hui
A creindre ta colère:
Qu'ils soient comme la poudre et la paille légère
Que le vent chasse devant lui. (V. 363 ff.)

Und im vierten dementsprechend:

Que de ton bras la force les renverse
Que de ton nom la terreur les disperse;
Que tous leur camp nombreux soit devant tes soldats
Comme d'enfants une troupe inutile. (V. 1010 ff.)

Bemerken wir nur noch, daß beide Chöre auch in ihren Abmessungen annähernd gleich sind: Der zweite hat nämlich 80, der vierte 84 Verse.

Daß Chorlieder auf solche Art komponiert wurden, mag begreiflich sein, ja man könnte es vermuten, weniger aber, daß das auch bei den Fabeln seines Freundes der Fall ist, nämlich bei

## La Fontaine.

Auch bei ihm findet sich merkwürdigerweise jenes eigenartige Kompositions-Schema und zwar gleich im ersten Buche seiner Fabeln.

Wir greifen zwei Beispiele heraus, die sich in fast allen französischen Elementarbüchern abgedruckt finden: Le Loup et le Chien (I, 5) und Le Chêne et le Roseau (I, 22).

In der Fabel: *Le Loup et le Chien* haben wir ein Zwiegespräch zwischen dem Wolf und dem Hunde. Not und Überfluß sind einander drastisch gegenübergestellt. Die Verführung für den armen Teufel von Wolf ist groß und gipfelt in der Aufforderung des Hundes: „Suivez-moi!" und in seiner Lockung: „Vous aurez un bien meilleur destin." Dieser Vers (21) nimmt genau die Mitte der aus 42 Versen bestehenden Fabel ein. — Die Not aber lebt in Freiheit, während dem Wohlleben Sklaverei beschieden ist. Sind also oben den unsicheren Vagabonden die in behäbiger Ruhe lebenden Haustiere entgegengesetzt, so unten die servilen Diener den freien Herren. Alles das knapp und präzis, alles auf große Gegensätze gearbeitet, wie die Themen bei Corneille und Racine auch.

Die Hauptdisposition ist demnach: 1. Der Neid der Armut (20 V.V.). 2. Die Aufforderung zur Umkehr und zum Wohlleben (1 V.). 3. Die Bedingungen des Tausches (20 V.V.). Symmetrie also rechts und links bei äußerlich ganz schwacher, aber innerlich höchst bedeutungsvoller Mitte; denn sie enthält in einem einzigen Verse alles das, worauf es bei der ganzen Geschichte ankommt.

Aber auch die von uns bei Corneille und Racine nachgewiesene Fünfteilung ist hier unschwer zu erkennen. Die Einleitung, als Exposition des Dichters genommen, faßt 12 Verse. Sie enthält die Beschreibung der beiden Tiere. Darauf folgt die Aufforderung des Hundes an den Wolf, sein Geschick zu ändern in 8 Versen. Sie wird in dem folgenden mittleren und 21. Verse mit dem Hinweis auf das bessere Leben, das ihn erwartet, schärfer formuliert.— Genau dieselbe Anordnung, nur in umgekehrter Reihenfolge der inhaltlichen Argumente, findet sich im zweiten Hauptteil von Vers 22 ab, noch dazu bei gleicher Verszahl der beiden Unterabteilungen. Es folgen nämlich abermals 8 Verse mit den Bedingungen, die der Hund dem Wolf auf seine Frage, was man tun müsse, um ein besseres Leben zu haben gibt und dann zum Schluß wieder 12 Verse, wie im Anfang, in denen in dialogischer Fassung die Bedenken des Wolfes auseinandergesetzt werden.

Das Ganze zeigt demnach das Schema 12 + 8 + 1 + 8 + 12 Verse. Wer aber noch weiter gehen und auch die kleinsten Abschnitte zählen wollte, die sich inhaltlich in Stichworten aussondern lassen, der würde finden, daß über der Mitte ebensoviel Teilchen stehen, wie unter ihr; nämlich je acht. Sie sind in dem hier folgenden Text links durch kleine Zahlen bezeichnet.

a) Le Loup et le Chien.

1 Un loup n'avait que les os et la peau,
Tant les chiens faisaient bonne garde;

2 Ce loup rencontre un dogue aussi puissant que beau,
Gras, poli, qui s'était fourvoyé par mégarde.

3 L'attaquer, le mettre en quartiers, 5
Sire loup l'eût fait volontiers;

4 Mais il fallait livrer bataille,
Et le mâtin était de taille
A se défendre hardiment.

5 Le loup donc l'aborde humblement, 10
Entre en propos, et lui fait compliment
Sur son embonpoint, qu'il admire.

b) Le Chien.

6 «Il ne tiendra qu'à vous, beau sire,
D'être aussi gras que moi, lui repartit le chien;
7 Quittez les bois, vous ferez bien: 15
Vos pareils y sont misérables,
Cancres, hères et pauvres diables,
Dont la condition est de mourir de faim.
8 Car quoi! rien d'assuré, point de franche lippée;
Tout à la pointe de l'épée. 20

c) La Sommation.

Suivez-moi, vous aurez un bien meilleur destin.»

b) Le Chien.

1 Le loup reprit: «Que me faudra-t-il faire?»
2 — «Presque rien,» dit le chien: «donner la chasse aux gens
Portant bâtons, et mendiants;
3 Flatter ceux du logis, à son maître complaire: 25
Moyennant quoi votre salaire
Sera force reliefs de toutes les façons,
Os de poulets, os de pigeons,
Sans parler de mainte caresse.»

a) Le Loup et le Chien.

4 Le loup déjà se forge une félicité 30
Qui le fait pleurer de tendresse.
5 Chemin faisant, il vit le cou du chien pelé.
6 «Qu'est cela?» lui dit-il. — «Rien.» — «Quoi! rien.» — «Peu de chose.»
— «Mais encor?» — Le collier dont je suis attaché
De ce que vous voyez est peut-être la cause.» 35
7 — «Attaché!» dit le loup; «vous ne courez donc pas
Où vous voulez?» — «Pas toujours; mais qu'importe?»
— Il importe si bien, que de tous vos repas
Je ne veux en aucune sorte,
Et ne voudrais pas même à ce prix un trésor.» 40
8 Cela dit, maître Loup s'enfuit et court encor.

Die andere Fabel,

Le Chêne et le Roseau

(I, 22) ist das Pendant zu der eben behandelten vom Wolf und vom Hunde. Auch hier handelt es sich um die in ruhiger Sicherheit Lebenden gegenüber den gefährdeten „armen Teufeln". Der feste Baum spricht dem schwanken Gras gegenüber in demselben hochmütigen Ton, wie der satte und in Sicherheit lebende Hund zum hungrig umherschweifenden Wolf. Offenbar ist sein Los ebensowenig zu beneiden wie das des Schilfes. Hier aber mißgönnt das Rohr der Eiche ihr stolzes Aussehen und ihre Stärke keineswegs. Es vertraut seiner geschmeidigen Natur und weiß sich für gewisse Katastrophen außer Gefahr. Auch hier hebt der Starke an und auch hier steht das, worauf aller Nachdruck liegt, in der Mitte, der Hinweis nämlich auf das unfreundliche Geschick: La nature envers vous me semble bien injuste (V. 17). Wie in der ersten Fabel liegt in dieser Mitte die Quintessenz des Ganzen, die abermals nur die verstärkte Wiederholung einer ersten Aufforderung resp. Beschuldigung ist. Gerade dadurch aber gewinnt sie an Nachdruck und Bedeutung. Oben beim Wolf das Quittez les bois, vous ferez bien (V. 15) wiederholt und verstärkt durch die Einladung und Verheißung: Suivez-moi, vous aurez un bien meilleur destin, und hier, bei der Eiche, das Vous avez bien sujet d'accuser la nature schärfer als Vorwurf ausgesprochen: La nature envers vous me semble bien injuste (V. 17).

Sehen wir uns jetzt die Fabel auf ihre Komposition hin näher an. Trennen wir den Eingangsvers:

Le chien un jour dit au roseau

als Auftakt ab, so erhalten wir 1 + (15 + 1 + 15) Verse. Der Absatz über der Mitte enthält die A n r e d e d e r E i c h e, der unter der Mitte die A n t w o r t d e s S c h i l f e s mit ihrer Rechtfertigung. Also Vorwurf und Rechtfertigung stehen sich gegenüber. Im einzelnen aber ist eine weitergehende symmetrische Gliederung um die Mitte herum deutlich. In fünf Versen wird die demütige Kopfhaltung des Grases gegenüber der stolz aufrechten des Baumes bemängelt:

Vous avez bien sujet d'accuser la nature,
Un roitelet pour vous est un pesant fardeau;
Le moindre vent qui d'aventure
Fait rider la face de l'eau,
Vous oblige à baisser la tête.

In weiteren vier Versen der Stolz der Eiche im Sturm betont:

Cependant que mon front, au Caucase parail,
Non content d'arrêter les rayons du soleil,
Brave l'effort de la tempête.
Tout vous est aquilon, tout me semble zéphyr.

Im dritten Teil, dem nächsten der Mitte, spielt sich der Starke als Freund und Gönner des Schwachen auf:

Encor si vous naissiez à l'abri du feuillage
Dont je couvre le voisinage,
Vous n'auriez pas tant à souffrir;
Je vous défendrais de l'orage:
Mais vous naissez le plus souvent
Sur les humides bords des royaumes du vent.

Darauf folgt die kurze Mitte mit dem Vorwurf gegen die ungerechte Natur:

La nature envers vous me semble bien injuste.

Und nach der Mitte, an das letzte Argument zuerst anknüpfend, begegnet das Schilf der Erwähnung des Windes mit Aufwand der gleichen Verszahl:

«Votre compassion», lui répondit l'arbuste,
«Part d'un bon naturel; mais quittez ce souci:
Les vents me sont moins qu'à vous redoutables;
Je plie, et ne romps pas. Vous avez jusqu'ici
Contre leurs coups épouvantables
Résisté, sans courber le dos. Mais attendons la fin.»

Dabei dankt es zugleich für die ihm in Aussicht gestellte hohe Protektion: «Quittez ce souci», ich helfe mir selber; «Je plie, et ne romps pas.» Der Sturm aber, von dem die Eiche im zweiten Teil sprach, tritt unten in dem ihm gegenüberliegenden vierten tatsächlich ein:

Comme il disait ces mots,
Du bout de l'horizon accourt avec furie
Le plus terrible des enfants
Que le nord eût portés jusque-là dans ses flancs.

Also gleichfalls vier Verse, und wie anfangs fünf Verse die erste Anrede ausmachten, so wird jetzt unten mit ebensovielen Versen geschlossen. Mit stolz erhobenem Haupt fing oben der Baum an und liegt unten mit gen Himmel gestreckten Wurzeln gestürzt am Boden:

L'arbre tient bon; le roseau plie.
Le vent redouble ses efforts
Et fait si bien qu'il déracine

Celui de qui la tête au ciel était voisine
Et dont les pieds touchaient à l'empire des morts.

Die Anlage zeigt also 1 + (5 + 4 + 6) + 1 + (6 + 4 + 5) Verse. Dabei haben wir nur Vers 24 der Ausgaben: «Mais attendons la fin». Comme il disait ces mots in seine beiden selbständigen Teile zerlegt und den zweiten zum nächsten Abschnitt gezogen, zu dem er organisch gehört.

Es wäre interessant, die ursprünglich handschriftliche Fassung festzustellen. Aber selbst wenn hier beide Teile nebeneinander stünden, würde das nichts gegen die streng symmetrische Komposition der Fabel beweisen. In all solchen Fällen, wo es sich um Analysen von Kunstwerken handelt, kann es nie auf Silbenstechereien ankommen; denn auch bei offenbar komponierter Anlage wird der Künstler doch eher bemüht sein, das Schema zu verschleiern, als es wie ein Baugerüst nackt und offen hinzustellen.

Diese beiden Beispiele mögen für La Fontaine genügen. In welchem Umfang diese Kompositionsart von unserem Fabeldichter angewandt worden ist, hat Verfasser nicht untersucht. Es genügte ihm nachgewiesen zu haben, daß auch die didaktische Poesie des XVII. Jh. mit dem Schema Corneilles arbeitete.

Daß nun La Fontaine dieses Schema von seinem Freunde Racine überkommen hätte, ist unwahrscheinlich; denn 1668 erschien bereits das erste Buch der Fabeln, dem beide oben behandelten Muster entnommen sind und erst 1677 brachte Racine seine Phädra auf die Bühne. In diesem Stück aber zeigte er zum ersten Male eine eingehende Kenntnis dieser Form. Wie wir im Bande über Racine nachgewiesen haben, erfolgte die Auffindung derselben erst auf wiederholtes und eingehendes Studium von Corneilles Horace. In diesem Stück war der Vater der französischen Tragödie besonders eifrig bemüht, jenes fünfteilige Schema anzuwenden. La Fontaine könnte es aber direkt von Corneille übernommen haben wobei dann freilich auffällig wäre, daß La Fontaine mit seinem Freunde Racine nicht darüber gesprochen haben sollte.

Kommen wir jetzt zum Schlüssel dieser eigenartigen Kompositionsform, die in der Poesie deshalb unverständlich ist, weil sie durch das Organ, mit dem diese Kunst zu rechnen hat, mit dem Ohre nämlich, nicht wahrgenommen werden kann. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir ihn in den Schöpfungen der italienischen Renaissance suchen, die in ihrem eigentlichen Wesen und in ihren Wirkungen noch lange nicht genug erforscht ist. Die Beziehungen des französischen Klassizismus zu ihr sind außerordentlich reich und Lionardo da Vincis Verpflanzung auf französischen Boden, in dem er auch seine letzte Ruhestatt fand, beweist genug für eine enge Wechselwirkung.

## Lionardo da Vinci.

Lionardo da Vincis berühmtestes Werk ist sein heiliges Abendmahl im Refektorium des Klosters bei Santa Maria delle Gracie in Mailand, jenes unsterbliche Wandgemälde der Hochrenaissance oder besser noch des bereits beginnenden Barocks, um dessen Rettung vor dem Untergang Italien jetzt so eifrig bemüht ist. Dieses Bild nun wirkt wie eine Illustration der von uns oben behandelten Kompositionsform.

Christus, die Hauptperson, dessen Wort: „Einer unter Euch wird mich verraten", die noch soeben in ruhiger Unterhaltung begriffene Tischgesellschaft in laute Aufregung versetzt hat, nimmt genau die Mitte des Bildes ein und zwar mit dem kleinsten Raum. Es hat deshalb den Anschein, als ob an dieser Stelle das Ganze in zwei Hälften auseinander gerissen wäre. Diese Absonderung Christi, hauptsächlich von der linken Bildhälfte, auf der der Verräter sitzt, wird durch den Fensterbalken der Wand

des Hintergrundes, der, nach einem treffenden Ausdruck Wölfflins[3]) wie ein Cäsurstrich wirkt, noch auffälliger gemacht. Wie stark die Brüchigkeit gerade an der Hauptstelle dieser Komposition empfunden worden ist, hat keiner deutlicher gezeigt als Rembrandt, der in seinen Skizzen nach Lionardo nichts eiligeres zu tun hatte, als dieser, wie ihm schien, von Lionardo vernachlässigten Mitte erst einmal die ihr zukommende Fülle zu verschaffen. Er setzt seinen Christus unter einen reichen Baldachin und zog die bei Lionardo voneinander abgesonderten Gruppen malerisch zusammen, um auf diese Weise mehr Fluß in die Handlung zu bringen. Daß dieser Fluß beim Meister der Hochrenaissance in der durchgehenden, leidenschaftlich bewegten Linie lag, die die aufgeregt sprechenden Hände in großer Welle verbindet, übersah der Holländer. Für den Italiener liegt aber gerade hierin ein Hauptcharakteristikum seiner Kunst.

Die Jünger hatte Lionardo nun so verteilt, daß rechts und links vom Meister je zwei Gruppen von drei Aposteln zusammensitzen und, um diese Gruppen scharf voneinander abzugrenzen, hat er sie in Ovale, den Herrn und Meister aber in ein Dreieck hineinkomponiert. Die Unruhe und der Aufruhr in den Gruppen konnte, im Gegensatz zu der in der Mitte herrschenden Ruhe, nicht besser symbolisiert werden als durch diese mathematischen Zeichen: das unwandelbare Dreieck und die vier leicht beweglichen Ovale! Eine weitere Symmetrie liegt nun darin, daß die beiden Gruppen in nächster Nähe des Heilandes die geschlosseneren sind, die beiden äußeren aber, an den Tichecken sitzenden, die mehr offenen. Das Schema des Bildes könnte demnach etwa durch folgende Form veranschaulicht werden:

! a (b) /c\ (b) a !

Daß es sich bei den französischen Klassizisten um eine Entlehnung dieses Schemas handelt, ist mehr wie wahrscheinlich. Lionardos Werk, dessen Ruhm die Stecher des XVII. Jhs. in alle Lande verbreitet hatten, und von dem Abbildungen überall vorhanden waren, hat, unserer Meinung nach, hier geradezu als Vorlage gedient. Man vergleiche nur: Die Fünfzahl der Glieder, ihre symmetrische Gruppierung um eine äußerlich schwache Mitte herum, ihre deutliche Abgrenzung voneinander, ja auch die Betonung der äußeren Abschlüsse, die bei Lionardo durch die geknotet herabhängenden Tischtuchenden gegeben sind, (sie wirken zusammen mit der Haltung der Eckfiguren wie Ausrufezeichen hinter dem von Christus gesprochenem Satz), all das findet sich ebenso deutlich auch bei Corneille, Racine und La Fontaine. Die symmetrische Entsprechung der Gruppen, die bei Lionardo durch die zeichnerische Form deutlich gemacht wurde, fand bei unseren Dichtern in der inhaltlichen Entsprechung der sich gegenüberliegenden Abschnitte oder Akte ihren Ausdruck, und das, was bei dem Maler die Hände in durchgehender Linie so beredt verkünden, das berichtet beim Dichter die durchgehende Handlung. Überall also Übereinstimmung.

Die bei Lionardo in die Augen springende Klarheit der Disposition, die mathematisch-architektonische Anlage des Ganzen hat es offenbar den mathematisch geschulten und deshalb gerade der italienischen Renaissance und Lionardo verwandten Franzosen am meisten angetan. Nur eins übersahen sie: den Umstand nämlich, daß die von ihnen entlehnte Kompositionsform eigentlich nichts mit ihrer Kunst zu tun hat. Beim Italiener ist alles für das Auge berechnet, für den Sinn

[3]) Wölfflin, *Die klassische Kunst*, Eine Einführung in die Italienische Renaissance. München, Bruckmann, 1899. S. 26 ff.

also, für welchen die Malerei fast ausschließlich schafft. Die zweidimensionale Anlage überwiegt deshalb und läßt die räumlichen Andeutungen nur als Fortsetzung des Refektoriums erscheinen auf dessen hinterer Wand das Bild aufgetragen wurde. Deshalb ist auch die Plazierung der Tischgesellschaft in einer Weise vorgenommen, wie sie in Wirklichkeit nimmer stattfinden könnte. Elf Personen würden an der einen besetzten Längsseite des Tisches keinen Platz haben. Aber, wie schon gesagt, Lionardo kam alles auf die Übersichtlichkeit an. Davon kann aber in einem poetischen Werke nimmermehr die Rede sein. Diese Kunst wendet sich an das Gefühl durch einen ganz anderen Sinn. Dichtungen sollen vor allem rezitiert und gehört werden, nicht aber angeschaut, wie die Werke der Malerei. Bei einer Aufführung auf der Bühne oder, wo der Geist vorwiegend mit der Erfassung der dramatischen oder laufenden Handlung beschäftigt ist, oder auch beim Lesen oder Anhören eines Gedichtes etc. findet sich keine Zeit, solche Kompositionskunststücke wahrzunehmen. Bei der Lektüre einer kurzen Fabel könnte man, wegen ihrer oft bildmäßigen Behandlung schon eher dazu kommen sie zu bemerken, wesensfremd bleiben sie aber auch ihr. Das erklärt auch den Umstand, daß sie bis jetzt noch nicht entdeckt worden sind. Goethes Wort: „Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwa dazu zu tun hat, und die Form ist ein Geheimnis der meisten", bewahrheitet sich hier am deutlichsten. So hat Voltaire gegen eine ganze Anzahl von Ausdrucksweisen bei Corneille polemisiert, die sich im Hinblick auf seine symmetrische Komposition sofort als wohlüberlegt erweisen (s. a. a. O. S. 232/33).

Rembrandts Korrektur Lionardos führt uns aber noch weiter. Sie zeigt uns, daß auch das Schema Lionardos nicht der an der Wand des Refektoriums von Santa Maria geübten Kunst wesensgleich ist. Rembrandt war einzig und allein Maler, und wußte ganz genau, was seiner Kunst frommt, Lionardo aber war auch noch und vielleicht noch mehr, Mathematiker und Architekt, und gerade der Architekt, der Mann von Lineal und Zirkel, kommt bei seiner Komposition zum Vorschein. Ihr Schema ist der Architektur der italienischen Renaissance entlehnt und hat offenbar die symmetrische Anlage der Kuppel über gleichseitig lateinischem Kreuz zum Vorbild.

Daß Lionardo der Mitte, die beim zentral-symmetrischen Kuppelbau räumlich doch das Hauptstück bildet, eine ihrer inneren Bedeutung entgegengesetzte Ausdehnung gab, ist wohl als eine Geistreichigkeit zu erklären, die gerade bei Lionardo nicht wundernimmt, in einem Gemälde aber doch wenig angebracht erscheint. Lionardo dachte zu viel, auch noch während der Arbeit und das ist ihm bei seinen Schöpfungen immer etwas hinderlich gewesen.

Was wir Modernen nun aber spezifisch malerisch nennen und von der Malerei in erster Linie verlangen, kannte die Renaissance noch ebenso wenig, wie die französischen Klassizisten die eigentlich dramatische Handlung. In dieser Hinsicht ist vielleicht Corneilles Horace die einzig kunstgerechte Tragödie des XVII. Jhs. Man täuschte sich eben über das Wesen seiner Kunst, wofür nichts lehrreicher ist, als die „Examens" Corneilles zu seinen Stücken, die in ihren Prinzipien der in den Stücken selbst geübten Praxis auf keine Weise entsprechen. Er wollte es aber den Gelehrten gerecht gemacht haben und konnte doch den Künstler in sich nicht unterdrücken. Racine litt unter gleichem Zwiespalt und deshalb war seine Künstlerlaufbahn oft recht dornenvoll. Nur La Fontaine erscheint als der sorglos heitere Liebling der Musen, gleich wie Rafael unter den Malern.

Corneille handelte Themen ab, disputierte über Salonfragen, wie im Cid, und konnte dabei nach Herzenslust komponieren; Racine aber experimentierte im Sinne von seelischen Belastungsproben und

konnte deshalb mit einem Kompositions Schema nicht viel anfangen, aber er traute seinem dichterischen Genius nicht immer und ließ sich zuletzt von solchen Spielereien blenden. Die Auffassung vom Drama als einem Architekturwerk hat dabei einen großen Anteil gehabt. Für La Fontaine endlich war es nicht schwer, es ihnen in solcher Kunst gleich zu tun. Seine Stoffe waren hierfür plastisch genug und in der Form weniger verbindlich, als die dramatischen. So hat er in der Fabel Le Loup et l'Agneau (I, 10) dem Wolf 10 Verse gegeben, dem Lamm ebenfalls 10, während er selbst mit neun Versen so beteiligt ist, daß er mit seinen Worten das Ganze rahmenartig umfaßt. Die übrigen Dialogpartien sind symmetrisch angeordnet, der Wolf redet in der Mitte und am Anfang und Ende; das Lamm in den beiden dazwischen liegenden Partien.

Ohne die oben nachgewiesene Kompositionsform wäre das alles bedeutungslos und Tüftelei, mit ihr aber nicht.

Halle a. S. C. Steinweg.

# Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 1. Mai 1911.)

## 1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

*Maignien, E.* Catalogue des livres et manuscrits du fonds dauphinois de la Bibliothèque municipale de Grenoble. T. 2. 2e partie. Grenoble, impr. Allier frères. 1910. In-8, VII-232 p.

---

*Delpy, A.* Essai d'une bibliographie spéciale des livres perdus, ignorés ou connus à l'état d'exemplaire unique. 2e volume. Lettre H à Lettre P. Paris, A. Durel, 1911. Grand in-8, 179 p.

*Lasteyrie, R. de* et *A. Vidier.* Bibliographie annuelle des travaux historiques et archéologiques publiés par les sociétés savantes de la France, dressée sous les auspices du ministère de l'instruction publique. 1906—1907. Paris, E. Leroux, 1909. In-4, 269 p.

*Lefèvre, E.* Catalogue général de la librairie provençale. Année 1910. Marseille, P. Ruat, 1911. 15 S. 8⁰. Pr. 1 fr.

*Tempel, H.* Bibliographie 1907 [Supplementheft XXXII der Zs. f. roman. Philologie].

---

*Omont, H.* Nouvelles Acquisitions du département des manuscrits de la Bibliothèque nationale pendant les années 1909—1910. Inventaire sommaire. Paris, E. Leroux, 1911. In-8, 68 p. [Tirage à part de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes. Année 1911, p. 5—56].

## 2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

*Bericht* üb. die Verhandlungen der XIV. Tagung des allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes (A. D. N. V.) in Zürich vom 16. bis 19. V. 1910. Hrsg. vom Vorstande des allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes. IV, 174 S. Gr. 8⁰. Hannover, C. Meyer, 1911. 3 Mk.

*Časopis* pro Moderní Filologia Vydává Klub Modernich Filologů. Roenik I. Sesit 1. Redaktoři: Jan Máchal, Josef Janko, Pr. Mir. Haškovec. V Praze 1911. Nákladem Klubu modernich filologů. Tiskem Edvarda Leschingra v Praze.

*Glossaire des patois de la Suisse romande.* Douzième rapport annuel de la rédaction 1910. Neuchâtel. Imprimerie Attinger frères 1911. 16 S. 8⁰.

*Rev. des études rabelaisiennes* VIII, 4 [*Sommaire.* L'Écriture sainte et la littérature scripturaire dans l'œuvre de Rabelais, par *Jean Plattard.* P. 257. — Rabelais et la légende de saint Martin, par *Gustave Cohen* (avec une planche). P. 331. — Jean Thenaud et Rabelais, par *Lazare Sainéan.* P. 350. — Saint Guodegrin, par *Henri Clouzot.* P. 361. — Quelques vocables pré-rabelaisiens, par *H. Vaganay.* P. 364. — *Comptes-Rendus.* P. 366: V.-L. Bourrilly.

Lettres écrites d'Italie par François Rabelais (décembre 1535-février 1536) (J. Plattard). — P. 367: Alfred Richard. Un diplomate poitevin du XVI[e] siècle. Charles de Danzay, ambassadeur de France en Danemark (Henri Clouzot). — P. 369: Maurice Lacombe. Essai sur la coutume poitevine du mariage au début du XV[e] siècle, d'après le vieux «Coustumier du Poictou», 1417 (H. C.). — P. 349: Paul Laumonier. Tableau chronologique des Œuvres de Ronsard, suivi de poésies non recueillies et d'une table alphabétique (J. Plattard). — P. 370: Gustave Macon. Chantilly et le Musée Condé (J. B.). — *Chronique*. P. 372-382. — *Table des Matières*. P. 383. — *Fac-similé*: La messe de saint Martin. Le miracle des manches. Le diable au volet écoutant le caquet des femmes. P. 332.

*Sprachen, die neueren*. Zeitschrift f. d. neusprachl. Unterricht. 1910. Ergänzungsbd. Festschrift, Wilhelm Viëtor zum 25. XII. 1910 dargebracht v. F. Brie, K. D. Bülbring, A. Eichler, W. Franz, O. Hoffmann, F. Holthausen, O. Jespersen, F. Kluge, E. Koeppel, K. Luick, E. A. Meyer, P. Passy, O. Ritter, J. Schipper, H. Schneegans, A. Schröer, L. L. Schücking, Th. Siebs, E. Stengel, A. Thumb, J. van Herp, H. Varnhagen, E. Wechssler. IV, 333 S. m. Fig. u. 1 Taf. Gr. 8⁰. Marburg, N. G. Elwerts Verl., 1910. 7 Mk.

---

*Daire*. — Notice biographique sur le *Père Daire*; par *Alcius Ledieu*. Abbeville, impr. Lafosse, 1911. Grand in-8, LIII p. (vgl. oben p. 280).

### 3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

*Damm, O.* Der deutsch-französische Jargon in der schönen französischen Literatur. I. Kapitel: Verstöße gegen die Aussprache der Konsonanten. Diss. Berlin 1910. 80 S. 8⁰.

*Tockert, J.* Romanische Lehnwörter in der luxemburgischen Mundart. Etymologisch-kulturhistorische Beiträge zum luxemburgischen Wörterbuch. Luxemburg 1910. 20 S. 4⁰.

---

*Vossler, K.* Zur Entstehungsgeschichte der französischen Schriftsprache [In: Germ.-roman. Monatsschrift III].

---

*Adler, H.* Die lautliche und begriffliche Entwickelung der französischen Verba des Infinitivausgangs Vokal + *y* + *er*. Kieler Dissertation 1911.

*Lude, W.* Die lautliche und begriffliche Entwickelung der lateinischen Verba intensiva und frequentativa (iterativa) im Französischen. Kieler Dissert. 1911.

*Passy, P.* Quelques spécimens de Vieux Français avec la prononciation reconstituée et transcrite phonétiquement [In: Festschrift für W. Viëtor, s. oben *Neuere Spr.*].

*Philipon, E.* Les parlers du duché de Bourgogne aux XIII[e] et XIV[e] siècles [In: Romania XXXIX, 476—531].

*Schuchardt, H.* Zum Nasaleinschub [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV 71—92].

*Stimming, A.* Über das anglonormanische *dl*, *dn*, altfranz. *sl*, *sn* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 93—96].

*Sostmann, C.* Der Formenbau des Nomens und Verbums in dem Fragment von Gormont et Isembart, nebst einem etymologischen Wörterverzeichnisse. Kieler Dissert. 1910.

---

*Behrens, D.* Franz. *rotengle* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 2. S. 231]. — *saunée* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 2. S. 231].

*Constant, L.* et *A. Thomas. Miscere* en ancien français [In: Romania XXXIX, 580].
*Ettmayer, K.* Tosc. *carena* [In: Wörter und Sachen II, 2].
*Faral, E.* «*Letre*» dans une chanson française [In: Romania XXXIX, 582].
*Gilliéron, J.* et *M. Roques.* Études de philologie linguistique, mots en collision: Le coq et le chat. — Épi et épine [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXIV, 4].
*Jackson, H.* und *H. Mutschmann.* '*Bozzimacu*' [In: Mod. Lang. Review VI, 1. S. 96].
*Jud, J.* Sprachgeographische Untersuchen. VI. Frz. *son* 'Kleie'. [In: Arch. f. n. Spr. 126 1/2].
*Langlois, Ch.-V.* Anc. franç. *pichar* [In: Romania XXXIX, 581].
*Meyer-Lübke, W.* Franz. *crème.* — *Archiater* und *medicus* in Frankreich [In: Arch. f. n. Spr. 126 1/2].
*Nicollet, F. N.* Histoire, Origine et Etymologie du mot *braca, braga, braja, braie* [In: Annales de Provence. Janvier-février 1911. S. 24 bis 38 (à suivre)].
*Nyrop, Kr.* Dégradation du sens des mots [Académie Royale des sciences et des lettres de Danemark. Extrait du Bulletin de l'Année 1910 Nr. 6].
*Salvioni, C.* Miscellanea etimologica e lessicale [In: Romania XXXIX, 433—475].
*Weekley, E.* A propos de l'anc. franç. *escomos, escoymous* [In: Romania XXXIX, 584].

---

*Bieringer, E.* Der mittel- und neufranzösische direkte Fragesatz. Diss. Göttingen. 1910. 130 S. 8⁰.
*Clédat, L.* Nomenclature grammaticale [In: Rev. de Phil. franç. XXIV, 4. S. 314—316].
— L'imparfait du subjonctif, temps défectif [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXIV, 4].
*Dittmar, A.* Syntaktische Grundfragen. [Wissenschaftliche Beigabe zum Jahresbericht der Fürsten- und Landesschule St. Augustin zu Grimma 1911] Grimma 1911. 71 S. 4⁰.
*Knickerbocker, W. S.* Ellipsis in Old French. Submitted in partial fulfilment of the requirement for the degree of Doctor of Philosophy, in the Faculty of Philosophy, Columbia University. New York 1911.
*Korte, J.* Die beziehungslosen Relativsätze im Französischen. Diss. Göttingen 1910. XV, 166 S. 8⁰.
*Koopmann, W.* Die Inversion des Subjekts im Französischen. Diss. Göttingen 1910. X, 109 S. 8⁰.
*Schreinecke, W.* Die Entwickelung des Modus im indirekten Fragesatze des Französischen. Diss. Göttingen 1910. XVIII, 52 S. 8⁰.

---

*Duranti la Calade, J. de.* Notes sur les Rues d'Aix aux XIVe et XVe siècles (suite) [In: Annales de Provence. Janv.-févr. 1911. S. 39 bis 48].
*Gensollen, O.* Etymologie du nom de lieu «Al Manarre» [In: Annales de Provence VII, 6].
*Kremers, J.* Beiträge zur Erforschung der französischen Familiennamen. Münster. Diss. 1910.
*Zachrisson, R. E.* A Contribution to the study of Anglo-Norman nfluence on English place-names. Lund, Gleerup. Kr. 3,75 [Lunds Universitets-Arsskrift. N. F. Afd. 1. IV, 3].

---

*Hauser, H.* Un document sur la réforme orthographique de Louis Maigret [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 1].

*Meyer, E. A.* Untersuchungen über Lautbildung. Experimentalphonetische Untersuchungen über die Vokalbildung im Deutschen, Holländischen, Englischen, Schwedischen, Norwegischen, Französischen und Italienischen. Mit 1 Tafel in Lichtdruck und 42 Textfiguren. Marburg, N. G. Elwert, 1911. 83 S. 8⁰, [Aus: Festschrift Wilhelm Viëtor].

*Šcerba, L.* Notes de phonétique générale [In: Mém. Ling. XVI, 4].

*Viëtor, W.* Einheitliche Aussprachebezeichnung [In: Neuere Sprachen XVIII, 9].

---

*Daire.* — Dictionnaire picard gaulois et françois contenant aussi les mots gaulois approchants le plus du dialecte de la Picardie avec leur signification en François par *le Père Daire.* Ouvrage indispensablement nécessaire à tous ceux qui, par nécessité, par étude, par plaisir ou par état, se trouvent dans le cas de déchiffrer les archives. Mis en ordre, complété et publié d'après le manuscrit autographe par *Alcius Ledieu.* Paris, H. Champion, 1911. LVII, 166 S. 8⁰.

*Pfohl, E.* Neues Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache für den Schul- und Handgebrauch. 2 Teile in 1 Bde. XII, 620 und 542 S. 8⁰. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1911. geb. 7 Mk.

## 4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

*Elster, Ernst.* Prinzipien der Literaturwissenschaft. 2 Bde. Stilistik. VII, 311 S.) gr. 8⁰. Halle, M. Niemeyer. 1911. 8 Mk.

## 5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

*Braconnier, P.* Causerie grammaticale: Variation locale du français; Longs mots; Vieilles langues [In: Annales des Basses-Alpes. 31ᵉ année, 1910. P. 265—283. 355—368.].

*Hingre.* Vocabulaire complet du patois de la Bresse (suite) [In: Bull. de la soc. philomatique vosgienne. 35ᵐᵉ année. 1909—1910. Saint-Dié 1910.

*Horning, A.* Zum Glossar von Belmont [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 2].

*Hrkal, Ed.* Grammaire historique du patois picard de Démuin (suite) [In: Rev. de Phil. franç. et de littér. XXIV, 4].

*Kervarec, H.* Le parler français de Quimper [In: Annales de Bretagne Juillet 1910].

---

*Armanac* de la Gascougno, pour 1911. (14ᵉ année.) Auch, impr. L. Cocharaux. 1911. In-16, 79 p. 20 cent.

*Armanac* de Louzero, per loù be lon de Diéu 1911. (57ᵉ annado del Félibrige), marco las fièros, las festos, las lunos, las sesous, I. o. de contes, de prouverbis, de chansous, de farços, per fa passa lou temps al brabe mounde de nostre pays. Mende, impr. C. Pauc. 1911. In-16, 64 p. 25 cent.

*Armanac nicart*, pour 1911. Nice, J. Eynaudi, édit. 1911. In-8, 103 p.

*Dialogue facetieux*, d'un Gentil-homme François se complaignant de l'amour et d'un Berger, qui le trouvant dans un Bocage le reconforta, parlant à luy en son patois. Le tout fort plaisant. Publié par *G. Thiriot* [In: Jahrb. der Gesellschaft für lothring. Gesch. und Altertumskunde. XXI, 2. 1910].

*Eynaudi, J.* Misè Pounchoun, coumèdia niçarda en un ate e en prosa. Letra prefaça de Jòusè Giordan. Illustrations originales de Paul Trachel. Nice, S. Escoffier. 1910. In-8 55 p.

*Gras, F.* L'Eiretage de l'ouncle Bagnòu, coumédi en tres ate. Avignon. J. Roumanille. 1911. In-16, 56 p.
*Héren, E.* Morceaux choisis de patois picard des XVII^e^ et XVIII^e^ siècles. Conférence faite à la séance des Rosati picards, du 21 mars 1904. In-16, 25 p. [Conférences des Rosati picards, Amiens, XLV].
*Mistral, F.* Mìreio, poema provençal. Traducção portugueza com o texto provençal auctorisada pelo autor de F. R. Gomes J^or^. Paris, H Garnier. 1910. In-18 jésus, 492 p. avec musique et portrait.
*Reille, J.* Li Benuranço! pouémo. Vaison (Vaucluse), impr. C. Roux. 1910. Petit in-8, 17 p. 50 cent.

---

*Chants et Chansons populaires* recueillis et classés par *Achille Millien*, avec les airs notés par *J. G. Pénavaire.* T. 3: Chansons anecdotiques (suite). Paris, E. Leroux. 1910. In-8, VIII-239 p. 15 fr. [Littérature orale et Traditions du Nivernais (Morvan, Bazois, Amognes, Puisaye, etc.)].
*Colson, O.* Les Fêtes paroissiales: Les «Jeux populaires» [In: Wallonia. Novembre 1910].
*Contes populaires* sur les Ogres recueillis à Blida et traduits p. *J. Desparmet.* 2 Bd. 18⁰. 10 fr. Paris, Leroux [Collection de Contes et Chansons populaires t. XXXV. XXXVI].
*Merle, R.* Die Tierwelt im deutschen und franz. Sprichwort [In: Festschrift zum 600jähr. Jubiläum des Gymnasiums zu Liegnitz].
*Mouzin, A.* Deux légendes d'Héraclès en Provence [In: Mémoires de l'Académie de Vaucluse, 2^e^ série, t. X (1900), S. 81—84].
*Sébillot, P. Y.* La Bretagne pittoresque et légendaire. Paris, H. Daragon. 3 fr. 50.

## 6. Literaturgeschichte.

### a) Gesamtdarstellungen.

*Brandes, G.* Jeanne d'Arc in Dichtung und Geschichte. [In: Neue Jahrbücher 1911. I. S. 186—207].
*Claretie, L.* Historia de la literatura francesa (900—1900). Version castellana por *Miguel de Toro y Gomez.* Tomo segundo: Desde el siglo XVIII hasta fines del XIX. Paris, P. Ollendorff. 1911. In-8, 1211 p.
*Faivre, J.* Histoire de la littérature française et Analyse des auteurs. Paris, G. Beauchesne et Cie. 1910. Petit in-8, 684 p.
*Lecureux, L.* Une légende d'origine iconographique. La Légende d'Avenières. Contribution à l'étude des procédés de formation des légendes. Paris, H. Champion. 1910. In-8, 10 p. [Extrait du «Moyen âge». 2^e^ série. T. 14 (juillet-août 1910].
*Meyer, Richard M.* Tannhäuser und die Tannhäusersage [In: Zs. d. Vereins f. Volkskunde XXI, 1].

---

*Benary, W.* Über die Verknüpfungen einiger französischer Epen und die Stellung des Doon de Laroche [In: Roman. Forsch. XXXI, 1].
*Beneke, A.* Das Repertoir und die Quellen der französischen Farce. Jenenser Dissert. 1910. 107 S. 8⁰.
*Bruce, J. D.* Some proper names in Layamon's Brut not represented in Wace or Geoffrey of Monmouth [In: Mod. Lang. Notes. March 1911].
*Brun, A.* Les Troubadours d'après quelques livres récents. Avignon, F. Séguin, 1910. In-8, 16 p. [Extrait des «Mémoires de l'Académie de Vaucluse», 1910].
*Burchardt, A.* Beiträge zur Kenntnis der französ. Gesellschaft in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, auf Grund der Werke Rutebeufs,

des Roman de la Rose, des Renart le Nouvel und des Couronnement Renart. Diss. Leipzig 1910. 85 S. 8⁰.

*Debenedetti Santore.* Gli studî provenzali in Italia nel Cinquecento. Torino, E. Loescher. (Olivero e C.). 1911. VIII, 304. L. 10.

*Erfurth, P.* Die Schlachtschilderungen in den älteren Chansons de Geste. Hallenser Dissert. 1911.

*Heyl, C.* Die Theorie der Minne in den ältesten Minneromanen Frankreichs. Dissert. Marburg, A. Ebel.

*Klein, A.* Die altfranzösischen Minnefragen. Ein Beitrag zur Geschichte des Streitgedichts und der Minnehöfe (Teildruck). Marburger Diss. 1910 [Die vollständige Arbeit erscheint als Heft I der Marburger Beiträge zur romanischen Philologie. Herausgb. von E. Wechssler].

*Lefranc, A.* La civilisation intellectuelle en France à l'époque de la Renaissance: L'indépendance intellectuelle au Moyen-Age [In: Revue de cours et conférences XIX, 2].

— La fin du Moyen-Age. La Renaissance du XIVe siècle [In: Rev. des cours et confér. XIX, 3].

— Le XVe siècle: civilisation et littérature [In: Revue des cours et conférences XIX, 4].

*Liebermann, F.*, Der Name Arthur [Im Arch. f. n. Spr. 126½].

*Neubert, Fr.* Die volkstümlichen Anschauungen über Physiognomik in Frankreich bis zum Ausgang des Mittelalters [In: Rom. Forsch. XXIX, 2] (Auch Münchener Dissertation. Vgl. unten p. 320 *L. Jordan*).

*Novati, F.* Rapports littéraires de l'Italie et de la France au XIe siècle [In: Comptes rendus des séances de l'Académie des inscriptions et belles-lettres 1910].

*Reinhold, J.* Über die verschiedenen Fassungen der Bertasage [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 1].

*Sommer-Tolomei, Elv.* La leggenda di Tristano in Italia [In: Rivista d'Italia XIII, 7].

*Stefanovič, S.* Die Crescentia-Florence-Sage [In: Rom. Forsch. XXIX, 2].

*van Gennep, A.* Légendes populaires et Chansons de geste en Savoie. Paris, bureau de la «Revue des Idées», 26, rue de Condé. 1910. In-8, 44 p. [Extrait de la «Revue des Idées» du 15 novembre 1910].

*Young, K.* Phillippe de Mézières Dramatic Office for the presentation of the Virgin [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXVI, 1].

*Zenker, R.* Die Tristansage und das persische Epos von Wîs und Râmîn [In: Rom. Forsch. XXIX, 2].

---

*Bernard, G.* Le Cid espagnol et le Cid français. Essai de critique et d'analyse littéraire. Lille, impr. Lefebvre-Ducrocq, 1910. In-16, 35 p. [L'Imitation espagnole en France. I].

*Berthelot, R.* Un romantisme utilitaire. Étude sur le mouvement pragmatiste. Le pragmatisme chez Nietzsche et chez Poincaré. Paris, F. Alcan. 7 fr. 50.

*Blanck, K.* Der französische Einfluß im zweiten Teil von Gottscheds Critischer Dichtkunst. Diss. München 1910. 149 S. 8⁰.

*Bled, V. du.* La société française du XVIe siècle au XXe siècle. VIIIe série: XVIIIe et XIXe siècles. La comédie de société. Le Monde de l'Émigration. Paris, Perrin & Cie. 3 fr. 50.

*Chevalier, Adrien.* Études littéraires. Maurice Barrès. — Paul Bourget. — Maurice Donnay. — Anatole France. — Paul Hervieu. — Louis le Cardonnel. — Henri Heine. Paris, E. Sansot. 3 fr. 50.

*Chot, J.* et *R. Delhier.* Histoire des lettres françaises de Belgique depuis le moyen âge jusqu'à nos jours. Préface de Paul Adam. Charleroi, impr. D. Hallet, 1910. XII, 605 S. 4⁰. 5 fr.
*Collins, J. Ch.* Voltaire, Montesquieu et Rousseau en Angleterre. Traduit de l'Anglais p. *P. Deseille.* Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.
*Fagniez, G.* La femme et la société française depuis la première moitié du XVIIe siècle — Le Mariage [In: Rev. des Deux Mondes 1er janv. 1911].
*Gaubert, Ernest.* Figures françaises. Rivarol. — Fromentin. — François Coppée. — Emmanuel Signoret. — Charles Guérin. — Maurice Barrès. Paris. Nouvelle librairie nationale. X, 240 S. 16⁰. 3 fr. 50.
*Gazier, A.* Le théâtre de Florian, Andrieux, Colin d'Harleville, Fabre d'Eglantine [In: Rev. des cours et conférences XIX, 4].
*Gerold, Th.*, Zum 'genre troubadour' um 1780 [Im Arch. f. n. Spr. 126$^1/_2$.
*Hansen, Ch.* Frauenbildung im 17. Jahrhundert in Frankreich nach den Briefen von Mme de Sévigné. Diss. Heidelberg 1910. 66 S. 8⁰.
*Hazard, P.* La Révolution française et les lettres italiennes. Essai sur l'influence française en Italie de 1789 à 1815. Paris, Hachette. 8⁰. Fr. 10.
*Hervier, M.* Les Ecrivains français jugés par leurs contemporains. Jugements recueillis, commentés, complétés ou rectifiés. I. Le XVIe et XVIIe siècle. Paris, P. Delaplane, 1911. In-16, VIII, 676 p. 4 fr. 50.
*Humblot, M.* L'édition littéraire au XIXe siècle. 18 S. 8⁰ [Supplément à la Bibliographie de la France, n⁰ 11. 17 mars 1911].
*Kohler, E.* Entwicklung des biblischen Dramas des XVI. Jahrh. in Frankreich unter dem Einfluß der literarischen Renaissance. bewegung XIV, 69 S. 8⁰. [Münchener Beiträge zur rom. u. engl- Phil. 52. Heft].
*Lachèvre, Fr.* Disciples et successeurs de Théophile de Viau. La vie et les poésies libertines inédites de Des Barreaux (1599—1673) — Saint-Pavin (1595—1670). Paris, H. Champion, 1911. XIV, 541 S. 8⁰. 10 frcs. [Le libertinage au XVIIe siècle].
*Leclère, T.* Les femmes de théâtre du XVIIIe siècle. Paris, H. Piazza. 200 fr.
*Lefranc, A.* Les romans du XVe siècle [In: Rev. des cours et conférences XIX, 5].
— Les Romans et les Farces du XVe siècle [In: Rev. des cours et conférences XIX, 7].
— Les poètes du XVe siècle. Les Humanistes. L'imprimerie [In: Rev. des cours et conférences XIX, 8].
— Origines de l'Imprimerie. Savants et Lettrés au XVe siècle. Robert Gaguin [In: Rev. des cours et conférences XIX, 9].
— La Renaissance aux Pays-Bas. Erasme. *Les grands Rhétoriqueurs* [In: Revue des cours et conférences XIX, 11].
*Levrault, L.* La Critique littéraire (Evolution du genre). Paris, P. Delaplane, 1910. In-18, 138 p. 75 cent [Les Genres littéraires].
*Maury, L.* Les origines du romantisme [In: Revue bleue: 18 févr. 1911].
*Morel, L.* La fortune de 'Werther' en France dans la poésie et le roman (1778—1816) [In: Archiv f. n. Sprachen CXXV, 347—372].
*Retinger, J. H.* Histoire de la littérature française, du romantisme à nos jours. Paris, B. Grasset, 1911. In-16, 323 p. 3 fr. 50.
*Rigal, E.* De Jodelle à Molière. Tragédie. Comédie. Tragi-Comédie. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.
*Schomann, Emilie.* Französische Utopisten des 18. Jahrhunderts und ihr Frauenideal. Dissert. Greifswald 1911.
*Stenger, Gilbert.* Grandes dames du XIXe siècle. Chronique du temps de la restauration. La Duchesse d'Angoulême. — La Duchesse

de Berry. — La Marquise de Castries. — La Duchesse de Duras. — La Princesse de la Trémoille. — La Duchesse de Raguse. — La Marquise de Montcalm. — Mme de Rémusat. — La Duchesse d'Abrantès. — La Princesse de Foix. — La Duchesse de Broglie. — La Comtesse du Cayla. — La Duchesse de Dino. Paris, Perrin et Cie. 5 fr.

*Stroloke, F.* Das Tönende in der Natur bei den französischen Romantikern. Königsberger Dissert. 1911 [Die vollständige Arbeit erscheint in Bd. XXXI der Romanischen Forschungen].

**b) Einzelne Autoren.**

*Antoine de la Sale.* — *A. Lefranc.* La civilisation intellectuelle en France à l'époque de la Renaissance. Le Petit Jehan de Saintré [In: Revue des cours et conférences XIX, 6].

*Arène, Paul.* Von *Lorenz Petry.* Tübinger Dissertation 1910.

*Augier.* — *G. Le Bidois.* Emile Augier moraliste [In: Le Correspondant 10 janv. 1911].

— Émile Augier et la Comédie sociale p. *H. Gaillard de Champris.* Paris, B. Grasset. 6 fr.

*Balzac* ignoré p. le Docteur *Cabanès* 2ième éd. Paris, Albin Michel. 3 fr. 50.

— *A. Bettelheim.* Balzac - Studien 2 [In: Deutsche Rundschau XXXVII, 2].

— *L. Tailhade.* Quelques notes sur Balzac [In: Mercure de France 16 janv. 1911].

— *P. Musso.* Il Béranger e il Brofferio [In: Rivista d'Italia XIII, 5].

*Boileau* et son temps p. *A. Gazier* [In: Rev. des cours et conférences XIX, 8].

— *A. Gazier.* Boileau poète satirique [In: Revue des cours et conférences XIX, 5].

— *A. Gazier.* La vie de Boileau [In: Rev. des cours et conférences XIX, 9. 11].

*Bonjour, C.*, als Sittenschilderer seiner Zeit von *E. Bauer.* Dissert. Heidelberg 1910. 154 S. 8⁰.

*Bossuet.* — *Martine Rémusat.* Un converti de Bossuet [In: Rev. de Paris XVIII, 4].

*Charles d'Orléans.* — *H. N. Mac Cracken.* An English Friend of Charles of Orléans [In: Publ. of Mod. Lang. Assoc. of America XXVI, 1].

*Chevreau.* — *G. Boissière.* Urbain Chevreau. 1613—1701. Sa vie et ses. œuvres. Niort, Clouzot. Dissertation Poitiers. X, XX, 508 S. 8⁰.

*Daudet.* — *H. Willert* Thackeray und Daudet [In: Arch. f. n. Spr. 126 $^1/_2$].

*Delille.* — *F. Baldensperger.* L'Émigration de Jacques Delille [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVIII, 1].

*Des Barreaux.* S. oben p. 316 *Lachèvre.*

*Fauvel, Henri,* sa vie, son œuvre, l'homme ,le savant, l'écrivain, l'homme politique; par *Amédée Coignet* et *Georges Ackain.* Paris, P. Rosier, 1911. In-18, 35 p. 1 fr.

*Fénelon.* — Lettres à M. Jules Lemaître sur la valeur, pour une nation, de «l'Unité d'esprit», à propos de ses conférences sur Fénelon; par *L. Gilard.* Paris, Fischbacher, 1911. In-16, 59 p.

— *Fénelon* et l'Education attrayante; par *Gabriel Compayré.* Paris, P. Delaplane, 1910. In-18, 107 p. 90 cent [Les Grands Educateurs].

— *Fénelon* (étude d'âme); par l'abbé *Sanvert.* Paris, C. Amat, 1911. In-8, 304 p. 6 fr. [Voix canadiennes].

*Flaubert* à Chenonceaux p. *R. Martineau* [In: Mercure de France 1er Mars 1911].
— *E. Bovet.* Le réalisme de Flaubert [In: Revue d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].
*Gobineau* et sa femme p. *T. de Visan* [In: Le Journal des Débats 10 janv. 1911].
*Hugo, V.* — *Marradi.* La pietà sociale nel romanzo: Victor Hugo e Leone Tolstoi. S. Miniato, tip. V. Bongi e figli, 1910. 8⁰. 24 S.
— La Philosophie de Victor Hugo (1854—1859) et Deux Mythes de la Légende des siècles. Le Satyre. Pleine mer. Plein ciel; par *Paul Berret.* Paris, H. Paulin et Cie., 1910. In-8, 144 p.
— — *R. Pichon.* Virgile et Victor Hugo [In: Rev. d. deux mondes 15 mars 1911] (In Veranlassung der Arbeiten Chabert's und Guiard's über das gleiche Thema. Vgl. oben p. 227).
*Lamartine* et Elvire d'après de nouveaux documents p. *L. Séché* [In: Mercure de France 1er février 1911] (Vgl. auch Annales Romantiques VIII, 1].
— *P. de Lacretelle.* Les origines maternelles de Lamartine [In: Mercure de France. 16 février 1911].
— *Pierre de Lacretelle.* Les origines et la jeunesse de Lamartine. 1790—1812. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.
*Lamennais.* — *A. Rébellian.* Une amitié féminine de Lamennais [In: Mercure de France 1er février 1911].
*La Rochefoucauld.* — *G. Tinivelle.* La Rochefoucauld e le sue massime. Studio storico-critico. Sondrio. 160 S. 8⁰.
*Loti, P.*, sein Wesen aus seinen Werken von *G. Goyert.* Marburger Dissertation 1910.
*Martial d'Auvergue.* — *A. Thomas.* Le père de Martial d'Auvergne [In: Romania XXXIX, 586].
*Maupassant.* — Souvenirs sur Guy de Maupassant; par *François (Tassart)*, son valet de chambre (1883—1893). Paris, Plon-Nourrit et Cie., 1911. In-16, 321 p. 3 fr. 50.
— *Fr. Tassart.* La mort de Guy de Maupassant [In: Rev. des deux Mondes 1er mars 1911].
*Molière.* — *D. H. Miles.* The influence of Molière on Restoration Comedy. New York, The Columbia University Press. IX, 272 S. 8⁰ [Columbia University Studies in Comparative Literature].
— Molière p. *M. Donnay.* Paris, A. Fayard. 3 fr. 50.
— S. oben p. 316 *Rigal.*
*Montaigne* inconnu; par *E. Courbet.* Paris, H. Leclerc, 1910. In-8, 16 p. [Extrait du «Bulletin du bibliophile»].
*Montesquieu.* S. oben p. 316 *Collins.*
*Murger.* — Le cinquantenaire d'Henry Murger; Son Excellence Gustave Colline, souvenirs personnels, par *Léon Séché* [In: Annales Romantiques VIII, 1].
— Henry Murger p. *Jules Claretie* [In: Le Temps. 20 janv. 1911].
*Musset* et l'esprit allemand [In: Annales Romantiques VIII, 1. S. 60 bis 64].
— Michelet inspirateur de Musset p. *J. Giraud* [In: Revue bleue 1910].
— *Alfred de Musset* au Maine; par le marquis de *Beauchesne.* Mamers, impr. Fleury, 1911. In-8, 23 p. [Extrait de la «Revue historique et archéologique du Maine», t. 68, 1910].
— *H. Harbeck.* Alfred de Musset [In: Zeitung f. Lit., Kunst und Wissenschaft. Beil. d. Hamb. Korrespondenten 22].
*Pascal* als Erotiker von *P. Sakmann* [In: Arch. f. n. Spr. 126 ½].
*Prudhomme, Sully*, von *N. Hohbach* [In: Neuere Sprachen XVIII, 9].
— *W. Brangsch.* Philosophie und Dichtung bei Sully Prudhomme. Greifswalder Dissertation 1911.

*Quinault.* — *E. Richter.* Philippe Quinault, sein Leben, seine Tragödie, seine Bedeutung für das Theater Frankreichs und des Auslandes. Diss. Leipzig 1910. 151 S. 8⁰.

*Racine.* — Les deux Racine de M. Faguet. Réponse de M. Masson-Forestier [In: Revue des deux mondes. 1er février 1911].

*Régnier, H. de,* p. *G. Jean-Aubry* [In: Mercure de France 16 févr. 1911].

*Rimband* chez les Parnassiens: Sa liaison avec Verlaine p. *P. Berrichon* [In: Mercure de France 1er mars 1911].

*Rousseau, Jean-Baptiste* réfugié en Suisse, en Autriche et aux Pays-Bas (1710—1741) d'après les documents diplomatiques inédits et sa propre correspondance; par *Hyrvoix de Landosle.* Paris, Plon-Nourrit et Cie., 1911. In-8, 87 p. [Extrait de la «Revue d'histoire diplomatique»].

— *Rousseau* contre Helvétius p. *P.-M. Masson* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].

— *G. Gran.* Jean-Jacques Rousseau [Det nittende aarhundredes tilblivelse. I.] Christiania, H. Aschehong & Co. (W. Nygaard). Kr. 5.

— S. oben p. 316 *Collins.*

*Saint-Gelais.* — *C. Rutz-Rees.* A note on Saint-Gelais and Bembo [In: The Romanic Review I, 4].

*Saint-Pavin.* — S. oben p. 316 *Lachèvre.*

*Sand, G.* — *A. Vovard.* Le colonel Dudevant, beau-père de George Sand [In: Feuilles d'Histoire 1er mars 1911].

*Scarron.* — Scarroniana. Von *Joseph Frank* (Schluß) [In: Archiv f. n. Sprachen CXXV, S. 330—346].

*Staël, Mme de.* — *Maria Teresa Porta.* Madame de Staël e l'Italia. Firenze, Ferrante Gonnelli 1910.

*d'Urfé, Honoré,* dans ses rapports avec la Bresse et le Bugey, d'après les archives de Châteaumorand (Loire), de Léran (Ariège), etc., et les travaux de M. le chanoine O. C. Reure sur: La Vie et les Œuvres de Honoré d'Urfé; par *Edmond Chapoy.* Bourg, impr. du «Courrier de l'Ain», 18, rue Lalande. In-8, 23 p. avec grav. et fac-similé d'autographe.

*Verlaine.* — *L. Maury.* Humilis et Verlaine [In: Revue bleue. 4. février 1911].

— *Ch. Morice.* Discours prononcé au banquet des Amis de Paul Verlaine. Plaquette in-12. Paris, L. Vanier. 1 fr.

*Vigny, Alfred de.* — *O. G. Harlander.* Alfred de Vigny's pessimistische Weltanschauung. Ein Beitrag zur Geschichte des Romantizismus in Frankreich. Münchener Dissert. VI, 89 S. 8⁰ [Auch in Rom. Forsch. XXIX].

*Villon* à Metz p. *G. Thiriot* [In: Le Pays Lorrain et le Pays Messin 20 janv. 1911].

*Voltaire.* — *Chardonchamp, G.* La Famille de Voltaire. Les Arouet. Avec un tableau généalogique et des blasons. Paris, H. Champion, 1911. In-8, 71 p. 2 fr. 50 [Extrait de la «Correspondance historique et archéologique». Années 1909—1910].

— L'Affaire Sirven. Etude historique d'après les documents originaux; par Elie Galland, Avec une lettre de M. Emile Faguet. Mazamet, impr. V. Carayol; en vente chez l'auteur. 1910. In-8, XI-549 p. avec grav., autographe et carte. 6 fr.

— *F. Caussy.* La Mission diplomatique de Voltaire [In: La Grande Revue. 10 févr. 1911].

— S. oben p. 316 *Collins.*

## 7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

*Lewis, Charles B.* La lyre d'amour. An anthology of French love poems from the earliest times down to 1866, selected and anno-

tated. With a photogravure frontispice. Chatto & Windus. London 1911. 5 sh.

---

*Hammond, E. P.* Latin texts of the Dance of Death [In: Mod. Phil. VIII, 3].

*Hill, R. T.* Two Old French lyrics hitherto unpublished [In: Mod. Lang. Notes XXVI, 2].

*Jordan, L.* Physiognomische Abhandlungen [In: Rom. Forsch. XXIX, 2].

*Meyer, P.* Notice du ms. Egerton 735 du Musée Britannique (premier article) [In: Romania XXXIX, 532—569].

*Petersen, Holger.* Deux chansons pieuses inconnues (Dublin, Trinity College, ms. D. 4. 18) [In: Neuphilol. Mitteilungen 1911. Nr. 1/2].

*Pillet, A.* Beiträge zur Kritik der ältesten Troubadours. Sonderabdruck aus dem 89. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterl. Kultur. Sitzung der Sektion für neuere Philologie vom 23. Februar 1911. Breslau 1911. G. P. Aderholz Buchhandlung. 19 S. 8⁰ (I. Eine neue Form eines Liedes des Grafen von Poitiers. II. Binnenreim bei Cercamon und Marcabru. III. Zum Texte von Marcabrus Gedichten).

---

*Albertet de Sisteron.* — *G. Bertoni.* Un componimento inedito di Albertet de Sisteron [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 2].

*Aldebrandin de Sienne.* — Le Régime de corps de Maître Aldebrandin de Sienne. Texte français du XIIIe siècle publié pour la première fois, d'après les manuscrits de la Bibliothèque nationale et de la Bibliothèque de l'Arsenal, par les docteurs *Louis Landouzy* et *Roger Pépin.* Avec variantes, glossaire et reproduction de miniatures. Préface de M. *Antoine Thomas.* Paris, H. Champion, 1911. In-8, LXXVIII, 265 p.

*Alexis.* — *L. Brandin.* Vie de St. Alexis, Strophe CXI, 2 [In: Mod. Lang. Review VI, 1. S. 98—100].

*Antoine de la Sale.* — *O. Grojean.* Un nouveau manuscrit d'Antoine de la Sale [Extrait de l'Annuaire 1910 des Bibliophiles et Iconophiles de Belgique].

*Arnaut de Carcasses.* — *G. Bertoni.* Nota sulla „Novella del Pappagallo" [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 104 f.].

*Arnaut, Daniel.* — *R. Lavand.* Éclaircissements sur la vie et l'œuvre d'Arnaut Daniel [In: Annales du Midi. Janv. 1911].

*Aspremont.* — *J. Mayer.* Weitere Beiträge zur Chanson d'Aspremont (Quellen, Textproben). Diss. Greifswald 1910. 51 S. 8⁰.

*Aucassin et Nicolette,* XXI, 5—8. By *L. Brandin* [In: Mod. Lang. Review VI, 1. S. 100—102].

*Austorc de Segret,* Le sirventés d', p. *C. Fabre* (fin) [In: Annales du Midi. Janvier 1911].

*Bail en langue d'oc* de travaux pour l'église de Calvisson (1482), publié par Edouard Bondurand. Nîmes, impr. A. Chastanier, 1911. In-8, 15 p. [Extrait des «Mémoires de l'Académie de Nimes» de l'année 1910].

*Benoît de Ste Maure.* — *K. Basler.* Konrads von Würzburg „Trojanischer Krieg" und Benoîts de Ste Maure „Roman de Troie". Diss. Berlin 1910. 134 S. 8⁰.

*Berte aux grans piés.* S. oben p. 315 *Reinhold.*

*Boeve von Hantone.* — *Fritz Oeckel.* Ort und Zeit der Entstehung der Fassung II des festländischen Boeve von Hantone. Göttinger Dissertatiou 1911. VIII, 88 S. 8⁰.

*Brendan.* — Das anglonormannische Gedicht von Brendan als Quelle einer lateinischen Prosafassung, von *E. Pfitzner.* Hallenser Diss. 1910 [Aus: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 1].

*Cercamon.* S. oben p. 320 *Pillet.*

Une *Chanson* en l'honneur du glossateur Martin et de son fils Guillaume p. *Jean Acher.* Palermo, Stab. tip. ditta L. Gaipa 1910 [Estratto dagli 'Studi in onore di Biagio Brugi'].

*Chants royaux* et Tableaux de la confrérie du Puy Notre-Dame d'Amiens reproduits en 1517, pour Louise de Savoie, duchesse d'Angoulême (Bibliothèque nationale, ms. français, 145), publiés par *Georges Durand*, A. Picard et fils. 1911. In-fol., XI p. et 47 planches. [Mémoires de la Société des antiquaires de Picardie.]

*Chevalerie Vivien*, facsimile phototypes of the Sancti Bertini manuscript of the Bibliothèque Municipale of Boulogne-sur-Mer with an introduction and notes by *Raymond Weeks.* Published by the University of Missouri 1909 [The University of Missouri Studies ed. by *W. G. Brown.* I Literary and linguistic series].

*Chevalier au Cygne.* — *M. Einstein.* Beiträge zur Überlieferung des Chevalier au Cygne und der Enfances Godefroi. Diss. Bern. 43 S. 8°.

*Chrestien.* — *E. Pr. Hammond.* A note on borrowing from Chrétien de Troyes [In: Mod. Lang. Notes. March 1911].

— *Edens, R.* Erec-Geraint. Der Chrétien'sche Versroman und das wälsche Mabinogi. Rostocker Dissertation. Gekrönte Preisschrift. Rostock 1910. IX, 148 S. 8°.

*Covenant Vivian.* — *Willy Schulz.* Der Covenant Vivian und der gegenwärtige Stand der Forschung. Progr. der Kgl. Realschule in Wollstein 1911.

*Deschamp.* — *J. L. Lowes.* Chaucer and the Miroir de Mariage II [In: Modern Philol. VIII, 3].

*Doon de Laroche.* — S. oben p. 314 *Benary.*

*Eneas.* — *B. Fairly.* Die Eneide Heinrichs von Veldeke und der Roman d'Eneas. Eine vergleichende Untersuchung. Diss. Jena 1910. 91 S.

*Enfances Guillaume.* — *H. Theuring.* Die Prosafassung der „Enfances Guillaume". Diss. Halle 1910. 73 S. 8°.

*Enfances Godefroi.* S. oben *Chevalier au Cygne.*

*Eustache von Kent.* — *H. Schneegans.* Über die Interpolation des 'Fuerre de Gadres' im altfranzös. Roman des Eustache von Kent [In: Festschr. für W. Viëtor. S. oben p. 311 *Neuere Sprachen*].

*Foucon de Candie.* — *R. Weeks.* A mention of the Return of King Arthur in Foucon de Candie [In: The Romanic Review I, 4].

*Garin le Loherain.* — *E. Stengel.* Ein neues Bruchstück $Z^{11}$ der Chanson von Garin le Loherain [In: Festschr. f. Viëtor. S. oben p. 311 Neuere Sprachen].

*Geoffrey of Monmouth.* S. oben p. 314 *Bruce.*

*Gormont et Isembart.* S. oben p. 311 *Sostmann.*

*Hue de Rotelande.* — *W. Hahn.* Der Wortschatz des Dichters Hue de Rotelande. Greifswalder Dissertation 1910.

*Jehan de le Mote.* — *E. Hoepffner.* Die Balladen des Dichters Jehan de le Mote [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 2].

*Lanfranc Cigala.* — *G. Bertoni.* Su Lanfranc Cigala 282, 20 [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 103 f.].

*A Liturgical Play* of Joseph and his brethren p. by *K. Young* [In: Mod. Lang. Notes XXVI, 2].

*Marcabru.* S. oben p. 320 *Pillet.*

*Marie de France.* — *T. P. Cross.* The Celtic origin of the lay of Yonec [In: Revue Celtique XXXI, 4].

*Mistère de la conception.* — *E. Franke.* Untersuchungen über Le Mistère de la conception et nativite de la glorieuse vierge Marie avecques le mariage d'icelle la nativite passion resurrection et ascension de nostre sauver et redempteur Jesucrist jouée a Paris l'an de grace mil cinq cens et sept. Diss. Greifswald 1910. 68 S. 8⁰.

*Mystère de Saint Clement.* — *F. Tinius.* Studien über das Mystère de Saint Clement. Diss. Greifswald 1910. 88 S. 8⁰.

*The Oak Book of Southampton* of c. A. D. 1300. Transcribed and edited from the unique MS. in the Audit House, with Translation, Introduction, Notes, etc. by *P. Studer*, M. A. .. Vol. I, including the Anglo-French ordinances of the Ancient Guild Merchant of Southampton. Southampton: Cox Sharland. 1910 [Publications of the Southampton Record Society. General Editor: Professor F. J. C. Hearnshaw, M. A., LL. D.].

*Ogier.* — *B. Cerf.* The Franco-Italian Chevalerie Ogier II [In: Mod. Philol. VIII, 3].

*Philomena.* — *Lucy M. Gay.* Notes on De Boer's edition of Philomena [In: Mod. Lang. Notes March 1911].

*Rambertino Buvalelli.* — *O. Schultz-Gora.* Zu Bertoni's Ausgabe des Rambertino Buvalelli [In: Zs. f. rom. Phil. XXXV, 99—102].

*Raimbaut von Vaqueiras.* — *R. Zenker* und *Kurt Lewent.* Nochmals Raimbaut von Vaqueiras und der Kaiser von Konstantinopel [In: Arch. f. n. Sprachen CXXV, 404—410].

— *Nic. Zingarelli.* Engles nelle rime di Rambaldo di Vaqueiras. 22 S. 8⁰. 1900 [Aus: Miscellanea di studî critici in onore di V. Crescini.]

*Sainte Marguerite.* — An Italien Version of the Legend of St. Margaret. By *C. Foligno* [In: Mod. Lang. Review VI, 1].

Das *Seerecht von Oleron* nach der Handschrift Paris, Bibliothèque de l'Arsenal no 2570. D plomatischer Abdruck mit Einleitung, ergänzendem Glossar und einer Handschriftprobe von Dr. jur. *Heinrich Ludwig Zeller.* Berlin, in Kommission bei R. L. Prager. Pr. 1,50 Mk. [Sammlung älterer Seerechtsquellen, Heft 6].

*Tristan.* S. oben p. 315 *Zenker.*

*Troie, Roman de.* — *G. Bertoni.* Un frammento di una versione perduta del Roman de Troie [In: Romania XXXIX, 570—579].

*Vita Sancti Honorati,* herausgegeben nach drei Handschriften von *B. Munke.* Hallenser Diss. 1911 [Erscheint vollständig als 31. Beiheft zur Zs. f. rom. Phil.].

*Vivien.* S. oben 321 *Chevalerie.*

*Wace.* S. oben p. 314 *Bruce.*

*Wilhelm von Poitiers.* S. oben p. 320 *Pillet.*

---

*Anthologie* des écrivains français. Poésie (XVIII^e siècle), publiée, sous la direction de *Gauthier-Ferrières.* 31 portraits dont 4 hors texte, 30 autographes. Paris, Larousse. Petit in-8, 152 p. 1 fr.

*Anthologie* des écrivains français. Prose (XVIII^e siècle), publiée sous la direction de *Gauthier-Ferrières.* 30 portraits, dont 4 hors texte, 26 autographes. Paris, Larousse. Petit in-8, 160 p. 1 fr.

*Bibliotheca* romanica. kl. 8⁰. Straßburg, J. H. E. Heitz. — 117. 118. Bibliothèque française. Saint-Pierre, Bernardin de: Paul et Virginie. 162 S. 1910. — 119. Bibliothèque française. Molière: Théâtre. Le Tartuffe. 106 S. 1910.

Les *Poètes du Terroir* du XV^e siècle au XX^e siècle. Textes choisis accompagnés de Notices biographiques, d'une Bibliographie et de Cartes des anciens Pays de France par Ad. van Bever. Tome III: Languedoc et Comté de Foix. — Lorraine. — Lyonnais. — Nivernais. — Normandie. Paris, Ch. Delagrave. 3 fr. 50.

*Andrieux.* S. oben p. 316 Gazier.
*Barbey d'Aurevilly, J.* Les Diaboliques. Compositions et gravure originale de Lobel-Riche. Paris, A. Romagnol, 1910. In-4, X-327 p.
*Baudelaire.* — *Nadar.* Charles Baudelaire intime. Le poète vierge. Déposition. Documents. Notes. Anecdotes. Correspondance. Autographes et Dessins. Le Cénacle. La Fin. Paris, Auguste Blaizot. 15 fr.
*Beaumarchais.* — *A. Gazier.* Le théâtre de Beaumarchais [In: Revue des cours et conférences XIX, 2. 3].
*Brossette.* S. oben p. 319 *J.-B. Rousseau.*
*Chateaubriand.* — *E. Herpin.* Les Tiroirs de Chateaubriand [In: Mercure de France. 16 mars 1911].
— inédit p. *P. Dubois* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].
— *G. Charlier.* A propos du Manuscrit des „Natchez" [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].
— *V. Giraud.* Sur Chateaubriand traducteur de Milton [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].
— Le Génie du christianisme. Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, IV-655 p. 3 fr. 50.
— *Anatole Le Braz.* Sur la Correspondance de Chateaubriand relative à son tombeau [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].
*Colin d'Harleville.* S. oben p. 316 *Gazier.*
*Fabre d'Eglantine.* — S. oben p. 316 *Gazier.*
*Flaubert.* Sur la dernière édition de Par les Champs et les Grèves, de G. Flaubert, p. *René Descharmes* [In: Annales Romantiques VIII, 1].
— Une lettre inédite de Gustave Flaubert [In: Annales Romantiques VIII, 1].
— Œuvres de jeunesse inédites, de Gustave Flaubert. II, 1839—1842. Œuvres diverses. Novembre. Paris, L. Conard, 1910. In-8, 287 p. 8 fr. [Appendice aux œuvres complètes de Gustave Flaubert].
— Œuvres de jeunesse inédites. III, 1845—1846. L'Education sentimentale (version de 1845). Paris, L. Conard. 1910. In-8, 371 p. 8 fr. [Appendice aux œuvres complètes].
— Œuvres complètes. Correspondance. 2e série (1850—1854). Paris, L. Conard. 1910. In-8, 460 p. 8 fr.
— Œuvres complètes. L'Education sentimentale. Histoire d'un jeune homme. Paris, L. Conard, 1910. In-8, 708 p. 8 fr.
*Florian.* — S. oben p. 316 *Gazier.*
— Lettres inédites de Florian [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].
*Guérin.* — *Comte de Colleville.* Un cahier inédit du Journal d'Eugénie de Guérin [In: Mercure de France 16 février 1911].
*Hugo.* — Le Moyen Age dans la légende des siècles et les Sources de Victor Hugo; par *Paul Berret.* Paris, H. Paulin et Cie. In-8, 447 p. 10 fr.
— *E. Blémont.* Le reliquat des „Châtiments" [In: Annales Romantiques VIII, 1. S. 49—53].
*Lamartine.* — Une poésie inédite de Lamartine [In: Annales Romantiques VIII, 1. S. 48 f.].
— Variantes et Corrections inédites des „Harmonies" de Lamartine [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].
— *G. Allais.* Les „Harmonies" de Lamartine et le manuscrit de la ville d'Angers [In: Rev. des cours et conférences XIX, 3].
— Œuvres choisies; par *René Waltz.* Poésie. Paris, Hachette et Cie., 1910. In-16, LXIV-319 p. 3 fr. 50.
— Nouvelles Méditations poétiques. Compositions de H. Guinier, gravées à l'eau-forte par C. Coppier. Paris; Société des amis des livres. 1910. In-8, 182 p.

*Lamartine* — Œuvres. Voyage en Orient. T. 1er. Paris, Hachette et Cie., 1910. In-16, 490 p. 3 fr. 50.
— Le Manuscrit de ma mère, avec commentaires, prologue et épilogue. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, XI-322 p. 3 fr. 50 [Cette édition est publiée par les soins de la Société propriétaire des œuvres de M. de Lamartine].
*Latouche, H. de.* — Un Roman politique sous la Restauration: Clément XIV et Carlo Bertinazzi, de Henri de Latouche, par *Georges Vrancken* [In: Annales Romantiques VIII, 1].
*Leconte de Lisle.* Contes en prose (impressions de jeunesse). Préface de Jean Dornis. Paris, Société normande du livre illustré. 1910. In-8, XXIV-221 p., portrait gravé au burin par J. A. Corabeuf, d'après un dessin au crayon de Jobbé-Duval. Ornements typographiques de Malatesta gravés sur cuivre par Maccard et tirés en taille-douce par Wittmann.
*Lesage.* — Le Réalisme pittoresque chez *Lesage* et ses prédécesseurs immédiats; par *Irène Galli.* Grenoble, impr. Allier frères, 1910. In-8, 72 p.
*Marcellus, Comte de.* — Lettres inédites du Comte de Marcellus à M. Henri de Bonald (suite) [In: Annales Romantiques VIII, 1 (à suivre)].
*Marivaux.* — Théâtre choisi. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 233 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].
*Marot.* Œuvres de *Clément Marot.* Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 184 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].
*Mérimée, P.* Lettres à Estébanez Calderon. Paris, éditions de la «Revue politique et littéraire» («Revue Bleue») et de la «Revue scientifique», 41 bis, rue de Châteaudun. 1910. In-8, 30 p. [Extrai de la «Revue politique et littéraire» («Revue Bleue») des 12 et 19 novembre 1910].
*Molière.* — *P. Martin.* La cérémonie turque du „Bourgeois gentilhomme" [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].
— *H. Hartmann.* Die literarische Satire bei Molière. Tübinger Dissertation 1910.
— *Molière's* sämtliche Werke übersetzt von Margarete Beutler, Heinrich Conrad, Friedrich Freksa, Reinhard Koester und Eugen Neresheimer, herausgegeben von *E. Neresheimer.* München, G. Müller. 6 Bde. à 5 Mk. (Im Erscheinen).
*Montaigne.* — Les éditions des „essais" de Montaigne: Le texte de la „Vulgata" [In: Ac. des Inscript. et Belles- Lettres- Comptes Rendus 1910. Bulletin de décembre. P. 765—768].
— Essais, précédés d'une lettre à M. Villemain sur l'éloge de Montaigne; par *M. Christian.* T. 1er. Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, XII-385 p. 1 fr. 25 [Les Principaux Ecrivains français].
*Musset, Alfr. de.* Liebesbriefe an Aimée d'Alton (Madame Paul de Musset). Mit ungedr. Gedichten 1837—1848. Einleitung u. Anmerkgn. v. Léon Séché. Übertr. v. Auguste Förster. 7. Aufl. 185 S. m. Titelbild. kl. 8°. Berlin, H. Seemann Nachf., 1911. 2 Mk.
— Une nuit de Musset; par *Charles de Bussy.* Lettre-préface de M. Jules Claretie. Paris, P. Commaille, 1910. In-16, 70 p. 2 fr. 50.
*Perrault.* — Les Contes de Perrault. Dessins par Gustave Doré. Préface par P. J. Stahl. Paris, J. Hetzel. In-fol., XXV-132 p. 26 fr.
— Contes. Images de Georges Delaw. Préface de Mme Edmond Rostand. Paris, A. Sporck, 1910. Petit in-4, 68 p.
*Rabelais.* Œuvres. T. 2, t. 3 et dernier: Pantagruel. Corbeil, impr. Crété. Paris, J. Gillequin et Cie. 2 vol. in-16. T. 2, 247 p.; t. 3, 211 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

*Rabelais.* — *Rabelais* en français moderne; par *J. A. Soulacroix*, précédé de l'opinion de M. Emile Faguet. Illustrations par F. Jobbé-Duva et R. de La Nézière. T. 1er, 2, 3, 4, 5, 6. Paris, Libr. universelle, 20, rue Saint-Marc. 6 vol. in-16. T. 1er, 280 p.; t. 2, 272 p.; t. 3, 276 p.; t. 4, 275 p.; t. 5, 280 p.; t. 6, 272 p. avec grav. Chaque volume, 75 cent.

*Renan, E.* à Victor Cousin p. *P. B.* [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVIII, 1].

*Ronsard.* Poèmes. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 133 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

*Rousseau, J.-B.* — Correspondance de Jean-Baptiste Rousseau et de Brossette. Publiée d'après les originaux, avec une introduction, des notes et un index par *P. Bonnefon.* T. 1. 1715—1729. Paris, Éd. Cornély et Cie. [Soc. des textes franç. modernes].

*Rousseau, J. J.* Œuvres. Le Devin du village. Lettres écrites de la montagne. Dialogues. Les Rêveries d'un promeneur solitaire. Paris, Garnier frères, 1910. In-18 jésus, 627 p. 3 fr.

*Sainte-Beuve*, Lettres inédites de [In: La Revue 1er janvier 1911].

— *J. Lemaître.* Les Péchés de Sainte-Beuve [In: Revue hebdomadaire. 28 janv. 1911].

*Sales, Saint François de.* Œuvres. Edition complète d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites. Dédiée à S. S. Léon XIII et honorée de deux brefs pontificaux. Publiée sous les auspices de Monseigneur l'évêque d'Annecy, par les soins de religieuses de la Visitation du premier monastère d'Annecy. T. 16: Lettres. Vol. 6. Lyon, E. Vitte. Paris, libr. de la même maison. 1910. In-8, XII-486 p. et fac-similé d'autographe. 8 fr.

*Senancourt, E. de.* Rêverie sur la nature primitive de l'homme. Édition critique p. *J. Maerlant.* T. 1. Paris, Éd. Cornély et Cie., 1910 [Soc. des textes franç. modernes].

*Sévigné, Mme de.* — S. oben p. 316 *Hansen.*

*Stendhal.* Journal d'Italie p. p. *P. Arbelet.* Paris, Calmann-Lévy. 3 fr. 50.

*Verlaine, Paul.* Vers. (Édité par Georges A. Tournoux.) 198 S. gr. 8⁰. Leipzig, E. Rowohlt, 1910. Geb. 12 Mk.

*Villon, F.* Œuvres, publiées avec préface, notices, notes et glossaire; par *Paul Lacroix.* Paris, E. Flammarion. In-18 jésus, 368 p. 95 cent [Les Meilleurs Auteurs classiques français et étrangers].

*Voltaire.* Œuvres complètes. T. 19: Dictionnaire philosophique (suite et fin). Paris, Hachette et Cie., 1911. In-16, 463 p. 1 fr. 25 [Les principaux écrivains français].

— *A. Lelioux.* Le dernier descendant de Calas et la Convention [In: Bulletin de la Soc. de l'Hist. du Protestantisme Français. Janvier-février 1911].

## 8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

*Ellinger, Joh.* Über die Vorteile der in der III. und IV. Klasse der Realschule durchgeführten Ausgleichung der französischen Stunden [In: Zs. f. d. Realschulw. XXXVI, 1].

*Grégoire, Ant.* Conseils pratiques sur l'emploi des machines parlantes dans l'enseignement des langues vivantes [In: Rev. de l'instruction publique en Belgique No. 6 (1910)].

*Hammer, W. A.* Zur Verwendung der Sprechmaschine [In: Zs. f. d. Realschulw. XXXVI, 1. S. 1—7].

*Hasl,* Die Prüfungsordnung für das Lehramt der humanistischen und realistischen Mittelschulen Bayerns nach dem Entwurf des Königlichen Staatsministeriums [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterr. X, 1].

*Herp, J. van.* Die Reform des neusprachlichen Unterrichts in Belgien [In: Festschr. für Viëtor. S. oben p. 311 *Neuere Sprachen*].

*Jordan, R.* Zur Behandlung der Frage nach den drei dramatischen Einheiten auf der Mittelstufe der Gymnasien [Lehrproben und Lehrgänge 1911. 2. Heft].

*Middel, Jos.* Wie erlerne ich durch Selbststudium fremde Sprachen rasch und gründlich. Erprobte Ratschläge u. ausführl. Besprechg. der in Frage komm. Hilfsmittel. 56 S. 8⁰. Stuttgart, E. Leupoldt, 1911. 80 Pf.

*Parmentier, A.* Le Théâtre en France depuis le début du XVIe siècle jusqu'à la Révolution. Paris, G. Vitry, édit. de diapositives, 1910. Petit in-8, 20 p. [Enseignement par les projections lumineuses. Notices rédigées sous le patronage de la commission des vues instituée près du Musée pédagogique].

*Reuland, M.* L'imagination et les méthodes scolaires. Progr. Echternach 1910. 61 S. 4⁰.

*Schröer.* Die künstlerische Seite der Anschauungsbilder [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht X, 1. S. 35—42].

*Strohmeyer.* Bericht über einen Erlaß des französischen Unterrichtsministeriums zur Vereinfachung und Vereinheitlichung der grammatischen Termini in der Schule [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht X, 1].

*Ulmer.* Metrik in der Schule? [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht X, 1 (Schluß folgt)].

*Unterricht und Sprechmaschine.* Mitteilungen üb. die Verwendg. der Sprechmaschine als Unterrichtsmittel. Neue Folge v. „Sprachenerlerng. u. Sprechmaschine". Hrsg.: *Vict. A. Reko.* 3. Jahrg. 1911. 6 Nrn. (Nr. 1 16 S.) gr. 8⁰. Stuttgart, W. Violet. 1,20 Mk. Bisher u. d. T.: Spracherlernung u. Sprechmaschine.

## 9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

### a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

*Bechtel, Adf.* Französisches Sprech- u. Lesebuch. Mittelstufe. Für die 3. u. 4. Klasse. 5., der „Verordng. des Ministers f. Kultus u. Unterricht vom 8. IV. 1909, Z. 14. 741", entsprech. Aufl. Mit 6 Bildern u. 1 (farb.) Karte v. Frankreich. VIII, 225 S. 8⁰. Wien, Manz, 1911. 2,50 Mk.

*Beck, Christoph.* Französische Stilübungen nebst Diktat- u. Lesestoffen f. höhere Lehranstalten. II. Tl. 3 Abtlgn. 8⁰. Nürnberg, F. Korn, 1910. Jeder Bd. 1,40 Mk. 1. Abtlg. Klasse VII. (XII, 84 S.) — 2. Abtlg. Klasse VIII. (IV, 72 S.) — 3. Abtlg. Klasse IX. (IV, 96 S.) Den I. Teil bildet die französische Stillehre.

*Bergmann, Martha.* Idiomes. [Gallicismes-Germanismes.] Spracheigenheiten (die jeder lernen kann u. muß). (Französisch-Deutsch.) 1. Tl. 55 S. 8⁰. Magdeburg, K. Peters, 1910. Geb. 1 Mk.

*Berlitz:* Méthode. 4 tableaux. Je 92 × 112,5 cm. Farbdr. Berlin, S. Cronbach, 1911. 10 Mk.

*Bize, Louis* u. *Wern. Flury.* Cours gradué de la langue française à l'usage des écoles moyennes de langue allemande. Grammaire-exercices-lecture. VII, 322 S. 8⁰. Zürich, Schulthess & Co., 1911. Geb. 3 Mk.

*Böddeker, K., H. Bornecque, R. Erzgraeber.* Übungsbuch f. höhere Mädchenschulen u. Studienanstalten. (Böddeker-Bornecque-Erzgraeber: Französisches Unterrichtswerk.) III. Tl.: Klasse II u. I. der höheren Mädchenschule (bezw. IIIa—I der Studienanstalt). 137 S. m. 3 farb. Karten u. 1 Plan. 8⁰. Leipzig, G. Freytag, 1911. Geb. 2 Mk.

*Boerner, O.* u. *R. Dinkler.* Oberstufe zum Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache, f. Mittelschulen hrsg. (Boerners französ. Unterrichtswerk. [Boerner-Dinkler f. Mittelschulen 3.]) V, 247 S. m. 12 Abbildgn., 1 Vollbild u. 2 Taf. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1911. Geb. 2,60 Mk.

*Brunot et Bony.* Méthode de langue française. 3e livre, Maître, destiné au cours moyen (préparation au certificat d'études primaires élémentaires) et au cours supérieur. Grammaire d'après la méthode d'observation. Analyse de la forme et analyse du sens. Enseignement systématique du vocabulaire. Lecture. Récitation. Texte des grands écrivains. Méthode de composition française: Directions et Exercices. Nombreux exercices en textes suivis. Paris, A. Colin, 1911. Petit in-8 à 2 col., XVIII-419 p. 3 fr. 50 [Enseignement primaire élémentaire].

*Enkel, H., Th. Klähr* u. *H. Steinert.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Bürgerschulen (Knaben- u. Mädchenklassen). I. Teil 16. völlig umgearb. Aufl. v. *Frdr. Hoffmann.* Bilder v. Elisab. Voigt. VII, 161 S. 8⁰. Dresden, A. Huhle, 1911. 1,50 Mk.

*Foulché-Delbosc, R.* et *A. R. Gonçalves-Vianna.* — Resumo de grammatica francesa. Paris, Aillaud, Alves et Cie. Petit in-8, 205 p. [Ensino secundario official].

*Gaßmeyer, M.* u. *A. Wagner.* Französische Hausübungen (m. Schlüssel). I. Regelmäßige Formenlehre. VIII, 92 u. 67 S. gr. 8⁰. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1911. 1,60 Mk.

*Kittkewitz, Geo.* L'apprenti. Französisches Lehrbuch f. Handels-, Gewerbe- u. kaufmänn. Fortbildungsschulen. Ausg. B. in 1 Tle. Mit 2 farb. Karten u. 2 Stadtplänen im Text. 2., verb. Aufl. 252 S. 8⁰. Leipzig, F. Hirt & Sohn, 1910. Geb. 2,50 Mk.

*Klinghardt, H.* u. *M. de Fourmestraux.* Französische Intonationsübungen. Für Lehrer u. Studierende. Texte u. Intonationsbilder m. Einleitg. u. Anmerkgn. VII, 114 u. 35 S. 8⁰. Cöthen, O. Schulze Verl., 1911. Geb. 3,80 Mk.

*Manger, Karl.* Hilfsbüchlein f. den französischen Unterricht. Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, nebst Präparation, kleine Synonymik, petit questionnaire grammatical suivi des réponses. 3. u. 4., durchgeseh. u. verm. Aufl. IV, 135 S. kl. 8⁰. Nürnberg, C. Koch, 1911. 1 Mk.

*Myard, J.* et *L. Méneret.* Grammaire et Composition française. Paris, C. Delagrave. In-18, 331 p. 3 fr. [Bibliothèque des écoles pratiques de commerce et d'industrie].

*Oliver, George A. S.* Unterrichtsbriefe zur Erlernung fremder Sprachen unter Benutzung humoristischer Texte. Französisch. (System Oliver. Brieflicher Sprach- u. Sprech-Unterricht f. das Selbststudium Erwachsener.) Neue Aufl. 20 Briefe m. 3 Beilagen. 484, 47, 20 u. II, 41 S. Lex. 8⁰. Berlin-Schöneberg, Mentor-Verlag, 1911. In Mappe 20 Mk.; einzelne Briefe 1 Mk.

*Orell Füssli's* Bildersaal f. den Sprachenunterricht. Kommentar zum 8. Heft. Aufsätze f. den Unterricht in der französ. Sprache v. *G. Egli.* Fragensammlung u. ausgeführte Beispiele in französ. Sprache v. *Ch. Alb. Rossé.* 2. Aufl. 119 S. m. Abbildgn. 8⁰. Zürich, Art. Institut Orell Füssli, 1910. 2 Mk.

— dasselbe. Collection d'images destinée à l'enseignement des langues. Commentaire du 7e cahier. Sujets de rédactions pour l'enseignement de la langue maternelle, par instituteur second *G. Egli.* Questionnaires et exemples de rédaction en langue française par *Ch.-Alb. Rossé.* 119 S. m. Abbildgn. 8⁰. Ebd. 1910. 2 Mk.

*Ozenfant, E.* Exercices de grammaire française. Cours élémentaire. Livre du maître. Paris, C. Delagrave. In-18 jésus, 514 p. 5 fr.

[Cours de grammaire française publié sous la direction de Léopold Sudre].

*Stefan, Al.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Realgymnasien u. verwandte Lehranstalten. II. Tl. (Für die 5., 6., 7. u. 8. Klasse.) Mit 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. 1 (farb.) Plan v. Paris. VIII, 203 S. 8⁰. Wien, K. Graeser & Co., 1910. Geb. 2,50 Mk.

*Sudre, L.* et *P. Laurent.* Exercices de grammaire française. Cours moyen. Livre du maître. Paris, C. Delagrave, 1910. In-18 jésus, VI-616 p. 5 fr. 50 [Cours de grammaire française, publiée sous la direction de Léopold Sudre].

*Tafel,* synoptische, der französischen Konjugation. Regelmäßige Verben. Unregelmäßige Modus-Zeiten. Übereinstimmung der Zeiten. Regeln des Participiums. 51,5 × 60 cm. Leipzig, Neumarkt 36, A. Gascard, 1910. 30 Pf.

*Werner, Alex.* Gymnastique du vocabulaire français. (Französisch-deutsches Wörterverzeichnis.) Hilfsbuch zum Gebrauch für die oberen Klassen der Mittelschulen. 220 S. 8⁰. Wien, F. Tempsky, 1911. Geb. 2,60 Mk.

**b) Literaturgeschichte, Realien, Schulausgaben, Lesebücher.**

*Fleury, C.* Recueil de compositions littéraires à l'usage des candidats au baccalauréat. Sections A. B. C. D. Cent développements de sujets donnés aux examens du baccalauréat, de 1905 à 1910. Paris, J. de Gigord, 1911. In-18 jésus, VII-530 p.

*Huleux, E.* La Vie littéraire à l'école. Lecture, Récitation, Rédaction. Cours moyen (1er année). Choix de 120 textes expliqués et analysés, en vue de la préparation à la composition française. Ouvrage illustré de 30 tableaux d'art. Paris, Alcide Picard. In-18, 351 p. Cartonné, 1 fr. 35 [Cours régulier de langue française. Collection Edouard Petit].

*Martini, W.* u. *A. Delanney.* Éléments de littérature française, suivis des règles essentielles sur la versification. VI, 50 S. 8⁰. Leipzig, H. Schmidt. Geb. 90 Pf.

*Brenner, Charles.* Morceaux choisies des auteurs français à l'usage des écoles et de l'enseignement particulier. VIII, 150 S. 8⁰. Wien, Mor. Stern, 1911. Geb. 2 Mk.

---

*Cologne* p. *F. Le Bourgeois.* Avec huit gravures hors texte. Paul Neubner, Editeur Cologne.

*Daudet, Alphonse.* Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Dr. Otto H. Brandt. 125 S. 8⁰. Leipzig, G. Freytag. — Wien, F. Tempsky, 1911. Geb. 1,20 Mk.

*Diesterweg's* neusprachliche Reformausgaben, hrsg. v. Prof. Dr. Max Frdr. Mann. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 22. Thiers, Adolphe. Extraits historiques. Annotés par Prof. Dr. Louis André. XIX, 64 u. 56 S. 1911. Geb. 1,60 Mk. 24. Maupassant, Guy de. La guerre franco-allemande. Annotée par Proff. Ch. Robert-Dumas et Dr. Max Frdr. Mann. Seule éd. autorisée pour les pays de langue allemande. VII, 75 u. 36 S. 1911. Geb. 1,40 Mk.

*Gerhard's* französische Schulausgaben. kl. 8⁰. Leipzig, R. Gerhard. Nr. 26. Collection de contes et nouvelles. Tome II. Auteurs modernes. 2me partie. Für den Schulgebrauch zusammengestellt und erklärt v. *A. Mühlan.* I. Tl.: Préface. Notices biographiques et littéraires. Text. Anmerkungen. VI, 145 S. m. 2 Bildnissen. 1910. Geb. 1,60 Mk.; 2. Tl.: Wörterbuch. 32 S. 40 Pf.

*Gratacap, M.* Les mémoires français du XIXme siècle. Morceaux choisis. Recueillis et annotés à l'usage des classes. I. L'histoire.

181 S. $8^0$. Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag, 1911. Geb. 1,70 Mk.

*Guizot, F.* Histoire de la civilisation en Europe. Für den Schulgebrauch hrsg. v. *Edm. Köcher.* 135 S. $8^0$. Leipzig, G. Freytag. — Wien, F. Tempsky, 1911. Geb. 1,50 Mk.

*Kühn, K.* La France et les Français. Ausg. B. Mit 40 Illustr., 3 (eingedr.) Kartenskizzen, 1 (farb.) Plan v. Paris, 1 (farb.) Karte der Umgebg. v. Paris u. 1 (farb.) Karte v. Frankreich. XX, 320 S. $8^0$. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1910. Geb. 3,20 Mk.

— *R. Diehl* u. *W. Schwarzhaupt.* Französisches Lesebuch für Mittelschulen. Mit 10 Illustr., 1 (farb.) Plan v. Paris, 1 (farb.) Karte der Umgebg. v. Paris u. 1 (farb.) Karte v. Frankreich. XI, 194 S. $8^0$. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1910. Geb. 2 Mk.

*La Fontaine.* Fables. Edition annotée à l'usage de la jeunesse; par *L. Rollin.* Illustrations de Hadamar et Désaudré. Paris, E. Guérin, 1910. In-18, 288 p.

La *litérature par les textes.* Collection p. p. *H. Matthey* et *P. Roches* Helbing und Lichtenhahn, Bâle. Vol. 1: Montesquieu, Voltaire, Rousseau. 149 p. fr. 1.80. Vol. 2: Les grand poètes romantiques. Lamartine, Hugo, Musset, Vigny, Gautier. 190 p. fr. 2.40.

*Perthes*' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Neue Aufl. Ausg. B. Mit französ. Anmerkgn. $8^0$. Gotha, F. A. Perthes. Nr. 40 B. Sandeau, Jules. Mademoiselle de la Seiglière. Comédie. (1851). Édition précédée de notices biographiques et historiques et accompagnée de notes par K. Engelke. 2. éd. VIII, 123 S. 1910. Geb. 1,60 Mk.; Wörterbuch, 15 S. 20 Pf.

*Sammlung* englischer und französischer Autoren. Hrsg. v. Frz. Eigl u. Rich. Lederer. kl. $8^0$. Troppau, Buchholz & Diebel. Mérimée, Prosper. Nouvelles. Inhalt: Mateo Falcone, Tamango. IV, 51 S. 1910. 25 Pf. 3. Heft. Maupassant, Guy de. Contes. Inhalt: La parure. La mère sauvage. Le parapluie. IV, 40 S. 1911. 20 Pf.

*Schulbibliothek,* französische und englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. $8^0$. Leipzig, Renger. 165. Bd. *Sand, George.* La mare au diable. Im Auszuge für den Schulgebrauch bearb. v. Karl Roos. VI, 69 S. 1911. Geb. 1 Mk. 166. Bd. Hanotaux, Gabr. Le gouvernement de M. Thiers et la libération du territoire. Auswahl aus „Histoire de la France contemporaine". Für den Schulgebrauch erklärt v. Bernh. Völcker. Alleinberechtigte Ausg. X, 117 S. 1911. Geb. 1,30 Mk.

*Schulbibliothek,* französische und englische. Hrsg. v. Otto E. Dickmann. Reihe A: Wörterbücher. $8^0$. Leipzig, Renger. 164 Bd. Pressensé, Mad. E. Rosa. Bearb. v. E. Kluth. 29 S. 1910. 30 Pf.

*Stange, A.* Auswahl französischer und englischer Gedichte zum Gebrauch an Realschulen. 5. Aufl. 94 S. $8^0$. Minden, J. C. C. Bruns, 1911. Geb. 1 Mk.

*Velhagen & Klasing's* Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Reform-Ausg. m. fremdsprachl. Anmerkgn. kl. $8^0$. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Nr. 22. Daudet, Alphonse. Le petit chose. Extraits et commentaire à l'usage des classes. Nouvelle éd. reformée par *H. Fr. Haastert* et *Gaston Dansac.* VI, 143 und 47 S. 1911. Geb. 1,10 Mk.

---

## Druckfehlerberichtigung.

Im Aufsatz: „*Neuere Arbeiten über George Sand*", Heft 2/4 S. 60, Z. 6 und 7 von oben muß es heißen, statt Friedrich August I. von Sachsen: *Friedrich August II.*







